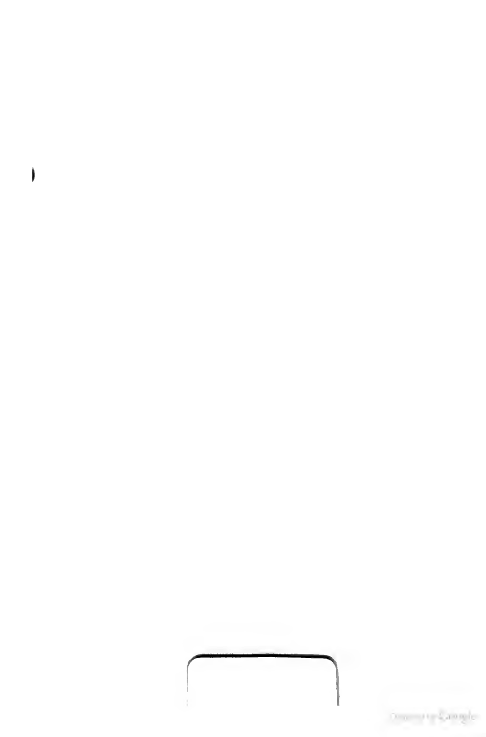






Die

Zeugen der Wahrheit

Lebensbilder
zum evangelischen Kalender
auf alle Tage des Jahres.

Herausgegeben
von
Dr. Ferdinand Piper.

Zweiter Band.

Das Leben der alten Zeugen von der Mitte des vierten
bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Verlag von Bernhard Tauchnitz
Leipzig 1874.

Inhalt.

Seite

Seite

2. Die Mission in den nordischen und slavischen Reichen.

3. Märtyrer in der Schweiz und Spanien.

4. England.

Zweiter Abschnitt. Bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts . . . . 610—825

1. Deutschland, 10. u. 11. Jahrhundert.

Fürsten und Bischöfe.

2. Glaubensboten und Märtyrer in Preußen und Polen; 10. u. 11. Jahrhundert.

3. Die nordischen Reiche, 11. Jahrhundert.

Fürsten und Märtyrer.

4. Deutschland, 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Bischöfe und Glaubensboten.

Zweite Periode.
Von der Mitte des vierten bis in die zweite Hälfte des achten Jahrhunderts.

Erster Abschnitt. Bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts.

I. Die Kirche im griechisch-römischen Reich.

1. Kirchenlehrer. a. Bis zum zweiten allgemeinen Concil i. J. 381.
Alexandrien. Gallien. Kleinasien.

113. Didymus,
Lehrer der Katechetenschule zu Alexandrien.

22. Februar.

Es gehört zu den schmerzlichsten Räthseln der vom Geiste Gottes erleuchteten Weltbetrachtung, welche das Geheimniß der Geschichte nicht in dem trostlosen Einerlei einer ziellosen Kreisbewegung, sondern in dem Vorwärts einer wenn auch langsamen Menschheitsentwickelung erblickt, daß mitunter ganze Völker nach Perioden eines reichbewegten geistigen Lebens plötzlich zurückgeworfen werden auf die Kindheitsstufe der Kultur und Bildung. Der erschütternde Eindruck dieser Katastrophen steigt bei Nationen, welche, groß und herrlich in der Geschichte des Reiches Gottes, einen Fall thun wie Babel, da seine Pracht vom Himmel zur Hölle niedergeworfen ward, wie Bethsaida oder Kapernaum, da ihnen der Herr das Gericht drohte entsetzlicher als Sodom. Wie ein lieblicher Garten Gottes, duftend im Heilsschmuck christlicher Erkenntniß, Gesittung, Liebe, lagen die Diöcesen einst um das Mittelmeer. Aber was sind sie jetzt, diese Perlengürtel des Mittelmeers, diese Wiegensitze des Christenthums und des glänzendsten kirchlichen Lebens? Wo sonst sich Gemeinde an Gemeinde reihte, nichts als versprengte Christenhäuflein im Wüstenmeer einer mit gleißnender Civilisation übertünchten Barbarei, die strahlenden Bischofssitze elende Dörfer oder verwitterte Ruinen, oft spurlos verweht bis

auf die Namen, die herrliche Natur verwildert durch die Trägheit der Menschen, die Bevölkerung abgestumpft durch die Herrschaft des Halbmondes, dessen Geistesbann überall zuletzt auch den Zusammensturz der bürgerlichen Ordnung nach sich zieht, hie und da schwellende Knospen, die einen nahenden Frühling ankündigen, aber, zurückgehalten durch die allgemeine Erstarrung, es zu keiner Ausreifung bringen. Das sind die Gerichte der strafenden Liebe Gottes, welche ihre himmlischen Segnungen unverkürzt und mit zuwartender Geduld darreicht Jedermann, aber ihre Verachtung zuletzt rächt mit Entziehung selbst dessen, was der Mensch in gewissem Sinn sein eigen nennt. Kleinasien, Palästina, Alexandrien, wie waren sie einst so hoch erhoben! Aber weil sie die erste Liebe verließen, um in Weltsinn und Wohlleben das Kleinod der Einen Perle zu vergessen, weil sie im Ergötzen an spitzfindigem Grübeln und Streiten über die Mysterien des Dogma die Hauptsache im Christenthum, Glauben und Liebe, aus den Augen verloren, und ihre treuesten Lehrer, anstatt in Ehren zu halten und zu segnen, mit Geringschätzung und Bannflüchen verfolgten, mußte ihr Leuchter hinweggestoßen werden. Sie wurden eine Beute des Erbfeindes der Kirche, nachdem sie innerlich sich vom Menschensohn losgesagt hatten.

Länger denn zwei Jahrhunderte hatte die sogenannte Katechetenschule in Alexandrien geblüht, als Pflanzstätte einer im gläubigen Gemüth gepflegten Philosophie des geoffenbarten Christenthums. Eine Fülle geistigen Lebens strömte von ihr über die Kirche aus. Wenn sie im engeren Kreise heilsverlangender Gebildeten aus den Heiden als Helferin zum Glauben, jungen Christen von Talent als Vorschule für den Kirchendienst diente, so wirkte sie in's Allgemeine auf geistigere Schriftauslegung, auf wissenschaftliches Verständniß des nach seinem letzten Gründen erforschten, als Ganzes lebensvoll zusammengefaßten Christenthums, auf Zubereitung der Bildungsschätze der alten Welt für die Zwecke des Evangeliums, überhaupt auf eine höhere und feinere Weltansicht, wobei das Wissen überall mit dem Leben sich in harmonischer Einheit darstellen sollte. Das Absterben ihrer Blüthe seit Ausgang des vierten Jahrhunderts war eines der Vor- und Wahrzeichen des allgemeinen Verfalles, welcher die vom Mönchsgeist eingeschnürte, im Formel- und Formenwesen erstarrende, in sich getheilte Kirche des Orients zunächst in selbstbereitete geistige Knechtschaft, alsdann und in Folge

hievon auch in die äußere des Islam stürzte. Ungesucht erinnert daher das Leben und Wirken des **Didymus**, des letzten ihrer bedeutendern Lehrer, an jenen Verfall und die mit ihm in Verbindung stehenden dauernden Folgen.

Es liegt in dem besonderen Walten der Vorsehung beim Entwickelungsgange der Kirche, daß sich das **äußere Leben** gerade der hervorragendern Kirchenlehrer in fast völliges Dunkel verliert. Auch über Didymus wissen wir wenig, was bei ihm auch wohl damit zusammenhängt, daß sein Leben ohne eigenthümliche Wechsel im stillen Gleichmaß des Lernens und Lehrens sich abspann. Seine Geburt fiel nach einer höchst wahrscheinlichen Berechnung in die schwere Zeit, wo die Kirche den letzten Entscheidungskampf gegen die ganze Reichsmacht des römischen Heidenthums kämpfte (in's J. 309). So erhielt er gleichsam mit der Geburt die Bluttaufe für ein Leben der Aufopferung im Dienste des Herrn. Das Alterthum kennt ihn unter dem Namen des Blinden, weil er in früher Jugend, noch bevor er die Anfangsgründe des Unterrichts erlernt, im vierten oder fünften Lebensjahr das Augenlicht verlor. Aber wie viele andere große Väter, einen Justinus, einen Augustinus, beseelte ihn von Kindheit auf ein mächtiger Trieb nach Erkenntniß. Man traf ihn oft im Gebet, daß Gott ihm das Licht nicht der Augen, sondern die Erleuchtung des Herzens verleihn wolle. Und wie es in der Regel geschieht, daß, wo ein Sinn erlischt, die Leuchte der andern um so herrlicher aufgeht, so entwickelte sich bei ihm das von Natur reiche Geistesleben so rasch und glücklich, daß er an Leichtigkeit der Auffassung, an Treue des Gedächtnisses, an Sicherheit des Verständnisses nicht bloß alle Altersgenossen überflügelte, sondern im Besitz einer ungeheuren Fülle göttlichen und menschlichen Wissens bald ein auf allen Gebieten damaliger Gelehrsamkeit, selbst denen, welche am meisten der sinnlichen Anschauung bedürfen, gefeierter Meister wurde. Das Gehör ersetzte ihm das Gesicht. Oder wie Zeitgenossen es ausdrückten, Gott gab ihm anstatt der Augen des Leibes die Augen des Geistes. Die Buchstaben und Namen, überhaupt Alles, was mit dem Tastgefühl sich erkennen läßt, erlernte er durch Hilfe von Tafeln, in welche die Formen eingeschnitten waren. In den Schulen wahrscheinlich Alexandriens erwarb er die Kenntniß der Regeln der Grammatik und Rhetorik. Von da zum Studium der Philosophie gewandt, bemächtigte er sich mit gleicher Schnelligkeit der Dialektik, Arith-

metik, Geometrie, Astronomie und Musik, so daß er die schwierigsten Probleme der Mathematik mit Glück löste und in Disputationen Keinem an Gewandtheit oder Geistesgegenwart nachstand. Ganze Tage bis tief in die Nacht saß er im Sinnen über göttliche Dinge. Sobald die Schulen sich schlossen, ließ er sich vorlesen. Und wenn die Vorleser ermüdet einschliefen, durchdachte er das Gehörte im Geist oder wiederholte es für das Gedächtniß, so daß er das Vorgetragene nicht sowohl gehört, als auf die Blätter seiner Seele niedergeschrieben zu haben schien. Am lebhaftesten beschäftigte ihn, entsprechend der Grundrichtung der alexandrinischen Schule, das Studium der heiligen Schrift. Sie wurde sein tägliches Brod, von welchem er lebte, die Geistesheimath, in welcher Herz und Gedanke ausruhte. Ganze Bücher, unzählige Stellen im Einzelnen wußte er wörtlich auswendig. Nicht bloß ihr Inhalt und Wortlaut war ihm jederzeit gegenwärtig, sondern selbst über abweichende Lesarten oder Verschiedenheiten der Uebersetzer des A. Ts. wußte er Rechenschaft zu geben. So ein Wunder Allen, war ihm durch Gottes Gnade beschieden, daß er der geistige Führer für Tausende wurde. Es hat alle Wahrscheinlichkeit, daß ihm bereits im Jünglingsalter von 26 Jahren (im J. 335) der Patriarch Athanasius mit dem einflußreichen Katechetenamt in Alexandrien betraute. Ueber ein halbes Jahrhundert hat Didymus es mit Segen geführt, bis zu seinem Tode (395) mit ungebrochener Kraft thätig, bald im mündlichen Unterricht vor Schaaren begeisterter Schüler, bald in einsamer Stille Notarien diktirend. Das Lernen und Wirken für Andere war sein Lebensodem. Alle, die zu ihm strömten, um den seltenen Mann zu sehen, zu hören — und es waren ihrer Viele, Egypter, Griechen, Lateiner — nahm er mit immer gleicher Liebe auf. Keine der ihm vorgelegten Fragen ließ er ohne Antwort. Manche seiner Schriften verfaßte er auf ihre Bitte. Wer ihn gehört hatte, fühlte sich stolz, ihn seinen Meister nennen zu dürfen. Von bekanntern Kirchenlehrern saßen zu seinen Füßen Palladius, Evagrius, Isidorus, Rufinus, Hieronymus. Es war wohl das Erbauliche seiner ungeachtet der leiblichen Blindheit so vielseitig gebildeten Persönlichkeit, was diesen Zauber übte; daneben das Anregende des mündlichen Wortes, das, ohne blendende Gedanken und Sprache, aber immer eine That des innersten Lebens, und anziehend durch sinnige Einfachheit, tiefe Schriftkenntniß, durch in Beweisführung wie Widerlegung wohlgeübte

Dialektik, zündend in die Herzen schlug. Schon Zeitgenossen fühlten, daß seine Schriften diese Gewalt der Rede nur sehr unvollkommen abschatteten. Rufin erzählt, daß zwar seine schriftlichen Ergüsse in allgemeiner Achtung ständen, daß aber aus seiner mündlichen Rede eine weit größere Anmuth, ja etwas Göttliches spreche. So gehörte Didymus wohl zu den Naturen, die, was sie sind, durch ihre Persönlichkeit sind. Jedenfalls war er kein schöpferischer Geist. In dem großen Origenes verehrte er die Sonne, von welcher seine Theologie Licht und Farbe empfing. Es ist ein treffendes Wort, wenn man ihn den letzten treuen Nachfolger des Origenes genannt hat.

Denn ausgehend von den Grundgedanken des Origenismus, will er dieselben, umgeprägt in das Bild der Rechtgläubigkeit seines Zeitalters, für das Interesse der Kirche verwerthen, und der fromme Sinn des geliebten Todten verklärt sich ihm so gänzlich zum Wiederschein dieser Form rechtgläubigen Denkens, daß er sich das gegen Origenes bestehende Mißtrauen Vieler nur aus ihrer Unfähigkeit, seine Ideen zu verstehn, zu erklären weiß. Eben in diesem Bezug bildet er ein „wichtiges Mittelglied für die Entwickelung des spätern alexandrinischen Lehrbegriffs und der mystischen Theologie, wie dieselbe sich in den Schriften des falschen Dionysius ansetzt." Da aber sein Denken bei alledem doch wesentlich im Gemeingefühl und Leben der Kirche wurzelt, diente ihrem Dogma überall seine Polemik. Arianer und Manichäer, die damaligen Hauptfeinde der Kirche, von denen jene im mißverstandenen Eifer für die Einheit des göttlichen Wesens den fleischgewordenen Gottessohn, in welchem doch die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte, auf die Zwitternatur eines heidnischen Gottgeschöpfes herabdrückten, diese mit ihrer Lehre von der Naturnothwendigkeit des Bösen die Wahrheit des sittlichen Lebens zerstörten, bekämpfte er nicht bloß in besondern Schriften, sondern ließ gelegentlich, so oft sich Veranlassung bot, auf sie scharfe Schlagschatten fallen. Die göttliche Trinität hatte für ihn die höchste religiöse Bedeutung. Von ihr „kommt alles Heil. Der Vater beruft uns zur Kindschaft, der eingeborne Sohn hat uns als Brüder begrüßt und gewährt, daß wir Gott unsern Vater nennen dürfen, der heilige Geist in den Wiedergeborenen wohnend erlöst sie von Tod und Sünde." Wenn daher auch die äußerste der Sünden, die keine Vergebung findet, die Blasphemie gegen den heiligen Geist ist, die

Läugnung, daß der Geist gleichwesentlich mit Vater und Sohn, Gott von Gott ist, weil in der Wiedergeburt, welche er wirkt, das höchste Gut des Christenthums besteht, so läßt dieselbe Blasphemie sich doch auch gegen Vater und Sohn begehn, und es geziemt die größeste Vorsicht, daß die Untersuchung über sie nicht fehlgreift. Den Arianern wurde Didymus der gefährlichste Gegner dadurch, daß er, aristotelische Schlußformeln mit platonischer Weisheit verbindend, die von ihnen gehandhabten Waffen mit Erfolg wider sie selbst wandte. Diese Rechtgläubigkeit im Artikel von der Dreieinigkeit rechneten ihm auch noch spätere Verketzerer zu besonderm Ruhm. Wie es aber in der Hitze des Kampfes trifft, daß Wort und Gedanke weit über das eigentliche Ziel hinausschießt, also geschah's auch dem sonst wohlbedachten Didymus. Wenn die Manichäer wie alle gnostischen Sekten die Offenbarung Gottes im Alten Bunde phantastisch von der im Neuen Testamente losreißend die erstere als Werk des bösen Weltprincips verwarfen, so will Didymus selbst die Decke, die auch vor Mosis und der Propheten Antlitz hing, nicht als Grund gelten lassen, daß ihnen die Gläubigen des neuen Bundes als Reichsgenossen Christi voranstehen. „Wie sollte Abraham kleiner sein, der doch Gott schaute und in dessen Schoß alle nach Christus Entschlafenen ruhen? Wie könnten Moses und Elias kleiner sein, die dem Herrn im Glanz der Verklärung erschienen, nachdem sie auch den aus der Jungfrau Geborenen nicht mit sinnlichem Auge sahen.“ Oder es widerfährt ihm, daß aus der bekämpften Anschauungsweise sich ein oder der andere Splitter in sein eigenes Denken hineinschiebt. So zweifelt er zwar nicht, daß die unter der Heilsökonomie des A. Ts. nicht makelfreie Ehe dies unter dem Evangelium sei, weil alle Sünde mit der Menschwerdung des Herrn abgethan ist. Doch aber läßt sich im Vergleich zur Jungfräulichkeit, die etwas Göttliches hat, auch jetzt noch die Ehe Sünde nennen, wenn schon sie an sich es nicht ist. Sie erscheint als Sünde im Verhältniß zu dem Bessern, was die Jungfräulichkeit ist.

Den glänzendsten Ruf genoß Didymus bei den Zeitgenossen als Schrifterklärer. Ueber fast alle Bücher der heiligen Schrift verfaßte er Auslegungen, die indeß bis auf größere Fragmente besonders über die Psalmen, Sprüchwörter, Johannes und die katholischen Briefe sämmtlich untergegangen sind. So hoch er auch die weltliche Bildung schätzte, deren Gebrauch er rechtfertigt mit dem

Beispiel des Moses, als welcher in aller Weisheit der Egypter groß gezogen sei, oder des Daniel, der in der Philosophie der Chaldäer hervorgeleuchtet habe, und so trefflich er selbst sich auf metaphysische Forschung und die Kunst des schulgerechten Schlusses verstand, so bleibt ihm Grund wie Quell aller Theologie die Bibel. Seine Schriften besonders über die Trinität und den heiligen Geist enthalten ein kunstreich verschlungenes Gewebe unzähliger Schriftstellen, aus denen er die Wahrheit des Dogma bis in sein feinstes Gefüge erweist, erbauend nicht sowohl durch das irgendwie sichtbare Interesse für fromme Erregungen, sondern durch den Hauch der innigsten Liebe zum Herrn, der wie ein Gruß aus der höhern Welt sich über das Ganze ausbreitet und die dürrsten Untersuchungen wohlthuend erquickt. Dem Strom der alexandrinischen Geistesrichtung folgte er auch darin, daß er, ohne gleichgültig zu sein gegen das aus dem Wortlaut und den geschichtlichen Textbeziehungen sich zunächst ergebende Verständniß, doch die Ausmittlung des geheimen Untersinnes sich zur Hauptaufgabe stellte. Aus jedem Psalmwort spricht ihn das Angesicht des prophetisch verhüllten Christus an. Der Baum an den Wasserbächen (Psalm 1, 3) ist ihm die Erkenntniß Gottes, seine Frucht der mystische oder pneumatische Schriftsinn. Die Blätter, welche die Frucht decken, bedeuten die Jedem zugänglichen Ausdrücke, die außerdem daß sie ihre Bestimmung im Decken der Frucht haben, zugleich dem Einfältigen als Geistesnahrung dienen. Die Schrift überall nach dem Wortsinn zu verstehen erscheint ihm widersinnig, schon wenn man z. B. Psalm 35, 10 vergleicht. Die Gebeine, welche dort Gott loben und bezeugen sollen, daß ihm keine Kreatur gleich sei, sind nicht die Gebeine des äußern Menschen, sondern die der Seele, ihre Geisteskräfte und die rechtgläubigen Dogmen. Auch wo die Schrift Glaubensartikel treibt, ist offenbar, daß sie oft einen Doppelsinn will. So wenn der Heiland bekennt, daß der Vater größer sei als er. Das zeigt die Gleichheit seiner göttlichen Natur mit dem Wesen des Vaters und seine Unterordnung nach der Menschheit. Auf den Wortsinn besteht Didymus am gewöhnlichsten bei Auslegung des N. Ts. und wo er die Gegner aus Schriftzeugnissen widerlegt, auf welche sie selbst sich stützten. Wie aber sein oft mit Adlerschärfe blickender Tiefsinn selbst zwischen dem Entlegensten Aehnlichkeiten entdeckt und an den alttestamentlichen Schrifttexten umherschürft, bis er auf die vorausgesetzten Goldadern mes-

sianischer Weissagung stößt, so werden ihm zugleich die einfachsten Buchstaben zu Hieroglyphen, denen er mit der Wünschelruthe rabbinischer Scheidekunst die mannigfachsten Geheimnisse oder Ideen entlockt. Wenn er z. B. die sittliche Unbescholtenheit und Güte des Judas vor seiner Berufung als Apostel schon daraus erschließt, daß Jesus die Zwölfe gesandt habe, wie Schafe unter die Wölfe, so erregt bei Auslegung von Psalm 89, 49 das Fragwort wer? seine Aufmerksamkeit. Dies gibt ihm Anlaß zu folgenden Unterscheidungen: „Das Wort wer? steht in der Schrift bald forschend, wie in dem Spruch: wer wird hinankommen zu dem Berge des Herrn? bald bedeutet es das Seltene, wie wenn es heißt: wer also ist der treue und verständige Knecht? oder das Unmögliche, wie in dem Satz: wer hat des Herrn Sinn erkannt? bald bezeichnet es das Geringangesehene, wie: wenn Gott für uns ist, wer will gegen uns sein?" Wortspiele und Wortkünsteleien der Art waren im Geschmack der Zeit. Wenn sie natürlich oft dazu führten, die Menschenfündlein klügelnder Willkür in das Wort Gottes hineinzudeuteln oder den Unterschied zwischen dem Schattenbilde der alttestamentlichen Vorbereitungsstufe und dem Vollalter der neutestamentlichen Heilserfüllung zu verdunkeln, so beruhten sie andererseits nicht minder oft auf tiefen Blicken in den Ideenreichthum des göttlichen Wortes und die Einheit der beiden Testamente. Ein gutes Theil der Anerkennung, welche die Zeit dem Auslegungstalent des Didymus zollte, galt seinem Geschick in Handhabung der Allegorie, zumal er sie möglichst in den Bahnen des Kirchenglaubens hielt. Von beiden hatte Didymus ein lebhaftes Selbstgefühl. „Viele, sagt er, unterfangen sich die Schrift auszulegen, aber nicht Alle reden gut. Denn sie sind selten, die von Gott die Gabe dazu haben, bei Vielen findet sich Geschwätz und Tand. Das Wort kann nicht kräftig und heilbringend sein in der Seele des Heterodoxen."

Nach Andeutungen in der Schrift über die Trinität scheint es, daß Didymus im Ehestand lebte und Familie hatte. Aber seine Grundsätze befreundeten ihn der Philosophie des asketischen Lebens, welchem er sich später völlig ergab, ohne daß er gerade die Verpflichtungen des Mönchthums übernahm. Diese Lebensstrenge, der natürliche Ausdruck eines in Gott seligen Gemüthes, erwarb ihm die besondere Verehrung des egyptischen Mönchthums und wurde Ursache, daß die Bewunderung der Zeit selbst die Wunderglorie um sein Haupt flocht. Als der gefeierte Antonius,

der Vater des Mönchthums, wie eine Erscheinung vom Himmel in Alexandrien auftrat, um dem mit Macht um sich greifenden Arianismus entgegenzuwirken, würdigte er ihn dreimal seines Besuchs und soll ihn angeredet haben mit den Worten: laß dich's nicht anfechten, Didymus, daß du der Augen des Leibes beraubt bist; du entbehrst der Augen, die auch Fliegen, Mücken und anderes verächtliche Gewürm haben; aber freue dich, daß du Augen wie die Engel hast, mit denen man Gott sieht und sein Licht aufnimmt. Während Julianus die Kirche mit neuen Verfolgungen bedrohte, saß Didymus einst, das Herz voll Sorge und außer Stande Speise zu nehmen bis tief in die Nacht auf seinem Stuhl. Unter Gebeten schlummerte er ein: da sah er in der Vision des Traumes plötzlich Reiter auf weißen Rossen durch die Luft heranfliegen, mit der Nachricht, heute um die siebente Stunde ist Julianus gestorben; verkündige es dem Bischof Athanasius! Er merkte sich Tag und Stunde. Und also geschah es.

So lange Didymus lebte, kam Niemandem ein Verdacht gegen seine Rechtgläubigkeit, und so wenig er aus seinem Verhältniß zu Origenes ein Hehl machte, that dies seinem kirchlichen Ruf keinen Abbruch. Der Kirchenvater Hieronymus war der Erste, der nach seiner Weise auf das noch frische Grab den Makel der Häresie heftete. Er hatte einst im Vorübergehen dreißig Tage die Vorträge des Didymus gehört. Das allgemeine Lob des Mannes, die Fülle seines Wissens, sein milder, klarer, auf das Höchste gerichteter und doch für alles Menschliche fein empfindender Sinn ergriff auch ihn. Kaum konnte er Worte genug finden, um fortan den Ruhm des Wundergreises auszutönen. Er preist ihn nicht bloß als den gebildetsten Mann seiner Zeit, als einen apostolischen Mann nach Gedanken wie Einfalt der Rede, sondern will ihn wegen der Tiefe seiner Schriftauslegung mit den Sehern des alten Bundes verglichen wissen. Didymus, sagt er, hat mit dem Auge der Braut aus dem hohen Lied, mit den Augen, welche Jesus aufgehoben haben will auf die zur Erndte reifen Saaten, die alte Weise der Propheten erneuert, daß man ihn den Seher nennen mag. Auch andere Gebildete seiner Zunge sollten Theil nehmen an den Erkenntnißschätzen des beredten Alexandriners. Deshalb übersetzte er die Schrift über den heiligen Geist in's Lateinische. Aber Hieronymus hatte einen Abgott, dem er unbedenklich die heiligsten Gefühle und Verpflichtungen zum Opfer brachte.

Es war der Ruf unbefleckter Rechtgläubigkeit, der Ehrgeiz, überall in vorderster Reihe mit denen zu stehn, welche festhielten und vertheidigten, was dem Zeitalter heilig galt. Sobald daher in den Streitigkeiten über die Rechtgläubigkeit des Origenes auch sein Verhältniß zu dem Origenisten Didymus in Anregung kam, hielt ihn keine Rücksicht der Pietät ab, daß er nicht, veränderlich und ohne Tiefe des Charakters wie er war, über den sonst fast bis zum Himmel Erhobenen den Stab brach. Zwar daß Didymus ein Gelehrter von seltenem Wissen und im Artikel von der Trinität orthodox sei, wollte er auch jetzt nicht bergen. Aber was alle Kirchen verwürfen, mochte er auch nicht durch einen solchen Lehrer als fromm und katholisch vertheidigt hören. Offenkundigster Verfechter des Origenes: das war der Absagetitel. An diesem Vorwurf ist das wahr, daß Didymus neben der Begeisterung für freie, wissenschaftliche Untersuchung und den Erkenntnißprincipien des Origenes auch einige seiner schriftwidrigen Lieblingsmeinungen mit aufnahm. Das Philosophem von dem vorirdischen Dasein der Seelen, denen die Erde als bloßes Fremdhaus, der Leib als Gefängniß zugewiesen wurde, so daß Kinder früh sterben, weil sie nicht viel gesündigt haben und deshalb den Kerker des Leibes nur zu berühren brauchten; die Lehre, daß Christus als Heiland Himmels und der Erde nicht bloß für die sündigen Menschen, sondern für alle vernünftigen Geister gestorben sei; die allgemeine Wiederbringung alles Verlorenen, wonach auch dem Teufel die dereinstige Wiederkehr zum Urquell alles Lichts und Lebens und die Seligkeit in ihm in Aussicht steht: stellen uns mitten in das Centrum des origenistischen Freiheitsbegriffs und Heilsuniversalismus. Aber auch darin schloß sich Didymus an das Vorbild seines großen Lehrers an, daß er diese Irrthümer in seinen Schriften, vielleicht ebenso in den freien Vorträgen vor der Menge nur in leisen Tönen anklingen ließ. Ueber ein Jahrhundert widerstand der Glanz seines Namens allen Verdächtigungen. Niemand wollte dem im Frieden der Kirche Entschlafenen die Ruhe des Grabes stören. Es blieb dem blinden Eifer des Kaisers Justinian I., der die Rechtgläubigkeitsfrage als eine Staatssache betrieb, vorbehalten, in das über Origenes gesprochene Verdammungsurtheil auch Didymus hineinzuziehen. Den desfallsigen Spruch der Bezirkssynode von Constantinopel (544) erneuerte der römische Bischof Martin I. (649), nach ihm die ökumenischen Synoden der griechischen Kirche.

So stand der Liebling seiner Zeit im Ketzerverzeichnisse der Nachwelt. Es konnte nicht fehlen, daß dieser Kirchenfluch den Mann und seine Verdienste allmählich in Vergessenheit brachte. Die von allen Strenggesinnten verabscheuten oder beargwöhnten Schriften, die Niemand las oder abschrieb, mußten verschwinden, und es mag Gegenstand dankbarer Verwunderung sein, daß noch so viele vollständig oder in Bruchstücken sich erhalten haben. Aber der Kirchenhimmel eines Hieronymus und Justinian ist nicht das Himmelreich des selbst das glimmende Docht nicht verlöschenden Welterlösers. Der gläubige, durchweg auf das göttliche Wort in der Schrift sich gründende Sinn und die wissenschaftliche Bedeutung des Didymus sind groß genug, um seine Irrungen in der Lehre in Schatten zu stellen. Die Zeiten der Kirchen waren niemals die blühendsten, wo eine engherzige, wenn schon treumeinende Frömmigkeit den Werth eines Christenlebens bloß nach dem Richtscheit der anerkannten Glaubensformel bemaß und den Himmel aufschloß und zuschloß, je nach dem Verhältniß zu ihren Satzungen, unbekümmert um das persönlich individuelle Gemeinschaftsleben mit dem Herrn und alle Gediegenheit des aus dem Glauben wiedergeborenen Lebens. So lange die evangelische Kirche neben schriftmäßigem Glauben und Leben an der gläubigen Wissenschaft als ihren Augensternen hält, wird sie Ursache haben, dem Didymus seine Stelle unter ihren Wahrheitszeugen und Vorbildern zu erhalten. K. Semisch in Breslau, jetzt in Berlin.

---

114. Athanasius, Bischof von Alexandrien.

2. Mai.

Eine Erscheinung wie die des großen Athanasius, des „Vaters der Orthodoxie", wie ihn die Kirche nennt, kann nur im Zusammenhange mit der ganzen Zeitentwickelung gewürdigt werden, der sie angehört. Zwar ist jede persönliche Erscheinung, die wir als eine geschichtlich bedeutende bezeichnen, nur aus ihrer Zeit heraus ganz zu verstehen; inzwischen giebt es Persönlichkeiten aus älterer und neuerer Zeit, deren Charakter und Lebensgang auch solche allgemeine und rein menschliche Beziehungen darbietet, wie sie möglicherweise auch unter anderen Verhältnissen, wie sie auch heut zu Tage noch unter uns sich wiederholen könnten, während

dagegen andere in ihre Zeit so ganz verflochten sind, daß wir auch nicht den geringsten Zug ihres Bildes von dem historischen Boden ablösen können, von dem sie getragen erscheinen. Und dieses letztere ist bei Athanasius der Fall. Seine Größe wurzelt durchaus in der dogmatischen Ausgestaltung, welche die Kirche des vierten Jahrhunderts, gewiß nicht zufällig, sondern nach den ihr inwohnenden Gesetzen der Entwickelung erlangt und wesentlich unter seiner Mitwirkung erlangt hat. Auf die großen ernsten theologischen Fragen, welche diese Zeit bewegten, war der Scharfsinn seines Geistes gerichtet; um ihre Entscheidung drehte sich sein Schicksal, und die Stärke seines Willens, die ihn alles Ungemach mit dem edlen Muthe eines Märtyrers ertragen ließ, kann nur von denen gewürdigt werden, welche das Gewicht jener Fragen selbst zu würdigen im Stande sind. Nicht Christum als den Sohn Gottes zu bekennen gegenüber der Vielgötterei und dem Götzendienst des Heidenthums, Angesichts der wilden Thiere und der Scheiterhaufen, nicht das, wofür ein Justin, ein Ignatius, ein Cyprian bluteten, war es was ihm als das hohe Ziel vorschwebte, dem er mit unerschütterlichem Muthe entgegenging (daß man für diesen Glauben in den Tod gehen konnte, das muß jedem einleuchten, der Christum als den Heiland der Welt bekennt und liebt); sondern den rechten, den auch für den Gedanken richtig normirten d. h. den orthodoxen Glauben der Kirche zu vertheidigen gegen die mächtig sich erhebende Irrlehre, das war seine eben so schwierige, als unter den damaligen Umständen hochwichtige Aufgabe. Den einfachen Christen mag es auf den ersten Augenblick fremdartig berühren, wenn er in der Kirche einen mehr als dreihundertjährigen Kampf entbrennen sieht über Ausdrücke und Bezeichnungen des göttlichen Wesens, die für uns selbst wieder einer näheren Erklärung und Gedankenvermittlung bedürfen, wenn der Streit darüber uns nicht als ein bloßer Wortstreit erscheinen soll. Wer aber in den tieferen Zusammenhang hineinblickt, in welchem die Erörterung jener Fragen mit dem innersten Wesen des christlichen Glaubens stand, wer einsehen gelernt hat, wie von der Entscheidung derselben die spätere gedeihliche Entwickelung der Kirchenlehre abhing, der wird die hohe Bedeutung eines Athanasius und der Kämpfe, die um den Mittelpunkt seiner Person sich bewegen, nach ihrem historischen Werthe zu schätzen wissen und eben deßhalb auch seinem Lebensbilde die Aufmerksamkeit zuwenden, die wir für dasselbe in Anspruch nehmen.

In Alexandrien, jener merkwürdigen von Alexander dem Großen erbauten und seinen Nachfolgern (den Ptolemäern) begünstigten Stadt, in welcher die morgenländische und abendländische (hellenische) Bildung ihre gegenseitige Vermittelung fanden, in welcher das Juden- und später das Christenthum seine berühmten Schulen und Lehrer hatte, wurde unser Athanasius (man weiß nicht genau, in welchem Jahre, doch wahrscheinlicher zu Ende des dritten als zu Anfang des vierten Jahrhunderts) geboren. Wenn von andern berühmten Kirchenlehrern uns Herkunft und Erziehung gemeldet werden können, und wenn bei mehreren unter ihnen besonders die mütterliche Sorgfalt hervorzuheben ist, unter der das geistige Leben des Kindes sich entfaltete, so ist dies bei diesem Leben nicht der Fall. Wir wissen nur soviel, daß der junge Athanasius frühzeitig für den Dienst der Kirche bestimmt wurde. Wie es ja oft geschieht, daß schon im Spiele des Knaben der künftige Lebensberuf sich ausspricht, so liebte, wird erzählt, Athanasius die priesterlichen und bischöflichen Verrichtungen im Kreise der Gespielen nachzuahmen, und das that er mit solcher angeborener Würde, daß der Bischof Alexander, der ihn dabei beobachtete, auf den Gedanken gerieth, ihn für den geistlichen Stand heranzuziehen. So entschieden auch der Gegensatz zwischen dem antiken Heidenthum und dem zur Herrschaft sich aufringenden Christenthum in dieser Zeit hervorgetreten war, so groß war doch noch immer der Einfluß, den die klassische Litteratur auf die geistige Bildung übte. Aus ihr nährten, an ihr erfrischten sich auch die jugendlichen Geister der künftigen Lehrer der christlichen Kirche, an ihr bildete sich ihr Geschmack und aus ihr schöpften sie überhaupt ihre natürliche Philosophie, ihre Beredsamkeit, ihre Dialektik. Und so ergab sich auch Athanasius diesem Studium, mit dem er aber das ihm jedenfalls höher stehende Studium der heiligen Schrift und der älteren Kirchenlehrer zu verbinden wußte. Auch unterzog er sich den Uebungen, die in anhaltendem Gebet und Fasten bestehend, den Geist wacker machen und ihn stählen sollten gegen die Versuchungen des Fleisches und der Welt. Ob und wie lange er selbst in die Einsamkeit des Anachoretenlebens sich zurückgezogen und allda mit dem h. Antonius verkehrt habe, dessen Leben er nachmals beschrieb, läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln. Schon mit dem Jahr 319 finden wir ihn als Diaconus im Dienst der Kirche. Bald ward der junge, höchstens zwanzigjährige Jüngling der Vertraute seines

Bischofs, und um eben diese Zeit betrat er auch schon die schriftstellerische Laufbahn. War auch seit Constantin das Heidenthum bedeutend zurückgedrängt, so hatte es doch (wie die später unter Julian eintretende Reaction zeigte) noch feste Wurzeln in der Denkungsart eines großen Theils sogar der gebildeten Welt. An sophistischen Vertheidigern desselben fehlte es eben so wenig als an Angriffen auf das Christenthum. Darum durfte auch die Apologetik, deren Aufgabe es ist, das Christenthum gegen solche Angriffe zu vertheidigen, ihre Waffen nicht niederlegen. Vielmehr erscheint es ganz der natürlichen Ordnung der Dinge gemäß, daß diese apologetische Richtung auch jetzt noch unter den theologischen Wissenschaften den ersten Rang behauptete. Auch Athanasius fühlte sich berufen, die Wahrheit des Christenthums gegen die Griechen (Heiden) zu vertheidigen und im Anschluß an diese Vertheidigung das Grunddogma des Christenthums, die Menschwerdung des Logos, zu entwickeln[1]. Bald aber sollte ihm Gelegenheit gegeben werden, nicht nur mit der Feder, sondern im offenen Kampfe der Geister, auf der großen Kirchenversammlung zu Nicäa von der Tiefe seiner theologischen Einsichten und der Kunst, dieselben zu entwickeln, eine glänzende Probe abzulegen.

In Alexandrien hatte das theologische Denken mehr als irgendwo sonst einen mächtigen Aufschwung genommen, besonders in der dortigen Katechetenschule, d. h. der Bildungsanstalt für christliche Lehrer; namentlich hatten Clemens und Origenes als christliche Denker die höchsten Aufgaben zu lösen gesucht, welche die christliche Theologie sich stellen mußte, wenn sie nicht über die letzten Gründe ihres Glaubens im Unklaren bleiben sollte, und eben jenes Thema, das wir den jungen Athanasius in seiner Erstlingsschrift behandeln sehen, die Menschwerdung des Logos war ein Lieblingsthema der Zeit; doch diese Frage hatte eine andere zu ihrer Voraussetzung, das Wesen des Logos selbst und dessen Verhältniß zu Gott dem Vater, zu dem unerschaffenen, ewigen, unsichtbaren und unveränderlichen Gott. Sollte neben diesem ein zweiter, untergeordneter Gott aufgestellt werden in der Person des Logos? Das hätte ja die Lehre von der Einheit Gottes, den Monotheismus, zerstören und zu einer neuen Vielgötterei (Polytheismus) hinführen müssen. Oder sollte der Logos nur gedacht werden als eine in

---

[1] *Λόγος κατὰ τῶν ἑλληνῶν* und *περὶ τῆς ἐνανθρωπήσεως τοῦ λόγου.*

Gott ruhende, dann mit der Zeit aus dem ewigen Quell hervorfließende (emanirende) Kraft, als eine sich nach außen kundgebende Eigenschaft des ewigen, in der sichtbaren Welt sich enthüllenden Gottes? Damit konnte der christliche Glaube sich auch nicht beruhigen, da die Aussprüche Christi über sein ewiges Sein bei'm Vater an ein persönliches Sein zu denken nöthigten, und man sich also entschließen mußte, irgend eine Unterscheidung des Vaters und des Sohnes zu setzen, die nicht ein bloßer Namensunterschied wäre, sondern irgendwie als im Wesen Gottes selbst begründet erschiene. Zwischen den beiden Abwegen, die man somit vermeiden zu müssen glaubte, der Trennung des Sohnes vom Vater, die zugleich das Verhältniß der Unterordnung in sich schloß, und der unterschiedslosen Einheit beider, suchte die Kirche zu einem Ausdruck ihres Glaubens zu gelangen, der beides in sich faßte, sowohl die Gleichheit des Wesens als den Unterschied der Personen. Allein dieß ging nicht ohne schwere Kämpfe ab. Schon war die Meinung des Sabellius (aus Ptolemais), wonach die Personen in der Gottheit als bloße Namen und Offenbarungsweisen gefaßt wurden, als unzuläßlich erkannt und die ihr ähnliche Meinung des Paul von Samosata auf einer Synode zu Antiochien (269) verdammt worden, während die Schüler des Origenes, wie namentlich der Bischof Dionys von Alexandrien auf dem Unterschiede der Personen festhielten, als jetzt eben diese von den Rechtgläubigen festgehaltene Unterscheidung des Sohnes vom Vater eine bedenkliche Wendung in's Häretische hinüberzunehmen begann. Die Unterscheidung führte nicht nur die Unterordnung des Sohnes unter den Vater mit sich, wie sie schon deutlich bei Origenes und Dionysius hervorgetreten war, sondern jetzt war die Gefahr vorhanden, den Sohn zu einem Geschöpf herabzudrücken, ihm die angestammte Würde der Gottheit zu entziehen und ihn nur in einem uneigentlichen Sinne an derselben theilnehmen zu lassen. Und das war die Meinung des Arius.

Arius war Presbyter in Alexandrien. Die Zeitgenossen beschreiben ihn als einen langen hageren Mann, von blassem Gesicht und ernster Miene und einem struppigen Haar. Er lebte mit seinem Bischof Alexander in Unfrieden, und nun gab die Meinungsverschiedenheit über das Wesen des Sohnes und dessen Verhältniß zum Vater dem persönlichen Streite eine theologische Richtung. Arius nämlich behauptete, der Sohn sei nicht ewig wie der Vater, sondern, wenn auch lange vor allen übrigen Geschöpfen vom Vater

geschaffen; „es war ein „Wann" (ein Zeitmoment), da der Sohn nicht war." Die entgegengesetzte Ansicht des Bischofs verwarf Arius auf einer Versammlung von Geistlichen als sabellianisch. Man merke wohl, Arius hielt Jesum Christum nicht für einen gewöhnlichen Menschen, für einen bloßen Sohn Josephs und der Maria, wie die früheren Ebioniten oder wie ein Artemon und Theodotus (im zweiten Jahrhundert). Auch er lehrte ein vorweltliches Sein Christi, als des Logos, bei'm Vater, noch ehe der Logos Fleisch geworden; ja, er stellte nicht in Abrede, daß Gott durch den Logos alle übrigen Geschöpfe geschaffen habe und daß also dieser Erstling aller Creaturen erhaben sei und weit erhaben sei über alles was geschaffen ist; er trug auch kein Bedenken ihn in gewisser Beziehung „Gott" zu nennen, aber doch eben nur in einem uneigentlichen beschränkten Sinn, wie auch schon Andere vor ihm den Ausdruck gebraucht hatten eines „zweiten Gottes"; er dachte sich sonach unter dem Logos (Sohn) Gottes eine Art von Mittelwesen zwischen Gott und Welt. Damit aber erschütterte er einerseits die monotheistische Grundlage des Christenthums, indem er einen zweiten Gott, einen Untergott, neben den einen und wahren Gott hinstellte, gleichsam einen Schatten Gottes, und andererseits war damit die Menschwerdung des Logos als ein wirkliches und wesenhaftes Eingehen Gottes in die menschliche Natur, das eigentliche Mysterium des Christenthums geleugnet, der dogmatische Lebensnerv desselben durchschnitten.

Der Bischof Alexander schloß den Arius vorläufig aus der Kirchengemeinschaft aus und benachrichtigte in einem Kreisschreiben die Bischöfe des Morgenlandes von diesem Schritte. Aber auch Arius blieb nicht unthätig; er suchte die morgenländischen Bischöfe für sich zu gewinnen. Unter diesen suchte besonders der Bischof Eusebius von Nikomedien den Frieden zwischen Arius und seinem Bischof wiederherzustellen. Arius selbst ließ sich zu mildernden Erklärungen seiner Lehre herbei, und der von dem Streit freilich nur oberflächlich unterrichtete Kaiser Constantin der Gr. suchte die Streitenden zur Ruhe zu verweisen, indem solche Disputationen wohl zur Uebung des gelehrten Scharfsinnes nützlich sein möchten, für das praktische Leben der Kirche aber wenig Segen brächten. Allein in Aegypten war die Aufregung schon zu groß geworden, so daß der Kaiser sich genöthigt sah, zur endlichen Beilegung des Streites eine allgemeine Kirchenversammlung (die erste

ökumenische Synode) nach Nicäa zu berufen, im Frühjahr 325. Dreihundertachtzehn Bischöfe waren anwesend. Nachdem Eusebius von Nikomedien und Eusebius von Cäsarea vergebens gesucht hatten, der eine ein ziemlich arianisch lautendes, der andere ein mehr in biblischen Ausdrücken sich haltendes Bekenntniß aufzubringen, war es denn eben der noch junge Diaconus Athanasius, der durch seine scharfen, jeden Mißverstand abweisenden Bestimmungen den Ausschlag gab und auf die Abfassung des nicäischen Symbolums, in welchem die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater zum kirchlichen Losungsworte gemacht wurde, den entschiedensten Einfluß übte[1]). Von da an tritt Athanasius erst recht in die Geschichte ein und wird recht eigentlich der Mittelpunkt des arianischen Streites.

Nachdem die Synode das Verdammungsurtheil über Arius und dessen Anhänger gesprochen, schien der Sieg der rechtgläubigen Lehre entschieden; allein eine bei Hofe mächtige Partei wußte die Schwester des Kaisers für sich zu gewinnen und durch diese auch den Kaiser umzustimmen. Athanasius war inzwischen, nach dem bald darauf erfolgten Tod Alexanders, auf den Bischofstuhl von Alexandrien erhoben worden. Sein Sprengel umfaßte ganz Unterägypten, Libyen, Pentapolis und die sieben Nomen der unteren und oberen Thebais. Bald nach seiner Thronbesteigung hatte er die Weihe des Frumentius zum Bischof der Aethiopier zu vollziehen und überhaupt öffnete sich ihm ein weites Gebiet der Thätigkeit. Aber an eine ungestörte Wirksamkeit für die innere Ausbildung des kirchlichen Lebens war nicht zu denken. Die Arianer ließen ihm keine Ruhe. Sie brachten es so weit, daß derselbe Constantin, welcher Befehl gegeben, alle Schriften des Arius gleich denen des Porphyrius mit Feuer zu vertilgen, nun den verbannten Irrlehrer wieder aus seiner Verbannung (nach Illyrien) zurückberief, nachdem derselbe zu scheinbarer Beruhigung der Gläubigen ein in allgemeinen Ausdrücken abgefaßtes Bekenntniß eingereicht hatte. Nun erging an den Athanasius die Zumuthung, den Gebannten wieder in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen. Allein dieser widerstand auf's Entschiedenste und ließ es darauf ankommen, die ganze Un-

[1]) Die näheren Bestimmungen hießen: der Sohn ist von Ewigkeit aus dem Vater gezeugt (nicht geschaffen), Licht aus dem Lichte, wahrhaftiger Gott aus dem wahrhaftigen Gotte, gleiches Wesens (ὁμοούσιος) mit dem Vater; durch ihn sind alle Dinge gemacht. S. Band I. S. 761.

gunst des Kaisers auf sich zu ziehen. Empört durch diesen Widerstand, wandten die zahlreichen Gegner des Bischofs alle Künste der Intrigue auf, die ihnen zu Gebot standen. Sie verleumdeten den Athanasius als einen Feind des Kaisers, als einen Unruhstifter, einen gewaltthätigen Mann, der sein Amt zu Unterdrückung Anderer mißbrauche. Die seltsamsten Geschichten wurden mit Emsigkeit verbreitet. Wußte auch der Angeklagte eine Zeitlang die wider ihn erhobenen Beschuldigungen niederzuschlagen, so gelang es dennoch der Gegenpartei, die nicht blos aus rein arianischen, sondern aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt war, den Sturz des Bischofs herbeizuführen. Der Hauptschlag gegen ihn geschah auf der zehn Jahre nach der Synode von Nicäa abgehaltenen Synode von Tyrus (335). Hier hatte eine Partei die Oberhand, die ohne an die arianische Irrlehre sich anzuschließen, dennoch dem athanasianischen Lehrbegriff und namentlich dem Ausdruck „Homousios" (gleich an Wesen) auf's Entschiedenste sich entgegensetzte und dabei dem Athanasius auch persönlich nichts weniger als gewogen war. Man hat sie von ihren Führern, Euseb von Nikomedien und Euseb von Cäsarea, die eusebianische Partei genannt; später kam der Name Semiarianer (Halb-Arianer) in Uebung. Mit ihnen wirkten noch andere Parteien (eigentliche Arianer und Meletianer) zum Sturze des ihnen verhaßten Mannes bei. Unter den verschiedenen Anklagen, welche wider ihn erhoben wurden, mußte besonders eine auf den Kaiser Eindruck machen, als habe Athanasius die Ausfuhr des Getreides aus Alexandrien nach Constantinopel verhindern wollen. Vergebens suchte er den Ungrund dieser, wie der übrigen Beschuldigungen nachzuweisen. Der Kaiser ließ sich bewegen, den von der Synode verurtheilten Bischof nach Trier in die Verbannung zu schicken. Dort fand er sowohl bei dem Prinzen Constantin als dem Bischof Maximus eine würdige Aufnahme. Unterdeß sollte der aus der Verbannung zurückgerufene Arius feierlich wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden, und zwar in Constantinopel, nachdem zuvor eine Synode in Jerusalem seine Wiederaufnahme beschlossen hatte. Allein des Tages zuvor starb Arius eines plötzlichen Todes. Wir können es dem Athanasius nicht verdenken, wenn er darin ein Gottesgericht erblickte[1]), während Andere an Zauberei, oder gar an erhaltenes

[1]) Der Bischof Alexander von Constantinopel, den der Kaiser nöthigen

Gift dachten. Nicht lange darauf erfolgte auch der Tod Constantins (337). Unter seinen Söhnen, Constantius im Morgenlande, Constans im Abendlande, setzte sich der Streit fort. Ja, es nahm derselbe erst jetzt eine bedrohliche Gestalt an. Aus dem anfänglichen Privatstreite war ein allgemeiner Kirchenstreit entstanden, ein Streit zwischen den Kirchen des Morgen- und Abendlandes, wobei die Maßnahmen der Kaiser nicht selten der herrschenden Parteileidenschaft dienstbar wurden. Gleich nach ihrem Regierungsantritte riefen zwar die Söhne Constantins (Constantin II. noch unter ihnen) die sämmtlichen verbannten Bischöfe zurück, und namentlich ließ es sich Constantin II. angelegen sein, die Ehre des Athanasius wieder herzustellen. Dieser nahm nach einem mehr als zweijährigen Exil unter großem Jubel des Volkes seinen frühern Sitz in Alexandrien wieder ein. Aber so gewaltig hoch gingen die Wellen der kirchlichen Agitation, daß an ein sicheres Verweilen im Hafen nicht länger zu denken war. Constantius, der im Morgenlande herrschte, ließ sich nur allzubald umstimmen, indem er den alten und neuen Beschuldigungen Gehör lieh, welche die noch immer feindlich gesinnte Partei der Eusebianer wider Athanasius erhob. Schon daß der rechtgläubige Bischof Paulus von Constantinopel abgesetzt und Eusebius (von Nikomedien) an dessen Stelle gesetzt wurde, war kein gutes Vorzeichen. Nun wurde auch die abermalige Entsetzung des Athanasius vorbereitet und auf einer Synode von Antiochien (341) durchgesetzt. Man machte hier den Grundsatz geltend, daß ein von einer Synode entsetzter Bischof nie wieder eingesetzt werden dürfe. Vergebens bestritt Athanasius die Rechtmäßigkeit der Synode von Tyrus, die ihn entsetzt hatte. In den Augen der Gegner hatte sie recht gethan. Athanasius ward mit Gewalt vertrieben und mit Gewalt der von der antiochenischen Synode erwählte Bischof Gregorius aus Kappadozien an dessen Stelle gesetzt. Als dieser Eindringling am Charfreitag in Begleit seines Landsmannes, des Statthalters Philagrius, eine der Kirchen Alexandriens betrat, erhob sich ein Aufruhr, der aber bald gedämpft wurde. Am darauf folgenden Osterfeste wurde sogar dem Athanasius nach dem Leben getrachtet. Er entkam jedoch den Nachstellungen, und nachdem er in einem aus der Nähe von Alexandrien

wollte, den Arius in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen, soll zu Gott gefleht haben, ihn durch ein Wunder aus dieser Verlegenheit zu retten, und so habe Gott den plötzlichen Tod des Arius herbeigeführt.

erlassenen Kreisschreiben gegen das ihm widerfahrene Unrecht feierlich protestirt hatte, nahm er seine Zuflucht zu dem Bischof Julius in Rom. Hier war er eines Empfanges gewiß, der ihn für die erlittene Schmach entschädigte. Die abendländische Christenheit sah in ihm einen um des Glaubens willen Verfolgten, einen Märtyrer. Eine Synode von etwa funfzig Bischöfen sprach sich entschieden zu seinen Gunsten aus. Inzwischen war das Haupt der Gegner, Eusebius von Nikomedien (nunmehr Bischof von Constantinopel), gestorben, ohne daß jedoch dadurch in dem Schicksal des Athanasius sich etwas geändert hätte. Erst auf der sechs Jahre später (347) gehaltenen Synode von Sardica in Illyrien, die der Mehrzahl nach von abendländischen Bischöfen besucht war[1]), ward ihm eine vollständige Genugthuung zu Theil. Die nicäische Lehre ward als die richtige erfunden, der Arianismus verworfen und Athanasius als rechtmäßiger Bischof von Alexandrien anerkannt. Auch Kaiser Constantius kam ihm jetzt entgegen und lud ihn ein, von seinem Sitze Platz zu nehmen. Athanasius, der sich zur Zeit in Aquileja aufgehalten, gehorchte dem Rufe. Nachdem er sich bei seinen Freunden in Rom verabschiedet, wandte er sich nach Constantinopel, der Residenz des Kaisers. Dieser empfing ihn freundlich und empfahl ihn auch den weltlichen und geistlichen Behörden durch eigenhändige Schreiben, worin er den Athanasius als einen Mann Gottes darstellte, der bei all' den Prüfungen, die über ihn ergangen, nicht verlassen gewesen von seinem Gott, und dessen Rechtgläubigkeit und tugendhafter Wandel allgemein bekannt sei. Hatte schon die Reise des Athanasius einem Triumphzug geglichen, so war vollends sein Empfang in Alexandrien ein festlicher. Uebrigens hatte er auch die acht Jahre seines Exils im Abendlande nicht umsonst zugebracht; sie gehörten zu den folgenreichsten seines Lebens. Nicht nur mußte seine Anwesenheit dazu dienen, die Gemüther zu stärken und in den Grundsätzen des kirchlichen Glaubens aufrecht zu erhalten; sondern auch nach einer andern Seite hin hatte er sich wirksam erwiesen; einer Seite, die freilich unserer religiösen Anschauungsweise noch ferner liegt, als die kirchlichen Streitigkeiten jener Zeit. Er hatte auch bei den Abendländern den Sinn für das Mönchthum, für Einsiedler- und Büßerleben geweckt, besonders durch die

[1]) Die arianisch Gesinnten hatten sich aus Sardica entfernt und hielten eine Separat-Versammlung in Philippopolis.

von ihm bearbeitete Lebensbeschreibung des Antonius, dieses Vaters der Einsiedler und Mönche, und hatte selbst zwei Mönche mitgebracht, welche diese dem morgenländischen Himmel eigenthümliche Lebensweise auch auf den abendländischen Boden verpflanzten, wo sie in der Folge zu einem weitverzweigten Organismus sich entfaltete.

Seine Wirksamkeit in Alexandrien blieb indessen auch jetzt nicht lange unangefochten. Kaum zwei Jahre hatte er mit Umsicht und Energie sein Amt verwaltet, als mit dem Tode des Kaisers Constans im Abendlande (350) ein neuer Sturm sich erhob. Der Mörder des Kaisers, Magnentius, regte auch im Morgenlande die Gemüther zur Empörung auf. Athanasius blieb unerschütterlich dem Constantius getreu. Nichtsdestoweniger beschuldigten ihn die Feinde eines Einverständnisses mit dem Usurpator, und wußten die Verwirrung der Zeit zu benützen, der ganzen orthodoxen Partei den Untergang zu bereiten. Drohender als je erhoben die Arianer ihr Haupt. Eine Synode zu Arles (353) und die bald darauf folgende zu Mailand (355) verurtheilten den Athanasius auf's Neue. Ihn traf dießmal die Verfolgung nicht allein, sondern die ganze rechtgläubige Partei. Eusebius von Vercelli, Hilarius von Poitiers, der mehr als hundertjährige Hosius von Cordova u. A. wurden das Opfer derselben. Selbst der römische Bischof Liberius, der Nachfolger des Julius, wurde nach Berona (in Thracien) verbannt. Was den Athanasius selbst betrifft, so ward er den 9. Februar 356 in der Kirche überfallen, als eben die Vigilien eines Festes gefeiert wurden. Der kaiserliche Feldherr, Syrian, ließ die Kirche mit Truppen umstellen, ein Theil derselben drang sogar in das Heiligthum; aber Athanasius setzte sich auf den Bischofsstuhl und befahl dem Diaconus den 136. Psalm anzustimmen, in dessen Refrain das Volk einstimmte mit den Worten: „deine Güte währet ewiglich". Dann ließ er erst die ganze Gemeinde sich entfernen und würde sich als Gefangener den Soldaten ausgeliefert haben, hätten ihn nicht einige seiner Kleriker und Mönche, die wieder in die Kirche zurückkehrten, mit sich fortgezogen, ohne von den Soldaten bemerkt zu werden. Athanasius erblickte darin die rettende Hand des Herrn. Er zog sich darauf in die ägyptische Wüste zurück, wo er sein drittes Exil verlebte. Von da erließ er eine Vertheidigung gegen die Anschuldigungen der Feinde, und in einem Rundschreiben an die Bischöfe seines Sprengels warnte er diese vor dem Gift der arianischen Ketzerei. Es war

diese Warnung um so nothwendiger, als der Arianismus mit Riesenschritten sich verbreitete, „einem Ungeheuer gleich, das über die Erde ausgegangen ist," wie Athanasius sich ausdrückt. Er benützte überhaupt die Einsamkeit und die unfreiwillige Muße, um von da aus mehrere seiner berühmt gewordenen Streitschriften gegen die Arianer zu verfassen, worunter sich namentlich seine vier Reden gegen dieselben auszeichnen. So bereitete er die geistigen Waffen vor, auf die er auch allein vertraute, wenn die irdische Uebermacht auf Seiten des Gegners jedes Widerstandes spottete. Auf den Synoden zu Rimini und Seleuzia (359) hatte der Arianismus neue Siege gefeiert, und menschlichem Ansehn nach war der Zeitpunkt seiner Alleinherrschaft im Reiche gekommen. Aber auch hier hieß es: „Bis hieher und nicht weiter!" Der Arianismus trug den Keim seines eignen Verderbens in sich, die Zwietracht im eigenen Lager. Schon von Anfang hatte sich ja, wie wir gesehen, unter dem Namen der Eusebianer eine Mittelpartei gebildet, die mit den Arianern nur den Haß gegen Athanasius theilte, nicht aber das Bekenntniß. Die Verschiedenheit trat aber, so lange der gemeinschaftliche Kampf dauerte, zurück, indem die wirklichen Arianer unter den Fahnen der Mittelpartei ihren Schutz fanden. Allein, nachdem ihnen der Sieg gewiß war, traten sie nun auch kühner mit ihrer Verneinung heraus. Sie faßten dieselbe in der Formel zusammen, daß der Sohn ungleichen Wesens sei mit dem Vater. Dieß aber wollte jene gemäßigtere Partei nicht zugeben; sondern sie hielt, wenn sie auch von der Gleichheit des Wesens nichts wissen wollte, doch daran fest, daß der Sohn dem Vater in Allem ähnlich sei. Im Verlaufe des Kampfes, der hier nicht weiter auszuführen ist, näherten sich die Semi-arianer (so nannte man jetzt die Mittelpartei) mehr und mehr den Nicäern, und die eigentlichen Arianer sahen sich nach und nach aus ihrer siegreichen Stellung verdrängt. Ueber diesem Hin- und Herwogen des Kampfes starb Constantius (361) und hinterließ das Reich und die Kirche in einem zerrütteten Zustande. Als Julian (361) zur Regierung gelangte, rief er die verbannten Bischöfe sammt und sonders zurück, und so konnte auch Athanasius wieder seinen Bischofsitz einnehmen. Julian hatte kein Interesse, die eine oder andere der kirchlichen Parteien zu begünstigen. Die Uneinigkeit der Christen untereinander kam seiner feindseligen Gesinnung gegen das Christenthum trefflich zu statten, und so wäre ihm nichts lieber gewesen, als

wenn die Parteien sich untereinander selbst aufgerieben und damit einen Beweis von der Unhaltbarkeit des christlichen Glaubens überhaupt gegeben hätten. Nichtsdestoweniger konnte ein Charakter, wie der des Athanasius, nicht lange unangefochten bleiben unter der Regierung eines Kaisers, dessen Politik auf allmählige Unterdrückung des Christenthums ausging. Es mußte auch hier über kurz oder lang zu einem Conflicte kommen.

Inzwischen benützte Athanasius die Gunst der Zeit, um, so viel an ihm lag, den Kirchenfrieden herzustellen. So unbeugsam er sich der Irrlehre gegenüber bewiesen hatte, während der Zeit des Kampfes, so bereit war er, die Irrenden wieder in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen, wenn sie reuig zurückkehrten; namentlich sollten die blos Verführten mit Schonung behandelt und ihnen der Rücktritt in die Kirche und mithin auch in das Amt erleichtert werden. Dieß war der Zweck der von ihm im Jahre 362 eröffneten Synode von Alexandrien. Diese Mäßigung, obgleich sie von gewissen Eiferern mißbilligt wurde, war das beste Mittel, der Wahrheit zum endlichen Siege zu verhelfen. Nicht Rechthaberei, wie man ihm oft Schuld gegeben, sondern gewissenhaftes Halten an der einmal erkannten Wahrheit, verbunden mit dem aufrichtigen Wunsche, die Einheit des Glaubens verknüpft zu sehen durch ein dauerndes Band des Friedens — war ein Grundzug in dem Wesen des Mannes. Sein höchstes Ziel, das er verfolgte, war nichts weniger, als eine blos äußere, todte Rechtgläubigkeit; seine Orthodoxie war auf's Tiefste verwurzelt mit seiner innigsten christlichen Ueberzeugung, und für diese zu kämpfen und zu leiden, zeigte er sich auch jetzt bereit. Sein Eifer für das Christenthum, den er der heidnischen Reaction Julians entgegensetzte, blieb nicht unbemerkt. Julian, seinen Einfluß besonders auf die heidnischen Frauen befürchtend, deren er einige getauft hatte, schickte ihn auf's Neue in die Verbannung, die vierte in seinem Leben! Doch dauerte diese nicht lange. Julian fiel (362) im Krieg wider die Perser, und Jovian rief den Verbannten wieder zurück. Allein unter Valens erhoben die Arianer noch einmal ihr Haupt, und zum fünften mal (367) traf den Vielgeprüften das Loos des Exils. Ueber 4 Monate hielt er sich im Grabe seines Vaters verborgen. Da ihn aber das Volk mit Ungestüm zurückverlangte und der Kaiser dem Ausbruch einer Empörung zuvorkommen wollte, gab er den Wünschen des Volkes nach. Athanasius konnte nun den Rest seiner

Jahre im ruhigen Besitze seines Bisthums den innern Angelegenheiten der Kirche zuwenden. Seine Kraft war auch im höhern Alter nicht gebrochen, sie war durch den Kampf und die Unruhe desselben nur gestählt worden. Er starb im Jahr 373, nachdem er seinen alten treuen Gefährten, den Presbyter Petrus, zum Nachfolger in seinem Amte empfohlen hatte.

Und welches Bild sollen wir uns von dem Manne machen, der, man mag über die Natur des Kampfes, in dem er als Vorkämpfer erscheint, urtheilen wie man will, doch immer als Held sich erwiesen? Erwartet keine äußere Heldengestalt. Athanasius war klein von Statur, sein Körper abgezehrt von vielen Fasten und Nachtwachen, und doch lag in seinem Wesen etwas Gewaltiges, das auch den Gewaltigen der Zeit, das den römischen Imperatoren selbst, denen er entgegenstand, imponirte. Sein geistiges Bild spiegelt sich in seiner Geschichte und in seinen Schriften wieder. Man hat ihm Stolz, Härte, Eigensinn vorgeworfen. Sind es vielleicht nur die unrichtigen Benennungen für die Festigkeit seines Charakters, die Energie seines Glaubens? So viel ist gewiß, daß in derselben ehernen Brust, die er den Feinden seines Glaubens entgegensetzte, ein reiches Maaß von Liebe wohnte, mit der er seine Gemeinde, mit der er die ganze Kirche Christi betend auf dem Herzen trug. Für sich hat er nichts gesucht; wenn er in der Beurtheilung der Menschen und ihrer Gedanken, wenn er in der Wahl der Mittel, die Wahrheit zu lehren und zu fördern, nicht immer das Richtige getroffen, wenn er auf Bestimmungen der Lehre einen Werth gelegt, von denen das Innerste des Christenglaubens nicht so abhängig ist, als es ihm und seiner Zeit erscheinen mochte, wer möchte deßhalb mit ihm rechten? — Ein Verzeichniß und eine Kritik seiner Schriften wird hier niemand erwarten. Nur das sei noch bemerkt, daß das kirchliche Glaubensbekenntniß, welches seinen Namen führt, das Symbolum Athanasianum, das mit den Worten beginnt: Quicunque vult salvus esse u. s. w. und das neben dem apostolischen und nicäischen Bekenntniß in der Zahl der ökumenischen Bekenntnisse erscheint, nicht von ihm, auch nicht zu seiner Zeit, sondern wenigstens zweihundert Jahre später in der abendländischen Kirche verfaßt ist. K. R. Hagenbach in Basel.

---

115. Hilarius, Bischof von Poitiers.

13. Januar.

Ziemlich in der Mitte zwischen den Städten Bordeaux und Orleans, liegt in einer bergichten und wasserreichen Gegend des westlichen Frankreich, am Fluß Vienne die Stadt Poitiers, die unter der Römerherrschaft Pictavium hieß und zu der Provinz Aquitanien gehörte. Daselbst ist im Anfang des vierten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung der heilige Hilarius geboren, der von 350 bis 368 den Bischofssitz seiner Vaterstadt zieren sollte. Sein Leben fiel in eine Zeit, die für die christliche Kirche im römischen Reiche große Entscheidungen herbeiführte. Gerade um die Zeit, in welcher er das bischöfliche Amt antrat, begann auch im Abendlande, besonders in Italien und Gallien unter eifriger Begünstigung von Seiten des Kaisers Constantius der Arianismus sein Haupt zu erheben und sich der Bischofssitze zu bemächtigen. Bei diesem Kampfe zwischen bischöflichem Recht und kaiserlicher Gewaltthat, zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen reiner Anbetung Jesu Christi, als des eingeborenen Sohnes Gottes, und Herabwürdigung seines heiligen Namens ist Hilarius von Poitiers der Athanasius des Abendlandes geworden und wir wollen versuchen, seinen hohen heiligen Charakter in wenigen Zügen jetzt faßlich zu zeichnen.

Ob Hilarius christliche Aeltern gehabt, ist zweifelhaft: jedenfalls haben sie bei der Erziehung mehr auf seine wissenschaftliche Ausbildung als auf seine Hinführung zu Christo gesehen und ihn nicht als Kind taufen lassen. Er ist nicht durch Gewöhnung Christ geworden, sondern durch das Bedürfniß des Herzens, und durch ernste Forschung des Geistes hat ihn der Herr zu sich gezogen. Wie vor ihm Justin der Märtyrer und viele Andere, so suchte er bei der Philosophie zuerst des Lebens Ziel und rechten Weg, blieb aber unbefriedigt. Nun kam er zur heiligen Schrift und sie brachte Licht in sein wohl vorbereitetes Gemüth. Schon der Name Jehova wirkte mächtig auf ihn und noch besser lernte er den in allem Wechsel sich selbst gleichen ewigen Gott aus den erhabenen Schilderungen der Propheten erkennen, besonders aus Jes. Cap. 40. Aber den Weg zum ewigen Leben fand er doch erst in der Menschwerdung des Sohnes Gottes und in der durch ihn uns erworbenen Macht Kinder Gottes zu werden (Joh. 1, 1—14.). Ehe er noch das

nicänische Glaubensbekenntniß kannte, hatte er aus der Erkenntniß Christi, die er in der heiligen Schrift gefunden, das apostolische Symbolum sich nicht anders gedeutet, als es die Väter in Nicäa gedeutet hatten. In seinem Glauben an die Gottheit Christi und die heilige Dreieinigkeit war nichts Angelerntes, kein bloßes Formelwesen: sondern er hatte durch Gottes Erleuchtung die volle Gewißheit aus dem eigenen Verständniß der heiligen Schrift geschöpft, die er ohne Vorurtheil mit voller Hingebung an das geoffenbarte Wort Gottes gelesen hatte. Dieß machte ihn so fest, so beredt und überzeugend, daß auch Gegner seine Schrift über die Dreieinigkeit, sein Hauptwerk, nicht ohne Wohlgefallen und Bewunderung lasen. Auch eine Auslegung des Evangeliums Matthäi schrieb er mit gleicher Ursprünglichkeit und Frische des Geistes, wenn auch seine Erklärungen nach der Sitte der damaligen Zeit viele willkührliche Allegorieen enthalten. In der Deutung der Psalmen, deren hebräischen Grundtext er nicht lesen konnte, hat er sich dagegen großentheils an den griechischen Kirchenlehrer Origenes angeschlossen.

Seine Größe liegt aber in seinem christlichen Charakter. Er war ein ganzer Christ und hat seine ganze feurige und thatkräftige Natur ohne allen Vorbehalt Christo ergeben, um ihm als Jünger nachzufolgen. Ohne diese Hingebung hätte er nicht so tief in die Erkenntniß Christi eindringen können: durch diese Hingebung aber wurde sein christlicher Wandel und seine bischöfliche Amtsführung auch ein Vorbild heldenmüthiger Selbstentäußerung. Der Geist Christi, der in den Gläubigen wohnt, kann überhaupt auf zwiefache Weise den alten Menschen sich unterthan machen: er kann ihn mehr als einen Feind oder mehr als ein verzogenes Kind behandeln: er kann die angeborne Natur mit heldenmüthiger Kraft brechen, oder er kann sie mit Schonung reinigen und umbilden. Jedoch darf das Eine nie ganz ohne das Andere sein: die bloße Bekämpfung der Natur ohne alle Schonung der anerschaffenen Kräfte und Triebe wird zur Härte; die schonende Umbildung ohne Ertödtung des fleischlichen Verderbens wird zur Schlaffheit. Wenn Hilarius zu weit gegangen ist, so hat er gewiß nicht in der Nachgiebigkeit gegen das Fleisch das Maaß überschritten. Er war schon verheirathet, ehe die große Entscheidung für Christum in seinem Herzen eintrat: nachher wäre er wohl schwerlich in die Ehe getreten. Er hatte eine Tochter, Namens Abra, die er zärtlich liebte, aber eben deswegen ganz von der Verwickelung mit dem irdischen Leben los-

zureißen bemüht war. Er hielt sie von der Verbindung mit einem edlen jungen Manne ab: er bewog sie sich alles Kleiderschmucks zu entledigen, und, als sie in alle diese Opfer eingewilligt hatte und ihr das Herz brach, freute er sich, daß sie von den Versuchungen dieser Welt erlöst zu Christo ging. Seine Gattin sehnte sich der Tochter bald nachzufolgen und er unterstützte sie mit seiner Fürbitte in ihrem Gebete um eine baldige Auflösung: die Erhörung blieb nicht lange aus und er konnte sich, wie lieb er sie auch gehabt, auch ihres Todes freuen. Gesetzt auch, daß Hilarius dabei von dem Irrthum nicht freizusprechen ist, dem fast alle Frommen jener Zeit unterlagen, als ob das Leibliche an sich selbst schon sündlich sei, und als ob das Leben im Geiste nicht bloß in der Verleugnung böser Fleischeslust, sondern in der Vernichtung des leiblichen Daseins bestehe, so zeigt sich doch darin eine bewunderungswürdige Kraft der Aufopferung, ein entschiedener Haß alles Sündlichen und ein kräftiger Glaube an das ewige Leben.

Durch das allgemeine Vertrauen seiner Vaterstadt war Hilarius um das Jahr 350 zum Bischof erwählt worden, ohne daß er, so viel wir wissen, schon vorher ein geistliches Amt als Diakonus oder Presbyter verwaltet hätte, so wie ohngefähr ein Viertel-Jahrhundert später Ambrosius in Mailand auch plötzlich aus dem Laienstande zur bischöflichen Würde erhoben wurde. Mit großem Eifer nahm er sich seines Amtes und seiner Heerde an, ging aber bald schweren Prüfungen entgegen, da eben gleichzeitig der Kaiser Constans starb und Constantius alle seine Macht benutzte, um dem arianischen Irrthum auch im Abendlande die Herrschaft zu verschaffen. Auch fehlte es nicht an einflußreichen Männern und Bischöfen, die aus eigener Ueberzeugung oder aus Ehrgeiz und Menschenfurcht die Irrlehre begünstigten, wie Saturninus, Bischof von Arles, und neben ihm ein Valens, ein Ursacius. Im August 353 wurde in Arles eine Kirchenversammlung veranstaltet, wo alle Bischöfe ein Verdammungs-Urtheil über Athanasius aussprechen und unterzeichnen sollten: Paulinus, Bischof von Trier, der sich dessen weigerte, wurde von der Synode abgesetzt, vom Kaiser verbannt, und ähnliche Strafen trafen nach einander mehrere rechtgläubige Bischöfe in Gallien. Zwei Jahre darauf erfolgte (355) eine ebenso tyrannische Synode in Mailand, wo der Kaiser seinen Willen zum Kirchengesetz machte und die Widerstrebenden mit größter Härte behandelte. Hilarius schloß nun im Verein mit andren

gallischen Bischöfen die Verfolger Saturninus, Valens und Ursacius von der Kirchengemeinschaft aus und versicherte den Kaiser, dem bei einem Einfall feindlicher Horden vor einem Abfall der mit Recht unzufriedenen Gallier bangte, der Treue seiner Provinz, jedoch nicht ohne kräftige Bitten und Ermahnungen, den Frieden der Kirche nicht mehr durch Verfolgung und Verbannung treuer Hirten zu stören. Die Antwort war in Folge ungegründeter, aber gern geglaubter Verdächtigungen die Verbannung des **Hilarius** nach Phrygien, die nach einer erfolglosen Bemühung ihn (auf einer Synode in Beziers in Languedoc) einzuschüchtern, in den ersten Monaten des Jahres 356 über ihn vom Kaiser verhängt wurde. Das erlittene Unrecht hatte ihn nicht erbittert, sondern gewarnt, nicht aus bloßer Streitsucht den Kirchenfrieden zu stören. In einer Zuschrift über die Synoden, die damals im Morgenlande so häufig gehalten wurden und immer neue Glaubensformeln einander entgegensetzten, sucht er die gallischen Bischöfe, mit denen er fortwährend in brüderlicher Gemeinschaft blieb, über Sinn und Absichten der daselbst gewählten Ausdrücke aufzuklären und von voreiliger Verdammung abzuhalten (358). Gleichzeitig unternahm er aber die Abfassung eines Werks über die heilige Dreieinigkeit in zwölf Büchern, worin er die biblische Wahrheit möglichst faßlich darzustellen und gegen die Irrlehrer zu vertheidigen suchte, und dieß ist eben das Werk, auf welchem sein bleibender Ruhm als Kirchenlehrer beruht. Nicht aus Vermessenheit hatte er sich entschlossen, mit menschlichen Worten das hohe Geheimniß auszulegen, sondern gedrungen von seelsorgerlicher Liebe, um die Gläubigen vor Verführung zu schützen. „Mein Herz ruhte lange", so sagt er, „seiner Hoffnung froh im sichern Besitz der Wahrheit: den Eintritt des Todes fürchtete ich so wenig, daß ich in ihm nur den Durchgang zur Ewigkeit sah: das Leben in diesem Leibe aber war mir keineswegs lästig oder kümmerlich, sondern ich nahm es hin, wie der Knabe die Schule, der Kranke die Arzenei, der Schiffbrüchige das Schwimmen, der Jüngling die Zucht, der künftige Feldherr das Exerciren; ich dachte mir, man muß dieses irdische Dasein durchmachen, um zum Lohn der seligen Unsterblichkeit zu gelangen. Da tauchten jene vermessenen Geister auf, die in sich selbst verzweifelt, für Andere verderblich, Gottes mächtige Natur nach der Schwachheit ihrer eigenen Natur maßen, nicht um durch den Unendlichen zur Erkenntniß des Unendlichen erhoben zu werden, sondern um

das Unbeschränkte in die Schranken ihres engen Bewußtseins einzuzwängen: sie wollten Meister der Offenbarung Gottes sein, da doch das Werk der Offenbarung Hingebung und Gehorsam fordert: sie kanuten sich selbst nicht, verschmähten Gottes Licht, wollten des Meisters Worte meistern. — Da entbrannte mein Herz, diesem wüthenden Beginnen entgegen zu treten: denn ich erkannte, daß mein Heil eben darauf beruhte, daß ich nicht nur an Gott glaubte, sondern au Gott als Vater, und nicht nur auf Christum hoffte, sondern auf Christum als Gottes Sohn, nicht als Geschöpf, sondern als Gott und Schöpfer, aus Gott geboren. So lassen wir es uns denn angelegen sein, durch prophetische und evangelische Aussprüche den Wahnwitz und Unsinn derer zu beschämen, die unter dem Vorgeben, den Einen Gott zu verkündigen, was ja allein heilsam und wahr ist, entweder behaupten, daß Christus, weil er Gott ist, nicht geboren sein könne, oder leugnen, daß er wahrhaftiger Gott sei, indem sie meinen, die Einheit Gottes bleibe nur dann gesichert, wenn nicht ein Sohn, der gleiches Wesens mit ihm ist, sondern nur ein mächtiges Geschöpf, das aber der Gottheit nicht theilhaftig sei, von ihm ausgegangen wäre. Aber wir, die wir von Gott gelehrt sind, zu verkündigen, daß nicht zwei Götter sind, aber Gott auch nicht einsam ist, wir wollen das evangelische und prophetische Wort beim Bekenntniß Gottes des Vaters und Gottes des Sohnes so verstehen lehren, daß in unserm Glauben Beide Eins sind, aber nicht Einer: denn wir bekennen, daß Einer und Derselbe nicht Beides, Vater und Sohn zugleich, aber auch nicht etwas Anderes ist als Gott, nicht etwa ein Mittelwesen zwischen wahrem und falschem Gott; denn da Gott aus Gott geboren ist, so liegt es in dem Begriff der Geburt, daß der Sohn nicht dieselbe Person mit dem Vater, daß er aber ebensowenig im Wesen der Gottheit von ihm verschieden sein kann." Dann sagt er, daß er sich Leser wünsche, die ohne menschliche Vorurtheile sich in Gottes Wesen versenken, nicht um zu meistern, sondern um zu lernen. „Der beste Leser ist der, welcher den Sinn der Worte aus den Worten selbst schöpft, nicht aus sich hineinlegt, der das Verständniß nicht mitbringt, sondern aufnimmt, nicht aber die Worte nöthigt, daß sie enthalten müssen, was sie nach der Meinung, die er vor dem Lesen hatte, bedeuten sollen. Lassen wir also da, wo von dem die Rede ist, was Gottes ist, Gott die Ehre, daß er sich selbst am Besten kennt, und gehen wir seinen Worten in frommer Ehrfurcht nach.

Denn der muß wohl der beste Zeuge über sich selbst sein, der anders als durch sein eignes Zeugniß gar nicht erkannt werden kann."

Im Morgenlande nahm **Hilarius**, obwohl als Fremdling und Verbannter, eine bedeutende Stellung ein, die er seiner würdigen Persönlichkeit verdankte, und wurde im J. 359 auch zu der Synode, die zu Seleucia in Isaurien gehalten wurde, zugezogen. Als sich jedoch ergab, daß daselbst die entschiedensten Feinde der Gottheit Christi siegten, reiste er nach Constantinopel und richtete ein Schreiben an Constantius, worin er geziemend, aber freimüthig, bat, ihn seinen Widersachern, den anwesenden arianischen Bischöfen im Beisein des Kaisers gegenüber zu stellen. Er fand kein Gehör: eine neue Synode in Constantinopel (360) wurde ganz von der Gegenparthei beherrscht und **Hilarius** wurde endlich in Ungnade nach Gallien zurückgeschickt, weil man sich seines Einflusses im Morgenlande entledigen wollte. Mit Entrüstung sah er nun ein, daß der Kaiser absichtlich sich jeder bessern Belehrung verschloß und nur darauf ausging, durch alle Lockungen der Hofgunst die Parthei der Arianer auszubreiten, die Christo die Ehre nahm, die ihm gebührte. Er sah im Geiste die Bischöfe, die Hüter der Lehre, verführt, die Kirche als einen Spielball des verderbten Hofes und Christum unter heuchlerischem Scheine frommer Verehrung zu einem bloßen Geschöpf herabgewürdigt. Mit scharfer Feder schrieb er nun ein Buch gegen Constantius, in welchem er seinem Schmerz und seinem Zorn freien Lauf ließ. „Hättest Du mich doch — so ruft er den Herrn an — zu den Zeiten des Nero oder Decius leben lassen! Marter und Tod hätte ich von ihnen geduldig erlitten. Gegen so offene Feinde Deines Namens wäre der Kampf eine Freude gewesen, weil sie unverhüllt als Verfolger auftraten. Wir könnten öffentlich und zuversichtlich sie bekämpfen und Deine Völker würden uns, als ihre Anführer, zum Bekenntniß des Glaubens begleiten. Nun aber streiten wir mit einem verkappten Verfolger, mit einem heuchlerischen Feinde, mit Constantius dem Antichristen, der nicht den Rücken geißelt, sondern den Bauch streichelt, der nicht zum Leben verbannt, sondern zum Tode bereichert, nicht durch Gefängniß in die Freiheit versetzt, sondern durch Ehrenbezeugungen im Palaste zur Knechtschaft verstößt." Man erkennt hierin den Schrei der Noth aus einem Herzen, das für Christum glüht und sehen muß, wie ein christlicher Kaiser ihn zugleich als Erlöser preist und als Gottes eingebornen Sohn verleugnet, der

die Bekenner Christi nicht tödtet, aber durch Ränke und Gnadenerweisungen zur Verleugnung seiner Gottheit verführt. Der Zweck dieser Schrift konnte nur sein, die schlaue Begünstigung der Irrlehre in eine blutige Verfolgung der gläubigen Bekenner umzuwandeln und sich selbst zum ersten Schlachtopfer zu weihen. Hilarius glaubte damit gegen den Verfolger, der sein Kaiser war, im Rechte zu sein und berief sich auf das Vorbild Johannis des Täufers in seinem Verhalten gegen Herodes und der maccabäischen Märtyrer in ihrem Verhalten gegen Antiochus Epiphanes (2. Maccab. Cap. 7): ob mit vollem Rechte, das ist schwer zu entscheiden. Indessen starb Constantius, ehe die Schrift veröffentlicht wurde, und ihm folgte Julian (361), der offen das Christenthum bekämpfte, aber um die inneren Kämpfe der Kirche sich nicht kümmerte und die Verunglimpfung seines ihm verhaßten Vorgängers zu rächen am wenigsten geneigt war.

Nach seiner Rückkehr genoß Hilarius als standhafter Bekenner, als erleuchteter Kirchenlehrer und als wachsamer Bischof eines hohen Ansehns und er benutzte dieses, um mit Hülfe der übrigen getreuen Bischöfe den Arianismus in Gallien auszurotten, für welchen Zweck in den Jahren 360 und 361 zwei Synoden zu Paris und außerdem noch mehrere andre gehalten wurden. Er wirkte dafür ebenso viel durch weise Milde, als durch Strenge: denn er hielt darauf, daß diejenigen Kirchenhäupter, die früher der Gewalt gewichen waren und jetzt ihren Irrthum eingestanden, in der Kirchengemeinschaft und auf ihren bischöflichen Sitzen blieben. Seine Thätigkeit für Ausrottung der Irrlehre erstreckte sich auch auf Ober-Italien und er bekämpfte in Mailand persönlich den schlauen arianischen Bischof Auxentius, der vor Ambrosius diesen Bischofsitz einnahm, wiewohl der Kaiser Valentinian I. denselben beschützte (363). Da der Kaiser ihm, als Störer des Kirchenfriedens, von Mailand zu weichen befahl, schrieb er ein scharfes Buch gegen Auxentius, worin er dessen Heuchelei schonungslos aufdeckte. Seine letzten Lebensjahre scheint er ruhig seinem bischöflichen Sprengel, der Predigt und der Ausarbeitung von Auslegungen biblischer Bücher gewidmet zu haben. Als sein Todestag wird gewöhnlich der 13. Januar 367 angegeben: doch ist es wahrscheinlicher, daß er erst im J. 368 an demselben Tage gestorben sei. Viele Wunder soll er bei seinem Leben, noch mehrere nach seinem Tode verrichtet haben: dieselben sind wenigstens ein Zeugniß des großen Ver-

trauens, welches man zu der Reinheit und Heiligkeit seines christlichen Charakters hatte. Seine Ueberreste sollen jetzt in St. Denys ohnweit Paris ruhen: aber sein Geist lebt in seinen Schriften fort, die gründlicher erforscht zu werden verdienen, als dieß bisher geschehen ist. H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

116. Ephraem der Syrer.

9. Juli.

Dieser sogenannte Prophet der Syrer erblickte gegen den Anfang des 4. Jahrhunderts das Licht der Welt, wo sein Vater als Götzenpriester, Priester des Gottes Abnil, fungirte; seine Mutter stammte aus dem benachbarten Amida. Ephraems Vater war ein fanatischer Priester, ein Mann, der noch mit ganzer Seele an dem alten Irrglauben hing. Schon war aber das Christenthum gerade in das Herz dieses Landes zu weit vorgedrungen, als daß es nicht auch einen Weg zu dem Hause des Götzenpriesters hätte finden sollen. Der religiös empfängliche und in der priesterlichen Wohnung lebendig angeregte Knabe ward mit einem Christen bekannt und ließ sich bei seinem tief religiösen Sinn gern von ihm über das Christenthum unterhalten. Wie hätte der Empfängliche sich nicht bald von dem verabscheuungswürdigen Götzencultus abwenden und der ewigen Licht- und Wahrheitssonne zuwenden sollen? Der Vater bemerkte mit Entrüstung die in dem Knaben vor sich gehende Umwandlung; er ertappte ihn gradezu in seinem Verkehre mit dem Christen und ließ ihn schwer für die Frevelthat büßen. „Gottloses Kind," rief er dem hart Gestäupten zu, „fort aus dieser fluchwürdigen Gesellschaft! Ich aber werde hingehen, die Götter um Gnade für dich anflehen und dich mit ihnen zu versöhnen suchen." Er ging; diese sahen aber schärfer, als er. Der ihm im Tempel angeblich erscheinende Böse lobte zwar seinen Eifer, wies ihn aber mit seinem Gnadengesuche ab. „Dieser sein Sohn werde einst ihr entschiedenster Gegner und gewaltigster Feind werden. Fortjagen solle er ihn, weithin fortjagen, wenn ihm der alte Verkehr mit ihnen, der alte Cultus am Herzen liege." Jedenfalls kam das dem Vater hier im Tempel recht zum Bewußtsein, ihm, der seinen Sohn tief durchschaut hatte. Im fanatischen Eifer eilte er deshalb nach Hause und rief demselben in gewaltiger Aufregung zu: „Hier kannst Du

nicht länger weilen, fort, mir für immer aus den Augen! Dein Verbrechen ist ans Tageslicht hervorgetreten; Du bist ein entschiedener Feind meiner Götter geworden."

Dieser schwere Unwille des blind eifernden Vaters beugte aber den charaktervollen Knaben nicht; freudig sah er sich vielmehr die Flucht bewilligt, an die er schon manchmal in der innigen Liebe zu seinem Christus gedacht hatte. Verstoßen aus dem väterlichen Hause begab er sich sofort auf den Weg, nicht wissend, wohin, auf seinen Gott sich verlassend. Ein unbewußter Zug des Herzens führte ihn nach Nisibis zu dem h. Jakob, dem dortigen Bischof, einem treuen aufrichtigen Christen, der diese Treue durch ein treues Bekenntniß unter dem wüthenden Maximin besiegelt hatte, eben deshalb aber auch einem entschiedenen Gegner alles Irr- und Wahnglaubens. Der wahre Seelenhirte nahm sich sofort des hoffnungsvollen Jünglings, der schon eine so große Charakterentschiedenheit an den Tag gelegt hatte, an, zog ihn in seinen näheren Umgang, unterrichtete gern den lernbegierigen in den Heilswahrheiten und nahm ihn bald in die Zahl der Katechumenen auf. Ephraem wußte ihm dafür den besten Dank zu spenden; Jakob ward ihm nicht nur ein Lehrer, sondern auch ein lebendiges Vorbild echten Christenthums. Wie jener, gewann er sich deshalb auch die Achtung und Liebe Aller durch seine Frömmigkeit, Enthaltsamkeit und ascetisch-strenge Lebensweise.

Er ward eine Säule der Kirche und auch zugleich der aufblühenden Schule zu Nisibis, ein treuer Mitarbeiter seines Lehrers an ihrem Auf- und Ausbau. Es war gerade damals die arianische Ketzerei ausgebrochen und die Synode nach Nicäa ausgeschrieben worden, um der Kirche die verlorne Ruhe der Einheit wieder zu geben. Es ließ Ephraem keine Ruhe; im innern Lebensdrange zog er mit seinem väterlichen Freunde, der ihn gern mit sich nahm, und noch andern Bischöfen der Umgebung zu dem großen ökumenischen Concil. Die großartige Versammlung, der Ernst und die Tiefe der dort gepflogenen Verhandlungen konnten nicht ohne Eindruck an dem Jüngling vorübergehen. Wie es selbst den katholischen Glauben fest stellte, stellte es auch unsern Ephraem noch fester auf den katholischen Glaubensgrund.

Es trat nach demselben bekanntlich eine gewaltige Bewegung in der Kirche ein; zugleich begannen die Angriffe der Perser auf Nisibis, welche mit der Stadt auch die aufblühende junge Kirche

bedrohten. Jakob und Ephraem beeiferten sich, um die ermattende Kraft der Ihrigen der Uebermacht des Feindes gegenüber immer wieder zu beleben. Namentlich erbat sich Ephraem von seinem Vater die Erlaubniß die Mauern ersteigen und den gerechten Fluch auf den übermüthigen Feind schleudern zu dürfen. Wohl geschahen unter der Kraft gebenden geweckten Begeisterung Wunder der Tapferkeit, wohl wurden die Perser anfangs gezwungen, die Belagerung aufzuheben; umsonst, es ereilte die Stadt doch ihr Verhängniß. Nisibis wurde i. J. 350 von den Persern genommen und die Schule daselbst zerstört. Welche Verehrung aber Jakob und Ephraem damals genossen, mag noch die Erzählung beweisen, daß auf ihr Gebet hin, wie einst über die Aegypter so über das Persische Heer schwere Plagen gekommen seien (ungeheure Schwärme Ungeziefers sollen sie und ihre Pferde und Elephanten gepeinigt haben) und sie genöthigt haben wenigstens für damals von der Belagerung abzustehen. Sie standen so hochgeachtet in der Gemeinde da, wie ein Moses und Aaron. Sonst ist uns aus dieser Zeit der stillern Lern- und Lehrthätigkeit Ephraems nichts weiter bekannt, als daß er nach bestimmter Angabe 28 Jahre alt getauft wurde. Man hat gefragt, von wem? Kaum möchte hierüber ein Zweifel sein können. Jakob, sein geistiger Vater, war ohne Zweifel derjenige, von dem er die Weihe der Taufe erhielt. Er scheint sich nicht früher für eine solche reif gehalten zu haben; eben deshalb sehen wir ihn auch nicht in ein Kirchenamt eintreten, dem er sich nicht etwa aus Furcht und Bangigkeit bei den drohenden Verfolgungen, sondern aus zu großer Gewissenhaftigkeit und Gottesfurcht entzog.

Nisibis war also von den Persern genommen und die Schule daselbst zerstört worden; die christliche Kirche wurde mit Feuer und Schwerdt verfolgt. Was sollte Ephraem hier länger weilen? Wohl wäre es seine Pflicht gewesen, als treuer Kirchenhirte bei seiner Heerde auszuharren: er war aber nicht in den Kirchendienst eingetreten. Hierzu kam noch, daß der Bischof Jakob gerade noch zur rechten Zeit vor der Katastrophe gestorben war. So begab er sich trauernd nach seiner Mutterstadt Amida, bald aber, da auch hierher das Kriegsgestürm drang (es ward 349 befestigt), nach dem alten ehrwürdigen Sitze des Christenthums, nach Edessa: die Stadt mit ihren Klöstern gewann beim ersten Anblicke so viel Anziehendes für ihn, daß er sofort beschloß, hier bis ans Lebensende zu bleiben.

Wie für die Stadt selbst, so gewann er auch für die Einwohner ein gutes Vorurtheil. Ein Fluß, Namens Daisan, bespült die Mauern der Stadt; Frauen waren hier bei seinem Kommen mit Waschen beschäftigt. Eine faßte den Fremdling dreist ins Auge, daß er sich unwillig mit der Frage an sie wandte: „Wie kannst du so schamlos um dich blicken? solltest du nicht vielmehr die Augen zur Erde niedersenken?" Diese aber antwortete schnell gefaßt: Solltest du nicht vielmehr zur Erde niederblicken, der du aus Erde gemacht bist, und sollte ich dich nicht anschauen dürfen, die ich von dir genommen bin? „Wie mögen doch hier die Männer begabt sein," dachte der über die Antwort verwunderte, „wenn schon die Frauen solchen Scharfsinn an den Tag legen."

So trat Ephraem mit schönen Hoffnungen in die Stadt und zwar, um nicht unthätig zu sein, in die Dienste eines Badewirthes; er konnte aber in solchem Dienste seinen höhern Lebensberuf nicht verleugnen. Im alten Glaubenseifer ward die Bekehrung der auch hier noch sehr zahlreichen Heiden, deren Irrglaube ja gerade ihm recht klar geworden, sein eigentliches Ziel. Da trifft ihn einst ein Mönch mit weißen Haaren mitten in dieser Thätigkeit und nimmt an seinem innigen Verkehre mit den Heiden nicht wenig Anstoß. Nachdem er sich nach seinen frühern Lebensverhältnissen erkundigt, ruft er ihm zu: „Wie kannst du doch als Christ in solchen Verkehr treten, solltest du dich nicht überhaupt von der sündigen Welt zurückziehen?" Es war das ein Wort, das in der Seele des ascetisch gesinnten gerade jetzt großen Anklang finden mußte. Er sprach sofort seine volle Geneigtheit dazu aus. „Nun so mache dich," sagte der Greis, „zum Heil deiner Seele auf den Weg, besteige dort den Berg und wende dich an einen der älteren Mönche, auf daß er dich zur wahren christlichen Vollkommenheit hinleite." Ephraem hörte das Gebot mit aller Freude, folgte dem Rufe wie einem höhern, zog die Mönchskleider an und begab sich in eine Höhle, wo er unter Fasten und Gebet sich ganz in das Studium der Schrift vertiefte. Jetzt hatte er auch Muße, den Gewinn desselben in Wort und Schrift zu fassen. Bald soll der Greis, der sein Führer zum Berge war und natürlich ihn auf der neuen Lebensbahn nicht aus den Augen verlor, in nächtlicher Stille einen Engel mit einem innen und außen beschriebenen Buche niedersteigen gesehen und einen andern Engel fragen gehört haben: „Wen glaubst du, werde ich mit diesem Buche belohnen?" „„Origines, den Mönch der

ägyptischen Wüste, den Schüler des h. Antonius."" „O nein, du irrest." „„Nun dann wohl den Mönch Julianus in den nördlichen Gegenden?"" „O nein, du irrst auch hierin. Niemand ist jetzt würdiger dieses Buches, als der h. Ephraem." Schon an der Mutterbrust soll man auch einen Weinstock aus seiner Zunge emporwachsen gesehen haben, der, bis zum Himmel aufgeschossen, mit Tausenden von Trauben und aber Tausenden von Beeren prangte: ein treffendes Symbol für die große Produktionskraft unsres Ephraem, für die große Zahl seiner biblisch-ascetischen Erklärungsschriften und die noch größere seiner heiligen Gesänge. Der Greis sah sich in seinen hohen Erwartungen nicht getäuscht; er fand die von ihm verfaßten Erklärungsschriften zu den Büchern Moses so vortrefflich, so voll von göttlicher Weisheit, daß er sie mit sich nahm und dieselben den ersten Männern der Stadt, den Lehrern der Schule und ihren Zuhörern und der Geistlichkeit vorlegte. Schon wollten sie ihm selbst dafür huldigen, da verwies er sie auf Ephraem und erzählte ihnen Alles, was er früher in der Vision geschaut hatte. Bald machte man sich auf nach der Höhle, um ihn aus ihr ans Tageslicht hervorzuziehen. Ephraem bemerkte die Kommenden und ahnete die Ursache; sofort machte er sich davon und verbarg sich in dem dichtesten Wald des benachbarten Thales. Da erst sich recht besinnend, hörte er die mahnende Engels- oder Gottesstimme, nicht aus Liebe zur Ruhe das Joch von der Schulter abzuschütteln und das Licht unter den Scheffel zu setzen. So andern Sinnes machte er sich auf den Weg nach Edessa, im Bewußtsein der neuen Aufgabe am Thore den Herrn um Kraft bittend, allen Ketzereien mit Erfolg entgegen treten zu können. Es war Abends, als er in die Stadt einzog; er blieb so im nächsten Thurme der Stadtmauer und trat erst am folgenden Tage unter das Volk. Seine gestrige Flucht und sein heutiges unerwartetes Auftreten erweckte zwar einiges Befremden und selbst Zweifel an Identität seiner Person; er wußte sich aber bei näherer Prüfung so auszuweisen, daß die ihm gewordene himmlische Gnade und Weisheit nur noch in ein helleres Licht trat. Ein weissagender Mönch, der ihm zufällig begegnete, rief noch dazu mit lauter Stimme vor dem Volke aus: „sehet, das ist der vom Herrn Auserkohrne, der alle Ketzereien vernichten und die Trespe von dem Waizen scheiden wird." So geschah es denn nun auch: Ephraem ward der entschiedenste Feind und der Schrecken, ebendeshalb aber auch der Haß aller Ketzer.

Nicht bloß mit Worten, Spott und Hohn, sondern auch mit Waffen und Knütteln fielen sie über ihn her und steinigten ihn fast zu Tode. Glücklich entging er zwar noch ihren Händen, hielt es aber, wiederhergestellt, doch für rathsam, sich wieder in seine stille Klause auf dem Berge zurückzuziehen und den begonnenen Kampf nur mit scharfen Schriften und Briefen fortzuführen. Zugleich wirkte er aber auch hier als Lehrer derjenigen, die sich zu ihm hindrängten, und bildete eine Menge bedeutender Schüler, welche die lebendigen Träger seines Geistes und der Stolz und Ruhm der Syrischen Kirche wurden.

Unter der Zeit war Basilius der Große, der Begründer eines neuen thätigeren Mönchslebens, so wie es auch Ephraem genehm war, und einer neuen Klosterregel immer berühmter geworden. Wie mußte es nicht unsern Ephraem, den ernst ascetisch gesinnten, zu ihm, dem Geistesgenossen, mächtig hinziehen? Mitten in seinem Gebete hatte er gegen den Altar zu eine leuchtende Säule von unermeßlicher, bis zu dem Himmel hinan reichender Höhe gesehen und die Worte gehört: „Eine solche feurige Säule ist Basilius," wie hätte ihn nicht eine Sehnsucht erfassen sollen, an dem Glanze dieses Meteors sich einmal recht lebendig zu erfreuen? Noch lebte aber außer dieser eine andere tiefere Sehnsucht in seinem Herzen. Er hätte gerne auch selbst die Geburtsstätte des Mönchslebens, die Heimathsstätte der größten, verehrungswürdigsten Asceten, seiner Vorbilder, nämlich Aegypten betreten und sich noch höhere Lebenskraft geholt. Erst also nach Aegypten und dann nach Kappadocien, ward jetzt der Wahlspruch des Asceten. Bald war er auf einem Schiffe, auf dem er die Geistesruhe behauptete, als die Wellen in Empörung geriethen und Meerungeheuer das Schiff bedrohten. Voll Achtung und Bewunderung des Gottesmannes, der den Sturm beschworen hatte, dem Ungeheuer getrost mit dem Kreuz entgegengetreten war, schieden die glücklich in Aegypten angekommenen Schiffsleute von dem anfangs nicht gekannten Reisegefährten; Ephraem aber begab sich sofort nach der Stadt Antin (Antonia) und von da nach der scetischen oder nitrischen Wüste. Hier fand er zuerst, in einer Höhle verborgen, den Einsiedler Pesoë (Pasäus), mit dem er eine Woche, sieben wahre Feiertage, verlebte, und zog dann tiefer in die Wüste um noch andere treue Asceten und Glaubenshelden aufzusuchen. So feierte er noch manchen Festtag, doch fehlten neben den Rosen nicht ganz die Dornen auf seinem Wege.

Die arianische Ketzerei hatte gerade auch in ihrem Heimathslande weithin um sich gegriffen. Es gab deshalb für den so entschiedenen Freund des orthodoxen Glaubens auch hier bald Kampf und Arbeit. Ein berühmter Patron der arianischen Ketzerei erlaubte sich sogar die heftigsten Ausfälle gegen ihn, als er einen von ihm Gewonnenen eifes Bessern zu belehren suchte. Ephraem ließ sich aber nicht einschüchtern; jener schien ihm vom bösen Geist selbst besessen zu sein und er rief deshalb aus: „Die Kraft Gottes strafe dich, du Feind aller Gerechtigkeit; laß ab, dieses Gebild Gottes zu mißbrauchen.“ Der von dem ernst strafenden Worte schwer Getroffene stürzte zu Boden und gerieth in die gewaltigste Aufregung. Eine neue Beschwörung mit dem Kreuzeszeichen, die freundlich dem noch am Boden Liegenden dargereichte Hand brachte ihm aber bald Ruhe und mit dieser die Rückkehr zum wahren Glauben. Solche Wunder der Kraft sicherten Ephraem eine immer erweiterte Wirksamkeit; wenn auch nicht 8 Jahre, mag er doch längere Zeit hier geblieben sein und, selbst gewinnend, auch Andern reichen Gewinn gebracht haben.

Endlich konnte er die nie aufgegebene Reise zu Basilius antreten. Es war gerade das Epiphanienfest, als er hier ankam. Er hörte, daß Basilius den folgenden Tag in die Kirche kommen und predigen werde. Hier sah er ihn denn auch zum ersten Male vor sich; er hörte nicht nur mit Ehrfurcht und steigender Bewunderung den großen Kanzelredner, sondern sah auch nach einer Angabe eine Taube, das Symbol des h. Geistes, auf seiner Schulter sitzen, welche ihm die geistvollen Worte zuflüsterte. Eben so soll aber auch umgekehrt Basilius durch den h. Geist Ephraem den Syrer erkannt oder ihn zwischen zwei Engeln in blitzesähnlicher Strahlenkleidung, Symbol seines keine Schonung kennenden Feuereifers, gesehen haben. Sicher erkannten sich beide Männer bald im Grunde ihrer Seele und lernten sich so hoch achten und lieben. Natürlich suchte deshalb auch Basilius den eben so frommen als gelehrten Mann für den Kirchendienst zu gewinnen. Nur mit Mühe brachte er es aber dahin, daß sich der Bescheidene zur Diakonatsweihe stellte.

Beide hatten übrigens von einander gelernt, Basilius namentlich soll die Winke des tüchtigen alttestamentlichen Exegeten umsichtig benutzt haben. Sie wurden sich selbst Lehrer in Bezug auf die Sprache. Syrisch soll ihm Basilius bei der Taufe ein

„Stehe auf“ zugerufen, Ephraem dagegen griechisch den Segen des Herrn über sich herabgefleht haben. So wenigstens nach einer Darstellung.

Lange konnte Ephraem aber nicht bei Basilius verweilen; die Sorge um die vielbewegte Heimathskirche führte ihn zurück. Eine verderbliche Ketzerei war dort ausgebrochen; die Anhänger des Bardesanes, des syrischen Hymnensängers und Lehrers höherer Weisheit hatten vorzüglich hier die Oberhand gewonnen. Ein von ihm geschriebenes, Viele verführendes Buch erfüllte Ephraems Seele mit tiefer Trauer. Mit aller seiner Kraft und rastlosen Thätigkeit trat er gegen die Irrlehren auf. Als er bemerkte, daß sich die Edessener vorzüglich durch die einschmeichelnden Töne der Musik verlocken ließen, errichtete er Jungfrauenchöre, dichtete Hymnen auf alle Heilshandlungen, auf die Märtyrer und Dahingeschiedenen *rc.*, prägte sie ihnen ein und ließ an den Fest- und Sonntagen die h. Jungfrauen singen. Er aber war die Seele des Ganzen und leitete, wie ein Meister der Tonkunst, die sich übenden Chöre. Das einsichtsvoll gewählte Mittel verfehlte nicht seinen Zweck; die kirchlichen Gesänge verdrängten die unkirchlichen.

Vier Jahre waren so verflossen, seitdem er Basilius verlassen hatte, als dieser, der hehren Erscheinung eingedenk, zwei seiner ausgezeichnetsten Schüler, Theophilus und Thomas, nach Edessa zu Ephraem schickte, um ihn zur Bischofsweihe noch einmal zurückzuführen. Er befahl ihnen zwar, wohl wissend, wie wenig Ephraem solche hohe Würde begehre, mit aller Vorsicht zu handeln; der errieth aber doch bald ihre Absicht. Er stellte sich, um sie zu vereiteln, sofort närrisch. Er änderte seine Kleidung, ging in Lumpen umher, lief auf den Straßen zwecklos auf und ab, aß vor allen Leuten und ließ den Speichel in den Bart fließen. Die Gesandten, die ihn in solchem ekelhaften Zustande sahen, ließen sich nun auch wirklich täuschen und kehrten mit der Nachricht zurück, daß der Mann ein Narr geworden. Basilius sah aber tiefer und rief unter Thränen und Seufzern aus: „O nein, ihr seid die Narren, Ephraem aber, den die Welt als einen verborgenen Edelstein noch nicht gehörig gewürdigt hat, ist ein gottweiser Mann.“ So blieb Ephraem in seiner bescheidenen Würde zu Edessa, vorzüglich als Dichter immer größere Verdienste und Anerkennung sich gewinnend; er blieb in derselben bis auf die Zeit Julians des Abtrünnigen, dem er auch mit seiner siegreichen Waffe, seinen schwungvollen Gedichten,

entgegentrat. In der That wußte er eine solche Begeisterung in Edessa zu erwecken, daß eine zum Götzendienst auffordernde Gesandtschaft desselben mit der größten Entschiedenheit und einer auf Alles gefaßten Glaubenstreue abgewiesen wurde. Es ist ein schönes Zeugniß für Edessa und seinen Propheten, daß Julian aus lauter Haß gegen die seit alten Zeiten Christus treu zugewandte Stadt nicht sie, sondern das benachbarte Haran (Charras) mit einem Jupiterstempel besuchte. Julian soll selbst in seinem Grimme daran gedacht haben, die Edessener nach dem Perserkrieg für ihren Glaubenstrotz zu züchtigen; es war aber anders beschlossen. Julian fand seinen Untergang; der hochbetagte Ephraem, der noch zuletzt dem Kaiser selbst Widerstand geleistet hatte, hielt aber hiermit seinen Lebenskampf für geschlossen und zog sich in der jetzt wieder eintretenden Zeit größerer Ruhe in seine Klause zurück, die er nur ungern verlassen hatte. Nur einmal noch trat er aus derselben hervor, als eine bittre Hungersnoth über Edessa kam und es ihn der Hungernden jammerte. Mit seinem eindringlichen Worte wandte er sich noch einmal an die Reichen und Begüterten und führte ihnen ihr selbstisches habsüchtiges Wesen ernst zu Gemüthe. Erschüttert wollten sie es zwar nicht Wort haben, daß sie keine andre Sorge hätten, als die für ihre irdischen Güter, und verschanzten sich hinter den gewöhnlichen Vorwand, daß es sehr schwer sei, beim Geben den wahrhaft Hülfe Bedürftigen und derselben Würdigen heraus zu finden. Ephraem wußte aber der Ausrede zu begegnen. „Was ist," rief er aus, „eure Meinung über mich?" Als sie ihm volle Gerechtigkeit als einem durch und durch redlichen und erprobten Manne widerfahren ließen, bat er sie, ihn diese schwere Aufgabe lösen zu lassen. Und bald standen 300 Betten in den öffentlichen Hallen, bereit zur Aufnahme und Verpflegung der Kranken, Fremden und der vom Lande herbeigekommenen Nothleidenden.

Mit diesem schönen Liebesacte schloß er seine geweihte öffentliche Laufbahn. In seine Zelle zurückgekehrt, sollte er noch den Tod seines Seelenfreundes Basilius erleben. Er erschütterte ihn tief; seine Muse wand dem Freunde noch einen Ehrenkranz. Es war dies sein Schwanengesang. Todesahnungen traten immer bestimmter vor seine Seele; er machte bald sein Testament. Eine tiefe Bewegung gab sich aber im Volke kund, als man von dem drohenden Verluste hörte; viele kamen, um den Propheten noch einmal zu sehen. Er segnete Alle und verschied, nachdem er die Trauern-

den noch beschworen hatte, ihn einfach auf dem öffentlichen Gottesacker zu begraben. So geschah es denn auch; eine ungeheure Menge Volkes, die Gesammtgeistlichkeit und ein langer Zug von Mönchen aller Gattungen gaben ihm das letzte Geleite. Unter Psalmen und Hymnen ward der Hymnendichter ins Grab gelegt. Sein Körper blieb jedoch nicht hier; er wurde später in die ihm geweihte Kirche übergesiedelt. Er starb nach der Angabe seiner alten von uns benutzten Lebensbeschreibung den 15. Juni, nach der Annahme der alten Kirche den 28. Januar oder 1. Februar. Jedenfalls nach verschiedenen, hier nicht weiter zu erörternden Combinationen in den ersten Monaten des Jahres 379 kurz nach dem Tode des Basilius.

Aus dieser seiner Lebensbeschreibung ergibt sich, daß Ephraem eine geistig hochbegabte, sehr lebendige und kräftige, ja leidenschaftlich erregbare Persönlichkeit war, die, was sie erfaßte, mit aller Innigkeit und Entschiedenheit erfaßte, so daß er selbst das prinzipiell Uebertriebene und Verkehrte bei der Auswahl der Mittel zur Verwirklichung an sich guter Zwecke übersah. Es ergibt sich, daß er Christ und zwar katholischer mit ganzer Seele, ja mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit war, die er nicht immer zu meistern wußte. So erzählt ein Lobredner desselben, daß er unter dem Vorwande, selbst ein Anhänger des Apollinaris zu sein, von einer Anhängerin desselben seine Bücher erhalten, die er dann so mit Fischleim verklebt habe, daß der schon bejahrte Apollinaris, der sich auf sie verließ, bei einer Unterredung mit den Katholischen in bittre Verlegenheit gerieth und voll Schimpf den Kürzeren zog. Analogieen hierzu finden wir wirklich in der oben gegebenen Lebensbeschreibung. Es ergibt sich weiter, daß er bei dieser Erregbarkeit und Leidenschaftlichkeit seines Wesens, die nur allmälig einer größeren Ruhe wich, ein geborner Streiter des Herrn war, eine Eliasnatur, ein Mann, den Basilius mit Recht zwischen den Engeln mit dem Blitzesgewande sah und ganz recht als einen derer bezeichnete, von welchen der Herr sage: „Ich bin gekommen, das Schwerdt auf die Erde zu werfen.“ Wo es ihm immer nöthig schien, bestieg er das Kampfroß und zog so unermüdlich gegen alle Ketzereien in seiner Umgebung, gegen die Gnostiker, die Bardesaneaner, Arianer, Manichäer, Apollinaristen rc., die gerade hier in Syrien, dem Lande der Religionsmischerei zahlreicher, als irgendwo hervortraten, zu Felde. Er hat nun in der That auch das Verdienst gewonnen, die kirchliche Lehre gleich den drei großen Kappadociern, vor Allem

dem Basilius, treu geschützt und das Schifflein seiner Kirche unversehrt durch die Wellen einer wild fluthenden Zeit geleitet zu haben. Es ergibt sich ferner, daß Ephraem, wie er auch auf dem Gebiete der Wissenschaft mit großer Einsicht und reichem Wissen arbeitete, doch im Grunde eine praktische Natur war, die im Wirken und Ringen für Christus, in einer edlen Proselytenmacherei, in einem unermüdlichen Erbauungseifer allein ihre volle Befriedigung fand. Nur in diesem Eifer schrieb er auch seine stets erbaulichen Erklärungsschriften über die Bücher des alten und neuen Testaments; nur in diesem ward er ein begeisterter Sänger, der sogenannte Prophet der Syrer, die Cither des h. Geistes. Eben so ergibt sich aber auch zuletzt, daß er im Geiste der Zeit und im Besondern auch seiner Kirche als eine ernst sittliche Natur ein Freund des Mönchslebens werden und vor Allem in der Unterdrückung der eignen sinnlichen Regungen und in der treuen Vollziehung frommer Uebungen seine höchste Lebensaufgabe finden mußte. Freilich zog es ihn immer wieder bei dem lebendigen Interesse an dem Entwicklungsgange der Kirche hinaus ins Leben; nichts desto weniger ward er persönlich noch mehr, als ein Basilius, ein Träger der Mönchsfrömmigkeit, die damals als ein Theil des großen Kampfes des Christenthumes mit der Welt und dem Heidenthume ihre Berechtigung hatte. E. F. Gelpke in Bern †.

117. Basilius der Große, Bischof von Cäsarea.

14. Juni.

In der ersten Hälfte des für die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse so überaus wichtigen vierten Jahrhunderts lebte in den Ländern am Schwarzen Meere eine wohlhabende christliche Familie, deren Glieder sich nicht blos eines großen Ansehens und eines guten Rufes bei den Zeitgenossen erfreuten, sondern zum Theil einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der christlichen Kirche gewonnen haben. Unter ihnen ragt jener Basilius hervor, welchen schon die Zeitgenossen mit dem auch von dem ökumenischen Concil zu Chalcedon im Jahre 451 auf ihn angewendeten Beinamen des Großen neben seinem jüngeren Bruder, dem beredten Dogmatiker und Bischofe Gregor von Nyssa, und neben seinem älteren, mit dem Ehrennamen des Theologen geschmückten Freunde Gregor von Nazianz auszeichneten.

Als der älteste von zehn Geschwistern, die sämmtlich wegen ihres frommen Wandels gerühmt werden und von denen außer dem schon erwähnten Gregor noch der jüngste Bruder Petrus als Bischof von Sebaste in Armenien und die älteste Schwester Makrina als eine der ersten Jungfrauen, die sich dem klösterlichen Leben weiheten, besondere Anerkennung gefunden haben, erfuhr er noch die persönlichen Einwirkungen seiner frommen Großmutter Makrina, welche in der Diocletianischen Verfolgung mit ihrem Gatten, von wenigen Freunden und Dienern begleitet, in den Pontischen Bergwäldern sich sieben Jahre lang verborgen gehalten und die Neigung zum asketischen Leben befestigt und entwickelt hatte. Auf ihrem Landhause in der Nähe von Neu-Cäsarea, der Hauptstadt der Provinz Pontus, verlebte Basilius, welcher wahrscheinlich im Jahre 329 (nach Andern 331) zu Cäsarea in Kappadocien geboren war, seine ersten Jugendjahre und empfing dort theils Weckung und Pflege einer auf persönliche Heiligung gerichteten Frömmigkeit, theils Einführung in jene kirchliche Denkweise und Lehrart, welche durch Gregor den Wunderthätigen, einen Schüler des Origenes, in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts zugleich mit der Stiftung der Kirche in jenen Gegenden herrschend geworden war.

Eine weitere Förderung dieser Gesinnung und Lebensrichtung, aber zugleich einen sorgfältigen Unterricht empfing er nach seiner Rückkehr in das Elternhaus als Knabe, theils durch seine wegen ihrer Schönheit und vornehmen Geburt nicht minder gefeierte als ihrer Frömmigkeit und ihrer häuslichen Tugenden wegen hochgeschätzte Mutter Emmelia, die ihren Vater als Märtyrer in der Verfolgung des Maximinus verloren hatte; theils durch seinen wissenschaftlich gebildeten, weltkundigen und eben so sehr wegen seiner sittlichen Tüchtigkeit als wegen seiner ernsten Frömmigkeit allgemein so geachteten Vater, daß Gregor von Nazianz ihn den Führer zur Tugend für ganz Pontus nennen durfte. Der Vater, gleichfalls Basilius geheißen, lebte nämlich zu jener Zeit schon in Neu-Cäsarea, und zwar als Rhetor und Sachwalt. Gerühmt wird an diesem Hause besonders die Gastfreundschaft, die Wohlthätigkeit gegen Arme, die Anhänglichkeit an die Kirche, zu deren Besten sogar ein Theil der in drei Provinzen liegenden Güter der Familie als Geschenk hingegeben ward, insonderheit aber die treffliche Erziehung der Kinder.

Unter solchen Umgebungen und Einwirkungen bildeten sich in

dem begabten, empfänglichen und strebsamen Knaben die Grundlagen jener seltenen Vereinigung von entschiedener Frömmigkeit in kirchlich ausgeprägtem Charakter und großer sittlicher Strenge mit umfassender Bildung und milder, den Frieden suchender Gesinnung, welche den Jüngling zum Vorbilde und zum Lieblinge seiner Studiengenossen in Cäsarea, Constantinopel, Athen gemacht und dem Mann eine berechtigte Stelle unter den Kirchenvätern gewonnen hat.

In dem Kappadocischen Cäsarea, wohin er seiner weiteren Ausbildung wegen zunächst gesendet ward, lernte er auch den später ihm so eng verbundenen Gregor von Nazianz kennen und empfing bleibende Eindrücke durch die asketische Strenge des Eustathius, nachherigen Bischofes von Sebaste. In Constantinopel genoß er nicht blos mit ausgezeichnetem Erfolge den Unterricht der berühmtesten Redner und Philosophen, sondern führte auch einen solchen Wandel, daß der heidnische Rhetor Libanius in einem seiner späteren Briefe sagt, er habe den Basilius schon damals bewundert, als er in der Mäßigkeit mit Greisen gewetteifert habe in einer so vergnügungssüchtigen Stadt. In Athen, wo er wieder mit Gregor zusammentraf, der unterdeß in Alexandria seine Studien gemacht hatte, bildete sich die bleibende Freundschaft auf den tiefsten Grundlagen religiöser Gemeinschaft, sittlichen Ernstes und wissenschaftlichen Strebens zwischen diesen beiden Jünglingen, welche von dem wilden Treiben muthwilliger und leichtfertiger Altersgenossen abgewendet und von dem Schimmer heidnischer Weisheit, Kunst und Cultur nicht bestochen, sich gegenseitig im christlichen Glauben und Wandel stärkten, auf einen kleinen Kreis gleichgesinnter Jünglinge einen so ausgezeichneten Einfluß übten und in allen Wissenschaften so glänzende Fortschritte machten, daß sie bald die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zogen und an manchen Orten den Wunsch erregten, sie für die wissenschaftliche Lehrthätigkeit ganz und bald zu gewinnen.

Basilius lehnte jedoch alle derartigen Anträge entschieden ab und ließ sich weder in Athen noch nach seiner Heimkehr in Cäsarea festhalten noch für Neu-Cäsarea durch vortheilhafte Anerbietungen gewinnen. Schon in Athen, wohin ihn, wie Gregor sagt, die schöne Unersättlichkeit nach Belehrung getrieben hatte, fand er sich nicht recht befriedigt. Nach seiner Heimkehr wirkte seine Schwester Makrina noch stärker auf seine asketischen Neigungen. Die Entschei-

dung hat aber wohl die heilige Schrift gegeben, zu deren Lesung ihn das wahrscheinlich zu jener Zeit ihm vom Bischofe Dianius zu Cäsarea übertragene Amt eines kirchlichen Vorlesers verpflichtete. Denn er sagt in einem seiner für die Zeitgeschichte lehrreichen und oft glänzend geschriebenen Briefe: „Indem ich nun das Evangelium las und sah, daß dort als das beste Mittel zur Vervollkommnung zu gelangen der Verkauf der Güter aufgestellt war, das Mittheilen an dürftige Brüder, das Lossagen von den Sorgen für dieses Leben und daß man von keiner Leidenschaft seine Neigung auf irdische Dinge richten läßt: wünschte ich einen der Brüder zu finden, der diesen Weg des Lebens gewählt hatte, um mit ihm über die kurze Welle des Lebens zu fahren." Und als er nun nach einer schweren Krankheit im Winter 360 Syrien, Palästina, Aegypten durchreiste, um die verschiedenen Mönchsgesellschaften kennen zu lernen, und dabei seinen ernsten Blick prüfend auf die kirchlichen Zustände überhaupt hinrichtete, ward seine Seele schmerzlich von dem Anblick der Kämpfe getroffen, durch welche die dogmatischen, mit Erbitterung geführten Streitigkeiten über Wesen und Person Jesu Christi die Gemeinden zerrütteten. Er fragte nach der Ursache solcher Zerwürfnisse wegen der Lehre unter christlichen Brüdern, da doch bei verschiedener wissenschaftlicher Auffassung ein friedlicher Verkehr der Mitglieder der einzelnen Schulen unter den Heiden von ihm beobachtet war; und fand unter allegorischer Deutung der Schriftstelle Richter 21, 14 „zu jener Zeit war kein König in Israel" den Grund dieser Erscheinung in der Verachtung Gottes, weil Jeder die Lehre des Herrn Jesu Christi verlasse, seine eigenen Schlüsse und Bestimmungen aus eigener Macht aufstelle und dem Herrn gegenüber herrschen wolle, statt sich von ihm beherrschen zu lassen.

Schon im Winter 361 trat Basilius der Ausführung seines inzwischen gereiften Planes näher. Die Schattenseiten der unter Einfluß des Eustathius in seiner Heimath herrschend gewordenen Form des einsiedlerischen Lebens waren ihm nicht verborgen geblieben. Ueberdies schien ihm das einsame Leben mit seiner ausschließlich auf Befriedigung der persönlichen Bedürfnisse gerichteten Sorge dem Gebote der christlichen Nächstenliebe zu widersprechen. Aber das gemeinsame, geistlichen Betrachtungen und asketischen Uebungen geweihete Leben frommer, der Welt entsagender Menschen in abgelegenen Gegenden hielt er für geeignet, unter Ver-

meidung der beklagten Mißstände, das von Eustathius angestrebte Ziel wirklich zu erreichen. Um des gleichen Strebens willen blieb er auch noch in einiger Verbindung mit Eustathius, obgleich die Rechtgläubigkeit desselben mehr als zweifelhaft war. In solchem Sinne zog sich Basilius, nachdem er sein Vermögen namentlich an Arme vertheilt hatte, in das Waldgebirge am Flusse Iris nicht fern von Neu-Cäsarea, gegenüber der Stätte seiner frühesten Jugenderinnerung im Hause seiner Großmutter, zurück und sammelte dort eine Gesellschaft gleichgesinnter Männer zu klösterlicher Genossenschaft, wie seine Mutter und seine Schwester es schon in der Nähe mit einigen Jungfrauen gethan hatten. Die Strenge der von ihm entworfenen Mönchsregeln zeigt die Erhabenheit seiner Absichten, den Ernst seines sittlichen Strebens, die Innigkeit seiner religiösen Empfindung, während seine 365 Briefe den Reichthum seiner Kenntnisse, die Vielseitigkeit seiner Bildung, die Güte seines Herzens und die Feinheit seines Geistes unwillkürlich zur Anschauung bringen. In dieser Zeit stellte Basilius auch die sittlichen Vorschriften d. N. T. zusammen und machte gemeinschaftlich mit seinem Freunde Gregor, der ihn nach vielen Bitten auf längere Zeit besuchte und ihm bei der Ausarbeitung der Mönchsregeln helfend zur Seite stand, jene Auszüge aus zum Theil später verlorenen Schriften des Origenes, die uns unter dem Namen Philokalia erhalten sind. Auch dürfte er bald nach der Rückkehr von einem Gegenbesuche bei Gregor aus Anlaß einer Reise zu dem sterbenden Bischofe Dianius von Cäsarea und in Folge von Wahrnehmungen der gefährlichen und schlauen Thätigkeit der Arianer seine dogmatisch wichtigen Bücher gegen Eunomius geschrieben haben, in welchen er die Spitzfindigkeiten dieses dialektisch sehr gewandten Arianers durch schriftgemäße Entwickelung der kirchlichen Lehre entkräftete und durch klare Darlegung des Sachverhaltes die falschen Consequenzen beseitigte.

Wie sehr aber auch seine Mönche an ihm hingen und wie wohlthuend nicht minder seinem Gemüthe der Umgang mit gleichgestimmten Seelen als seinem kränklichen Körper die Ruhe und Regelmäßigkeit der Lebensweise war, eine volle und dauernde Befriedigung fand Basilius doch nicht in diesem Verhältnisse. Einerseits drängte sein lebhafter und vielumfassender Geist zu einer größeren Wirksamkeit. Anderseits war seine Frömmigkeit zu tief, sein sittliches Streben zu ernst und sein geistlicher Blick zu scharf,

als daß er sich die Einseitigkeit, Gefahr und Unzulänglichkeit einer solchen christlichen Lebensform auf die Länge hätte verbergen können. „Ich habe zwar den Aufenthalt in der Stadt verlassen als Quelle unzähliger Uebel," schreibt er, „aber mich selbst habe ich noch nicht verlassen können; ich gleiche den Menschen, die, weil sie das Fahren auf dem Meere nicht gewohnt sind, Schwindel bekommen und die, weil das große Schiff ihnen zuwider ist da es heftigere Bewegungen verursacht, in einen Nachen steigen, dennoch aber auch hier krank sind; denn mit ihnen steigt der Ekel und die Galle in den Kahn. So geht es auch mir, denn indem ich die in mir wohnenden Leidenschaften mit mir herumtrage bin ich überall von gleicher Unruhe gequält, so daß mir eben nicht sehr durch diese Einsamkeit geholfen wird." Zu einem solchen Bekenntnisse stimmt die Angabe des Gregor in seiner Leichenrede auf den vielbetrauerten, früh heimgerufenen Freund, daß er die strengen, in den Mönchsregeln aufgestellten und auch sonst entwickelten Grundsätze gewissenhaft auf sich selbst bis an's Ende seines Lebens angewendet habe; wie denn auch der Ausspruch Christi Matth. 16, 24 „will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach" im Mittelpunkt dieser in seinen moralischen und asketischen Schriften entwickelten Grundsätze stand.

Unter diesen Umständen muß seine Berufung als Presbyter nach Cäsarea durch den Bischof Eusebius im Jahre 364 als eine göttliche Führung betrachtet werden, die ihn auf ein größeres und für die damaligen Zeiten überaus wichtiges Feld kirchlicher Wirksamkeit stellte, ohne daß er deßhalb seiner asketischen Lebensweise zu entsagen brauchte. Und wenn auch eine Zeitlang die zwischen beiden Männern entstandenen Mißhelligkeiten zu einem völligen Bruche zu führen droheten, so kehrte doch Basilius nach kurzer Abwesenheit auf seinen Posten in Cäsarea zurück und stand als gelehrter Rathgeber dem geschäftskundigen Bischofe treu zur Seite, so daß ihre nach der Versöhnung aufrichtig hergestellte Freundschaft auch das wankende Vertrauen der Gemeinden befestigte, und ihre vereinigte Thätigkeit den Anstrengungen der durch die politischen Gewalthaber begünstigten Arianer wenigstens vorläufig und in Kappadocien einen Damm entgegensetzte.

Die Thätigkeit des Basilius war in dieser Stellung ebenso vielseitig als einflußreich. Er führte nach der Schilderung des Gregor von Nazianz eigentlich schon die Regierung jener Pro-

vinzialkirche; denn er war für den Bischof nicht blos der amtliche Rathgeber, Beistand und Seelsorger, sondern der Stab seines Alters, die Stütze seines Glaubens, der treueste seiner Hausgenossen, der thätigste in seinen äußern Angelegenheiten. Er vertrat mit Freimuth die Geringen gegen die Machthaber, schlichtete die Streitigkeiten der Gemeindeglieder, stand den Dürftigen geistlich und leiblich bei, ernährte die Armen, nahm Fremde gastlich auf, sorgte für die gottgeweihten Jungfrauen, gab den Mönchen mündlich und schriftlich in einer kürzeren Form ihre Lebensregeln, ordnete Gebete an und zeichnete sich wie früher als Rhetor, so jetzt als christlicher Prediger aus. Können wir ihn auch nicht, wie seine nächsten Freunde und Bewunderer thaten, mit Elias, Moses, Johannes dem Täufer und Paulus vergleichen, so spricht doch für die Bedeutung seiner rednerischen Leistungen die unverhohlene Bewunderung derselben sogar bei seinem dogmatischen Gegner, dem Arianer Philostorgius, und ihre hohe Anerkennung durch einen so gefeierten Meister als der Heide Libanius war. In der That zeigen auch die uns aufbehaltenen Homilien und Reden des Basilius bei großer Lebhaftigkeit des Ausdrucks eine wohlthuende Wärme der Empfindung und verbinden mit einem fesselnden Reiz der Darstellung, welche in einem Reichthum seiner Wendungen, treffender Vergleichungen und anziehender, zuweilen drastischer Schilderungen die verwickelten Verhältnisse des Lebens zur Anschauung bringt, eine solche Klarheit der Begriffe und einen so tiefen, von religiösen Motiven geleiteten sittlichen Ernst, daß der Hörer und Leser nicht blos gefesselt, belehrt, gerührt, sondern in seinem Gewissen getroffen und zu heilsamen Entschlüssen aufgefordert wird.

Viele seiner Reden haben es schon durch ihren Gegenstand mit der sittlichen Einwirkung auf den Willen zu thun. Sie reden über einzelne Tugenden und Pflichten, z. B. über die Wohlthätigkeit, das Fasten, die Demuth, den Ausspruch: habe Acht auf dich selber; desgleichen über besondere Untugenden und Laster, über den Zorn, die Trunkenheit, den Wucher, den Neid. Nicht selten geschieht dies aus Anlaß spezieller Vorkommnisse. Stets aber werden die betreffenden Tugenden, Pflichten, Laster nicht blos in ausführlichen Schilderungen mit wahrhaft klassischen, dem wirklichen Leben entnommenen Zügen charakterisirt, sondern zugleich auf ihre Ursachen zurückgeführt, in ihren Wirkungen und Folgen veran-

schaulicht, in ihrer sittlichen und religiösen Bedeutung gewürdigt. Auch werden die Mittel und Wege ihrer Hemmung und Förderung angegeben.

Aber auch da, wo der Gegenstand nicht unmittelbar dem Gebiete des sittlichen Lebens angehört, giebt Basilius seinen Betrachtungen gern eine moralische Wendung und weiß ebenso scharfsinnig derartige Beziehungen aufzuspüren, als er sie kunstreich anzuknüpfen versteht. So sucht er in den neun Homilien über das Sechstagewerk der Schöpfung, welche durch des Mailändischen Bischofs Ambrosius lateinische Nachbildung der Kirche des Abendlandes zugänglich gemacht, von seinem Bruder Gregor aber als die aus dem Keim der Mosaischen Erzählung gewachsene Pflanze gepriesen wurden, nicht blos zur Bewunderung des Schöpfers durch Darstellung der Schönheit seiner Werke und durch Aufzeigen der Weisheit Gottes in den Einrichtungen der Natur zu reizen, sondern ist besonders beflissen, durch oft sehr anziehende Schilderungen der Lebensweise des Kameels, der Biene, der Störche rc. moralische Nutzanwendungen aus dem Verhalten der vernunftlosen Geschöpfe auf die Pflichten des Menschen zu gewinnen. Sogar die von ihm selbst als zu groß erkannte Ausdehnung dieser Vorträge sollte dem sittlichen Zweck dienen, die Zuhörer von der Theilnahme an weltlichen Vergnügungen zurückzuhalten und die Zeit bis zur Abendruhe auszufüllen. Und seine Rede an christliche Jünglinge über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller hat es vornämlich mit dem moralischen Gewinn zu thun, den dieselben aus den griechischen Klassikern zu ziehen vermöchten; gleichwie seine vier Lobreden auf verschiedene Märtyrer nicht sowohl die Verherrlichung derselben als die Ermunterung zum Ausharren in der Glaubenstreue unter allen Verlockungen wie unter allen Bedrohungen in's Auge fassen.

Höchst beachtenswerth ist dabei seine häufige Bezugnahme auf die heilige Schrift. Theils sind es biblische Personen und Geschichten, auf die er sich bezieht, indem er z. B. in der Lobrede auf den Märtyrer Mamas, welcher Hirte gewesen, in anziehender Weise das Hirtenleben des Abel, Jakob, Moses, David schildert; oder in den Reden über den Neid die Entstehung, die Aeußerungen, die Folgen desselben an den Beispielen des Kain, der Brüder Josephs, des Königs Saul, der Feinde Jesu veranschaulicht; oder in einer der 24 sogenannten moralischen Homilien die-

jenigen Gemeindeglieder, welche bei einer Feuersbrunst Hab und Gut verloren hatten, auf die Geduld und den Glauben Hiobs hinweiset. Theils sind es, abgesehen von der Vers für Vers erklärten Schöpfungsgeschichte und von den in exegetischer Hinsicht schwachen, aber praktisch fruchtbaren 17 Homilien über einzelne Psalmen nach der alexandrinischen Uebersetzung, Sprüche der heiligen Schrift, welche entweder als Texte den Reden zu Grunde gelegt werden, wie Amos 3, 8. und 4, 7. zur Zeit einer großen, als göttliches Strafgericht aufgefaßten Hungersnoth; oder welche den Reden selbst als Beweisstellen eingeflochten sind. Auch in den moralischen, asketischen und dogmatischen Schriften wird häufig auf biblische Stellen Bezug genommen.

Noch wichtiger jedoch als der Reichthum der Benutzung der heiligen Schrift ist der biblisch-kirchliche Geist, der in diesen Reden und Abhandlungen weht. Um ihn zu erkennen, braucht man nur auf die mancherlei Ausdrücke zu achten, in welchen Basilius die Frage beantwortet: was ist das Merkmal des Christen? Er sagt: der in der Liebe thätige Glaube; — durch die Taufe aus Wasser und Geist wiedergeboren zu sein; — rein zu sein von aller Befleckung des Fleisches und Geistes in Christi Blut und die Vollendung der Heiligung in der Furcht Gottes und in der Liebe Christi; — daß seine Gerechtigkeit in allem größer ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer nach dem Maaß und der Verkündigung der Lehre des Herrn; — die gegenseitige Liebe, wie Christus uns geliebet hat; — an jedem Tage, zu jeder Stunde wachen und in jener Vollendung, die Gott gefällt, bereit sein, wissend, daß der Herr kommen wird, wann man es nicht meinet. Desgleichen, wenn er auf die Frage: was ist das Merkmal des Glaubens? antwortet: die nicht zweifelnde Ueberzeugung von der Wahrheit der von Gott eingegebenen Lehren, welche durch keinen Vernunftschluß erschüttert wird; oder wenn er als das Merkmal der Liebe zu Gott die Erfüllung seiner Gebote in der Absicht ihn zu verherrlichen bezeichnet und als Merkmal der Liebe zum Nächsten angiebt: nicht den eigenen Vortheil zu suchen, sondern den des Geliebten zum Nutzen seiner Seele und seines Leibes.

Welche entscheidende Bedeutung und welchen prinzipiellen Vorrang vor der von ihm hoch gehaltenen Ueberlieferung Basilius der heiligen Schrift überhaupt beilegte, läßt sich aus folgender Stelle in seiner spätern Schrift über den heiligen Geist

erkennen: „was von unsern Vorfahren gesagt ist, lehren auch wir, daß die Herrlichkeit des Vaters und des Sohnes gleich sei; deshalb preisen wir den Vater mit dem Sohne, wiewohl es uns nicht genug ist, daß es so von den Vätern überliefert ist, denn auch sie sind der Willensmeinung der Schrift gefolgt.“ Aber Redewendung und Ausdruck geben zugleich zu erkennen, daß Basilius von dem Gedanken einer völligen Uebereinstimmung der Ueberlieferung mit der heiligen Schrift ausging und in der ersteren die nähere Feststellung und die genauere Bestimmung des in der letzteren entweder gar nicht oder doch nicht mit ausdrücklichen Worten Gesagten sah. In der Ueberlieferung der Väter stellte sich ihm die allmähliche Entwickelung des christlichen Bewußtseins über das in der heiligen Schrift zwar Enthaltene, aber noch Verborgene und Verschwiegene dar und zwar in seiner kirchlichgültigen Gestalt, welche er den Argumentationen der Vernunft des Einzelnen entgegensetzte.

Aus dieser Grundanschauung erklärt sich, wenn man zugleich auf die geschichtliche Lebensstellung und auf den bei allem Eifer milden, versöhnlichen und auf den Frieden der Kirche gerichteten Sinn des Basilius Rücksicht nimmt, wie derselbe zwar von Anfang an auf Seiten der Anhänger des Nicänischen Bekenntnisses stehen und doch in früherer Lebenszeit der Lehrform, daß der Sohn Gottes dem Vater gleichwesentlich sei, den Ausdruck vorziehen konnte, der Sohn sei dem Vater ähnlich ohne Unterschied. Er wollte damit gleichzeitig den Abweg der Sabellianer und verwandter Parteien, welche den Unterschied der Personen in der Gottheit bei strenger Behauptung ihrer wesentlichen Gleichheit auszulöschen in Gefahr kamen, und den Irrthum der Arianer, welche in der Betonung des Unterschiedes der Personen ihre Wesenseinheit zurückstellten und den Sohn als erstes Geschöpf des Vaters auffaßten, vermeiden und hoffte einen vermittelnden Ausdruck zur Befriedigung der berechtigten Ansprüche der Streitenden gefunden zu haben, überzeugte sich jedoch bald, daß weder dieser Ausweg gangbar, noch der von ihm gemachte Vorschlag, die Gleichheit des Wesens als eine Dieselbigkeit zu bezeichnen und dabei die Eigenthümlichkeit des Vaters und des Sohnes festzuhalten, zur Vermeidung von Mißverständnissen geeignet sei, daß es vielmehr auf eine genauere Darlegung der in dem Worte „gleichwesentlich“ enthaltenen Begriffe und auf eine richtige Fassung und Entwickelung des Sinnes

ankomme, in welchem die Kirche das Gezeugtsein von Gott dem Sohne, das Ungezeugtsein von Gott dem Vater aussage. Indem nun Basilius sich hierüber mit den Gegnern der Kirchenlehre auseinandersetzt, ihre Trugschlüsse, Scheingründe und falschen Folgerungen eingehend widerlegt, die orthodoxen Lehrformeln lichtvoll entwickelt und vertheidigt, kommt er bei allen Spekulationen immer wieder auf den festen Boden der heiligen Schrift zurück und weiß seine große Schriftkenntniß geschickt und glücklich zu verwerthen. Vornämlich ist es die gegenseitige Beziehung und Vergleichung der Schriftstellen, wodurch er sich vor einseitigen Deutungen schützt. In der Schrift finden sich nämlich verschiedene Namen nicht blos für die zu unterscheidenden Personen der Gottheit, sondern auch für jede einzelne derselben. Aus der Verschiedenheit der Namen durften also die Gegner keinen Beweis für die Wesensverschiedenheit hernehmen, abgesehen davon, daß die Namen Gottes keine völlig erschöpfenden Bezeichnungen bilden und auch darauf anzusehen sind, ob sie Bezeichnungen des Wesens oder der Beziehungen oder der Eigenschaften oder der Thätigkeit und Wirksamkeit sein sollen. Dagegen konnte Basilius durch eingehende und besonnene Betrachtung dieser Verhältnisse sowohl die Wesensgleichheit als den hypostatischen Unterschied der drei Personen der Gottheit als biblisch begründet darlegen.

Besonders wichtig ist es geworden, daß Basilius durch ein solches Verfahren nicht blos die kirchliche Lehre vom Verhältniß des Sohnes zum Vater biblisch begründete, begrifflich erläuterte und gegen die Angriffe, die von entgegengesetzten Seiten kamen, vertheidigte, sondern daß er solches auch in Bezug auf die noch mehr im Schwanken befindliche Lehre vom heiligen Geiste that. Einen besonderen Anlaß zu einer ausführlicheren Darlegung derselben gab der Umstand, daß er in einer im Jahre 374 gehaltenen Predigt statt der gewöhnlichen Doxologie: Ehre sei dem Vater durch den eingebornen Sohn in dem heiligen Geiste! die Formel gebraucht hatte: Ehre sei Gott dem Vater und dem Sohne mit dem heiligen Geiste! Auf die sofort erfolgenden Angriffe konnte Basilius um so weniger schweigen, als er damals (schon seit 370) Bischof von Cäsarea und Metropolit der betreffenden, mehrere Provinzen umfassenden Diöcese war. Er zeigte nun, daß beide Formeln in kirchlichem Gebrauche seien, keine ihrer wörtlichen Fassung nach in der Schrift vorkomme, jede zu besonderen Zwecken

vorzugsweise brauchbar sei, die von ihm angewendete zugleich die Persönlichkeit und die unzertrennliche Gemeinschaft andeute und dadurch zugleich den Sabellianismus und den Arianismus widerlege. Aus Ap. Gesch. 5, 4. 9 bewies er, daß alle Sünden gegen den heiligen Geist auch Sünden gegen Gott seien; aus 1. Kor. 12, 4 daß der heilige Geist in jeder Thätigkeit verbunden mit und unzertrennlich von Vater und Sohn sei; aus Joh. 4, 24; Röm. 8, 9; 1 Kor. 2, 12 daß wohl eine Verwandtschaft der Natur mit dem Vater und Sohn, jedoch nicht eine Vermischung der Personen gelehrt werde. Auch früher schon hatte er gelehrt, daß der Geist der Wesensgemeinschaft nach Alles mit dem Vater und dem Sohne gemein habe, auch mit Athanasius sich auf die Taufformel hiefür berufen und dieselbe denen, welche den heiligen Geist als ein Geschöpf bezeichneten, entgegengehalten. Jetzt sagt er aber ausdrücklich: „Ich bezeuge einem Jeden, der den Geist verwirft, daß sein Glaube, mit dem er den Vater und den Sohn bekennt, nichtig ist; er kann den Glauben nicht haben, wenn nicht auch der Geist da ist. Denn der glaubt nicht an den Sohn, der nicht an den Geist glaubt; der glaubt nicht an den Vater, der nicht an den Sohn glaubt. Keiner kann den Sohn anbeten als im heiligen Geist, Keiner den Vater anrufen als im Geiste der Kindschaft." Dennoch vermied er den Gebrauch des Namens Gott für den heiligen Geist, theils weil diese Bezeichnung in der Schrift nicht vorkomme, theils aus Friedensliebe und in kluger Schonung derer, die er immer noch zu gewinnen und zu der Einheit der Kirche zurückzuführen hoffte. Und wenn er an einer Stelle sagt: „wie der Sohn sich zum Vater verhält, so der Geist zum Sohn" — über die Lehrform der griechischen Kirche hinauszugehen ist er nicht Willens. Wo er vom Ausgang des Geistes spricht, nennt er jetzt wie früher stets nur den Vater, ohne des Sohnes zu erwähnen, und will die Art und Weise seines Daseins als etwas Unaussprechbares festgehalten wissen. Jene Stelle bezieht sich nur auf die Sendung, wie er auch schon früher gesagt hatte; zwar wird der Geist der Oekonomie nach gesandt, aber er wirkt nach eigenem Willen.

Bei einer solchen Anschauung konnte, von anderen Schwierigkeiten abgesehen, der Versuch einer engeren Verbindung der rechtgläubigen morgenländischen Kirche mit der abendländischen nicht gelingen, wie sehr auch Basilius sich bemühte, dieselbe über Aegypten durch Vermittelung des Athanasius zu bewirken. Ebenso ver-

geblich waren seine Bemühungen, durch Vermittelung mächtiger Freunde am kaiserlichen Hofe die gefährliche Begünstigung der arianischen Partei zu hemmen und die oft gewaltsamen Maaßnahmen zur Beseitigung rechtgläubiger Bischöfe und zur Störung ihrer Gemeinden zu hindern. Nicht erfolglos dagegen blieben seine Anstrengungen zur Sammlung der gesunden Kräfte in seinem Sprengel, zur Herstellung der kirchlichen Ordnung, zur Reinigung der Sitten unter Geistlichen und Gemeindegliedern. Und wenn die ebenso kluge als milde Weise, in welcher Basilius den anfänglichen Widerstand gegen seine bischöfliche Würde und Wirksamkeit ertrug und überwand, sein Ansehn mehrte und seine Stellung befestigte, so zeigte die muthige Entschlossenheit seines unbeugsamen Widerstandes gegen die Anmaßungen des kaiserlichen Präfekten Modestus wie gegen die Forderungen des Kaisers Valens bei dessen Reise durch die Pontischen Gegenden, daß seine Milde keine Schwäche war und daß sich seine Friedensliebe nicht auf persönliches Wohlbehagen, sondern auf den Frieden, die Sicherheit und das Gedeihen der Kirche bezog.

Diese Zeit war überhaupt die sorgenreichste und dornenvollste seines Lebens. Aber er konnte mit dem hoffenden Blick auf eine freundlichere Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse und in der Glaubenszuversicht, daß seine Arbeit nicht vergeblich gewesen sei im Herrn, aus dieser Welt scheiden. Am 1. Januar 379 nahm ihn der Herr zu sich. Seine Gemeinde betrauerte ihn lange und tief. Die griechische Kirche erhält gemäß der Ueberlieferung, daß Basilius die bis dahin vom Apostel Jakobus her mündlich fortgepflanzten Liturgieen zuerst schriftlich aufgezeichnet habe, das Andenken an seine Wirksamkeit am lebendigsten fest in der noch jetzt unter seinem Namen theils in einer längeren theils in einer durch Johannes Chrysostomus abgekürzten Form beim Gottesdienste verwendeten Liturgie und hat zu seinem Gedächtnißtage seinen Todestag, den 1. Januar, bestimmt. Die römische Kirche hat als solchen den 14. Juni angeordnet und heftet seinen Namen insonderheit an die Ueberreste griechischer Klöster in Italien, welche 1573 Papst Gregor XIII. vereinigte. Die gesammte Kirche aber ehrt das Andenken dieses Kirchenvaters, der im Leben, Leiden, Lehren und Wirken eine christliche Ausprägung dem Wahlspruche gegeben hat: Maaß in Allem ist das Beste. C. B. Moll in Königsberg.

---

118. Gregorius von Nazianz, der Theologe.

9. Mai.

Das Christenthum verlangt Geister, die sich in seine Wahrheiten und Heilsgüter tief und innig versenken und sie für die Erkenntniß durcharbeiten; es verlangt andere, die sie mit durchdringender Kraft in's Leben einführen; es verlangt auch solche, die im Stande sind, beides zu verbinden und das, was sie aus den Lebenstiefen des Evangeliums mit aller Schärfe des Denkens herausgearbeitet, mit derselben Stärke des Willens gegen alle widerstreitende Mächte nach außen durchzufechten. Alle diese Geister sind ihm nothwendig und recht, wenn sie nur auf dem einen Grunde bauen, außer dem kein anderer gelegt werden kann, und wenn sie dieß thun in dem einen Geiste, der da wirket alles in allen.

Mit dem großen Kirchenlehrer, den wir hier betrachten wollen, Gregorius von Nazianz, verhielt es sich in dieser Beziehung so. In der Tiefe seiner Seele lag ein entschiedener Trieb zur stillen Versenkung in sich selbst, zur abgezogenen Betrachtung göttlicher Dinge; dieser Trieb wurde durch die Erziehung, insbesondere durch den Einfluß der Mutter verstärkt, und der sittliche Zustand des Jahrhunderts, die Lage der Kirche war auch so beschaffen, daß fromme Gemüther dadurch weit eher in die Einsamkeit gedrängt, als zum Wirken in der Gemeinschaft gelockt werden konnten. Aber doch erkannte er auch die volle Bedeutung des thätigen Lebens an, wie er dieß in dem schönen Worte ausspricht: „das Thun ist die Vorstufe des Erkennens“; und in den mancherlei Anregungen, ja Nöthigungen, die ihn in's kirchliche Wirken hineinzogen, übersah er nie den göttlichen Fingerzeig. So strebte er beides zu vereinigen; aber, wie es, auch bei treuer Hingebung, vermöge menschlicher Beschränktheit zu geschehen pflegt, diese Vereinigung gelang ihm nicht so vollkommen, wie wir es nach dem Vorbilde des Apostel Paulus bei einigen andern noch größeren Kirchenlehrern z. B. bei dem h. Augustin und bei unserm Luther finden; es kam dadurch selbst eine gewisse Getheiltheit in sein Leben, indem ihn die Pflicht aus der Einsamkeit in's thätige Leben rief, die Neigung aber ihn immer wieder in die Einsamkeit trieb, bis zuletzt die Bedürfnisse des Herzens und die Eindrücke der Jugend siegten und er sich für immer in die Stille eines beschaulichen Lebens zurückzog. Doch brachte auch in diesem Widerstreite, weil er sich aufrichtig dem

Dienste Christi und der Kirche weihte, sein Leben eine herrliche Frucht: in seinem öffentlichen Wirken konnte er reiche Schätze der Erkenntniß bieten, welche ihm seine Betrachtung und seine Arbeit im Denken und in der Rede eingetragen hatte, und auch nachdem er den öffentlichen Schauplatz verlassen, schloß er sich nicht selbstsüchtig in sich ab, sondern bethätigte sich fortwährend als lebendiges Glied der Gemeinschaft durch Theilnahme der Liebe und durch geistige Schöpfungen, welche noch heute den Kundigen Erhebung und Genuß gewähren.

Gregorius war ungefähr um's J. 330 entweder in der kappadocischen Stadt Nazianzus, wo sein Vater Bischof war, oder auf dem benachbarten Landgute der Familie, Arianzus, geboren. Mitten in einem verwilderten Volke und einem verdorbenen Zeitalter wuchs er im Schooße einer Familie auf, welche die Pflegestätte eines ebenso ernsten als liebevollen christlichen Geistes war. Insbesondre übte die fromme Mutter Nonna, der wir sammt den übrigen Familiengliedern eine besondre Schilderung widmen,[1] einen tiefdringenden Einfluß auf sein empfängliches Gemüth aus. Sie hatte ihn schon vor der Geburt dem Dienste Gottes geweiht und erzog ihn von den ersten Lebenstagen an ganz in diesem Sinne. Als es darauf ankam, sich die für den künftigen Beruf erforderliche höhere Bildung zu erwerben, wendete sich Gregor den Anstalten zu, welche damals am stärksten auf die allgemeine Denkart einwirkten. Er besuchte außer andern Schulen vornehmlich die gelehrte Weltstadt Alexandrien, wo schon vor längerer Zeit die christliche Theologie in Verbindung mit tiefsinniger, dem Christenthume verwandter Weltweisheit und reicher Gelehrsamkeit ein eigenthümliches Leben in schöner Blüthe entfaltet hatte, und den altberühmten Sitz der Wissenschaft in Griechenland, das für Kunst und jegliche edlere Bildung gleichsam geweihte Athen, wo sich damals noch strebende Jünglinge aus allen umliegenden Ländern zahlreich zusammenfanden. Der Aufenthalt in der letzteren Stadt hätte dem christlichen Geiste Gregors gefährlich werden können: denn Athen war, wie kein anderer Ort in Griechenland, zu dieser Zeit noch ein Mittelpunct des Heidenthums, reizend durch die Erinnerungen, die hier lebten, und durch den unmittelbaren Eindruck all' der Schönheit, von welcher der Götterdienst umgeben war;

[1] Das Lebensbild der Nonna s. unten Nr. 127.

auch hatte Gregor lauter Lehrer, welche als gewichtvolle und einflußreiche Lobredner eifrig für die alte Religion wirkten. Aber während andere christliche Jünglinge wankten, blieb Gregor standhaft. Kein poetischer und rednerischer Schimmer konnte die tiefen Eindrücke streng christlicher Erziehung verwischen; es war sein Stolz in dem heidnischen Athen Christ zu sein und zu heißen und sein Glaube erhielt sich nicht bloß unangetastet, sondern befestigte sich vielmehr in den Versuchungen.

Zur innern Stärkung Gregors trug die Freundschaft mit einem gleichgesinnten Jünglinge bei, welche, schon früher im gemeinsamen Vaterlande geschlossen, in Athen sich zu einem dauernden Lebensbunde befestigte. Basilius — so hieß der Freund, der in späterer Zeit auch zu einer hohen Stellung in der Kirche gelangte und sich durch seine einflußreiche Thätigkeit den Beinamen des „Großen" erwarb — war, wie Gregor mit reichen Gaben ausgestattet, und von derselben ernstchristlichen Gesinnung beseelt, aber, feuriger und mehr zum Wirken im Leben geneigt, ergänzte er in wohlthuender Weise den mehr ruhigen und beschaulichen Gregorius. Wie rein und neidlos die Freundschaft der beiden gleichstrebenden Jünglinge war, sagt uns Gregor in folgenden Worten: „Es war ein freundschaftlicher Kampf unter uns, nicht wer den ersten Preis davon trüge, sondern wer ihn dem andern zuerkennen dürfe; denn jeder achtete den Ruhm des Freundes für seinen eigenen. Wir schienen in der That nur eine Seele zu sein, die zwei Körper belebte." Als eine menschliche Verbindung konnte diese Freundschaft später wohl gestört werden; aber zerstört wurde sie nicht, weil sie auf göttlichem Grunde ruhte, und noch als Greis nach dem Tode seines Basilius spricht Gregor davon mit jugendlicher Begeisterung. Ein Gegenstück zu diesem Freundschaftsverhältniß bildet die Bekanntschaft, welche Gregor gleichfalls in Athen mit einem andern hervorragenden Jüngling machte, dem er nachmals als scharf bekämpfender Widersacher gegenüber stand. Es war der kaiserliche Prinz Julian, der später, nachdem er auf den Thron gelangt, in tiefer Verkennung freilich dessen, was der Rathschluß Gottes war, aber mit großer menschlicher Energie und Klugheit den Versuch machte, das Christenthum auszurotten und den abgestorbenen heidnischen Götterdienst wieder herzustellen. Schon damals wollte Gregor etwas von der Art voraussehen und er beruft sich auf die, welche zu gleicher Zeit in Athen waren, daß er über Julian die

Worte ausgesprochen habe: „Welches Uebel erzieht sich hier das römische Reich!"

Wohlbewahrt im Glauben und wohlausgerüstet mit Wissenschaft kehrte Gregor in's elterliche Haus zurück. Zunächst setzte er hier unter selbstauferlegter strenger Lebensregel seine Studien fort; dann zog er sich auf einige Zeit ganz in eine einsame Gegend des Pontus zurück, wohin Basilius ihn eingeladen hatte. Hier in wilder, aber zugleich großartiger und lieblicher Berg- und Waldumhegung lebten die Freunde unter Gebeten, geistlichen Betrachtungen und Handarbeiten. Ein Theil des Tages war der Pflege des Gartens und der Besorgung des Hauswesens, der andere dem Studium der h. Schrift und frommen Uebungen gewidmet. Eine wohlthuende Seelenharmonie vereinigte nicht bloß die beiden längst Befreundeten, sondern auch noch andre Genossen, die sich ihnen zu gleicher Lebensweise angeschlossen hatten und Gregor gedenkt später dieser Tage mit lebhafter Sehnsucht. „Wer wird mir — sagt er unter andern — jene Lobgesänge und Nachtwachen, wer jene Erhebungen zu Gott im Gebete wiedergeben? Wer das eifrige Eindringen in die h. Schriften und das Licht, das wir darin unter der Leitung des Geistes fanden?"

Vielleicht um in der Gemeinde seines Vaters, des Bischofs von Nazianz, als Friedensstifter zu wirken, vielleicht aus einer andern uns nicht bekannten Ursache kehrte Gregor alsbald zu den Seinigen zurück. Während dieses Aufenthaltes in der Vaterstadt trat für Gregor ein Ereigniß ein, welches für uns etwas Auffallendes hat, in damaliger Zeit aber nicht selten vorkam: er ward mit einer gewissen Gewaltsamkeit in das geistliche Amt, vor dessen Größe seine fromme Demuth zurückscheute, eingeführt. Sein Vater überraschte ihn an einem hohen Festtage vor versammelter Gemeinde, die damit einverstanden sein mochte, mit der Presbyterweihe und, obwohl Gregor davon keine Ahnung gehabt, so wagte er doch auch nicht, dem väterlichen und bischöflichen Ansehen zu widerstreben. Es geschah dieß wahrscheinlich um Weihnachten 361, in demselben Jahre, in welchem Julian, der vor Kurzem von den Legionen in Paris zum Augustus ausgerufen worden war, als erklärter Feind des Christenthums den kaiserlichen Thron bestieg.

Wie sehr dem Sinne Gregors damals die Uebernahme eines geistlichen Amtes widerstrebte, beweist der Umstand, daß er sich dem wohlgemeinten Andrang durch die Flucht zu seinem Basilius

entzog. Aber bald empfand er auch das Allzurasche dieses Schrittes; er kehrte zurück und hielt am Osterfeste 362 die erste Predigt in seiner neuen geistlichen Würde, indem er erklärte: „Es hat sein Gutes, sich vor dem Rufe Gottes ein wenig zurückzuziehen, wie vor Alters jener Moses und später Jeremias; es hat aber auch sein Gutes, bereitwillig hervorzutreten, wenn Gott ruft, wie Aaron und Jesaias: nur muß beides mit frommem Sinn geschehen, jenes wegen einwohnender Schwachheit, dieses im Vertrauen auf die Kraft dessen, der da ruft."

Von da an wirkte Gregor nach verschiedenen Seiten und in verschiedenen Stellungen in der Kirche seines Vaterlandes Kappadocien. Er schloß sich seinem Vater im Kampfe gegen die Bestrebungen des Verfolgers Julian an, und suchte dagegen im Innern der Kirche Friede herzustellen und einträchtiges Zusammenwirken zu erhalten; er trug dazu bei, daß sein für das Kirchenregiment in so schwieriger Zeit wohl ausgestatteter Freund Basilius zum Bischof von Cäsarea, der Hauptstadt des Landes, erwählt wurde, und ward selbst auch, obwohl abermals widerstrebend, zur Verwaltung eines untergeordneten Bisthums in der kleinen Stadt Sasima bestimmt; vornehmlich aber unterstützte er als Gehülfe seinen greisen Vater in der bischöflichen Amtsführung zu Nazianz und stand diesem, der nicht bloß als Christ gegen Julian, sondern nach dessen Tod auch als rechtgläubiger Bischof gegen den arianischen Kaiser Valens zu streiten hatte, kräftig zur Seite. Indeß trafen Gregor in dieser Zeit auch die schmerzlichsten häuslichen Verluste: seine beiden Geschwister, der geliebte Bruder Cäsarius und die fromme Schwester Gorgonia wurden ihm durch den Tod entrissen; nicht lange nachher folgte auch der würdige Vater Gregorius, nachdem er 45 Jahre das Priesteramt verwaltet, und zuletzt die über alles verehrte Mutter Nonna. Der nun allein stehende Gregor, im Gemüth tief ergriffen und zugleich von körperlichen Leiden niedergedrückt, bedurfte wieder eine Zeit der Sammlung und Stärkung und zog sich zu diesem Zweck im J. 375 nach Seleucia in Isaurien zurück, wo er, wahrscheinlich bis z. J. 379 der Betrachtung lebend, auch noch den Schmerz hatte, die Nachricht vom Tode seines theuersten Freundes Basilius zu empfangen. Wie gebeugt er damals war, geht aus einem Briefe hervor, in welchem er nach Erwähnung der eben berührten Verluste folgendes sagt: „Mein Körper ist kränklich, das Alter kommt über mein Haupt,

die Sorgen werden immer verwickelter, Geschäfte überhäufen mich, Freunde werden untreu, die Kirche ist ohne tüchtige Hirten; das Gute vergeht, das Böse stellt sich nackt dar. Die Fahrt geht bei Nacht, nirgends eine leuchtende Fackel, Christus schläft. Was ist zu thun? O es giebt für mich nur eine Erlösung von diesen Uebeln, den Tod."

Aber nicht diese Erlösung war für Gregor bestimmt, sondern gerade jetzt sollte er erst recht mitten in die Oeffentlichkeit hineingeführt werden. Der Wunsch einer nicht sehr zahlreichen Christengemeinschaft, welche unter allen Bedrängnissen von Seiten der Arianer dem kirchlichen Glauben an den dreieinigen Gott treu geblieben war, rief ihn aus der Einsamkeit zu Seleucia auf einen für die Entwickelung der ganzen Kirche entscheidenden Punct, in die damalige Hauptstadt des römischen Weltreiches, nach Constantinopel. Er folgte, obwohl die Verhältnisse nicht gerade einladend waren, weil der Geist ihn trieb, von welchem er bei einer ähnlichen Gelegenheit sagt: „der Geist will mich mitten in's Leben führen, um dem Gemeinwohl zu dienen und andre fördernd mich selbst zu fördern, um Licht zu verbreiten und Gott zuzuführen ein Volk des Eigenthums, ein heiliges Volk, ein königliches Priesterthum und sein in vielen wieder gereinigtes Ebenbild."

Etwas über zwei Jahre wirkte nun Gregor in Constantinopel vom J. 379 bis zum Beginn des Sommers 381, zuerst unter einem noch kleinen und von verschiedenen feindseligen Parteien umdrängten Häuflein von Rechtgläubigen, dann in immer sich erweiterndem Kreise und mit immer durchdringenderem Erfolge, bis er zuletzt, nachdem Kaiser Theodosius sich für die orthodoxe Lehre erklärt hatte, auch äußerlich als vollständiger Sieger dastand und aus der kleinen Anastasienkirche, in der er anfänglich gepredigt hatte, von dem Kaiser selbst geleitet, feierlich in die von den Arianern geräumte Hauptkirche der Residenz einziehen konnte. Die reiche Thätigkeit, die er in diesem Zeitraum entfaltete, anfänglich unter Verfolgungen, denen er eine hohe Milde und Geduld entgegensetzte, dann unter Triumphen, bei denen er nicht übermüthig wurde, sondern seine ganze Schlichtheit und Einfalt bewahrte, kann hier nicht vollständig geschildert, aber es müssen daraus doch zwei Hauptpuncte als die Grundzüge im Wirken Gregors hervorgehoben werden. Es war dem christlich ernsten und kirchlich gesinnten Prediger, wie es Gregor war, durch die Bedürfnisse der Zeit und

des Ortes vornehmlich eine zwiefache Aufgabe gestellt. Zuerst hatte er dafür zu sorgen — und das war ja auch eigentlich der Zweck, um deßwillen Gregor nach Constantinopel berufen war — daß die Grundlehren des Christenthums, insbesondere die Lehre von dem dreieinigen Gott und von der Gottheit Christi, so wie die Kirche sie in einem bestimmten Begriffe entwickelt und als ihr Bekenntniß aufgestellt hatte, in den Gemüthern gepflanzt und gegen alle Angriffe des Un- oder Irrglaubens befestigt werde: denn nur auf der Grundlage eines festen Bekenntnisses konnte das jetzt siegreich gewordene Christenthum als Reichskirche zusammengehalten und vor inneren Zersplitterungen so wie vor den noch drohenden Anläufen von außen bewahrt werden. Dann aber hatte er ebenso ernstlich dahin zu wirken, daß nicht die Liebe zur schriftmäßigen und kirchlich bewährten Lehre ausarte in bloßes Verstandesinteresse für dogmatische Formeln, in gehässigen orthodoxen Eifergeist und in leere Disputirsucht, sondern daß überall das christliche Leben in der Fülle seiner Glaubenskraft und werkthätigen Liebe gepflegt und alles Uebrige auf diesem innerlichen Lebensgrunde aufgebaut werde. Diese zwiefache Aufgabe, die eigentlich nur eine ist aber in doppelter Richtung, löste Gregor in der damaligen Hauptstadt der Christenheit auf ausgezeichnete Weise. Er hatte — dazu war ihm eben sein wiederholtes beschauliches Stillleben sehr förderlich gewesen — die kirchlichen Grundlehren mit eindringendem Scharfsinn durchforscht und sich selbst die Einwendungen, die ihnen von den verschiedenen außerchristlichen oder außerkirchlichen Parteien entgegengestellt wurden, genügend beantwortet; er konnte nun auch der Gemeinde eine gründliche Belehrung darüber geben, und that dieß bei den schwierigsten Gegenständen nicht nur mit einer Klarheit, Bestimmtheit und Sicherheit, die ihn zum Vorbild eines richtig Lehrenden in seiner Zeit machte und ihm auch mit besondrer Beziehung auf seine siegreiche Vertheidigung des Glaubens an die Gottheit Christi den Ehrennamen des Theologen erwarb, sondern zugleich mit einer Beredtsamkeit, welche uns zwar bisweilen zu kunstvoll scheinen mag, aber von der Bildung und dem Geiste jener Zeit gefordert wurde, und nothwendig war, um gerade an einem Orte, wie Constantinopel, einen starken und allgemeinen Einfluß zu üben. Nicht minder aber war es von Anfang an das innerste Anliegen Gregors, die seiner Pflege Befohlenen in den Lebensgeist des Christenthums einzuführen und dafür zu sorgen,

daß ihr Glaube sich thätig bewähre. Immer wieder kommt er darauf zurück, daß es doch nur einen Weg der wahren Christlichkeit gebe, die Thatfrömmigkeit in der Erfüllung der Gebote Gottes, in Aufopferung und Selbstverleugnung, in Wartung der Kranken, Unterstützung der Armen, in ächter Gastfreundschaft, anhaltendem Gebet, Geduld, Mäßigkeit und Ueberwindung aller Leidenschaften. „Ueber Gott zu philosophiren — sagt er — ist nicht jedermanns Sache; und wenn der Glaube nur für die Gelehrten wäre, dann wäre niemand ärmer unter uns als Gott.“ Aber jenen Weg des Lebens kann auch der Einfältigste gehen, und zugleich gilt es für alle, daß jeder nur durch ein göttliches Leben sich zum Anschauen Gottes erhebt und nur in dem Maaße, als er sich von der Sünde reinigt, in der Erkenntniß Gottes und seiner Offenbarungen fortschreitet. Insbesondere dringt Gregor gegenüber der dogmatischen Streitsucht und Richterlichkeit vieler Zeitgenossen auch auf die Duldung, welche aus wahrer Selbsterkenntniß und Demuth entspringt. „Das Verdammen und Verachten — sagt er — ist nichts anderes, als den Bruder von Christo und der einzigen Hoffnung ausschließen und die verborgene Frucht, die vielleicht mehr werth ist als Du, mit dem Unkraut ausreißen. Richte Du ihn vielmehr auf, sanft und liebevoll, nicht wie ein Arzt, der von nichts weiß, als von Brennen und Schneiden; erkenne vielmehr in Demuth Dich selbst und Deine eigene Schwäche. Es ist wahrlich nicht einerlei, eine Pflanze, eine flüchtige Blume ausreißen und einen Menschen. Du bist ein Bild Gottes und hast es zu thun mit einem Bilde Gottes, und Du, der Du richtest, wirst selbst gerichtet werden. So prüfe Deinen Bruder als einer, dem nach demselben Maaße gemessen wird.“

Wie Gregorius in Constantinopel, so hatten gleichgesinnte Männer an andern wichtigen Orten der Christenheit den Sieg der kirchlichen Lehre durch die Kraft ihres Geistes und Wortes von innen heraus angebahnt. Indem nun Theodosius zugleich die kaiserliche Macht, die früher für den Arianismus gewirkt hatte, zu Gunsten dieses Glaubens in die Wagschale legte, vollendete sich auch der äußere Sieg der Rechtgläubigen ohne Schwierigkeit. Um das Ganze zum Abschluß zu bringen, berief Theodosius im Frühling 381 eine zweite allgemeine Synode nach Constantinopel, welche das Bekenntniß der ersten im J. 325 zu Nicäa gehaltenen erneuernd befestigen und, wo es nöthig wäre, vollenden sollte.

Auch wünschte der Kaiser über das Bisthum seiner Hauptstadt, das bisher von Gregor nur als Stellvertreter verwaltet worden, feste Anordnungen getroffen zu sehen. Wie diese Synode auf dem Grunde der nicänischen fortbaute und durch Bestimmungen über das Wesen des heil. Geistes der Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit ihre kirchliche Vollendung gab, ist hier nicht näher zu erörtern. Wir berühren nur in der Kürze die Stellung Gregors zu dieser Bischofsversammlung. Als es sich um die ordnungsmäßige Besetzung des Bisthums von Constantinopel handelte, konnte kaum von einer Wahl die Rede sein. Ganz natürlich wurde Gregor, der muthvolle und jetzt siegreiche Vertheidiger des kirchlichen Glaubens, bei dem Kaiser beliebt, vom Volke verehrt, von den Geistlichen geachtet oder doch gefürchtet, von der Synode als der Würdigste bezeichnet. Gregor bezeugt, daß ihm auch jetzt die Annahme dieses hohen Amtes unangenehm gewesen, daß er aber doch dazu bestimmt worden sei durch die Hoffnung, als rechtmäßiger Bischof der Hauptstadt wesentlich zur Schlichtung der Streitigkeiten beitragen zu können, welche aus verschiedenen Ursachen die Versammlung zu spalten drohten. Allein diese Hoffnung erwies sich als voreilig. Gregor machte bittere Erfahrungen und sah sich zuletzt, indem er gedachte durch seine Selbstaufopferung noch einen Eindruck auf die Versammelten zu machen, innerlich gedrungen, die Entlassung von seiner Würde sowohl von Seiten der Synode als von Seiten des Kaisers feierlich und nachdrücklich zu begehren. Sein Wunsch ward erfüllt und, nachdem er noch eine ergreifende Abschiedsrede vor der Gemeinde gehalten, verließ er den Schauplatz seiner einflußreichsten Thätigkeit vermuthlich zu Anfang des Juni 381.

Gregor hatte durch sein Wirken in der Hauptstadt einen entschiedenen Umschwung hervorgebracht; er hatte viele im Glauben der Kirche befestigt und nicht wenige Andersdenkende dafür gewonnen. Das erste Mittel dazu waren freilich seine schönen, mit ebenso viel Schärfe und Gewandtheit des Verstandes durchgeführten, als von kräftiger Ueberzeugung getragenen, von feuriger Begeisterung durchwehten Reden. Nicht minder aber wirkte er durch sein Leben. So hoch er als Redner gefeiert war, so gab er sich doch nicht dem eiteln Unwesen hin, welches damals schon vielfach mit den berühmten Predigern in großen Städten getrieben wurde, sondern trat allem dem, was die Kirche in ein Theater zu ver-

wandeln drohte, offen entgegen. Und so scharf er die Gegner in seinen Beweisführungen angriff, so mild, duldsam, nach allen Seiten hülfreich zeigte er sich wieder im Leben und nicht selten gelang es ihm auch auf diesem Wege, seine zum Theil erbitterten Widersacher nicht sowohl sich als vielmehr dem Glauben, von dem seine ganze Seele erfüllt war, zu gewinnen. Besonders war auch das Privatleben Gregors geeignet, Achtung und Ehrerbietung einzuflößen. Ohne menschenfeindlich und zurückstoßend zu sein, lebte er in würdiger, durch Gebet und Betrachtung geweihter, Zurückgezogenheit und war weit entfernt sich in die Gesellschaft der Großen oder des Hofes zu drängen. Sein Tisch war so einfach, seine Kleidung so auf das Nothwendige beschränkt, sein ganzes Wesen so ungeschminkt, daß man ihm daraus in der glänzenden Hauptstadt, die leider schon an ganz andre Erscheinungen hoher Prälaten gewöhnt war, einen Vorwurf machte; man fand ihn ungebildet und bäurisch und es ist höchst charakteristisch, wie er sich dagegen in seiner Abschiedsrede vertheidigt. „Freilich wußte ich nicht — sagt er — daß ich mit den ersten Staatsbeamten und vornehmsten Generalen, die nicht wissen, wie sie ihr Geld verschleudern sollen, wetteifern, und daß ich meinen Leib abquälen müßte, um die Güter, die den Armen gehören, zu verschwelgen; ich wußte nicht, daß ich eigentlich von glänzenden Pferden gezogen in prachtvollem Wagen einherfahren und von einer Schaar von Schmeichlern umgeben sein müßte, damit alle schon von Weitem meine Ankunft bemerkten und zurückwichen, wie vor einem wilden Thiere. War das unrecht von mir, so ist es nun einmal geschehen und ihr mögt es mir nachsehen. Wählt einen andern Vorsteher, der der Menge gefällt; laßt mir meine Einsamkeit, mein bäurisches Wesen, meinen Gott, dem ich allein auch mit meiner dürftigen Einfalt gefallen will."

In sein Heimathland zurückgekehrt, war Gregor noch einige Zeit für seine geliebte Gemeinde zu Nazianz als Hirte thätig. Doch war er entschieden abgeneigt, noch einmal auf einen größeren Schauplatz zu treten und sich auf ein Zusammenwirken mit andern Bischöfen einzulassen. Eine Einladung, die er im Sommer 382 zu einer Synode nach Constantinopel erhielt, schlug er entschieden mit der Aeußerung ab: „daß er jede Versammlung von Bischöfen fliehe, weil er noch nie gesehen, daß eine Synode ein gutes Ende genommen oder daß die Uebel durch sie entfernt worden seien." Ja als es ihm gelang der Gemeinde zu Nazianz in der Person

des Presbyter Eulalius einen würdigen Vorsteher zu geben, zog er sich endlich vollständig in die erwünschte ländliche Einsamkeit zurück, um die Ruhe zu finden, deren er für Leib und Seele bedurfte, und sich auf die letzte Wanderung vorzubereiten. Doch nahm er auch in dieser Zurückgezogenheit an den kirchlichen Ereignissen und am Wohle seines Vaterlandes noch lebendigen Antheil und bethätigte einzelnen Personen so wie befreundeten Familien seine hülfreiche Liebe durch Wort und Schrift. Von den zahlreichen, trefflich geschriebenen Briefen, die Gregor hinterlassen hat, fallen nicht wenige in diese Zeit. Außerdem beschäftigte ihn in der Einsamkeit die Abfassung vieler Gedichte und, wenn diese freilich oft mehr durch eine reine und zierliche Form sich empfehlen, als durch eine wirkliche Fülle dichterischen Geistes, so ermangeln sie doch auch dieses Geistes nicht gänzlich und gerade der Umstand, daß Gregor seine meisten Poesien im höhern Alter abfaßte, beweist, daß in ihm eine nachhaltige Dichterader lag.

Vielfach wurde Gregor in dieser Zeit von körperlichen Leiden heimgesucht; aber er faßte diese wie alle anderen Prüfungen als gottgeordnete Mittel der Heiligung und Verklärung auf. „Was kann uns furchtbar sein? — sagt er in einem Briefe aus dieser Zeit — Nichts als von Gott und dem Göttlichen abzuweichen. Alles Uebrige möge so gehen, wie es Gott anordnet, führe er uns durch die milden Werkzeuge seiner Gerechtigkeit in seiner Rechten oder durch die strengen in seiner Linken. Er, der Ordner unseres Lebens weiß, warum er es thut. Wir haben Arme gespeist, Bruderliebe geübt, mit Lust heilige Lieder gesungen, so lange es vergönnt war. Es ist uns jetzt nicht gestattet; so wollen wir auf etwas anderes sinnen: denn die Gnade ist nicht arm." Und in einem anderen Briefe erzählt er uns, wie er einen Freund, der bittere Schmerzen erduldete, durch sein aus der eigenen Erfahrung geschöpftes Wort so stärkte, daß sich dieser zu Gott mit den Worten erhob: „Ich danke Dir, Vater, Schöpfer Deiner Menschen, daß Du auch wider unsre Neigung uns Wohlthaten erzeigst, durch den äußeren Menschen den inneren läuterst und durch Widerwärtigkeiten uns hinführst zu einem seligen Ende, in der Weise, wie Du es für gut hältst."

So wurde auch Gregor durch innere und äußere Kämpfe und zuletzt durch körperliche Leiden von dem Vater seiner Tage zu dem seligen Ende hingeführt, nach dem er sich längst gesehnt hatte.

Er starb vermuthlich an demselben Ort, wo er geboren war, um 389 oder 390, im sechzigsten Lebensjahre. Ueber die Umstände seines Todes ist uns nichts Näheres überliefert. Doch können wir gewiß sein, daß er dem Tode entgegen ging in der Kraft des Glaubens, der sein ganzes Leben beherrscht hatte, im Vertrauen auf den, von welchem alles Gute kommt und der jedem Treubewährten giebt über Bitten und Verstehen. Obwohl eifrig nach Erkenntniß ringend, hatte Gregor doch nicht in ihr, sondern im einfachen Glauben an Christum den Gekreuzigten und Auferstandenen seine Gerechtigkeit und den Grund seiner Seligkeit gefunden; aber mit wohlbegründeter Zuversicht durfte er zugleich die Hoffnung aussprechen, daß auch die Erkenntniß sich vollenden werde, wenn unser Geist „sich erhebt zu dem Urbilde, nach welchem er jetzt Verlangen trägt"; und mit Recht durfte er sich zu dem Worte „als einem wahrhaft philosophischen" bekennen: „Wir werden einst erkennen, wie wir erkannt sind."

C. Ullmann in Heidelberg, später in Carlsruhe †.

---

119. Meletius, Bischof von Antiochien, und das zweite allgemeine Concil in Constantinopel.

12. Mai.

Die hervorragende Erscheinung des Bischofs Meletius von Antiochien, welche uns, in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts auf dem Gebiet der morgenländischen Kirche, dem Schauplatz der heftigsten Lehrstreitigkeiten, wie der verderblichsten Kirchenspaltungen entgegentritt, können wir nicht zum Gegenstand unserer Betrachtung machen, ohne die gewaltigen Bewegungen in das Auge zu fassen, welche damals die Kirche in Lehre und Leben erschütterten und in welche er mit seiner Person, seinem Leben und Wirken verwickelt war.

Gleichzeitig mit dem äußeren Siege der Kirche über die heidnische Welt entbrannte im Innern der Kirche ein heftiger Streit, welcher sich um die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit, insbesondere um die Frage wegen des Verhältnisses des Sohnes zu dem Vater und zu der geschaffenen Welt drehte.

Freilich erschien die arianische Irrlehre, daß der Sohn nicht

gleichen Wesens mit dem Vater von Ewigkeit, sondern nur ein durch den Willen Gottes vor der Erschaffung der Welt aus Nichts ins Dasein gerufenes Geschöpf und Mittelwesen zwischen Gott und Welt sei, durch das Bekenntniß der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa (325), daß der Sohn aus dem Wesen des Vaters gezeugt und nicht geschaffen, also ewigen und mit dem Vater gleichen Wesens sei, äußerlich überwunden. Aber die inneren Gegensätze der Parteien, der entschieden arianischen, welcher viele morgenländische Bischöfe angehörten, und derjenigen, welche die Gleichwesenheit des Sohnes mit dem Vater bekannte, waren keineswegs dadurch aufgehoben. Zwischen beiden mitteninne stand, nach beiden Seiten hinüber schwankend, die von dem Bischof Eusebius von Cäsarea repräsentirte theologische und kirchliche Mittelpartei, welche zu Nicäa ursprünglich die meisten Anhänger zählte aber zuerst theilweise unter dem Einflusse des Kaisers und durch die Liebe zum Frieden bewogen mit ihrer unbestimmteren Lehre von der Unvergleichbarkeit des Sohnes mit allen Geschöpfen und seiner vollkommenen Wesensähnlichkeit mit dem Vater dem Bekenntniß von der Gleichwesenheit sich anbequemte und dann in dem weiteren Verlaufe des Kampfes zwischen dem Arianismus und den Anhängern des nicänischen Symbols unter der Führung des Bischofs Eusebius von Nicomedien, der seit 338 Bischof von Constantinopel war, als diejenige Partei sich heraus bildete, welche lehrte, daß der Sohn von Ewigkeit aus dem Wesen des Vaters gezeugt sei, aber nur ähnlichen Wesens mit ihm und ihm untergeordnet sei, und später als semiarianische Partei bezeichnet wurde.

Unter dem eifrig arianisch gesinnten Kaiser Constantius wurden seit 353 die Bekenner des nicänischen Glaubens aufs heftigste verfolgt, indem die Partei der strengen Arianer und die eusebianische Mittelpartei mit einander gemeinschaftliche Sache wider sie machten. Aber diese Vereinigung brach bald wieder auseinander, als die entschiedenen Anhänger der arianischen Lehre in der weiteren scharf verstandesmäßigen und schriftwidrigen Entwickelung derselben bis zu der Behauptung fortschritten, daß der Sohn dem Vater in Allem unähnlich sei. Nun wandten sich Viele, die sich früher aus Unkenntniß über die inneren Gegensätze, um die es sich handelte, in gutem Glauben an die Mittelpartei angeschlossen hatten, der nicänischen Lehre zu. Noch mehr Anhänger gewann dieselbe, als mit dem Tode des Constantius 361 die nicänische Rich-

tung, deren hervorragendster Vertreter der durch viele Leiden und Verfolgungen hindurchgegangene glaubensstarke und heldenmüthige Athanasius, Bischof von Alexandria in Aegypten, war, zunächst im Abendlande wieder zur herrschenden wurde und dann auch im Morgenlande mehr und mehr zur Geltung gelangte. Dazu trugen nicht wenig die heftigen Verfolgungen bei, mit welchen der entschieden arianisch gesinnte Kaiser Valens im Morgenlande nicht blos gegen die Anhänger des Athanasius, sondern auch gegen die Semiarianer wüthete, deren Reihen nun durch Uebertritt zu der ersteren Partei sehr gelichtet wurden.

Aber schon vor diesen Verfolgungen hatten die aus der Verbannung, in die sie Constantius geschickt hatte, zurückgekehrten bekenntnißtreuen Bischöfe denen, die in den früheren Verfolgungen nur aus Menschenfurcht und Schwachheit des Fleisches dem Bekenntniß des nicänischen Glaubens untreu geworden waren, durch freundliches brüderliches Entgegenkommen die Rückkehr zu demselben möglichst erleichtert. Eine zahlreiche Synode, welche 362 in Alexandria unter dem Vorsitz des Athanasius abgehalten wurde, verfuhr mit Milde und Schonung gegen diejenigen, die sich unter dem Druck der kaiserlichen Gewalt aus Schwäche zur Annahme des arianischen Bekenntnisses hatten bestimmen lassen. Wir wünschen, sagten sie, daß wer noch fern von uns steht und sich den Arianern zugesellt zu haben scheint, von seinem Wahnsinn zurücktrete, so daß Alle überall sagen mögen: Ein Herr, ein Glaube; denn was ist so herrlich und lieblich, als daß, wie der Sänger sagt, Brüder einträchtig bei einander wohnen (Ps. 133, 1).

Allein in der antiochenischen Kirche dauerten die durch den Arianismus verursachten Spaltungen zu großem Schaden nicht blos der Gemeinde in Antiochien, sondern auch der gesammten Kirche, wie wir sehen werden, sehr lange Zeit ununterbrochen fort. Bald nach dem Jahr 360 wurde der Bischof Meletius die Veranlassung zu einer neuen Gestaltung dieser kirchlichen Zwistigkeiten, die sich in der nach seinem Namen genannten Kirchenspaltung darstellte, obwohl er keineswegs selber die unmittelbare Schuld an dieser Spaltung trug, sondern mit seiner Person und seinem Amt nur der nicht gewollte Anlaß zum erneuerten Ausbruch der längst schon vorhandenen kirchlichen Differenzen wurde.

In Antiochien hatte sich nämlich schon seit dem Jahr 330 eine tiefgehende Kirchenspaltung vollzogen. Die zur Herrschaft gelangte

arianische Partei hatte den Bischof Eustathius, einen entschiedenen Vertreter des nicänischen Bekenntnisses, seines Amtes entsetzt, und einen Arianer an seine Stelle berufen. Die Folge davon war, daß ein großer Theil der Gemeinde, der sich in treuem Festhalten an dem Bekenntniß der Gottgleichheit des Sohnes dem arianischen Kirchenregiment nicht unterwerfen wollte und dem Bischof Eustathius mit unveränderter Liebe anhing, sich unter dem Namen der Eustathianer als eine besondere Kirchengemeinschaft bildete. Als nun im J. 360 einer von den vielen seitdem schnell auf einander gefolgten arianischen Bischöfen von Antiochien, mit Namen Eudoxius, sein Amt niederlegte, um sich nach dem Siege, welchen seine Partei über die semiarianische Richtung davon getragen hatte, an Stelle des abgesetzten Bischofs Macedonius von Constantinopel in den Besitz des Bisthums daselbst zu versetzen, wurde in Antiochien eine neue Bischofswahl nöthig. Nach langem Streit darüber wurde von der immer noch herrschenden arianischen Partei Meletius, der, aus der Landschaft Melitene in Armenien stammend, wegen seines ausgezeichnet frommen und strengen Lebens früher zum Bischof von Sebaste in Armenien ernannt war, dann aber dieses Amt aufgegeben hatte und sich jetzt in Beröa aufhielt, zum Bischof erwählt. Er war früher ein Mann von noch unentschiedener oder wenigstens von nicht scharf ausgeprägter dogmatischer Richtung gewesen, zeichnete sich aber durch innige Frömmigkeit aus und stand deswegen in hohem Ansehn. Man wählte ihn in der Meinung, an ihm einen kräftigen Vertreter der arianischen Lehre zu gewinnen. Aber man täuschte sich in ihm. Er war ohne Zweifel schon zu dieser Zeit der athanasianischen Lehre, die seiner praktisch-christlichen Richtung und seinem religiösen Bedürfniß mehr zusagen mußte, als die arianische, wenigstens doch schon in dem Grade geneigt, daß es nur einer äußeren Veranlassung für ihn bedurfte, als Anhänger derselben sich öffentlich darzustellen. Der Inhalt seiner von Epiphanius uns überlieferten Antrittsrede läßt uns freilich noch nichts von dem Bekenntniß der Gleichwesenheit des Sohnes mit dem Vater und seiner ewigen Erzeugung aus dem Wesen des Vaters, die er später entschieden bekannte, erkennen. Der Kaiser Constantius befand sich gerade zur Zeit des Amtsantritts des Meletius in Antiochien, und er wollte denselben nöthigen, bei dieser Gelegenheit gleich von vornherein seine dogmatische Ueberzeugung auszusprechen. Nach seiner Verordnung

sollten die ausgezeichnetsten Redner unter den anwesenden Bischöfen an dem Tage des Amtsantritts des Meletius über die Worte Sprüchw. 8, 22 nach der Uebersetzung: „Der Herr hat mich geschaffen," welche die Arianer zur Stützung ihrer Lehre, daß der Sohn Gottes ein Geschöpf sei, anzuführen pflegten, öffentlich predigen, und zuletzt mußte Meletius seine Antrittspredigt auch im Anschluß an diese Worte halten. Er redet hier nun von der Gleichheit des Sohnes mit dem Vater nur im Sinne der Aehnlichkeit, welche der Sohn als das Abbild des Vaters, als hervorgegangen aus dem Vater zu bleibendem eigenem Dasein, an sich trage, und spricht überhaupt in ganz ähnlichen mehr unbestimmten, blos an das Wort der Schrift sich anschließenden Ausdrücken, wie die älteren Vertreter jener Mittelpartei, namentlich Eusebius von Cäsarea und Cyrillus von Jerusalem. Vor allen Aeonen, vor aller Schöpfung ist ihm der Sohn vom Vater erzeugt; aber eine von Ewigkeit geschehene Zeugung lehrt er noch nicht. Er betont, daß von dieser Zeugung des Sohnes durch den Vater jede sinnliche Vorstellung fernzuhalten sei, daß kein menschlicher Verstand sie begreifen könne, und daß daher die heilige Schrift, in Ermangelung irdischer Beispiele zur erschöpfenden Bezeichnung der Sache verschiedene Ausdrücke gebrauche, die sich scheinbar widersprächen, aber in der That sich einander ergänzten. Alles menschliche Erkennen sei Stückwerk, welches erst aufhöre, wenn das Vollkommene kommen werde. Er sagt in aufrichtiger Demuth: „Wenn wir uns dazu verleiten lassen, über das zu reden, worüber wir nicht reden dürfen, so ist zu befürchten, daß wir am Ende dadurch auch verscherzen, über das reden zu können, worüber wir sonst Macht haben. Denn aus dem Glauben muß man reden, nicht nach dem, was geredet wird, glauben." Es ist sehr bezeichnend für den praktisch christlichen Standpunkt des Meletius, wenn er gleich von Anfang in dieser Predigt davon ausging, daß Gemeinschaft mit Christo, Christum in sich selbst haben, die Grundlage des ganzen christlichen Lebens sei, daß Keiner das Wort der Wahrheit verkündigen könne, in dem nicht Christus wohne und aus dem nicht Christus rede, daß aber auch nur, wer den Sohn habe, den Vater haben könne. „Wir werden aber," sagt er weiter, „in der Gemeinschaft mit dem Sohne nur bleiben, wenn wir ihn vor Gott und den auserwählten Engeln bekennen, aber auch vor Königen ihn zu bezeugen uns nicht schämen."

Diesem vor dem Kaiser ohne Menschenfurcht gesprochenen Wort, entsprach er mit der That in dieser Rede selbst. Denn trotz seiner Zurückhaltung mit dem Bekenntniß des nicänischen Glaubens, dem er mit voller Ueberzeugung noch nicht zustimmen konnte, mußten die Arianer und namentlich die arianische Hofpartei doch in dem, was er als seine dogmatische Ueberzeugung und als sein Bekenntniß vom Verhältniß des Sohnes zum Vater aussprach, einen unzweifelhaften Gegensatz gegen ihre Lehre erkennen. Er wurde sofort seines Amtes entsetzt, nachdem er dasselbe noch nicht dreißig Tage verwaltet hatte, und wurde aus Antiochieh nach seinem Vaterlande Melitene verbannt. In wie hohem Grade er schon in dieser kurzen Zeit sich die Liebe der Gemeinde erworben hatte, davon ist ein Beweis, daß, als ihn der Präfekt aus der Stadt hinausbrachte, das Volk sich sammelte und mit Steinen nach demselben warf, so daß Meletius mit seinem Mantel ihm das Haupt verhüllen mußte, um ihn zu schützen. An seine Stelle wurde ein entschieden arianisch gesinnter Bischof, Euzoius, berufen; die Kluft zwischen der herrschenden arianischen Partei und den Anhängern der athanasianischen Lehre war in der antiochenischen Kirche von Neuem befestigt.

Aber zu gleicher Zeit entstand nun auch unter den Gegnern des arianischen Bekenntnisses in Antiochien eine Spaltung, die ihren Ausgangspunkt in der Person des Meletius hatte. Die Eustathianer hatten ihn, weil er von den Arianern eingesetzt war und sein Bekenntniß nicht entschieden athanasianisch war, von Anfang an als rechtmäßigen Bischof nicht anerkannt, sondern an Eustathius als dem allein rechtmäßigen Inhaber des Bischofsstuhles treu festgehalten. Auch nachdem dieser gestorben war, beharrten sie dabei, dem Meletius ihre Anerkennung zu versagen. Sie blieben eine abgesonderte Partei, unter der Führung eines Presbyter Paulinus, der bisher schon ihre gottesdienstlichen Versammlungen in der Neustadt von Antiochien geleitet hatte, und mieden jede Kirchengemeinschaft mit dem Theil der Gemeinde, welcher dem Meletius treu geblieben war und seine Versammlungen in der Altstadt von Antiochien hielt. Diese Spaltung wurde durch kirchliche Einflüsse und Einwirkungen von Außen her noch mehr befestigt.

Die Schritte, welche die Synode zu Alexandrien im J. 362 that, um dieser Spaltung ein Ende zu machen, konnten nicht zum Ziele führen, da man sich einseitig auf den Standpunkt der eusta-

thianischen Partei stellte, an diese allein das zur Beilegung des Streites verfaßte Sendschreiben richtete, und überdies den Führer derselben, den Presbyter Paulinus, zum Bischof von Antiochien weihte, den die Meletianer nun ohne Weiteres als ihr Haupt anerkennen sollten.

Ein großer Theil derselben verweigerte entschieden diese Anerkennung. Meletius kehrte bald darauf mit Erlaubniß des Kaisers Julian aus der Verbannung nach Antiochien zurück; seine Anhänger schlossen sich jetzt um so fester um ihn als ihren Bischof zusammen. Die Spaltung dauerte in der antiochenischen Kirche fort, auch nachdem die Herrschaft des Arianismus, gegen den beide Parteien gekämpft, ein Ende genommen hatte. Ja, die gesammte Kirche wurde nach und nach in diese Spaltung hineingezogen. Nach dem Vorgang der alexandrinischen Kirche und ihres angesehenen Hauptes, des Bischofs Athanasius, trat die gesammte abendländische Kirche auf die Seite des Paulinus und seines Anhangs, während fast die ganze morgenländische Kirche Meletius als rechtmäßigen Bischof anerkannte und mit ihm in Kirchengemeinschaft stand.

Inzwischen bewies Meletius seine Friedensliebe unausgesetzt, indem er keine sich ihm darbietende Gelegenheit zur Ausgleichung des für die ganze Kirche verderblichen Streites unbenützt vorüberließ. Unter seiner Leitung erklärte sich eine 363 in Antiochien abgehaltene Synode ausdrücklich zu dem wesentlichen Inhalt des nicänischen Bekenntnisses. Aber trotzdem hielt der um dieselbe Zeit in Antiochien anwesende Athanasius nur Kirchengemeinschaft mit Paulinus. Auch die Verfolgungen, welche über sämmtliche Bekenner des nicänischen Glaubens kamen, als unter Kaiser Valens der Arianismus in der morgenländischen Kirche wieder zur Herrschaft gelangte, konnten den Riß nicht heilen.

Auch Meletius wurde von dieser Verfolgung betroffen, und mußte von Neuem seine Gemeinde verlassen. In Verbindung mit Basilius bewies er sich als ein tapferer Vertheidiger der Lehre, welche ausgerottet werden sollte, arbeitete aber auch an der Ermöglichung des Kirchenfriedens zwischen dem Orient und Occident unermüdlich fort. Das Gewicht seiner edlen, in immer weiteren Kreisen hochgeehrten und geliebten Persönlichkeit und seines ächt christlichen, wahrhaft geistlichen Charakters fiel bei diesen Bestrebungen mit in die Wagschaale, um ihnen einen günstigen Erfolg zu verheißen. Dazu kam die innige Verbindung, in welcher er

mit den hervorragendsten Theologen der morgenländischen Kirche stand, die für das nicänische Bekenntniß litten und stritten und mitten unter den schwersten Kämpfen und Verfolgungen seine Fahne hoch hielten, so daß er vor den Augen der gesammten Kirche, die ihn mit diesen nur zusammenschauen konnte, als tapferer Streiter für die lautere Wahrheit erscheinen mußte. Besonders stand er mit den drei größten Lichtern des Orients, mit Basilius von Cäsarea, mit dessen Bruder Gregor von Nyssa und mit dem Freunde beider, Gregor von Nazianz, in innigster Verbindung und erfuhr von diesen die kräftigste Unterstützung bei seinen Bemühungen um Aufhebung der Spaltung beider Kirchen.

Zunächst tritt uns seine Verbindung mit Basilius als eine sehr lebhafte und innige entgegen. Während Basilius zwischen ihm und Athanasius zu vermitteln suchte, schickte er auch Gesandte nach dem Occident, um die Hülfe der abendländischen Kirche für die unter der arianischen Verfolgung seufzende morgenländische Kirche zu erlangen und die Einheit beider wiederherzustellen. In Bezug auf Ersteres schreibt er an die Abendländer: „durch ihren Beistand müsse der Glaube im Orient wiederhergestellt werden, und es sei nun die Zeit für sie gekommen, dem Orient für die von dort empfangenen Güter ihren Dank zu beweisen.“ Und in Bezug auf Letzteres schreibt er an die Presbyter zu Tarsus: „der Zustand der Kirche gleicht einem alten Kleide, welches durch die geringste Veranlassung leicht zerrissen wird und nicht wieder ein Ganzes, wie es war, werden kann. In einer solchen Zeit bedarf es des Eifers und vieler Sorgfalt, um für die Gemeinden etwas Gutes zu stiften. Das Gute besteht aber darin, daß das bisher Getrennte geeinigt werde. Einigung aber würde werden, wenn wir in den Dingen, in denen wir den Seelen nichts schaden, den Schwachen uns anbequemen wollten.“

Aber der Hochmuth und die Beschränktheit des römischen Bischofs Damasus und das tiefgewurzelte Vorurtheil der von ihm abhängigen abendländischen Theologen gegen die Lehre der morgenländischen vereitelten diese Bemühungen um Herstellung der kirchlichen Einheit. Umsonst war die zweimalige Absendung von Presbytern der meletianischen Gemeinde nach Rom. Meletius hatte den Schmerz, während er um des nicänischen Bekenntnisses willen Verfolgungen erduldete, von einer römischen Synode 377 den arianischen Ketzern beigezählt zu werden. Er konnte, als die Verfol-

gung nach dem Tode des Valens 378 aufhörte, zu seiner Gemeinde zurückkehren und bekannte sich auf einer 379 in Antiochien abgehaltenen Synode von Neuem zu der nicänischen Lehre, wie er sie bisher in der Verfolgung standhaft vertreten hatte. Nachdem die Verhandlungen mit dem römischen Bischof wegen Anerkennung seiner Rechtmäßigkeit wieder aufgenommen waren, und durch Gregor von Nazianz in Constantinopel, welcher sich seiner Sache mit eifrigem Wort und Zeugniß wider die auch dort eingedrungene Spaltung annahm, der Zwiespalt beseitigt worden war, wurde Meletius auf Grund des von dem morgenländischen Kaiser Theodosius im J. 380 erlassenen Gesetzes, nach welchem nur diejenigen, welche der Lehre von der Gleichwesenheit des Sohnes mit dem Vater zugethan wären, im Besitz der Kirchen verbleiben sollten, von dem kaiserlichen Befehlshaber als rechtmäßiger Bischof von Antiochien anerkannt, und die beiden antiarianischen Parteien daselbst trafen die Vereinbarung, daß wenn einer von den beiden Bischöfen stürbe, der überlebende allein Bischof der ganzen Gemeinde sein und kein neuer Bischof von der betreffenden Partei gewählt werden sollte.

Zur Besiegelung der Wiederherstellung des nicänischen Bekenntnisses und zur Feststellung einer näheren Bestimmung der nicänischen Lehre berief Kaiser Theodosius 381 ein allgemeines Concil nach Constantinopel. Es versammelten sich daselbst im Mai dieses Jahres etwa 150 Bischöfe aus den östlichen Provinzen des Reichs zu einer Synode, die allerdings nur halb so zahlreich war, wie die zu Nicäa, und weder den römischen Bischof noch einen Abgeordneten desselben in ihrer Mitte sah, aber trotzdem wegen der Wichtigkeit der auf ihr festgestellten Lehrsätze dem nicänischen Concil als das zweite allgemeine Concil der Kirche gleichgestellt und auch von der römischen Kirche alsbald anerkannt worden ist.

Aus Antiochien war nicht Paulinus, sondern Meletius zum Concil berufen worden. Wegen seines hohen Alters, seiner ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften und ächten Frömmigkeit allgeliebt und verehrt, führte er den Vorsitz in der Versammlung, und war als ein solcher, wie die Liebe Gregors ihn uns in einem Gedicht als einen Mann von Gottseligkeit und Einfalt, schlichtem Charakter und gottbegeistertem Sinn, von ruhig mildem Blick und kühnem mit Bescheidenheit gepaarten Muth vor Augen malt, ohne

Zweifel vor allen Andern für dieses ehrenvolle Amt geeignet; denn sein Bild sticht scharf genug ab von dem Bilde, welches uns Gregor von dem Charakter und der Haltung der meisten auf diesem Concil versammelten Bischöfe entwirft.

Das Erste, womit die Synode unter dem Vorsitz des Meletius sich zu beschäftigen hatte, war die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in Constantinopel. Die frühere Wahl des Maximus wurde untersucht und für ungültig erklärt. Weder er, noch die von ihm zu irgend einem geistlichen Amt Geweihten sollten als Geistliche angesehen werden, und Alles, was mit ihm und von ihm vorgenommen worden war, sollte null und nichtig sein.

Nachdem der bischöfliche Stuhl förmlich für erledigt erklärt worden, wurde zur Wahl eines rechtmäßigen Bischofs geschritten, welche dadurch, daß sie von der Synode selbst vollzogen wurde, eine besonders hohe Bedeutung erhielt und dem Gewählten ein sehr hohes Ansehn verlieh. Dieser war der als Vertheidiger und Vorkämpfer des nicänischen Glaubens glänzend bewährte Gregor von Nazianz, bei dem zu seinen hervorragenden Geistesgaben und zu seiner Tüchtigkeit in der Rede und im Regiment noch die Beliebtheit beim Kaiser und beim Volk und das Ansehn, in dem er bei den Geistlichen stand, hinzu kamen, um seine Stellung im Patriarchat der Welthauptstadt so glänzend als möglich zu machen. Freilich fehlte es auch nicht an Bedenken und Widerspruch in Betreff seiner rechtmäßigen Erhebung zu diesem Amte. Indessen die ehrwürdige Auctorität des Meletius, der sich Alle beugten, hob diese Bedenken. Nachdem Gregor diese Würde früher abgeschlagen hatte, nahm er sie auch jetzt nicht gern an; er verstand sich dazu nur, weil die Synode ihn zum Träger derselben erwählte und weil er die Hoffnung hegte, jetzt als rechtmäßiger Bischof von Constantinopel Vieles zur Aussöhnung des durch die meletianische Spaltung in Antiochien veranlaßten Kirchenstreits beitragen zu können. Meletius ertheilte ihm an der Spitze der ganzen Synode unter einer glänzenden kirchlichen Feier die Weihe. Aber bald darauf starb er in sehr hohem Alter.

Bei dem feierlichen Leichenbegängniß, welches ihm zu Ehren in Constantinopel veranstaltet wurde, zeigte sich in deutlichster Weise, welch' ungetheilte und allgemeine Verehrung er genossen hatte. Von einer anfangs unbestimmten und etwas zerfließenden Richtung in seinen dogmatischen Anschauungen hatte er sich frei und selbständig

zu der festen und unerschütterlichen Ueberzeugung von der ewigen Gottheit des persönlichen Logos, der in Christo Fleisch geworden, entwickelt und für diese Wahrheit tapfer gestritten und standhaft gelitten. Der von blinden Eiferern selbst während seiner Kämpfe und Leiden für diese Wahrheit als ein Feind derselben, als ein Ketzer Geschmähte war geschmückt mit der Märtyrer- und Siegerkrone, welche ihm die das nicänische Bekenntniß bestätigende Synode zuerkannte, dahin geschieden. Diese verlor in ihm ihren geistlichen Vater und weisen Leiter. Die allgemeine Liebe, deren Gegenstand seine vom Frieden Gottes mild durchleuchtete Persönlichkeit war, die Ruhe, Klarheit und Festigkeit seines ganzen Wesens, und vor Allem die Frömmigkeit und Gottseligkeit, welche das Gepräge seines ganzen Lebens und Wandels ausmachte, hielten in der Synode die Leidenschaften nieder, nöthigten die leicht aufbrausenden Elemente derselben zur Mäßigung und Ruhe und ließen Streit und Zwietracht nicht aufkommen. Ein Zeugniß von dieser Bedeutung des Mannes sind die Lobreden, welche die angesehensten Bischöfe zu seinem Gedächtniß hielten, und von denen die des Gregor von Nyssa uns aufbewahrt ist. Von Constantinopel wurde seine Leiche in feierlichem Zuge, auf dem sie in den Städten überall mit Gesang eingeholt und geleitet wurde, nach Antiochien gebracht, wo sie bestattet wurde. Chrysostomus hielt einige Jahre später eine Lobrede zu seinem Gedächtniß, welche bezeugt, daß er bei der Gemeinde in Antiochien in gesegnetem Andenken stand. Auf Siegelringen und an den Wänden der Stuben konnte man daselbst sein Bild finden, und Eltern gaben ihren Söhnen seinen Namen, um sein Gedächtniß in den Familien treu zu bewahren und durch den Namen selbst den jungen Gemüthern eine Mahnung zur Nacheiferung zu geben.

Nach Meletius Tode hätte gemäß der oben erwähnten Vereinbarung die unglückselige Kirchenspaltung ein Ende haben sollen. Aber die Synode gab den eindringlichen Ermahnungen Gregors, ihres jetzigen Leiters, durch Anerkennung des schon bejahrten Paulinus der Kirche den Frieden wieder zu geben, kein Gehör. Die Bischöfe der syrischen Kirchenprovinz setzten es durch, daß der Presbyter Flavian, der mit Meletius nach Constantinopel gekommen war, zum Nachfolger desselben gewählt und von der Synode bestätigt wurde. Damit war nicht blos für die Gemeinde in Antiochien, sondern auch für die ganze Kirche der alte Zwiespalt erneuert, indem eine unter dem römischen Bischof Damasus abgehaltene Synode

dem Flavian und seinen Anhängern die Kirchengemeinschaft verweigerte. Erst dem nach Constantinopel berufenen Chrysostomus gelang es 398, den Flavian mit dem Bischof Theophilus von Alexandrien auszusöhnen und durch diesen die Kirchengemeinschaft mit dem Abendland wieder herzustellen. Trotzdem verblieb noch ein Rest der Eustathianer in der Separation, die erst 415 damit endete, daß der Bischof Alexander von Antiochien mit seiner Gemeinde an einem Festtage an ihrem Gottesdienst Theil nahm und sie dadurch zur Kirchengemeinschaft zurückführte.

Nachdem an die Stelle des von seinem Bischofsamt zurückgetretenen Gregor der bisherige Senator und Prätor, Nektarius, ein Mann von sanftem und mildem Charakter, der aber noch nicht einmal die Taufe empfangen hatte, gewählt worden war, stand das Concil, wie es scheint, unter dem dominirenden Einfluß des durch seinen theologisch-wissenschaftlichen Geist alle Andern überragenden Bischofs Gregor von Nyssa. Es faßte jetzt die Beschlüsse, durch welche es für die Verfassung und für die Lehre der gesammten Kirche von epochemachender Bedeutung wurde. Hinsichtlich der Verfassung wurde festgesetzt, daß der Bischof von Constantinopel als Bischof von Neu-Rom den zweiten Rang nach dem römischen Bischof haben sollte. Hinsichtlich der Lehre wurde das nicänische Bekenntniß mit hinzugefügter Verwerfung der ihm entgegenstehenden Häresien bestätigt. Unter den Zusätzen, die es zu demselben machte, war der wichtigste der, welcher die bis dahin noch sehr unbestimmte Lehre vom heiligen Geist betraf. Im Gegensatz gegen die durch 36 Bischöfe vertretene Partei der Macedonianer oder Pneumatomachen, die nach dem Vorgange eines früheren Bischofs von Constantinopel, Namens Macedonius, zwar nicht mehr mit den s. g. Semiarianern eine bloße Wesensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater, sondern seine Wesensgleichheit mit demselben anerkennen, aber doch entschieden diese Wesensgleichheit dem heiligen Geiste nicht zuerkennen wollten, sondern die Lehre aufstellten, daß derselbe dem Vater untergeordnet und ein Geschöpf sei, machte die Synode unter Verwerfung dieser Lehre einen Zusatz zu dem nicänischen Bekenntniß, in welchem die Gleichwesenheit mit dem Vater auch auf den heiligen Geist ausgedehnt, dieser nehmlich als „der vom Vater ausgehende, regierende, lebendigmachende Geist, der mit dem Vater und Sohne zugleich angebetet und verehrt werde", bezeichnet wurde. Dadurch kam die Lehre vom heiligen Geist und

somit auch die Lehre von der Dreieinigkeit zu einem vorläufigen symbolischen Abschluß. Ebenso verwarf diese Synode die Irrlehre des Bischofs Apollinaris von Laodicäa, welche die vernünftige menschliche Seele in Christo leugnete und an deren Stelle das Göttliche in ihm, den Logos setzte, und behauptete dagegen die volle Wahrheit wie der göttlichen so der menschlichen Natur in Christo nach Leib und Seele. Von diesem Punkt aus erfolgte dann in den folgenden Jahrhunderten die weitere Entwicklung der Lehre von der Person Christi hinsichtlich der göttlichen und der menschlichen Natur in ihm und des Verhältnisses Beider zu einander.

In einer prächtigen Handschrift der griechischen Reden des Gregor von Naziauz in Paris, die aus dem 9. Jahrhundert stammt, befindet sich vor der Rede, welche den Titel: „auf die Ankunft der ägyptischen Bischöfe" führt, ein merkwürdiges sinnreiches Miniaturbild, auf welchem dieses zweite allgemeine Concil zu Constantinopel dargestellt ist.[1] Oben in der Mitte des Bildes steht ein Thron, zu dessen Linken der Kaiser Theodosius sitzt, mit seinem Namen bezeichnet, und zu dessen beiden Seiten die Bischöfe im Halbkreise ihre Plätze einnehmen. Unten in der Ecke links vom Beschauer kniet Macedonius, ebenfalls mit seinem Namen bezeichnet, die Hände emporgehoben; in der Ecke rechts hat die jetzt weggerissene Figur des Apollinaris ihre Stelle gehabt; zwischen beiden steht ein Tisch, auf welchem die Rollen ihrer vom Concil verworfenen Schriften liegen. Von diesem Tisch im unteren Theil des Bildes wenden sich die Blicke unwillkürlich wieder zu dem in gleicher Linie oben recht absichtlich, wie es scheint, in hervorragender Stellung gezeichneten Thron empor; denn hier ist die höchste Bedeutung des Bildes zu suchen. Niemand thront auf demselben, nicht der Kaiser nicht ein Bischof; wohl aber ruht darauf ein großes aufgeschlagenes Buch, — die heilige Schrift, — in aufrechter Stellung, erhaben über Kaiser und Concil, zum Zeichen und Zeugniß, daß Gottes Wort allein den Vorsitz führen, seine Entscheidung allein bei dem Streit menschlicher Meinungen gelten, seine Auctorität allein bei allen Berathungen und Beschlüssen die höchste Quelle und Richtschnur sein sollte, und daß die Synode nur unter dem unsichtbaren Haupt der Kirche, das mit seinem Wort und Geist in ihrer Mitte sei, versammelt sein wollte. Daß diese Idee von dem den Vorsitz

[1] S. Piper, Evang. Kalender für 1858. S. 19 ff. mit Abbildung.

führenden Worte Gottes nicht erst eine künstlerische Erfindung späterer Zeit und als ein von reformatorischen Gedanken nachfolgender Zeiten in die Vergangenheit zurückverlegtes Ideal anzusehen ist, sondern jener Zeit selbst angehört, in der das Concil gehalten wurde, wird durch ausdrückliche Zeugnisse von den beiden nächsten allgemeinen Concilien, besonders aber durch die Bemerkung des Bischofs Cyrill von Alexandrien bestätigt, welcher in Bezug auf das dritte allgemeine Concil zu Ephesus 431 sagt: „Zu seinem Beisitzer und Haupt machte es Christum; denn auf heiligem Thron lag das göttliche Evangelium, welches den heiligen Priestern beinahe laut zurief: „Haltet ein gerechtes Gericht." Das ist ein Beweis dafür, wie die Kirche zu dieser Zeit trotz vielfacher Abirrung von dem reinen Wort der Schrift, der sie sich bis dahin bereits schuldig gemacht, doch noch den Grundsatz von der Auctorität der heiligen Schrift als der alleinigen Quelle der lauteren göttlichen Wahrheit, und der höchsten Instanz zur endgültigen Entscheidung über Wahrheit und Irrthum in den kirchlichen Lehrsatzungen aufrecht erhielt und zur Geltung brachte, wenn gleich das Verhalten und Verfahren ihrer Diener weder auf dem zweiten allgemeinen Concil, auf welches uns jenes Bild hinweist, noch auf den folgenden jenem Grundsatz keineswegs immer und überall entsprach. Jener Grundsatz aber enthielt die Wahrheit, aus welcher nach vielen Jahrhunderten stetig zunehmender Abirrung der Kirche von dem lauteren Worte Gottes der Strom der Reformation zu ihrer Erneuerung durch die lebendig machende Kraft des Evangeliums sich ergossen hat, und ist auch für die Kirche der Gegenwart eine ernste und heilsame Mahnung, daß sie, nur auf diesem Felsengrund gegründet, den Stürmen der Welt und des Unglaubens trotzen, und alle unchristliche und widerchristliche Lehre von der heiligen Dreieinigkeit und von Christo dem wahren Gottes- und Menschensohn durch die Macht der ewigen Wahrheit und mit den Waffen des Geistes von Oben, der in alle Wahrheit leitet, überwinden kann.

David Erdmann in Breslau.

Arianische Verfolgung.

120. Die achtzig Märtyrer unter Valens.

18. Mai.

Wenn äußere Kriege um so furchtbarer und schrecklicher sind, je näher die Kämpfenden sich angehören, Bürgerkriege grausamer und herzzerreißender als Kriege gegen die Feinde des Vaterlandes; so ist es auch wenn in innern Kämpfen der Streit um das Heiligste entbrennt: es werden Kämpfe um Glaubensansichten um so erbitterter geführt, je näher die Streitenden auf demselben Grunde des Glaubens stehen und darum erbitterter zwischen Christen selbst als zwischen Christen und Heiden. Kommt aber zum Glaubenshaß noch weltliche Macht hinzu und liegen die beiden Schwerter, geistliches und weltliches, in Einer mörderischen Hand: dann können so unglaubliche, jedes menschliche Gefühl empörende Greuel vollbracht werden, wie sie uns die Geschichte von den achtzig Märtyrern unter der Regierung des Kaisers Valens erzählt.

Schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums waren Irrlehrer aus Judenthum und Heidenthum stammend, wie Ebioniten, Gnostiker, Manichäer u. s. f. aufgetreten, aber die Unterdrückungen der Christen durch Juden und Heiden hatten blutige und grausame Verfolgungen unter den Christen selbst verhindert. Als aber Kaiser Constantin das Christenthum zur herrschenden Staatsreligion erhob, brachen auch bald unter den Christen innere Streitigkeiten und Verfolgungen aus, welche um so schrecklicher wurden, wenn weltliche Herrscher selbst der einen oder andern streitenden Partei sich zuneigten. — Arius, ein Aeltester zu Alexandrien, widersetzte sich der Lehre von der Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater, nannte den Sohn ein Geschöpf, ein vom Vater geschaffenes, demselben untergeordnetes Wesen und entzündete dadurch einen furchtbaren, lang dauernden Kampf in der Kirche des Herrn.

Constantin, dem Streit zu wehren, berief die allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa 325, auf welcher die Gegner des Arius, vornehmlich Athanasius, Archidiakon in Alexandrien, den Sieg erhielten und Arius mit seinen Anhängern verbannt wurde. Aber Freunde des Arius stellten seine Lehre dem Kaiser gemilderter dar und erwirkten ihm die Rückkehr, wogegen Athanasius, jetzt Bischof

von Alexandrien, nach Gallien verbannt wurde. Als nun aber Arius wieder eingesetzt werden sollte, starb er eines plötzlichen Todes.

Nun spalteten sich seine Anhänger selbst in Halbarianer und strenge Arianer, von denen die ersten die Aehnlichkeit, die letztern die Unähnlichkeit des Wesens Christi mit dem Vater lehrten. — Auf die Seite der erstern trat nach Constantins Tode sein zweiter Sohn Constantius, Erbe des Orients, aber im Laufe seiner Regierung erhielten die strengen Arianer die Oberhand und bei seinem Tode waren sie im Besitz der vornehmsten Bisthümer, während die Häupter der rechtgläubigen Kirche größtentheils abgesetzt waren oder gar in der Verbannung lebten.

Als dann Kaiser Julianus vom Christenthum abfiel und sich dem Heidenthum zuwendete, rief er die verbannten Bischöfe aller Parteien zurück, wohl nur um die Zwistigkeiten unter den Christen recht anzufachen und die Nichtigkeit des Christenthums an diesen Kämpfen darzulegen. So kehrte auch Athanasius zurück. Als aber durch ihn die Katholischen bald das Uebergewicht erlangten und das Volk in Alexandrien ganz auf ihre Seite trat, vertrieb ihn Julian wieder; doch rief, als Julian bald starb, der streng katholische Kaiser Jovianus den Verbannten zurück und räumte den Bekennern der nicänischen Lehre die Kirchen ein. Aber auch er starb schon nach achtmonatlicher Herrschaft und hinterließ das Reich dem Kaiser Valentinianus, welcher seinem Bruder Valens, einem entschiedenen Arianer, den Orient übergab.

Nun begannen die Kämpfe auf's neue. Valens ließ sich vom strengarianischen Bischof Eudoxius in Constantinopel 368 taufen und fing an, die katholischen Bischöfe zu verjagen, sah sich aber, weil ein Aufstand ausbrach gezwungen, Athanasius auf dem bischöflichen Stuhl Alexandriens zu lassen. Als aber Eudoxius in Constantinopel 370 starb und die Katholischen den rechtgläubigen Evagrius an seiner Stelle zum Bischof weihten, fielen die Arianer über sie gewaltthätig her und da sie sich von Valens unterstützt sahen, brach eine Verfolgung aus, worin die Katholischen von den Arianern mißhandelt, in's Gefängniß geworfen wurden und jede Art von Gewaltthaten erdulden mußten.

Da beschlossen achtzig rechtgläubige Männer aus Constantinopel, Urbanus, Theodorus, Menedemus und sieben und siebzig Aelteste und Geistliche (ob auch Laien unter ihnen waren ist zweifelhaft), um für sich und ihre Mitbrüder von den unerträglichen Be-

drückungen befreit zu werden, sich bittend an den Kaiser zu wenden. Sie unternahmen die Reise nach Nikomedien und überreichten dort dem Kaiser Valens eine Bittschrift, worüber dieser aber auf's höchste erzürnt wurde, doch ohne seinen Zorn öffentlich kund zu thun. Im Geheimen aber befahl er seinem Staatsbedienten Modestus, die Bittenden gefangen zu nehmen und tödten zu lassen. Weil man aber durch eine öffentliche Hinrichtung das Volk aufzubringen fürchtete, denn auch in Nikomedien lebten noch viele Freunde der reinen Lehre; so wurde die Nachricht verbreitet, die Bittsteller sollten als Verwiesene fortgeschickt werden. Sie hörten standhaft diesen Richterspruch an und wurden nun auf ein Schiff gesetzt, die Schiffer aber angewiesen, das Schiff auf der hohen See anzuzünden. Als sie dann auf die Höhe des astacenischen Meerbusens an der bithynischen Küste gekommen waren, führten die Schiffer den Befehl aus, zündeten das Schiff an und retteten sich in einen Kahn. — Dennoch blieb die Schandthat nicht verborgen; sondern ein heftiger Wind erhob sich und trieb das brennende Schiff im schnellsten Lauf durch die Wellen zum Hafen Dacybizes (oder Dacybices) an der Küste Bithyniens, wo es mit den grausam Gemordeten zugleich vor dem Angesicht aller Zuschauenden von den Flammen verzehrt wurde.

Der große Kirchenlehrer Gregor von Nazianz, Bischof von Constantinopel unter Theodosius d. Gr., erzählt in seinen Reden ebenfalls die Greuelthat und nennt die ermordeten Märtyrer Aelteste, welche nicht für eine Frevelthat, sondern für den Glauben gelitten hätten und auf unerhörte Weise durch einander entgegengesetzte Elemente, Feuer und Wasser, getödtet worden wären und endet seine Rede mit den Worten: das ist die Schifffahrt des Bösen, dies das Ende der Frommen.

Wenn der Geschichtschreiber Sokrates der Erzählung der Schandthat hinzufügt, sie sei sogleich von Gott durch eine Hungersnoth bestraft worden, welche fast alle Bewohner Phrygiens genöthigt habe, aus ihrem Vaterlande zu wandern; so können wir freilich nicht glauben, daß Gott auf diese Weise den Tyrannen hätte strafen sollen, daß er Unschuldige in tiefes Elend versetzt hätte: denn das harte Herz des Kaisers würde durch die Noth seiner Unterthanen wohl schwerlich also bewegt worden sein, daß er darin eine Strafe Gottes erkannt hätte. Wäre aber die, allerdings nicht sicher verbürgte, Erzählung wahr, daß Kaiser Valens,

als er am 8. August 378 in der Schlacht bei Adrianopel von den Gothen geschlagen, schwer verwundet geflohen, vor unsäglichen Schmerzen vom Pferde gestürzt und in eine schlechte Hütte gebracht worden sei, worin er, da die verfolgenden Gothen sie angezündet, den Feuertod erlitten hätte; so müßten wir wohl sagen, daß in seinen Todesqualen das Bild der von ihm unschuldig Verbrannten anklagend vor der Seele würde gestanden und auf Gottes Gericht ihn hingewiesen haben.

Ein altes Märtyrer-Buch der Kirche von Constantinopel und darnach die lateinischen Acta Sanctorum setzen den Tod der achtzig Märtyrer auf den 18. Mai, während andere griechische und römische Heiligen-Verzeichnisse ihn auf den 5. September legen. Das Jahr ihres Todes ist nicht angegeben: wenn jene Verfolgung gleich nach dem Tode des Eudoxius angefangen hatte, würde 370 n. Ch. die richtige Jahreszahl ihres Märtyrerthums sein.

F. A. Pischon in Berlin †.

b. Bis zum vierten allgemeinen Concil zu Chalcedon i. J. 451.
Constantinopel. Das Abendland.

121. Johannes Chrysostomus, Bischof von Constantinopel.

27. Januar.

Seit fünfzehn Jahrhunderten feiert die Christenheit, die morgenländische zumal, einen Namen, den, in den Augen letzterer mindestens, ein fast apostolischer Glanz umfließt. Der Name bezeichnet jener beiden persönlichen Richtzeichen eins, welche der Herr seiner Kirche bald nach dem verhängnißvollen Momente aufzupflanzen nicht unterließ, da sie unter der Flagge weltlicher Schirmherrschaft ihre gefährliche Fahrt als Staatskirche begonnen hatte. Der eine dieser weltdurchleuchtenden Pharen erhob sich in der Person des Aurelius Augustinus im Abendlande; der andere, von der Begeisterung der christlichen Welt mit dem Ehrennamen „Chrysostomus" d. i. „Goldmund" gekrönt, im Orient. —

Nachdem die grundlegende Arbeit der Kirche in Abwehr bedenklicher Häresien und Feststellung schriftgemäßer Lehre auf den Kirchenversammlungen zu Nicäa im Jahre 325 und zu Constantinopel im Jahre 381 zu ihrem vorläufigen Abschluß gediehen war, erschien es hoch an der Zeit, daß ihre Thätigkeit sich jetzt wieder mehr die Pflege und Hebung des christlichen Lebens zum Ziele setzte. Gott sorgte, daß es an dem Manne nicht fehle, der ihr diese praktischere Richtung zu geben wisse. Wie eine geflügelte Erscheinung steigt er aus der feierlich ernsten Versammlung der theologischen Dogmenbildner empor. Treten wir ihm näher! —

In Antiochien, der als Handelsplatz wie als Sitz hellenischer Kunst und Wissenschaft weithin berühmten Metropole Syriens, wurde im Jahre 347 dem römischen Feldobersten Secundus von seiner einer edlen Familie entsproßten Gattin Anthusa als erstes Kind ein Söhnlein geboren, und zum Zeugniß, zu wessen Fahne die Eltern geschworen, und wem sie auch ihren Knaben zu weihen begehrten, Johannes genannt. Der Vater erlebte die gottgesegnete Entwickelung des geliebten Kindes nicht. Ihn ereilte ein früher

Tod. Anthusa gelobte an seinem Grabe: „Ich liebe dich fort in deinem Sohne, und ihm gehört mein ganzes Leben!“ Ein Physiognomiker wollte dem Säuglinge schon einen kühnen Freiheitssinn und einen hohen Thatenmuth von der Stirne lesen, und rieth der Mutter, das sieggewohnte Schwert seines Vaters für ihn aufzubewahren. Diese aber, bekanntlich neben der Monica und der Nonna die dritte in dem weltdurchstrahlenden Dreigestirn mustergültiger christlicher Mütter, hoffte, die Stirn ihres Lieblings einst mit einem noch edlern Siegel geschmückt, und ihn selbst in einer gar andern Rüstung, als in der ehernen seines kaiserlichen Herrn einherschreiten zu sehen. — Von ihr selbst unterwiesen, und schon frühe mit der Milch des Evangeliums getränkt, wuchs der junge Johannes zu den schönsten Hoffnungen berechtigend auf. Beim Antritt seines fünfzehnten Lebensjahres übergab sie ihn, nicht aller Sorge baar, aber kindlich auf ihres Gottes Hut vertrauend, der Schule des viel gepriesenen Rhetors und Sophisten Libanius, eines Heiden, der jedoch zur Kundgebung seiner Geistesfreiheit und hohen Bildungsstufe dem Christenthume gegenüber den Grundsatz einer vornehmen Duldsamkeit befolgte. Dieser hatte die reiche Begabung des strebsamen Jünglings bald erkannt, und wurde ihm auch die Freude über dessen ungewöhnlich rasche Fortschritte in allen Wissenschaften in etwa durch die Wahrnehmung getrübt, daß auch in ihm schon Keime eines christlichen Glaubenslebens mächtig am Treiben waren, so schöpfte er doch aus der lebhaften Theilnahme, womit er ihn bei jedem Unterrichtszweige an seinen Lippen hangen sah, die Hoffnung, ihn einstmals doch noch den Altären der Götter seiner Altvordern wieder zuführen zu können. Und wirklich schien diese Hoffnung eine Zeitlang nicht zu kühn. Die griechischen Dichter, Redner und Philosophen rissen ihn, den für alles Gute und Schöne überaus Empfänglichen, zu begeistertster Bewunderung fort. Theater und Circus, die er je und dann besuchte, entzückten ihn. Seine eigenen oratorischen und deklamatorischen Uebungen verriethen eine Beredtsamkeit, die seinen Lehrer in das freudigste Erstaunen versetzte. Von diesem dazu ermuntert wagte er sogar schon bald seine ersten Versuche im öffentlichen Plädiren, und dies mit so glänzendem Erfolge, daß sein Beruf für das Forum außer Frage zu stehen schien. Mit je größerem Triumphe aber Libanius seinen so wohlgerathenen Zögling auf dieser Bahn urkräftig geistiger Entwicklung einherschreiten sah, mit



um so angelegentlicherer Fürbitte begleitete ihn auf derselben die besorgte Mutter. In Folge ihrer gesegneten Einwirkung hatte jedoch sein sittliches Bewußtsein, so wie seine Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums schon Festigkeit genug gewonnen, um ihn gegen alle Versuchungen, mit denen das Heidenthum auf ihn eindrang, sicher zu stellen; und kein Wunder war's, daß ihm binnen Kurzem schon die schlechten Rednerkünste, womit er vor den ernsten Schranken des Gerichts die windigen Sachwalter sich spreizen und um den elenden Applaus der Menge buhlen sah, den ganzen Advocatenstand gründlich verleideten. Er wandte dem Forum den Rücken, um sich fortan zu nicht geringer Freude seiner Mutter, die in dieser Wendung nur eine Erhörung ihrer Gebete erblickte, in Gemeinschaft seines gleichgesinnten Freundes und Studiengenossen Basilius mit ungetheiltem Eifer dem Studium der Bibel und der heiligen Wissenschaft hinzugeben. Da er jetzt die Tummelplätze öffentlicher Zerstreuung mied, und sich dagegen regelmäßig bei den kirchlichen Gottesdiensten einfand, zog er bald die Aufmerksamkeit des ehrwürdigen antiochenischen Bischofs Meletius auf sich, der ihn, nachdem er das lautere Jüngerherz in ihm erkannt, nicht allein taufte, sondern auch nach wiederholten theologischen Unterredungen, die er mit ihm gepflogen, im Jahre 370 zum Anagnosten d. i. zum Vorleser der heil. Schrift bei seiner Kirche ernannte. — Lieber hätte sich Johannes, dem Basilius folgend, den frommen Mönchen im benachbarten Gebirge angeschlossen, die er öfter besuchte, und aus deren erbaulichen Kreisen er jedes Mal einen reichen Segen für sein inneres Leben mit zurücknahm. Aber wie hätte er den Bitten seiner geliebten Mutter widerstehen können, die ihn unter vielen Thränen mit den Worten zum Bleiben nöthigte: „Mache mich nicht zum zweiten Mal zur Wittwe! vertage, was du vorhast, bis ich nicht mehr bin!" — Ach, dieser Moment trat zu seinem tiefsten Schmerze nur zu frühe ein. Der Herr rief die Theure im Frieden heim, und was hätte den Verwaisten nun noch zurückhalten können, dem lange verhaltenen Drange seines Herzens zu folgen.

Er ging in's Gebirge, wurde von den frommen Vätern und Brüdern auf das herzlichste willkommen geheißen, und wie fühlte er sich beseligt, wenn er fortan beim ersten Hahnenruf schon zu gemeinschaftlichem Gebet und Psalmengesang sich mit ihnen vereinigte, dann zu heiligen Studien und Meditationen in seine stille

Zelle sich zurückzog, bevor das Mittagsbrot gebrochen wurde auf's Neue zu vereinter Bibellection und erbaulicher Unterredung mit den Andern zusammentrat, und an den Nachmittagen entweder in Garten und Feld für die Dürftigen der Umgegend ackerte und säete, oder diese mit geistlichem Zuspruch in ihren Hütten besuchte. Das Mönchsthum hatte damals noch eine edle Idealität, und war mit pharisäischem Heiligkeitswahn noch nicht befleckt. Sechs glückliche und reich gesegnete Jahre verbrachte Johannes in seinen lieben Bergen, und die beiden letzten derselben sogar in einer dunkeln Felsengrotte, wo aber seine Gesundheit dergestalt Noth litt, daß er es nicht wagen durfte, einen Seitens des Meletius an ihn ergangenen Ruf zu einem kirchlichen Diakonat in Antiochien abzulehnen. Reich befruchtet mit biblischer Erkenntniß und am innern Leben wesentlich gefördert kehrte er zur Stadt zurück, um sich nun, da ihm sein Amt die Berechtigung zum Predigen noch nicht gewährte, mit ganzer Liebe der Seelsorgerthätigkeit unter Armen und Kranken hinzugeben. Daneben beschenkte er, wie er auch aus den Bergen her schon gethan, die Gemeine der Gläubigen mit mancher gesalbten und beredten Schrift, und vollendete namentlich sein früher schon begonnenes vortreffliches Buch „über das Priesterthum." Die Arena, in der er die ganze Fülle seiner geistlichen Gaben und Kräfte entfalten konnte, sah er aber erst vor sich geöffnet, als nach dem Tode des Meletius im J. 386 dessen Nachfolger Flavian ihn zum Presbyter weihte.

Schon seine ersten Predigten waren von außerordentlichen Wirkungen begleitet. Man meinte, so gewaltig, so überzeugend, niemals predigen gehört zu haben. Ein um das andere Mal wurde der feurige Redner von seinen begeisterten Zuhörern trotz seiner oft wiederholten Bitte, daß man doch von dieser heidnischen Sitte abstehe, mit lauten und stürmischen Beifallsbezeugungen unterbrochen; und kann auch nicht geleugnet werden, daß seine Rhetorik bei aller Verklärung, die sie durch den Geist des Evangeliums empfangen hatte, häufig noch einen starken Widerschein seiner hellenischen Bildung an sich trug, und in ihrer attischen Eleganz nicht selten eher an die Eloquenz eines Demosthenes, als an die einfache Redeweise der Apostel und Evangelisten erinnerte, so lag doch die Hauptmacht seiner Predigten weder in deren gewählter Diction, noch in der Neuheit ihrer oratorischen Wendungen und in der Ursprünglichkeit ihrer Gleichnisse und Metaphern; sondern in ihrer

reichen Gedankenfülle, in ihrer durchschlagenden Argumentation, in ihrer edlen allerdings an den Vorbildern der Alten gereiften Natürlichkeit und Popularität, und in dem lebensfrischen, schwungvollen, nervigten Vortrag, in dem sie wie ein Quell, der eben sein Felsenthor gesprengt, aus der Tiefe seiner Brust hervorquollen. „Ich rede," sagte er von sich selbst, „wie die Bronnen sprudeln, und auch dann noch sprudeln, wenn Niemand aus ihnen schöpft. Ich predige, wie die Flüsse strömen, sei es auch, daß Keiner ihres Wassers trinken will!"

Kaum in das Presbyteramt eingetreten, sah er seinen Glaubensmuth und seine Hirtentreue auf eine schwere Probe gestellt. Im Jahre 387 brach zu Antiochien aus Veranlassung einer neuen kaiserlichen Steuerumlage ein wilder Aufruhr aus. Der Pöbel zerschmetterte die Straßenlaternen, erstürmte die öffentlichen Gebäude, und stürzte, um der Schilderhebung vollends den Stempel des Hochverraths aufzudrücken, unter rohen Lästerreden und Spottliedern die Bildsäulen des Kaisers und der kaiserlichen Familie von ihren Sockeln. Eine einrückende Legion schlug die Empörung binnen Kurzem nieder, und nahm an Schuldigen und Unschuldigen blutige Rache. Da trat in der vollen Waffenrüstung des heiligen Geistes Chrysostomus auf, und hielt mit einer Macht und Salbung, die die härtesten Gemüther überwältigte, seine 21 weltberühmten Homilien „von den Bildsäulen:" Straf-, Buß- und Trostpredigten, die bald gleich schweren Ungewittern mit Schlag auf Schlag treffenden Blitzen über die Tausende der seinen Lehrstuhl Umdrängenden dahin brauseten, und bald wieder wie ein Morgenthau himmlischer Erquickung in die erschrockenen und zerknirschten Herzen niederträufelten. „Nun das Meer tobt," rief er in die Menge hinein, „sucht ihr den Hafen. Aber nur immer herzu! Tag und Nacht ist der mütterliche Schooß der Kirche allen reuigen Sündern geöffnet. Gott sieht eure Beugung vor seinem Angesicht in Gnaden an, und wird euch mit fernerem Unheil verschonen!" Diese mit großer Bestimmtheit ausgesprochene Versicherung erfüllte sich wider alles Erwarten vollkommen. Man hatte nemlich das Aergste noch vom Jähzorne des Kaisers Theodosius befürchten zu müssen geglaubt, und darum den alten Bischof Flavian bewogen, persönlich mit einem Gnadengesuch nach Constantinopel zu reisen. Und Flavian kehrte mit der überraschenden und die ganze Stadt in Jubel versetzenden Nachricht

zurück, der Kaiser habe auf seine demüthige Bitte den hochherzigen Bescheid ertheilt: „Was ist's doch Großes, daß wir Menschen unsern Zorn gegen unsre Mitmenschen besänftigen, da der Herr uns Sündern zu Lieb' Knechtsgestalt annahm, und sogar für seine Mörder um Vergebung flehte? Wie, daß ich den Antiochenern, meinen Mitknechten, nicht vergeben sollte?" — Chrysostomus hatte geweissagt. Man kann sich denken, wie viel auch dies zur Hebung seines Ansehens beitragen mußte.

Freilich reiften die unter dem Drange der schweren Zeit gefaßten frommen Vorsätze nicht alle auch zur That. Häufig hören wir unsern Redner in seinen späteren Predigten auf's neue bittere Klage darüber führen, daß die alte Losung: „Brod und öffentliche Spiele!" wieder verlaute, daß man wieder anfange, sein Herz zwischen Gott und der Welt, sein Interesse zwischen der Kirche und dem Theater zu theilen, daß man seine Ermahnungen zum heiligen Leben mit dem elenden Vorwande ablehne, von den Laien könne nicht gefordert werden, was von den Geistlichen und Mönchen, und daß namentlich die Frauen, statt mit dem Christenthume Ernst zu machen, mit demselben nur tändelten und spielten, indem sie sich unter Anderm wohl mit sauber geschriebenen und kostbar gebundenen Evangelienbüchern beschenkten, aber nicht, um nach denselben ihr Leben einzurichten, sondern nur um sie auf ihren Putztischen zur Schau zu stellen, oder gar abergläubisch als Amulete mit sich umherzutragen. Nichtsdestoweniger bildete die antiochenische Gemeine je länger je mehr den hervorleuchtendsten Glanzpunkt der damaligen Kirche, und gerne würde Chrysostomus in ihr seinen Lauf beschlossen haben, wären ihm im Rath der unsichtbaren Wächter nicht noch größere Aufgaben zugedacht gewesen.

Im Jahre 397 starb der Bischof von Constantinopel. Ein durch Schmeichelei und Ränke emporgekommener Günstling des Kaisers Arkadius, der Eunuch Eutropius, hörte auf einer Geschäftsreise den Presbyter Johannes in Antiochien predigen und wurde von dessen glänzender Beredtsamkeit dergestalt hingerissen, daß er bei seiner Rückkehr in die Residenz nichts Eiligeres zu thun wußte, als denselben seinem kaiserlichen Herrn zum Nachfolger des verstorbenen Bischofs zu empfehlen. Die Ernennung erfolgte, und zwar in Form eines Befehls, alsobald, und so blieb dem Berufenen keine Wahl. Man mußte ihn aber heimlich aus Antiochien entführen, weil sonst die mit Begeisterung ihm anhangende Stadt

ihn um keinen Preis entlassen haben würde. Unter Thränen riß er sich von einer Gemeine los, in der sich das Ideal einer Hausgenossenschaft Jesu Christi sichtlich seiner Verwirklichung näherte: und wurde er auch in Constantinopel, wohin Arkadius eine große Schaar angesehener Bischöfe zu seiner Bewillkommnung zusammenberufen hatte, mit allen Zeichen der Ehrerbietung, ja mit Pomp, empfangen, so merkte er doch bald, daß er hier einen gar andern Boden betrete, als auf dem er sich bisher so glücklich gefühlt. Eben so schnell aber hatte auch die größtentheils äußerst verweltlichte Geistlichkeit aus seiner ganzen von apostolischer Hoheit und Würde umstrahlten Erscheinung herausgelesen, daß jede Hoffnung, in ihm seinen weltmännisch lebensfrohen Vorgänger wieder zu finden, gänzlich aufzugeben sei.

Am 26. Februar 398 wurde Chrysostomus feierlich inthronisirt. Constantinopel war allerdings eine christliche Stadt, sofern nemlich orthodoxes Bekenntniß und äußerliche Kirchlichkeit schon ein Anrecht an diesen Namen gewähren. Das Leben aber, ganz von sinnlicher Genußsucht beherrscht, entsprach der gepriesenen Bekenntnißtreue der Constantinopolitaner so wenig, daß der Bischof seinen neuen Beruf sofort als den eines sittlichen Reformators erkannte. Er begann sein Werk damit, daß er die ihm untergebenen Cleriker darüber aufklärte, was er von ihnen, als von Botschaftern an Christi Statt hinfort erwarte, und die das Wort seiner Vermahnung nicht verstehen wollten, lasen seine Meinung aus dem Exempel unermüdlicher Berufsthätigkeit und ungeheuchelter Weltverleugnung heraus, womit er ihnen überall selbst voranging. Er entzog sich dem leeren Prunk der Hofkreise, lehnte die Einladungen zu den Gastmälern der Großen ab, entäußerte sich zu Gunsten der Armen in seinem häuslichen Leben alles dessen, was nur von ferne an Ueberfluß grenzte, verwandte seine Einkünfte zur Gründung von Missionen für die hereinfluthenden Barbaren, namentlich die Gothen, deckte in seinen Predigten mit größter Unerschrockenheit die sittlichen Schäden auf, die er bei Vornehm und Gering in der üppigen Residenzstadt angetroffen, bezeichnete den hohlen Dogmatismus, womit so Viele prunkten, als eine Larve, hinter der ein Kind der Hölle verborgen stecken könne, geißelte ohne Schonung den Geiz der Reichen, den Kleiderluxus der Frauen, das Rennen Aller zu Theater und Cirkus, diesen „Zauberküchen des Heidenthums," und drang auf geistliche Gesinnung und auf

Bewährung derselben in allen Verhältnissen. Wie in Antiochien widerfuhr es ihm zu seinem tiefsten Schmerz auch hier, daß er oft beim Vortrage selbst der erschütterndsten Wahrheiten von rauschendem Applaus der immer gedrängten Versammlung unterbrochen wurde. „Freunde," rief er in die erregte Menge hinein, „was soll mir euer Beifall? Ich suche die Rettung eurer Seelen. Gott ist mein Zeuge, wie viele Thränen ich in meinem Kämmerlein darob vergieße, daß euer so viele noch in der Irre gehen. Fast läßt mich die Sorge um euer Heil diejenige für mein eigenes vergessen." Allerdings entsproß seinen Thränen und Gebeten auch eine reiche Erndte köstlicher Früchte. Unzählige wurden durch das Feuerwort seiner Lippen dem Herrn zugeführt, und die ganze Stadt gewann allmälig ein anderes sittliches Ansehn. Man sagte schon, an ihm werde die Fabel vom Orpheus eine Wahrheit. Durch den Wohllaut seiner Predigten zähme er Wölfe und Tiger, und verwandle sie in sanfte Lämmer.

Es konnte jedoch nicht ausbleiben, daß ihm der heilige Ernst und Freimuth, mit dem er überall auftrat, sowohl in der Bevölkerung als am Hofe selbst auch sehr bittere Feinde erweckte. Seinen gefährlichsten Widersacher aber besaß er in der Ferne, und zwar an dem Bischofe von Alexandrien, dem **Theophilus**. Dieser vom maßlosesten Ehrgeiz gestachelte, unter dem Deckmantel hohenpriesterlicher Grandezza gänzlich dem Dienste der Welt ergebene und überaus gewissenlose Mann, dem schon die sittlich ernste und geheiligte Erscheinung des Patriarchen von Constantinopel wie ein anderes böses Gewissen im Wege stand, konnte es demselben nicht verzeihen, daß er an Begabung, Einfluß, Macht und Ruhm ihn so weit überstrahle, und sann Tag und Nacht auf Mittel, ihn zu stürzen, oder doch seinen Glanz zu verdunkeln. Manchen fein eingefädelten Plan sah er an dem hohen Ansehen des trefflichen Kirchenfürsten scheitern. Ein Versuch, ihn durch eine improvisirte Synode, zu deren Zusammenberufung er den schwachen Bischof Epiphanius von Cypern zu bewegen gewußt, als einen heimlichen Anhänger der Irrlehren des **Origenes** zu anathematisiren, mißlang, indem Epiphanius, da er mit seinen Clerikern nach Constantinopel gekommen war, um daselbst den Bannspruch zu proklamiren, von der Begeisterung, mit der er die dortige Bevölkerung für ihren Bischof schwärmend fand, sich so betroffen, und durch die Entdeckung seines gänzlichen Unvermögens, die wider denselben er-

hobene Anklage zu begründen, so tief beschämt fühlte, daß er sich mit den Worten: „Ich lasse euch die Residenz, und den Hof und die Heuchelei!“ von seinen Gefährten verabschiedete, und zu seinem Sprengel zurückkehrte. Nun aber machte sich Theophilus im Geleite mehrer vorzugsweise ägyptischer Bischöfe persönlich nach der Hauptstadt auf, und dies mit um so größerer Siegesgewißheit, da ihm gemeldet worden, daß der Patriarch bei der Kaiserin gänzlich in Ungnade gefallen sei. Auch er hielt es jedoch für gerathen, die beabsichtigte Synode mit seinen Gesinnungsgenossen nicht in der Residenz selbst abzuhalten, sondern verlegte sie nach dem benachbarten Chalcedon, und daselbst auf ein Landgut „die Eiche“ genannt. Hier wurde nun von der Anklage, Chrysostomus hange ketzerischen Lehren an, Abstand genommen, aber dafür eine Menge von Beschuldigungen auf ihn gewälzt, die den Stempel der böswilligsten Erfindung breit an der Stirne trugen. Mit frecher Stirn warf man ihm unter Anderm vor, er vergeude die Güter der Kirche, er führe heimlich ein schwelgerisches Leben, er betrete die Kirche ohne Gebet, und was deß mehr war, und bemerkte in der die Bestätigung des Absetzungsurtheils nachsuchenden Bittschrift an den Kaiser mit erheuchelter Mäßigung: man wolle unerwähnt lassen, daß auch ein Majestätsverbrechen auf dem Verklagten laste, indem er (bei der Gelegenheit sollte dies geschehen sein, da Eudoxia einer unglücklichen Wittwe einen in der Vorstadt gelegenen Weinberg, ihr einziges Besitzthum, gewaltsam entrissen hatte,) die Kaiserin öffentlich eine „Isabel“ genannt habe. Arkadius, ganz von seiner verschmitzten Gemahlin beherrscht, ließ sich von dieser überreden, auf Antrag der willkürlich zusammengetretenen Synode das Urtheil einer lebenslänglichen Verbannung über seinen Bischof auszusprechen. Chrysostomus nahm dasselbe mit männlicher Fassung hin, beschwor das bestürzte und entrüstete Volk, in dem schon der Aufruhr zu gähren begann, daß es sich um des Herrn und seines Wortes willen ruhig verhalte, und rief unter Anderm der aufgeregten Menge zu: „Es tobe das Meer; den Felsen, auf dem wir stehen, spült's nicht von dannen! Es thürme Woge sich auf Woge; das Schifflein Jesu, das uns birgt, wird nimmer sinken! Was sollte ich fürchten? Den Tod? Christus ist mein Leben! Die Verbannung? Die Erde ist überall des Herrn! Den Verlust irdischer Güter? Ich brachte nichts mit in die Welt; was sollte ich mit mir herausnehmen wollen? Ich verachte die Schrecken dieser

Welt und spotte ihrer Herrlichkeiten!" Nachdem er hierauf von den befreundeten Bischöfen, die ihn umgaben, mit den Worten sich verabschiedet: „Trauert nicht um mich! Ich war nicht der erste Lehrer, und werde nicht der letzte sein. Nach Moses trat ein Josua, nach Jeremias ein Baruch, nach Elias ein Elisa auf, und Paulus ließ, da er den Zeugentod starb, einen Timotheus, einen Titus, einen Apollos und andere hinter sich zurück," übergab er sich, jedoch, um einem Volksaufstande vorzubeugen, unvermerkt den Händen der seiner harrenden Schergen, die sich in aller Stille mit ihm einschifften, und ihn zunächst nach Bithynien hinüberführten. Als sich die Kunde davon in der Stadt verbreitete, hallten die Straßen von lauten Verwünschungen gegen die Synode, die fremden Bischöfe, und selbst gegen den kaiserlichen Hof und die Kaiserin Eudoxia wieder. Schon dies verbreitete unter den Widersachern des Verbannten einen nicht geringen Schrecken; die Bestürzung wurde aber vollkommen, als gleich in der nächsten Nacht ein starker Erdstoß die Stadt in Alarm versetzte. Eudoxia erkannte darin ein Zeichen des göttlichen Zornes, und sandte sogleich mit Genehmigung ihres Gemahls dem Exilirten den Kammerherrn Brison, einen warmen Freund des letztern, mit einem Handschreiben an den Bischof nach, worin sie u. A. erklärte: „Ich bin unschuldig an dem Blute Eurer Heiligkeit," und ihn dringend bat, unverzüglich zurückzukehren. Dies geschah. Mit lautem Freudenjubel von der Stadt empfangen, und von Fahnen- und Fackelträgern geleitet, erklärte er zwar, er werde nicht eher wieder seinen Lehrstuhl besteigen, als bis eine gesetzlich berufene Synode ihn von den erlogenen Beschuldigungen des Theophilus frei und rein gesprochen habe, wurde aber von der begeisterten Volksmenge gewaltsam zur Apostelkirche fortgerissen, wo er in Gegenwart des ganzen Hofes in wenigen beredten Worten Alle aufforderte, mit ihm zur Lobpreisung Gottes für diese wunderbar rasche Wendung der Dinge sich zu vereinigen, und u. A. sagte: „Vertrieben aus eurer Mitte lobte ich den Herrn; zurückgekehrt zu euch thue ich ein Gleiches. Der Muth des rechten Steuermanns wird durch die Windstille nicht erschlafft, aber ebensowenig auch durch den Sturm erschüttert!"

Das gute Vernehmen der Kaiserin mit dem Bischof war jetzt zwar wieder hergestellt; aber schon bald darauf ereignete sich etwas, wodurch es für immer seine Endschaft erreichte. Eudoxia hatte sich nemlich nahe bei der Hauptkirche der Stadt, der „heiligen

Sophia," eine prachtvolle silberne Bildsäule errichten, und diese mit Volksfestlichkeiten einweihen lassen, die nur zu sehr den Geist des Heidenthums athmeten. Chrysostomus glaubte wenigstens die groben Excesse, die dabei zu Tage getreten, auch vor versammelter Gemeinde nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, und nun wurde, ob mit Wahrheit, oder in entstellter Form, bleibt fraglich, der Eudoxia die Botschaft überbracht, der Bischof habe in seiner am Gedächtnißtage des Märtyrertodes Johannis des Täufers gehaltenen Bußpredigt die Stirn gehabt, mit unzweideutiger Anspielung auf Ihre kaiserliche Majestät zu sagen: „Von Neuem wüthet die Herodias; von Neuem tanzt sie und läßt sie tanzen; von Neuem brennt sie vor Begierde, das Haupt des Johannes auf der Schüssel zu empfangen!" — Sofort vermochte Eudoxia ihren Gemahl dazu, jetzt, nur zum entgegengesetzten Zweck, die Synode zu berufen, um die der Bischof gebeten hatte, und diese, von der Hofpartei beeinflußt, war gewissenlos genug, auf ihren bisherigen Freund Johannes den Beschluß eines niemals als ökumenisch anerkannten Concils anzuwenden, laut welchem ein von einer Kirchenversammlung seines Stuhles unwürdig befundener Bischof, der, ohne von einer neuen und größeren Synode restituirt worden zu sein, blos auf den Arm einer weltlichen Macht gelehnt seine oberhirtlichen Verrichtungen wieder aufnehme, unwiderruflich und für immer seines Amtes zu entheben sei. Die Freunde des Chrysostomus bestürmten das Kaiserpaar mit der Bitte, diesem ungerechten Urtheil die Bestätigung versagen zu wollen. Vergebens. Ein wohlgesinnter Prälat drohte der Eudoxia mit dem Zorn und Fluche Gottes, falls sie „an seinem Heiligen" den beabsichtigten Frevel begehe. Die Feinde schrien ihr dagegen zu: „Sein Blut komme über uns!" und Eudoxia blieb hart. — Das Verbannungsurtheil wurde unterzeichnet, und bald darauf schwellte der Wind die Segel der Barke, welche den treusten und gesalbtesten Hirten der morgenländischen Kirche und die edelste Zierde der kaiserlichen Residenz in ein Exil entführte, wie ein unverdienteres niemals über einen Sterblichen verhängt worden ist.

Wohlgemuth, und von den mit seiner Escorte beauftragten Präfectursoldaten statt bewacht, wie ein Vater von seinen Kindern bedient und gepflegt, langte er zum zweiten Male an der Küste Bithyniens an, und benutzte die Rasttage in Nicäa, wo er die weiteren Bestimmungen über das Ziel seiner Verweisung abwarten

sollte, zur Abfassung vieler Trost- und Ermuthigungsschreiben sowohl an die zurückgelassenen Freunde in Constantinopel, namentlich die treffliche, fast wie eine Heilige verehrte Diakonissin Olympias, als auch an eine große Zahl gleichgesinnter Bischöfe, Geistlichen und Missionare in der Nähe und Ferne; denn seine einzige Sorge war die Wohlfahrt der Kirche, und sein Wahlspruch der Paulinische: „Ob ich auch geopfert werde über dem Opfer und Gottesdienst eures Glaubens, so freue ich mich, und freue mich mit euch allen!" — Nach Verlauf von vier Wochen lief der kaiserliche Befehl ein, und lautete nach Kukusus, einer fern unter rauhem Himmelsstrich auf der Grenze zwischen Isaurien, Cilicien und Armenien gelegenen verödeten Stadt. „Preis sei Gott für Alles!" sprach der theure Exulant, und trat bei brennender Sonnenhitze getrost die weite mühselige Reise an. In unaufhörlichem Kampfe mit zahlreichen Beschwerden und Entbehrungen, und häufig von wilden Räuberhorden bedroht, durchzog er einen Theil von Phrygien, Galatien, Kappadocien, Cilicien und Armenien, und sah sich zu mehren Malen durch Fieberanfälle genöthigt, in unwirthbaren Wüsten Halt zu machen. Doch würden alle diese Mühseligkeiten ihn wenig angefochten haben, hätte sich nicht fast überall auf seinem Wege ein so überaus trauriges Gemälde der Kirche vor ihm aufgerollt. Seitens des christlichen Volkes hatte er sich zwar vieler herzlichen Theilnahme zu erfreuen; ja, seine Exulantenreise glich hin und wieder fast einem Triumphzug. Aber der arg verweltlichte und obendrein in Neid und Eifersucht gegen ihn entbrannte Clerus begegnete ihm durchgehends mit schneidender Kälte und bitterer Feindseligkeit, und entpreßte ihm oft den Seufzer: „Erbarme dich, Herr; denn siehe, lauter Heerden, die keine Hirten haben!" — Man vertröstete ihn auf den frömmern Bischof Pharetrius von Cäsarea; aber auch dieser ging ihm nicht allein aus dem Wege, sondern ließ es auch gerne geschehen, daß eine Rotte fanatisirter Mönche ihn unter wüsten Lästerungen aus der Stadt verjagte, und ihm sogar die kurze Rast nicht gönnte, die ihm eine gottselige Matrone, Seleucia, auf ihrer benachbarten Villa gewähren wollte. Bei finsterer Nacht mußte er auch aus dieser stillen Zufluchtsstätte wieder in eine unwegsame Wildniß hinaus. Sein Maulthier strauchelte. Fast athemlos lag er am Boden, raffte sich aber mit einem heitern: „Gott sei gelobt für Alles!" wieder auf, und zog mit der unerschütterlichen Zuversicht, daß er

dennoch im Geleite der lieben Engel gehe, seine mühevolle Straße weiter.

Endlich war Kukusus erreicht, ein armer, öder Ort, aber ihm nach so vielen Leiden ein kleines Eden durch die lang entbehrte Liebe, mit der er hier endlich vom Bischof sowohl, wie von der ganzen Bevölkerung aufgenommen wurde. Seine von hier aus nach Constantinopel gesandten Briefe klingen im Psalmenton. Der Olympias, die ihn seiner schweren Reisemühen wegen bemitleidet hatte, schrieb er übrigens: „Bedenke, nur ein einziges Traurige giebt's: die Sünde!" — Doch auch in Kukusus war seines Bleibens noch nicht. Ein drohender Ueberfall isaurischer Mordbrennerbanden nöthigte die Bevölkerung und mit ihr auch ihn zu einer höchst beschwerlichen Flucht durch Schnee und Eis nach Arabyssus, einer dreizehn Meilen von Kukusus entfernten Feste. Krank kam er dort an, und mußte, da der Ort schon mit Flüchtlingen überfüllt war, mit einem armen, engen Kämmerlein fürlieb nehmen. Körperlich erholte er sich aber bald wieder, während sein Geist und Gemüth auch nicht eine vorübergehende Trübung erfahren hatte. — Indeß ruhte die feindliche Partei in der Hauptstadt auch jetzt noch nicht. Ergrimmt, daß man nicht allein immer noch von dem Exilirten höre, sondern daß auch nach wie vor das Licht seines Worts und Wandels weithin über Land und Meere leuchte, wußte sie dem Kaiser Arkadius (Eudoxia war im Herbst 404 eines sehr schweren Todes erblichen,) den Befehl abzuschmeicheln, daß Chrysostomus von Arabyssus weg nach Pityus, einem höchst traurigen, unweit Kolchis an der äußersten Grenze des römischen Reichs gelegenen, und von einer barbarischen Bevölkerung bewohnten und umgebenen Ort deportirt werden solle. Zwei Waffenknechte erhielten (es war im Jahre 407) Befehl, ihn dorthin abzuführen. In der Stadt Komana in Pontus angelangt trat er mit seinen Begleitern in die Kirche ein, wo sich der Ueberlieferung nach die Grabstätte des Basilikus befand. Vor Ermattung eingeschlummert hatte er hier ein Traumgesicht, das seine ganze Seele in Bewegung setzte. Der Märtyrer erschien ihm, und sprach zu ihm: „Sei getrost, mein Bruder, denn morgen sind wir beisammen." Erwachend bat er seine Hüter, eine kleine Weile noch an dieser heiligen Stätte verbleiben zu dürfen. „Nein," lautete die barsche Antwort, „vorwärts nach Pityus!" — Er gehorchte. Kaum aber hatte er sich eine halbe Stunde weit mühsam fortgeschleppt, als

plötzlich die Kraft seines Leibes, nicht die seines Geistes, zusammenbrach, und man sich genöthigt sah, ihn nach Komana, und daselbst in die Kirche zurückzubringen. Hier angelangt legte er heitern Angesichts seine bestäubten Reisekleider ab, verschenkte sie an die Armen, die ihn umstanden, holte dann aus seinem Wanderbündlein ein anderes reines Gewand hervor, ließ sich, nachdem er dasselbe angethan, beim Grabe des Blutzeugen betend unter einem Kreuze nieder, sprach noch einmal sein Schild- und Losungswort: „Gott sei gelobt für Alles;" neigte erblassend sein Haupt, und — fröhlich, in festem Vertrauen auf das Blut Jesu Christi schwang sich die treue Hirtenseele, siebenmal in Feuer geläutert und bewährt, in die triumphirende Kirche hinüber. —

So endete als Opfer einer entarteten Geistlichkeit am 14. September 407 **Johannes Chrysostomus**, der größten Väter der alten Kirche einer, der letzte hervorragende Lehrer der Kirche des Morgenlandes, fortzeugend bis zur Stunde noch in einer reichen Zahl geistvoller die Sprache des Herzens redender Schriften, und durch sein Exempel diesseits der Ewigkeit schon den Prophetenspruch besiegelnd: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die Viele zur Gerechtigkeit gewiesen haben, wie die Sterne immer und ewiglich." Wohl ist es wahr, daß ihn an **dogmatischer** Vertiefung, und darum auch an Einfluß auf die **kirchliche Lehrbildung** andere Väter der ersten christlichen Jahrhunderte überragen; aber an geheiligter Schönheit, Anmuth und Gewalt der Rede, wie an reformatorischer Einwirkung auf das Gebiet des christlichen **Lebens** ist ihm bis zu den Tagen **Luthers** hin kaum Einer zu vergleichen. Nicht ist es auch in Abrede zu stellen, daß die Wirksamkeit des großen Predigers sich von noch **nachhaltigeren** Segnungen, als sie dieselbe schon krönten, begleitet erwiesen haben würde, hätte nicht auch für ihn, wie für die damalige Kirche überhaupt, die biblische Lehre von der **Rechtfertigung allein durch den Glauben** schon eine bedenkliche Verdunkelung erlitten; aber **sein** Beruf war, vor Allem Buße und **gründliche Bekehrung** zu predigen, und Gott gab seinem Worte Zeugniß mit mancherlei Kräften und mit Austheilung des heiligen Geistes. Chrysostomus war und bleibt der begabtesten, gesegnetsten und mustergültigsten Rüstzeuge eins, durch welche der Herr auf Erden sein Reich gebaut; ein Mann nach dem Herzen Gottes; ein Hirte, wie nach den Aposteln ein treuerer und aufopferungs-

freudigerer die Heerde Christi nicht geweidet hat; ein echter Bibeltheologe, der nach bestem Wissen und Gewissen, was er predigte, stets unmittelbar aus der Quelle des „festen prophetischen Wortes" schöpfte, und zu schöpfen beflissen war; das Ideal eines mit ungetheiltem Herzen dem Herrn und seiner Sache hingegebenen Priesters Gottes, und in allen diesen Eigenschaften fast mehr noch, als in der des Homileten, bis zur Stunde der ganzen Kirche, und namentlich deren Dienern, ein leuchtendes Vorbild.

F. W. Krummacher in Potsdam †.

---

122. Ambrosius, Bischof von Mailand.

4. April.

Ambrosius, Bischof von Mailand, ist der Erste unter den vier großen Kirchenvätern der alten lateinischen Kirche, die vor allen andern ausgezeichnet werden, und durch seine Frömmigkeit, Einsicht und Kraft hat er hervorgeleuchtet, wie vor ihm kein italienischer, auch kein römischer Bischof. Ihm verdankte der erzbischöfliche Sitz von Mailand eine Selbstständigkeit in der Liturgie und Kirchenordnung, die nur nach einer Reihe von Jahrhunderten der römische Stuhl seiner einförmigen Allgewalt unterwerfen konnte. Der Segen dieses forterbenden Ansehns ist ein unzweideutiges Zeugniß von der hohen christlichen Geistesmacht, die der Herr in dieses Werkzeug seiner Gnade gelegt hatte.

Ambrosius stammt aus einer angesehenen römischen Familie ab und ist in den letzten Jahren Constantins des Großen um 333 n. Chr. G. geboren, kurz vor dem Tode des Arius. Sein Leben fiel in die Zeit, wo die rechtgläubige Lehre mit dem Arianismus, das Christenthum mit dem Heidenthum, das Ansehn der Kirche mit den unumschränkten Ansprüchen der kaiserlichen Gewalt, das Kaiserthum mit Usurpatoren und Meuchelmördern, das römische Reich mit den Angriffen der Gothen die schwersten Kämpfe auszufechten hatte, und Ambrosius hat in allen diesen Kämpfen würdevoll und siegreich das Recht des bessern Theils vertheidigt, dabei seine Gemeinde und seinen Sprengel als ein guter Hirt geweidet und in einer Zeit des allgemeinen Verfalls durch Wort und Vorbild das heldenmüthige Streben nach christlicher Tugend und Heiligkeit gepflegt, wie es seiner Zeit und nach seiner Ueberzeugung auch

dem Worte Gottes gemäß war. Ein lauteres Herz, das nicht das Seine suchte, demüthig vor Gott, zart und innig in der Liebe zu den Angehörigen, furchtlos in persönlichen Gefahren, oft in Thränen, aber selig in der Anbetung und im Dienst des Herrn.

Er war der Jüngste unter drei Geschwistern: seine Schwester Marcellina und sein Bruder Satyrus waren älter als er. Sein Vater, der ebenfalls Ambrosius hieß, war Statthalter in Gallien und es ist ungewiß, ob er in Arles oder Lyon oder in Trier residirte; in Einer dieser Städte mag unser Ambrosius geboren sein. Als einst die Aeltern in der offenen Halle des Palastes sich ergingen und das Kind bei ihnen in der Wiege lag, setzte sich ein Bienenschwarm um seinen Mund: seine Wärterin wollte ihn wegjagen, aber der Vater litt es nicht und sprach: „Wenn das Kind leben bleibt, so wird etwas Großes aus ihm werden." Bald flogen die Bienen davon und ließen den Knaben unbeschädigt: ein Späterer sah darin ein Vorzeichen seiner künftigen lieblichen Redegabe, mit Hinweisung auf den Spruch: „Liebliche Reden sind Honigseim, trösten die Seele und erfrischen die Gebeine" (Spr. 16, 24).

Ein ehrbarer tugendsamer Geist scheint in der Familie des Ambrosius erblich gewesen zu sein, noch nicht aber der christliche Glaube: Ambrosius wurde nicht als Kind getauft. Sein Vater starb in seinem zarten Knabenalter und die Mutter kehrte mit den verwaisten Kindern nach Rom zurück. Das Haus der Wittwe öffnete sich nun ganz den Einflüssen des christlichen Geistes, der damals durch die Gegenwart des großen Bischof von Alexandrien, Athanasius, in Italien und Gallien einen neuen Aufschwung erhielt. Bereits im Jahre 336 war dieser Gottesmann als Verbannter in Trier gewesen und vielleicht dort schon dem Hause des Ambrosius bekannt geworden. Vom Jahre 342 an brachte er wieder über sechs Jahre, von seinem bischöflichen Sitz vertrieben, in Italien zu und begrüßte zu Anfang und zu Ende dieser Verbannungszeit den Bischof Julius in Rom, woselbst er durch die Schilderung des erbaulichen Lebens der ägyptischen Einsiedler eine große Erweckung für das Streben nach Heiligung in vollkommener Weltentsagung hervorrief: mehrere Jungfrauen der höhern Stände wurden davon lebhaft ergriffen. Unter diesen mochte auch des Ambrosius Schwester Marcellina sein, mit der ihre fromme Mutter ganz Eines Sinnes war. Das Beispiel der Schwester und ihrer Freundinnen machte einen großen Eindruck auf Ambrosius,

und wiewohl nicht absichtlich auf ihn eingewirkt wurde und seine, wie seines Bruders Ausbildung für den höhern Staatsdienst, wozu sein Stand ihn bestimmte, in den Händen heidnischer Lehrer und Staatsmänner lag, so waren doch diese Jugend-Eindrücke nicht verloren und schon damals mag eine Ahnung seines künftigen hohen Berufs dunkel in ihm geruht haben: denn einst, als er die frommen Frauen seines Hauses die Hände der Bischöfe hatte küssen sehen, sagte er scherzend zu einer Freundin seiner Schwester: „Küsse mir auch die Hand! denn ich werde auch einmal Bischof werden." Als junger Mann that er sich bald in gerichtlichen Geschäften als Sachwalter und Redner hervor und flößte durch seinen Charakter wie durch seine Gaben den Staatsmännern, die ihn beobachteten, Vertrauen ein. Der Statthalter und Oberrichter Italiens, Probus, wählte ihn zu seinem Rath und übertrug ihm im Jahre 370 die Statthalterschaft in Mailand, wodurch die beiden Provinzen Aemilia und Ligurien mit den Städten Bologna, Turin, Genua unter seine Verwaltung kamen. „Gehe als Bischof, nicht als Richter!" sagte ihm beim Abschiede der milde Probus, und unerwartet bald wurde der Richter wirklich zum Bischof, obwohl er noch ungetauft als Katechumen nach Mailand kam.

Auxentius, der den streng rechtgläubigen Bischof Dionysius verdrängt und mit schlauer Gewandtheit die Arianer begünstigt hatte, war gestorben. Die beiden Partheien der Rechtgläubigen und der Arianer kämpften in der Hauptkirche über die Bischofswahl und es waren die ärgerlichsten Ruhestörungen zu fürchten. Ambrosius eilte in die Kirche und redete die bewegte Menge an, um die Aufregung zu beschwichtigen. Da soll eine Kinderstimme gehört worden sein, die da rief: „Ambrosius ist Bischof!" Auf einmal erhebt sich dann das einstimmige Geschrei der ganzen Menge und verlangt den Ambrosius zum Bischof. Jede Parthei konnte hoffen, den vortrefflichen Mann, der schon sehr christlich, aber noch nicht Christ war, für sich zu gewinnen: er aber entsetzte sich, wehrte ab, handelte auf einmal als Richter mit ungewohnter Härte, ließ sogar übelberüchtigte Weibspersonen in seinen Palast führen, um seinen Ruf zu beflecken. Das Volk ließ sich dadurch nicht abweisen und endlich floh er und verbarg sich auf einem benachbarten Landsitz. Indessen wurde an den Kaiser Valentinianus I. berichtet und dieser billigte mit Freuden die Wahl. Jetzt verrieth man seinen Bergungsort und er mußte endlich dem allgemeinen

Verlangen nachgeben. Nun ließ er sich von einem rechtgläubigen Priester taufen, nahm nach einander die priesterlichen Weihen und bestieg etwa acht Tage nach seiner Taufe den bischöflichen Stuhl im Dezember 374. 23 Jahre verwaltete er das heilige Amt, bei dessen Antritt er sich aller Sorgen für seinen eigenen Besitz entledigte, indem er sein Gold den Armen gab, seine liegenden Gründe der Verwaltung seines Bruders, deren Nießbrauch seiner Schwester, deren Eigenthumsrecht der Kirche überließ. Bald nach seiner Erhebung reiste er nach Rom, um seine innig geliebte Schwester Marcellina zu sehen: die Mutter war inzwischen gestorben. Damals fand er auch die Freundin wieder, der er im Scherz die Hand zum Kuß gereicht hatte, und erinnerte sie daran, daß er nun wirklich geworden sei, was er einst unwissend geweissagt hatte, ein Bischof.

In Italien pflegten die Bischöfe damals noch sehr selten zu predigen: von dem römischen Bischof Liberius haben wir nur eine Gelegenheitsrede, die er hielt, als er des Ambrosius Schwester Marcellina zum ewigen Jungfrauenstande weihte. Ambrosius ist es, der durch sein Beispiel zuerst die Sitte allsonntäglicher Predigten vor der Gemeinde nach dem Vorgange der griechischen und nordafrikanischen Kirche in Italien einführte, obgleich er, der als Neuling auf den bischöflichen Stuhl kam, im Lehren, wie er selbst sagt, erst lernen mußte. Dabei kam ihm seine genaue Kenntniß der griechischen Sprache zu Statten und es ist zwar ein Mangel an ihm, aber kein Vorwurf für ihn, daß er oft nur Uebersetzer und Nachahmer seiner griechischen Muster, Origenes und Basilius, ist und, ohne eigenes Urtheil in der Schriftauslegung, ihre Fehler wie ihre Tugenden in seine Vorträge übertrug. Wo es aber galt, zu ermahnen und ans Herz zu reden, da zeigte sich immer seine eigenthümliche Gabe, und seine persönliche Beredtsamkeit muß noch weit größer gewesen sein, als es sich aus seinen geschriebenen Predigten ersehen läßt, da er seine Zuhörer und unter diesen einen Augustinus, der durch ihn vorzüglich von der manichäischen Schulweisheit zum einfältigen Christenglauben zurückgeführt wurde, so sehr zu fesseln wußte. „Indem ich mein Herz öffnete, um zu hören, wie gut er sprach," sagt Augustin, „wurde ich unversehens auch inne, wie wahr er sprach." Vorzüglich zeigte sich seine Beredtsamkeit, wenn er Jungfrauen weihte, die den Schleier nahmen, und bald kamen sie aus der Gegend von Bologna und Piacenza, ja aus Mauritanien in Afrika, um durch ihn den Schleier zu empfangen.

Mailändische Mütter ließen ihre Töchter diese Weihereden nicht besuchen, weil sie fürchteten, jene würden dann auch den ehelosen Stand erwählen. Die größte Sorgfalt wandte Ambrosius auch auf den Unterricht der Katechumenen und wußte die heilige Geschichte zu diesem Zwecke vortrefflich anzuwenden, um christliche Belehrung und Erweckung daran zu knüpfen: wir haben noch die Beweise dafür in seinen Abhandlungen über das Paradies, über Cain und Abel, über Abraham, Isaak, Jakob, Joseph, welche aus Unterweisungen für Katechumenen entstanden sind. Auch den Geist der Priesterschaft, die ihm untergeben war, suchte er zu heben und hielt zu diesem Zweck eine Reihe von Ansprachen, die er später in drei Büchern von den Pflichten (de officiis) verarbeitete. Es schwebten ihm dabei Cicero's Bücher von den Pflichten vor, die er frei im christlichen Geiste umbildete, und dies lag ihm sehr nahe, da es seit Constantin der Kirche zum Bedürfniß geworden war, die christliche Lehre und Sitte mit den gesunden Sittenlehren des römischen Alterthums zu vergleichen und zu verschmelzen, um den römischen Staat, so viel möglich, mit christlichem Geisteshauche zu durchdringen, gleichwie früher Cicero die Lehren der griechischen Philosophen Plato und Zeno, die in Rom sich einbürgerten, durch sein Werk von den Pflichten mit den römischen Staats- und Rechtsbegriffen in Verbindung zu setzen versucht hatte. Ueberhaupt gebührt dem Ambrosius das große Verdienst, daß er fast zuerst den Gedanken gefaßt und ausgeführt hat, das römische Kaiserthum, das so viel heidnische Elemente in sich trug, in ein christliches Reich umzugestalten. Nicht, daß er im bewußten Vorsatz dies Ziel verfolgt hätte: aber unbewußt leitete ihn dazu ein heiliger Trieb des Geistes und des Gewissens bei seinem Verkehr mit den Kaisern, unter denen er lebte, und bei den Handlungen, wo er als Kirchenhaupt mit der Staatsregierung in Berührung kam. Den Launen der Fürsten gegenüber die Würde und Ordnung der Kirche, den Launen der Völker gegenüber die Würde der Majestät und die Ordnung der Thronfolge zu bewahren, dies war sein christliches Bestreben und er ward dadurch ein Wohlthäter der Fürsten und Völker, ein Wiederhersteller und Erhalter des Friedens.

Valentinian I. starb schon im November des Jahres 375, nachdem Ambrosius kaum ein Jahr sein Amt verwaltet hatte: er hinterließ zwei Söhne, Gratian, 17 Jahre alt, Valentinian II. ein vierjähriges Kind; die kaiserliche Wittwe Justina, die unter

dem Einfluß von Arianern stand, übte eine bedeutende Macht zum Vortheil ihrer Günstlinge aus, fand aber immer in Ambrosius einen überlegenen Gegner. Als aber Kaiser Valens im Orient (378) von den Gothen aufs Haupt geschlagen und auf der Flucht in einer Bauernhütte verbrannt war, als der wilde gothische Stamm der Taifalen Thracien und Illyrien verheert und viele Bewohner dieser Lande als Gefangene fortgeschleppt hatte, da wendete Ambrosius nicht nur große Summen auf, sondern ließ auch goldene und silberne Kirchengefäße einschmelzen, um möglichst viele Gefangene loszukaufen. Gratian aber wählte zum Mitkaiser für den Orient den tapfern thatkräftigen Theodosius, der am 19. Januar (379) die Regierung antrat. In dieser Zeit, wo die Einfälle der Gothen auch Mailand bedrohten, beweinte Ambrosius den Tod seines Bruders Satyrus, der nach der Rückkehr von einer gefahrvollen Seereise, bei welcher er schiffbrüchig in Afrika anlangte und kaum das nackte Leben gerettet hatte, seinen Bruder in Mailand besuchte und dort, von einer tödtlichen Krankheit ergriffen, in den Armen seiner Geschwister fromm, wie er gelebt hatte, den Geist aufgab und von Ambrosius durch eine noch vorhandene Trauerrede geehrt wurde. In den folgenden Jahren bestand der Streiter Gottes manchen siegreichen Kampf gegen die Arianer und heidnischen Römer, die den Hof des Kaisers Gratian umlagerten: sein Einfluß bewirkte es auch, daß das Standbild der Siegesgöttin, welches Julian in dem Versammlungssaal des Senats, aus welchem es Constantin hatte entfernen lassen, wieder aufgestellt hatte, trotz der dringenden Gegenvorstellungen der heidnischen Senatoren und ihres beredten Anwalts Symmachus aufs Neue hinweg genommen wurde. Bald darauf kam eine drückende Hungersnoth über Italien und den Kaiser selbst verließ der Sieg im Kampfe gegen den Usurpator Maximus, der an der Spitze eines Heeres von Britannien durch Gallien heranzog und die Legionen des rechtmäßigen Kaisers für sich gewann. Am 25. August 383 wurde Gratian im 24sten Jahre seines Alters auf der Flucht in Lyon ermordet, noch mit sterbenden Lippen des frommen Bischofs eingedenk. So tief aber Ambrosius durch diese Unfälle gebeugt wurde, so wenig konnten sie ihn in seinem Glauben erschüttern: denn er sah darin nicht Zeugnisse gegen die göttliche Wahrheit, sondern Prüfungen der Treue. Als Symmachus in einer Eingabe die Wiederaufstellung der Victoria dringend empfahl, widerlegte er diese Schrift und es

war fortan von der Sache nicht mehr die Rede. Ambrosius selbst übernahm im Auftrag der Kaiserin-Mutter Justina, die im Namen ihres jungen Sohnes Valentinians II. regierte, eine zweimalige schwierige Sendung an Maximus, und vermittelte den Frieden. Er widerstand auch, wiewohl vergeblich, am Hofe des Maximus, dem blutigen Beginnen dieses Tyrannen, Irrlehrer, die von ihrem Irrthum nicht überzeugt werden konnten, als Verbrecher mit dem Schwert zu strafen, und leider hat die Kirche später reichlich nachgeahmt, was ein unrechtmäßiger Machthaber mit Widerspruch der edelsten Kirchenhäupter grausam begonnen, und gegen wirkliche und vermeintliche Irrlehrer, auch gegen Zeugen der göttlichen Wahrheit, mit Feuer und Schwert gewüthet.

Justina wünschte fort und fort den Arianern gefällig zu sein, zu denen auch die gothischen Hülfstruppen gehörten, auf welche großentheils das schwankende römische Reich sich stützen mußte. Sie befahl deshalb dem Bischof Ambrosius, dieser Partei eine Kirche in der Vorstadt von Mailand zum Gottesdienst einzuräumen; dies geschah am Sonnabend vor dem Palmsonntag 385. Ambrosius verweigerte es, gestützt auf die Kirchengesetze, auf Clerus und Volk zu Mailand. Justina zürnte, drohte mit Gewalt, richtete aber nichts aus. Eine größere Gefahr drohte ein Jahr später, nachdem die Kaiserin unter dem Namen ihres Sohnes Valentinians II. ein Gesetz gegeben hatte, wodurch den Arianern öffentlicher Gottesdienst gestattet wurde, unter Androhung der Todesstrafe für Jeden, der sie gewaltsam daran verhindern, ja der nur im Stillen durch Gesuche beim Hofe entgegenwirken würde. Ambrosius berief die Bischöfe und Priester, die damals in Mailand gegenwärtig waren, zu einer Versammlung und verfaßte dann in ihrem Namen eine Schrift, in welcher um Zurücknahme dieses Gesetzes gebeten wurde. Hierauf forderte die Kaiserin ein Religionsgespräch im Palast zwischen Ambrosius und einem arianischen Bischof. Ambrosius verweigerte dies, da Entscheidungen über die Lehre nicht dem kaiserlichen Hofe, sondern nur einer Kirchenversammlung zukämen. Man wollte nun ihn von Mailand verbannen: er wich nicht und erklärte, er dürfe unter diesen Gefahren seine Heerde nicht verlassen. Man wollte sich seiner Person mit Gewalt bemächtigen: er floh in die Kirche, die von Kriegsvolk umzingelt war. Die Gemeinde war zahlreich um ihn versammelt und er stärkte sie durch geistliche Reden, durch Gebete und Gesänge. Damals ließ er auch Hymnen,

die er selbst gedichtet hatte, rhythmisch singen und führte zuerst den in der griechischen Kirche gewöhnlichen Wechselgesang von Psalmen und Lobgesängen ein, der bald unter dem Namen des ambrosianischen Gesanges im Abendlande verbreitet und beliebt wurde. Augustinus, der bereits im J. 384 als Lehrer der Redekunst von Rom nach Mailand versetzt wurde, war mit seiner Mutter Monica in diesen entscheidenden Stunden in der Kirche gegenwärtig und beschreibt, welchen tiefen Eindruck diese Feier auf ihn und seine Mutter gemacht, wie viele Thränen die fromme Wittwe dabei vergossen habe.

Ambrosius siegte und ein Jahr später (387) feierte er einen noch schöneren friedlichen Sieg, indem Augustinus mit seinem Freunde Alipius und seinem Sohne Adeodatus von ihm die heilige Taufe empfing. Es ist eine schöne kirchliche Sage, daß der heilige Geist damals in einem Wechselgesang zwischen Ambrosius und Augustin der Christenheit den herrlichen Lobgesang Te Deum laudamus (Herr Gott, dich loben wir) verliehen habe, eine Sage, die, wenn auch der spätere Ursprung dieses Lobgesanges feststehen mag, doch so richtig den innern Einklang dieser beiden Gottesmänner, ihre selige Harmonie in Lob und Anbetung des dreieinigen Gottes und ihre Uebereinstimmung mit den Gläubigen aller Zeiten ausspricht.

Justina aber bedurfte bald wieder des Ambrosius zu einer Gesandtschaft an Maximus, um die Gebeine ihres Sohnes Gratian sich zu erbitten und, wo möglich, einen verhängnißvollen Einfall des Usurpator in Italien abzuwenden. Letzteres gelang nicht. Justina mußte mit ihrem Sohne bei Theodosius im Oriente Schutz suchen: Maximus überschwemmte mit seinen Schaaren Ober-Italien, wurde aber von Theodosius geschlagen, in Aquileja belagert und nach Eroberung der Stadt hingerichtet. Viele Mitschuldige begnadigte der edle Sieger auf die Fürbitte des Ambrosius (388).

Theodosius konnte heftig zürnen und hart strafen, wenn Aufruhr und Meuterei sich zeigten, und er mußte es in einer Zeit, wo alle inneren Bande des Reichs sich lockerten und äußere Feinde die Grenzen bedrohten. Doch hatte er in der Fastenzeit 387 eine aufrührerische Bewegung in Antiochien auf Fürbitten des dortigen Bischofs Flavianus mild bestraft und bald verziehen, obgleich dabei die Bildsäulen des Kaisers und seiner Familie umgestürzt und

durch die Straßen geschleift worden waren.[1]) Ein ernstlicher Aufruhr war aber im J. 390 in Thessalonike in Macedonien ausgebrochen und der Kaiser gedachte diesen Frevel aufs Strengste zu ahnden. Ambrosius empfahl ihm christliche Milde und Verschonung der Unschuldigen. Der Kaiser versprach ihm das Beste, folgte aber dann anderen Eingebungen und nahm grausame Rache: er ließ der Wuth seiner Krieger freien Lauf und in einem fürchterlichen Blutbad wurden 7000 Menschen, Unschuldige wie Schuldige getödtet. Ein Schrei des Entsetzens ging durch das Land: aber Niemand wagte dem zornigen Kaiser, dem Retter Italiens und des Reichs, die Wahrheit zu sagen. Da kam Theodosius nach Mailand.

Ambrosius konnte sich nicht entschließen, den mit Blut befleckten Fürsten an der Feier des Opfers Christi theilnehmen zu lassen, ohne daß er seine Blutschuld gebüßt hätte. Er schrieb ihm ehrerbietig, daß er während der Anwesenheit des Kaisers unter dem Vorwand von Krankheit, wie er denn wirklich krank sei, der Feier des heiligen Opfers sich enthalten werde, stellte ihm zugleich sein Unrecht vor und ermahnte ihn sich vor Gott zu demüthigen. Theodosius enthielt sich acht Monate der Abendmahlsfeier und wurde am heiligen Weihnachtsfeste von Ambrosius erst dann in die Kirche zugelassen, als er öffentlich seine Buße bezeugt und ein Gesetz erneuert hatte, daß ein Todesurtheil nicht eher als 30 Tage nach seiner Unterzeichnung vollstreckt werden sollte. Die Buße des Kaisers war aufrichtig und er behielt sein ganzes Leben hindurch eine schmerzliche Erinnerung an seine Schuld. Ambrosius hatte sein eigenes Gewissen, die Würde der Kirche und die Seele des Kaisers gerettet, und zwar mit aller Schonung der Majestät des Kaisers, den er nicht so schroff und theatralisch, wie man es sich häufig denkt, von den Pforten der Kirche plötzlich zurückgewiesen, sondern im Verborgenen ermahnt und zu freiwilliger Buße vermocht hatte.

Am 15. Mai 392 wurde der zwanzigjährige Kaiser Valentinian II., zu dem Ambrosius in einem persönlichen Verhältnisse stand, von dem Meuterer Arbogast ermordet und der fromme Bischof hielt demselben, als seine Gebeine in Mailand beigesetzt wurden, eine rührende Gedächtnißrede, die noch vorhanden ist. Arbogast setzte einen gewissen Eugenius als Kaiser ein und dieser

[1]) S. im Leben des Chrysostomus, oben S. 88.

stützte sich auf die Gunst der Heiden und der Arianer, denen er Zugeständnisse machte. Ambrosius aber wich aus Mailand, so lange Eugenius sich daselbst aufhielt, und feierte mit inbrünstigem Dank gegen Gott im Sommer des Jahres 394 den Sieg des Theodosius, durch welchen Eugenius Reich und Leben verlor. „Den Brief deiner frommen Milde", schreibt er dem Kaiser, „habe ich auf den Altar gelegt: ich hielt ihn in der Hand, als ich das Opfer darbrachte, daß dein Herz durch meine Stimme reden, deine Schriftzüge den Dienst des priesterlichen Opfers verrichten mußten."

Am 17. Januar 395 starb Theodosius in Mailand und seine Gebeine wurden nach Constantinopel gebracht, um dort beigesetzt zu werden: vorher aber, 40 Tage nach des Kaisers Tode, hielt Ambrosius in Gegenwart der beiden Söhne des Verstorbenen, des 11jährigen Honorius und des 18jährigen Arcadius, in Gegenwart der Großwürdenträger des Reichs, der Führer des Kriegsheers und eines ansehnlichen Theiles des Heers eine Gedächtnißfeier, bei welcher er nicht nur die Thaten und Tugenden des großen Kaisers in würdiger Weise rühmte, sondern auch die Treue der Unterthanen gegen die schwachen Erben des Reichs zu befestigen suchte und in einer Form, die dem damaligen Geschmack entsprach, die Grundlagen eines christlichen Staatsrechts ergreifend einschärfte.

Kurz vor dem Osterfeste des Jahres 397 n. Chr. G. erkrankte er. Der Reichsverweser Stilico äußerte bei dieser Nachricht, es wäre ein Vorzeichen von Italiens Untergang, wenn solch' ein Mann stürbe, und trieb die angesehensten Männer in Mailand, die Ambrosius vor Andern liebte, an, zu ihm zu gehen und ihn zu ersuchen, er möchte um Verlängerung seines Lebens beten: denn man hatte so viele Beispiele von der Erhörung seiner Bitten, daß man glaubte, was er von Gott bitte, werde auch gewährt. Ambrosius aber erwiderte den Freunden: „Ich habe nicht so unter euch gelebt, daß ich mich zu schämen hätte, noch länger zu leben; aber ich fürchte auch den Tod nicht: denn wir haben einen guten Herrn." Als er auf seiner Lagerstätte einmal mit einem befreundeten Priester betete, sah er den Herrn Jesum sich entgegenkommen und ihm freundlich zulächeln. In seinen letzten Stunden lag er still, die Hände in Gestalt des Kreuzes über die Brust gelegt: er betete und man sah wie seine Lippen sich bewegten: aber seine Stimme hörte man nicht. Der Bischof Honoratus von Vercelli, der bei ihm war, hatte sich in einem obern Zimmer zur Ruhe gelegt: da hörte er sich dreimal

rufen, mit den Worten: „Stehe auf! schnell! jetzt wird er gleich verscheiden!" Der Bischof eilte zu ihm herunter, reichte ihm den Leib des Herrn, und er verschied. Dies geschah am heiligen Abend vor Ostern, den 4. April. Sein Leichnam wurde in der Domkirche zu Mailand beigesetzt und in vielen Zeugnissen und Gesichten, auch in vielen Wunderheilungen zeigte sich, welch' einen tiefen Eindruck sein heiliger Wandel, sein großer christlicher Charakter hinterlassen.

Einige Zeit nach seinem Heimgange kam eine Königin der Marcomannen, Namens Fritigil, aus den böhmischen Wäldern nach Mailand, um ihn zu sehen.[1]) Sie war sehr betrübt, als sie ihn nicht mehr fand. H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

123. Hieronymus.

30. September.

Hieronymus, der zweite von den vier großen Kirchenlehrern der alten lateinischen Kirche, ist im Jahre 331 zu Stridon in Dalmatien geboren, einer römischen Stadt, die zwischen den Flüssen Drawe und Sawe lag und im Jahre 377 von den Gothen zerstört worden ist, wahrscheinlich dem heutigen Strigow. Sein Vater Eusebius war Christ, die ganze Familie christlich: doch erhielt Hieronymus die Taufe erst um das Jahr 362 in Rom, wohin ihn sein Vater als angehenden Jüngling zu seiner Ausbildung gesandt hatte. Er ging den ganzen Schulcursus der damaligen Zeit durch, lernte unter dem berühmten Aolius Donatus Grammatik, bei andern Lehrern Rhetorik und Philosophie und sein lebhafter wißbegieriger Geist nährte sich an den classischen Schriftstellern des heidnischen Roms: auch der griechischen Sprache wurde er mächtig. Aber zugleich öffnete sich das erregbare Herz des Jünglings den gefährlichen Reizen, an denen die üppige Weltstadt so reich war, und seine glühende Phantasie verstärkte die Macht der Versuchungen. So lebte er als ein junger Mann, dem alle Mittel der Bildung und des Genusses zu Gebote standen, nach den Sitten seiner Umgebung, sammelte aber auch schon einen großen Schatz von Kenntnissen und von Büchern. Ebenso mächtig wie die Ueberreste des

---

[1]) Ihr ist ein besonderes Gedächtniß im evangelischen Kalender gewidmet; s. Nr. 137.

heidnischen Roms wirkten aber gleichzeitig auch die Denkmäler des christlichen Roms auf sein Herz und seine Phantasie ein. An den Sonntagen besuchte er die Kirchen, die Grabstätten der Apostel und Märtyrer und die Katakomben, in deren von Kerzen erleuchteten unterirdischen Gängen und Plätzen, wo an den Seiten die Leichname wie Schlafende in Nischen ruhten, in den Zeiten der Verfolgung die Gottesdienste gehalten worden waren. Der große Athanasius, Bischof von Alexandrien, hatte damals auch schon während seiner Verbannung nach Italien und namentlich nach Rom die Kunde von den freiwilligen Entsagungen und den ausgezeichneten Tugenden des frommen Einsiedler Antonius und Anderer gebracht, die in Aegypten diesem leuchtenden Beispiele gefolgt waren. In einer wunderlichen phantastischen Mischung wirkten dazumal Fleisch und Geist, sinnliche Lust und sittlicher Ernst, heidnische und christliche Elemente bei Hieronymus durch einander: doch behielt der Trieb nach dem Höhern, der Zug zu dem neuen heiligen Leben der christlichen Kirche die Oberhand, besonders nachdem er um das J. 362 die christliche Taufe empfangen hatte. Nach dem Jahre 363 unternahm er mit seinem Jugendfreund Bonosus eine Reise nach Gallien und an den Rhein, und kam später nach Aquileja, wo er mit dem durch gleiches Streben ihm verwandten Presbyter Rufinus eine innige Freundschaft schloß. Dort verließ ihn sein Freund Bonosus, um auf einer rauhen Insel des adriatischen Meeres als Einsiedler zu leben.

Schon war er gewohnt mit den heidnischen Studien die christlichen zu verbinden: aber nicht bloß die Fülle des Wissens zog ihn an, sondern vorzüglich suchte er das Große und Heroische, das Abenteuerliche und Wundersame. Und er wollte dieß nicht nur kennen, sondern erfahren und schauen und erleben: Alles, was sich ihm darbot, malte er sich in's Ueberschwengliche aus; denn überschwenglich war das Innere seines Gemüths, wie es sich in seinem Stil abbildet. Nach einigen Jahren litt es ihn nicht mehr in Italien: mit zwei Freunden Innocentius und Evagrius reiste er in das Morgenland, besuchte Bithynien, Galatien, Kappadocien, Cilicien und gelangte zuletzt vor dem Ende des Jahres 373 nach Antiochien, der Vaterstadt des Evagrius, wo er den Winter unter Krankheiten, Trauerfällen und Gewissensnöthen zubrachte. Damals entschloß er sich unter Gebeten, Fasten und Thränen, ein ganzer Christ zu werden, des Fleisches Lüste völlig zu ertödten, der heid-

nischen Lectüre zu entsagen und nur für die Verherrlichung der Wahrheit sein Leben zu opfern, und er führte den Entschluß unter großen Kämpfen aus, freilich nach dem Begriffe von christlicher Vollkommenheit, den er mit den Besten seiner Zeit theilte, indem er ganz der mönchischen Askese sich ergab und dabei die Leidenschaftlichkeit seines reizbaren Gemüths in seinen Streitschriften ungezügelt walten ließ. Damals (374) war es auch, daß er jenen merkwürdigen Traum hatte, von welchem er seiner geistlichen Freundin Eustochium erzählt. Er sah sich vor Gottes Richterstuhl und der Herr fragt ihn, was er sei. Er antwortet: „Ich bin ein Christ!" Da erwiedert die Stimme: „Du bist nicht ein Christ (Christianus) sondern ein Ciceronianus: denn wo dein Schatz ist, da ist dein Herz." Darauf erfolgten Geißelhiebe, wovon er noch nach dem Erwachen die Schwielen an den Schultern gefühlt und die Schmerzen empfunden zu haben versichert. Auf die Fürbitte Anderer wurde er begnadigt, nachdem er den Eid geleistet, keine heidnischen Bücher mehr lesen zu wollen. So wenig man aus diesem Traume schließen darf, daß aller Gebrauch aller heidnischen Schriften allen Christen verboten sei, so wahr mochte es sein, daß damals das unmäßige Wohlgefallen an der erkünstelten Schönheit der römischen Redekunst eines Cicero in Hieronymus etwas Sündhaftes war und ihm den reinen Geschmack an der einfachen Herrlichkeit des Bibelworts verdarb, wie denn bei den trefflichsten Kirchenlehrern des vierten Jahrhunderts und besonders bei Hieronymus die heidnische Rhetorik und Schwulst der einfachen und gesunden christlichen und menschlichen Rede oft Eintrag gethan hat.

Diese Erschütterungen, die Hieronymus in Antiochien erfahren, setzten sich noch fort, während er in der Wüste von Chalcis mit heroischem Eifer die lüsternen Bilder, welche die durch frühere Eindrücke befleckte Phantasie ihm vorgaukelte, auszutreiben versuchte, was ihm durch alles Fasten und Beten nicht gelingen wollte, bis er endlich zu einer anstrengenden geistigen Beschäftigung seine Zuflucht nahm, die seiner wissenschaftlichen Anlage und seinem göttlichen Lebensberufe entsprach: er hub an mit Hülfe eines bekehrten Juden die hebräische Sprache zu erlernen, als der erste Lateiner, der diesem Studium sich unterzogen hat. Dieß ist der erste Anfang für selbständige alttestamentliche Bibelstudien im christlichen Abendlande: aber langsam reiften bei Hieronymus selbst die Früchte eines mehr denn vierzigjährigen Fleißes, welchen er auf

das Studium, die Uebersetzung und Erklärung des alten, wie des neuen Testamentes verwendet hat. Die umfassenden Vorarbeiten griechischer Kirchenlehrer, besonders des großen Alexandriners Origenes († 254), bahnten ihm den Weg: aber viele Unterbrechungen, Kämpfe und Hindernisse störten ihn in diesem gesegneten Werke, allerdings nicht immer ohne seine Schuld.

Nach vier schweren Bußjahren kehrte Hieronymus nach Antiochien zurück, wo der Bischof Paulinus ihn zum Presbyter weihte, was er aber nur unter der Bedingung annahm, daß er für immer von allen geistlichen Amtshandlungen entbunden blieb, um sein Mönchsleben und seine Freiheit nicht aufzugeben. Im folgenden Jahre 379 begab er sich nach Constantinopel, um dort Gregor von Nazianz zu hören, dessen Schüler gewesen zu sein — er sich noch später rühmte. Damals studirte er auch noch gründlicher die Schriften der griechischen Kirchenlehrer und übersetzte das Chronikon des Eusebius in's Lateinische, jedoch mit Abänderungen und Zusätzen. Auf Bitten von Freunden übersetzte er auch einige Schriften des Origenes. Nach Antiochien zurückgekehrt begleitete er den Bischof Paulinus nach Rom (382) und wurde daselbst von dem Pabst Damasus mit großer Auszeichnung aufgenommen, auch als sein Vertrauter in kirchlichen Geschäften gebraucht, weshalb man in späteren Zeiten ihn mit dem Titel eines Cardinals der römischen Kirche beehrte, der in dem Sinne, den er fast 800 Jahre später erhielt, damals noch gar nicht existirte. So wurde er in das Kirchenregiment des christlichen Abendlandes eingeweiht, das in jener Zeit gerade in Rom noch einen ernsten Kampf mit den Ueberresten des Heidenthums zu bestehen hatte und im Vergleich mit den Zersplitterungen der morgenländischen Kirche den Charakter einer ehrwürdigen Glaubens-Einheit und Festigkeit an sich trug. Wichtiger für seine Lebens-Aufgabe war es, daß Damasus ihn beauftragte, die lateinischen Uebersetzungen des Neuen Testaments, die sehr verschieden und zum Theil sehr unrichtig und gefälscht waren, nach den besten griechischen Handschriften zu prüfen und zu verbessern, um den Grund zu einer reineren allgemeinen gleichförmigen Uebersetzung für den kirchlichen Gebrauch zu legen. Hieronymus begann das Werk mit den vier Evangelien, die er verbesserte und denen er auch nach früheren Arbeiten griechischer Ausleger eine Uebersicht derjenigen Stellen beifügte, die jeder Evangelist allein oder mit andern gemeinsam hat. Noch in Rom verbesserte er auch

die lateinische Psalmen-Uebersetzung, aber noch nicht nach dem hebräischen Grundtexte, sondern nur nach der griechischen Uebersetzung der Alexandriner. Diese für die ganze abendländische Kirche so nothwendige und heilsame Arbeit fand aber viel Widerspruch von Seiten derjenigen, die an ihre fehlerhaften Exemplare, als an Gottes Wort, gewöhnt waren und nun das, was ihnen als heilige Schrift galt, der menschlichen Correctur unterworfen sahen.

Im Gegensatz zu der entsetzlichen Sittenlosigkeit, die in Rom leider nicht bloß unter den heidnischen sondern auch unter den christlichen Einwohnern herrschte, empfahl Hieronymus mönchische Enthaltsamkeit und Bewahrung der Jungfrauschaft, um die Seelen ganz Gott zu weihen und unter Fasten und Beten die heilige Schrift zu lesen. Die heroische Maaßlosigkeit seines ernsten Strebens fand viel Bewunderung und Nachahmung besonders bei den christlichen Frauen, wenig Widerspruch auf biblisch-christlichem Grunde, den er durch seine überaus heftige Polemik niederzuschmettern suchte, aber desto mehr Widerstand von Seiten der Welt, die sich von ihm beeinträchtigt und gerichtet sah und in ihrer Erbitterung nicht einmal das, worin er gegen sie recht hatte, einsehn konnte und zugestehen wollte. So lange der Papst Damasus lebte († 384), gewährte dessen Gunst ihm noch einigen Schutz in der öffentlichen Meinung. Mehrere reiche und vornehme Frauen, eine Marcella, Albina, Paula und der letztern Tochter Eustochium entsagten der Ehe, der Welt und jeglichem Genuß, und die Neigung zu einem Leben in lauter Buße, Andacht und Entsagung griff durch seinen Einfluß mächtig um sich. Die öffentliche Mißstimmung dagegen brach lebhaft aus, als eine junge zwanzigjährige Witwe, Bläsilla, die Tochter der Paula, wie man meinte, in Folge der gewaltsamen Casteiungen gestorben war und ihre Mutter untröstlich sie betrauerte. „Was treibt man nicht endlich" — so hieß es — „diese abscheulichen Mönche zur Stadt hinaus? man sollte sie steinigen oder in's Wasser werfen!" Um diesem Hasse seine Person zu entziehen, beschleunigte er seine Abreise und ging im August 385 zu Schiffe über Cypern, wo er seinen Freund, den Bischof Epiphanius, besuchte, nach Antiochien, begleitet von seinem jüngern Bruder Paulinianus und mehreren Mönchen. Paula mit ihrer Tochter Eustochium folgte ihm bald nach und die ganze fromme Gesellschaft reiste noch in demselben Winter nach Jerusalem, um alle heilige Stätten zu besuchen. Zu Anfang des Jahres 386 begaben sich diese Pilger auch nach

Aegypten, und begrüßten von Alexandrien aus die Mönche in der Nitrischen Wüste. Während die Uebrigen dabei nur ihre Andacht nährten, sammelte Hieronymus zugleich allerlei geographische und andre Kenntnisse ein, die zum Verständniß der heiligen Schrift dienen, und machte sich in Alexandrien mit dem ausgezeichneten Schriftausleger Didymus bekannt. Nach der Rückkehr aus Aegypten wählte er mit seinen frommen Freunden und Freundinnen Bethlehem zur bleibenden Wohnstätte.

Zwei große Gebrechen seiner Zeit hatte Hieronymus erkannt und tief empfunden: denn er hatte beide an sich selbst erfahren: die Verwüstung der Unsittlichkeit und Fleischeslust in dem untergehenden römischen Reiche, in dessen Verderbert die Kirche Christi mit hineingezogen zu werden Gefahr lief, und den Mangel einer selbständigen Schriftforschung in der abendländischen Kirche, die durch Unkenntniß der biblischen Grundsprachen, besonders der hebräischen, von den Quellen der heiligen Wahrheit abgeschnitten, fehlerhaften Uebersetzungen und willkürlichen Auslegungen preisgegeben war. Durch Ertödtung des Fleisches die Heiligung, durch Schriftgelehrsamkeit das Schriftverständniß und die Erbauung aus eigenem Bibellesen bei sich und Andern zu fördern, dies blieb fortan seines Lebens Zweck, dem er sich mit heroischer Willensstärke und mit unermüdlichem Eifer bis an seinen Tod 36 Jahre lang hingab, indem er von seiner einsamen Warte aus an der Geburtsstätte Christi zugleich die ganze Kirche überschaute. Ein Mann von unbändiger geistiger Naturmacht, wie er war, suchte er wenigstens seine ganze Reizbarkeit und Kraft auf das eine Ziel der christlichen Erkenntniß und Frömmigkeit, so wie er dieselbe verstehen konnte, zu richten. Und wenn er dabei Irrthum mit Wahrheit vermischte, wenn er Gottes Sache und sein menschliches Ich mit einander verwechselte, so hat er doch gethan, was er gekonnt, und hat viel gethan. In dem öden Flecken Bethlehem begnügte er sich anfangs mit einer elenden Wohnung, in welcher er fast ganz einsam lebte. Nach drei Jahren aber entstand dort eine fromme Colonie, für welche von den Reichthümern der Paula klösterliche Häuser erbaut wurden, eins für Mönche, dem nun Hieronymus als Leiter und Lehrer vorstand, ein andres für Jungfrauen und Witwen, an deren Spitze Paula hervorragte. Ein drittes Gebäude wurde zur Aufnahme und Pflege von Pilgern bestimmt. Brot, Wasser und Hülsenfrüchte waren die tägliche Nahrung dieser From-

men: ein Gewand von grobem Stoff ihr Kleid, ein hartes Lager ihre Ruhestätte: Fasten und Beten, Lesen und Erforschen der heiligen Schrift unter Leitung des Hieronymus ihre fast einzige Beschäftigung. Er selbst aber sammelte mit eisernem Fleiße die Vorräthe für die Schrift-Auslegung, mit welcher er seine andächtige Gemeinschaft nährte. Er überwand seinen Widerwillen gegen die Feinde Christi, um von einem Juden, Namens Baranina, die hebräische Sprache noch gründlicher zu erlernen, und dieser konnte nur des Nachts zu ihm kommen, weil die andern Juden es nicht leiden mochten, daß die Schätze des Alten Testaments einem Christen eröffnet wurden. Vom Jahre 389 an schrieb er Auslegungen einiger paulinischen Briefe, des Briefs an Philemon, an die Galater und Ephesier, und an Titus, und übersandte diese an Marcella in Rom, die ihn darum ersucht hatte. Zu diesen Auslegungen benutzte er die Schriften der griechischen Kirchenlehrer, besonders des Origenes. Im Jahre 390 gab er ein Werk über die Bedeutung der hebräischen Namen, ein anderes über die Namen und die Lage der hebräischen Ortschaften, ein drittes endlich über Stellen des ersten Buchs Mose heraus, wo er zeigt, wie die Fehler der griechischen und lateinischen Uebersetzungen aus dem Grundtexte zu verbessern sind. Damals begann er auch sein Hauptwerk, die neue lateinische Uebersetzung des Alten Testaments aus dem hebräischen Grundtexte, welches über 15 Jahre lang, freilich mit vielen Unterbrechungen ihn beschäftigte. Schätzbar sind auch seine Commentare zu den Propheten und einigen andern alttestamentlichen Büchern, weil sie viele sprachliche und sachliche Anmerkungen und eine reiche Blumenlese aus griechischen Erklärern der heiligen Schrift enthalten. Aus seinen übrigen zahlreichen Schriften, die in Lebensbeschreibungen von Heiligen, Uebersetzungen aus dem Griechischen, und Streitschriften bestehen, sei nur noch sein Verzeichniß ausgezeichneter christlicher Schriftsteller erwähnt, an dessen Schluß er eine Uebersicht seiner eigenen Schriften giebt. Dazu kommt aber eine große Menge von zum Theil sehr ausführlichen Briefen, deren viele an fromme christliche Frauen gerichtet sind.

Seine Streitigkeiten übergehen wir hier, so wichtig sie für ihn selbst und für die Kirche seiner Zeit waren. Er stritt oft mehr für seine Person als für die gute Sache, oft ebenso eifrig für einen Irrthum als für die Wahrheit und war nicht zufrieden seine Gegner zu widerlegen, sondern wollte sie vernichten. Ueber Origenes, den

er wegen seiner Verdienste ehrte, aber mit Recht wegen der Irrthümer, die in seinen Schriften sind, angegriffen sah, entzweite er sich mit seinem Freunde Rufinus, der den großen Kirchenlehrer in Schutz nahm. Er zerfiel auch mit dem Bischof Johannes von Jerusalem, der ein Gericht über den längst verstorbenen Origenes gemißbilligt hatte. Seine Angriffe gegen Pelagius, der in der griechischen Kirche und in Palästina selbst auf einer Synode zu Diospolis (Lydda) warme Vertheidiger fand, zogen ihm in hohem Alter persönliche Verfolgung eines wüthenden Volkshaufens zu, so daß er auf kurze Zeit in einen befestigten Thurm sich flüchten mußte. Am vollständigsten war er in seinem Rechte bei seiner Vertheidigung der gereinigten Uebersetzung der heiligen Schriften. In der Bibel-Auslegung selbst hat er große Verdienste um Auffindung des grammatischen Sinnes und um geschichtliche und geographische Erläuterungen: seine allegorischen Deutungen aber haben einer gesunden Auslegung viel geschadet und gehen nicht selten in's Wunderliche. Nach vielen Arbeiten und Kämpfen ist er im hohen Greisenalter, im neunzigsten Jahre seines Lebens (420 n. Ch. G.) in Bethlehem gestorben und begraben worden. Als sein Todestag wird in dem Chronikon des Prosper der 30. September dieses Jahres genannt. Seine Gebeine sollen im 13. Jahrhundert nach Rom gebracht und in der Kirche Maria Maggiore bei dem Altar der Krippe Christi beigesetzt, später aber von diesem Platze wieder entfernt worden sein.

Bethlehem, die Stätte, wo die Krippe Christi gestanden, war der Ort, den er sich als den liebsten auf Erden auserwählt hat, und kurz vor seinem Ende schrieb er, wie Valerius Herberger in der Predigt am heiligen Christtage in kindlicher Verdeutschung sagt: „So oft ich diesen Ort anschaue, so hat mein Herz ein süßes Ge„spräch mit dem Kindlein Jesu. Ich sage: Ach Herr Jesu, wie „zitterst du! wie hart liegst du um meiner Seligkeit willen! wie „soll ich dies immer mehr vergelten! Da dünkt mich, wie mir das „Kindlein antworte: Nichts begehre ich, lieber Hieronymus, als „singe: Ehre sei Gott in der Höhe! Laß dir's nur lieb sein, ich „will noch viel dürftiger werden im Oelgarten und am heiligen „Kreuz. Ich spreche weiter: Liebes Jesulein, ich muß dir was „geben, ich will dir all' mein Gold geben! Das Kindlein ant„wortet: Ist doch zuvor Himmel und Erde mein! ich bedarf's nicht, „gieb's armen Leuten; das will ich annehmen, als wenn mir's

„selber wäre widerfahren. Ich rede weiter: Liebes Jesulein, ich „will's gerne thun; aber ich muß dir auch für deine Person etwas „geben, oder muß vor Leid sterben. Das Kindlein antwortet: „Lieber Hieronymus, weil du ja so kostfrei bist, so will ich dir „sagen, was du mir sollst geben: gieb her deine Sünde, dein böses „Gewissen und deine Verdammniß! Ich spreche: Was willst du „damit machen? Das Jesuskind sagt: Ich will's auf meine Schultern „nehmen, das soll meine Herrschaft und herrliche That sein, wie „Jesaias vor Zeiten geredet hat, daß ich deine Sünde will tragen, „und wegtragen. Da fang' ich an, spricht Hieronymus, bitterlich „zu weinen, und sage: Kindlein, liebes Kindlein, wie hast du mir „das Herz gerührt! Ich dachte, du wolltest was Gutes haben, so „willst du alles, was bei mir böse ist, haben! Nimm hin, was „mein ist! gieb mir, was dein ist! so bin ich der Sünden los und „des ewigen Lebens gewiß."

Hieronymus wird oft in Bildern dargestellt, bisweilen als Einsiedler in einem rauhen Gewande, den Wüstenbewohner den Löwen an seiner Seite, wohl auch mit einem Steine seine Brust schlagend, als der Büßende in der Einöde von Chalcis, bisweilen als Rathgeber des Papstes Damasus mit dem rothen Hute, der später das Kennzeichen der Cardinalswürde geworden ist, bisweilen als der Schriftgelehrte mit dem Bibelbuche. Correggio hat ihn gemalt, dem Jesuskinde in der Krippe gegenüber, wie er in Andacht vor dem neugebornen Heilande im Propheten Jesaias die Weissagung liest: Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben, Wunderrath, starker Gott, Ewig-Vater, Friedefürst. Das ist der Hieronymus, den wir dankbar ehren, der Schriftgelehrte, zum Himmelreich gelehrt, der Altes und Neues aus seinem Schatze hervorbringt: der kirchliche Bibel-Uebersetzer der lateinischredenden römischen Kirche, wie Luther der Dollmetscher des Wortes Gottes für die evangelische Kirche deutscher Zunge geworden ist.

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

124. Aurelius Augustinus.

28. August.

Das vierte Jahrhundert, welches sich an die Märtyrerzeit der Kirche in den 3 ersten Jahrhunderten anschließt, zeigt eine große

Entwickelung des kirchlichen Lebens. Nachdem die christliche Religion von dem römischen Staate anerkannt und in demselben herrschend geworden war, breitete sich die Kirche schnell und mächtig aus, und durch eine Reihe nur wenig unterbrochener Siege kam das im römischen Reiche noch vorhandene Heidenthum seiner Auflösung nahe, wenngleich freilich noch manche Gegenwirkungen des Heidenthums hervortraten, und auch bei dessen allmähligem Untergange noch sein vielfaches Hineinragen in die damaligen Lebenszustände und in das Fortschreiten der Kirche sich zeigt. Eine äußere Macht und Herrlichkeit der Kirche tritt hervor. Die Kirche wird bei ihren Unternehmungen von dem Staate gefördert. Den Bischöfen, als den kirchlichen Oberhirten, wird durch Staatsgesetze ein Theil der weltlichen Amtsbefugnisse zugewilligt, welche ihnen schon vorher, als der Staat noch feindlich der Kirche gegenüber stand, naturgemäß zugefallen war. Mit reichen Schenkungen werden die Kirchen ausgestattet. Es entfaltet sich die christliche Kunst, sichtbar in den Kirchengebäuden und im Cultus, und auch die kirchliche Wissenschaft gelangt zu ihrer Blüthe. In dem vierten Jahrhundert treten die meisten und größten Kirchenväter auf, deren Schriften für die folgenden Zeiten von dem bedeutendsten Einfluß gewesen sind. Freilich bleiben auch tief eingreifende Lehrstreitigkeiten und Spaltungen nicht aus. In den morgenländischen Gegenden ist besonders der Arianismus zu bekämpfen, und in den römischen Provinzen des nördlichen Africa's ist eine zerrüttende Kirchenspaltung entstanden, die nach ihrem Haupturheber, dem Bischofe Donatus von Carthago, die sogenannte donatistische Kirchenspaltung ist, und deren wesentliches Bestreben dahin geht, auf eine einseitige und schroffe Weise die Kirche der ersten Jahrhunderte in ihrer Reinheit und in ihrer Unabhängigkeit von der Staatsgewalt zu erhalten und fortzupflanzen. Es wird im Fortgange des Streites jede Verbindung mit dem herrschenden Theil der Kirche durch die Wiedertaufe abgebrochen. Auch die Secten aus der früheren Zeit suchen noch ungeachtet des mit der Kirche verbündeten Staates ihr Dasein zu behaupten und auszubreiten, besonders die Manichäer. Mit der veränderten Stellung der Kirche zum Staat hängt die Gefahr einer Abhängigkeit vom Staate, so wie auch die Gefahr einer Verweltlichung des kirchlichen Lebens zusammen. Gegen letztere erhebt sich das Mönchsthum, welches sowohl einen Zusammenhang mit dem Märtyrerthum der ersten Jahrhunderte, als auch

einen Gegensatz gegen die Verweltlichung des kirchlichen Lebens zeigt, aber mit Begeisterung in die Kirche aufgenommen wird, und sich in der Ausbreitung des Einsiedler- und Klosterlebens darstellt. Während auf diese Weise die Kirche in dem römischen Reiche auf einem Höhepunkte der Einheit und der Macht erscheint, dringt aber die Völkerwanderung heran, welche das römische Reich mit Zerstörung bedroht, und der Kirche neue Bahnen der Entwickelung anweist. In diesem Jahrhundert, welches die Namen Athanasius, Hilarius, Basilius und die beiden Gregore aus Cappadocien, Chrysostomus, Ambrosius und Hieronymus enthält, lebte auch Augustinus, dem unter den Kirchenvätern des Abendlandes wohl unbestritten die Erste Stelle eingeräumt wird, und in dessen Wirksamkeit das Bild jener Zeit, welches wir mit einigen Zügen zu entwerfen gesucht haben, sich abspiegelt.

Aurelius Augustinus wurde im Jahr 354 in der numidischen Municipalstadt Tagaste von römischen Eltern geboren. Sein Vater Patricius war ein Mann von wohlwollendem aber heftigem Charakter, und zeigte kein entschieden christliches Interesse, da er zwar unter die Zahl der Catechumenen sich aufnehmen ließ, aber erst kurz vor seinem Tode durch die Taufe sich von dem Heidenthume trennte. Seine Mutter Monica[1]) jedoch stammte von frommen christlichen Eltern ab und war selbst von einer tiefen Frömmigkeit beseelt. Von ihr empfing Augustinus schon in frühster Kindheit die lebendigsten christlichen Eindrücke, und seine Empfänglichkeit für das Christenthum konnte um so ungestörter sich ausbilden, als gerade Tagaste eine von denjenigen Städten des nördlichen Africa's war, in welchen die donatistische Kirchenspaltung schon damals ihr Ende ereicht hatte. Seine großen Anlagen wurden früh bemerkt, und Patricius hoffte, daß sein Sohn eine glänzende Laufbahn in Reichthum und weltlicher Ehre machen werde. Obgleich er kein beträchtliches Vermögen besaß, wollte er also dennoch an der Erziehung nichts sparen und sandte ihn auf die Schule zu Madaura, worauf dann die weitere Ausbildung sich in Carthago anschließen sollte. Vielleicht würde dieser Plan nicht ausgeführt sein, wenn nicht Augustinus, nachdem sein Vater früh gestorben war, an einem hochgestellten und reichbegüterten Mann in Tagaste, Namens Romanianus, einen Gönner gefunden hätte, der durch Unterstützungen

[1]) Das Lebensbild der Monica s. unten, Nr. 128.

die nicht ausreichenden Geldmittel Monica's ergänzte. Es war die Absicht, daß Augustinus sich dem Lehrberufe der Rhetorik widmen und auf diesem Wege es zu einer ausgezeichneten Stellung im Leben bringen sollte. Während er nun seinen Studien in Carthago mit Eifer oblag, gerieth er gleichzeitig in große Verirrungen. Das sinnlich üppige Leben in der reichen und mächtigen Handelsstadt, in welcher auch noch das Heidenthum einen ergiebigen Boden behalten hatte, war für seine lebhafte und sinnliche Erregbarkeit verführerisch, und ausschweifende Altersgenossen trugen das ihrige dazu bei, um auch ihn in sinnliche Ausschweifungen hineinzureißen. Schon als Jüngling hatte er aus einer unerlaubten Verbindung einen Sohn mit Namen Adeodatus. Sein ungezügeltes Leben mußte dazu gereichen, daß die frommen Eindrücke seiner Kindheit untergraben wurden, und noch von einer andern Seite ward er damals der Gemüthsrichtung, welche seine Mutter in ihm zu befördern gesucht hatte, entfremdet. Er kam in Bekanntschaft mit Manichäern, die mit verwirrenden Fragen und spottenden Aeußerungen über den Glauben und die Lehren der Kirche ihn dahin brachten, daß er, sich von den Catechumenen lossagend, gänzlich zu ihrer Parthei überging. Sie fragten ihn, woher das Böse in der Welt seinen Ursprung habe, und brachten dadurch in sein Denken einen Zwiespalt, den er durch die Kirchenlehre, so weit er sie aufgefaßt hatte, nicht aufzulösen vermochte. Außerdem machten sie gegen die heilige Schrift und gegen den Glauben der Kirche manche Bemerkungen, die ihm bei der damaligen Unreife seines Standpunktes unwiderlegbar erschienen. Dadurch trieben sie ihn in ihre Lehren hinein. Es beruhten dieselben auf der Voraussetzung zweier Urwesen, eines guten und eines bösen, aus deren Kampfe die Weltentwickelung abgeleitet ward; wobei die manichäische Lehre sich nicht sowohl in philosophischen Gedanken, als in phantastischen Anschauungen bewegte. Vieles in dieser Lehre genügte ihm nicht, und sein Wissensdurst, für den er auf Befriedigung gehofft hatte, wurde nicht gestillt; aber mit dem Glauben, in welchem seine Kindheit auferzogen war, hatte er gebrochen, und auch sein sittliches Leben betreffend, hatte ihm der Manichäismus den Halt genommen, da er das Böse als etwas seiner Natur Fremdes und ohne seine Schuld ihm Auferlegtes betrachten konnte. Indessen tauchte doch hin und wieder die Sehnsucht nach einem andern Leben, als er es damals führte, bei ihm hervor, jedoch ohne daß

er eine ausdauernde Kraft in sich fand, diese bessern Regungen in Ausführung zu bringen. Seine Mutter wurde durch seinen Zustand und seine Lebensweise tief bekümmert. Sie folgte ihm nach Carthago, und suchte ihn durch ihre Bitten zu einem andern Wege zurückzuführen, aber vergeblich. Denn wenn ihm auch allmälig das Unbefriedigende der manichäischen Lehre mehr und mehr klar ward, z. B. durch astrologische Studien, in die er eine Zeit lang sich vertiefte, so wußte er doch nichts Besseres an deren Stelle zu setzen, und seine Verbindung mit den Manichäern dauerte auch dann noch fort, als er den Gedanken, daß bei ihnen die Wahrheit zu finden sei, schon aufgegeben hatte. Inzwischen hatte er sich, nach Beendigung seiner Studien, als Lehrer der Rhetorik in Carthago niedergelassen. Ohne Zweifel hatte er manche anhängliche Schüler, unter diesen einen jungen Tagastenser, Namens Alypius, der sein vieljähriger und vertrautester Freund ward; aber im Ganzen genügte ihm seine Wirksamkeit in Carthago nicht und er faßte den Entschluß, in der Welthauptstadt eine größere und seinen Kräften angemessene Thätigkeit zu suchen. Seine Mutter, deren zurückhaltende Bitten ihm lästig waren, suchte er über seine Abreise zu täuschen, und während sie wehklagend zu Carthago sich zurückgelassen sah, wo er auch seinen Sohn und dessen Mutter verlassen hatte, führte ihn ein Schiff nach Italien hinüber.

In Rom eröffnete er einen Hörsaal für Rhetorik, jedoch abermals nicht mit dem Erfolge, den er erwartet hatte. Zu seiner Unzufriedenheit mit seiner dortigen Stellung, traten neue geistige Kämpfe. Von der Unhaltbarkeit des Manichäismus hatte er sich überzeugt, aber jetzt verzweifelte er, durch die Beschäftigung mit der sogenannten academischen Philosophie verleitet, überhaupt an der Erkenntniß der Wahrheit, und mitten im Treiben der ungeheuren Stadt erschien ihm das menschliche Leben als ein solches, welches ohne einen leitenden Stern dahintreibe und vorübergehe. Doch in dieser traurigen Lage kam an ihn die Lebensfügung, welche für seine innere Umwandlung von der größten Bedeutung ward. Durch den Einfluß manichäisch gesinnter Freunde wurde er zum Lehrer der Beredsamkeit nach Mailand berufen. Seine äußere Lage wurde dadurch gesichert, auch seine Wirksamkeit als Lehrer fand größere Anerkennung, und wenn schon diese günstigen Umstände von Einfluß waren, ihn in eine ruhigere Stimmung zu versetzen, so ging ihm auch durch seine Beschäftigung mit der pla-

tonischen Philosophie ein neues Licht der Erkenntniß auf, insofern er durch dieselbe auf die höchsten geistigen Anschauungen geleitet und im Geiste die Wahrheit zu ergreifen angeregt ward. Das Vertrauen, daß dem Menschen die Wahrheit nicht unzugänglich sei, wurde wieder bei ihm erweckt. Wo er die Wahrheit zu suchen habe, blieb ihm freilich noch unklar; aber allmälig gelangte er zu der Zuversicht, daß er dieses in der Kirche thun müsse und Ambrosius, damals Bischof von Mailand, wurde sein Führer zu dieser Zuversicht. Ambrosius war einer der größten Kirchenlenker und Kirchenlehrer des Abendlandes, ausgezeichnet auch in seinen Predigten. Augustinus fand sich oft als Zuhörer zu den Predigten des berühmten Bischofs ein. Zunächst besonders durch die rhetorische Form derselben angezogen, wurde er bald auch durch den Inhalt angezogen. Neue Gesichtspunkte zum Verständniß der h. Schrift gingen ihm auf. Er begann einzusehen, daß er bei seinem früheren Gegensatze gegen die Kirche es nicht mit der Kirchenlehre selbst, sondern mit seinen Vorurtheilen und irrthümlichen Auffassungen zu thun gehabt habe. Die Ideen, welche der Platonismus in ihm erweckt hatte, fand er in der Kirche wieder, aber hier als lebendige göttliche Offenbarung und den hülfsbedürftigen Menschen sich darbietende Liebe. Die Kirche in ihrer Erhabenheit, Einheit und Ausbreitung und ihrer Geschichte sonder Gleichen stellte sich ihm dar als die von Gott gegründete Anstalt, in welcher der Mensch das Leben und die Erkenntniß der Wahrheit finden solle. Durch die Kirche wurde ihm auch die h. Schrift als Urkunde der göttlichen Offenbarung bezeugt, und auf diesem festen Boden gab er sich dem Forschen in der Schrift, besonders der Paulinischen Briefe hin. Unterdessen war Monica ihrem Sohne nach Mailand gefolgt. Auch Adeodats Mutter mit ihrem Sohne hatten sich wieder bei ihm eingefunden. Monica brachte mit erhöhter Zuversicht ihre Gebete für seine Umkehr zu Gott dar. Doch sein Weg bis dahin war nur erst ein halber Weg gewesen. Mit seiner Erkenntniß stand sein Wandel noch sehr im Widerspruch, denn durch seine Erkenntniß war der Kampf zwischen dem Geist und dem Fleisch erst ganz zum Ausbruch gekommen. Er sehnte sich nach einem Gott geweihten Leben, er wollte die ehrgeizigen Pläne und fleischlichen Lüste von sich stoßen, und sah sich doch immer wieder aufs neue von denselben gefesselt. Das Abbrechen seiner bisherigen unerlaubten Verbindung wurde für ihn nur die Veranlassung, ein gleiches unsittliches Ver-

hältniß wieder anzuknüpfen. Die Stunden tiefer Schwermuth nahmen bei ihm zu und seine Gesundheit begann zu leiden, so daß er vielleicht an ein nahes Ende denken mochte. In solcher Stimmung befand er sich einst, als ein Freund, Namens Pontitianus, bei ihm eintrat. Ein frommer und eifriger Christ. Auch Alypius, der sich der Rechtswissenschaft gewidmet, eine Zeit lang in Rom als Anwalt gelebt und sich von dort nach Mailand begeben hatte, war bei ihm, als Pontitianus ihn besuchte. Das Gespräch wandte sich bald auf das Mönchsthum in Einsiedeleien und Klöstern, und Augustinus, der bis dahin auf das Mönchsthum noch gar nicht aufmerksam geworden war, wurde tief ergriffen von der Weltverleugnung und der Hingebung an ein Gott geweihtes Leben, wie es aus den Erzählungen Pontitian's ihm entgegentrat. Er fand die Lebensweise, nach welcher er sich in noch unklarem Gefühl gesehnt hatte, verwirklicht, und beschämend war es für ihn, daß so Viele, die ihm an Bildung und Erkenntniß keineswegs gleichkamen, alsbald mit ganzer Entschiedenheit sich dem Himmel zugewandt hatten, während er bei seiner Sehnsucht nach einem Leben des Geistes doch noch fortwährend den Lüsten des Fleisches gefröhnt hatte. Nachdem Pontitianus fortgegangen war, stand er innerlichst ergriffen auf, und eilte, die Paulinischen Briefe, mit denen er gerade vorher sich beschäftigt hatte, mit sich nehmend, in den Garten, welcher zu dem von ihm bewohnten Hause gehörte. Alypius begleitete ihn. Schweigend saßen die beiden Freunde in dem Garten neben einander, und Augustinus ließ in bittern Selbstvorwürfen sein bisheriges Leben an sich vorübergehn. Er bedachte, was er durch Gottes Gnade schon sein könnte, und doch durch seine Schuld nicht geworden sei. Aber aus den scharfen Schmerzen der Reue ging allmälig eine mildere Stimmung hervor, in welcher er fühlte, daß es für ihn noch nicht zu spät sei, und er auch jetzt noch des göttlichen Erbarmens inne werden und alsdann einen neuen Weg des Lebens betreten könne. Als diese Stimmung über ihn kam, verließ er seinen Freund und sich einsam unter einem Feigenbaum zu Boden werfend, schüttete er unter Thränen sein Herz vor Gott mit der Bitte um die Vergebung seiner Sünden aus. Als er noch betete, vernahm er plötzlich die Worte „nimm und lies", wie von der Stimme eines Knaben oder Mädchen gesprochen und öfter wiederholt. Er wurde aufmerksam, und es ging ihm der Gedanke durch die Seele, daß ihm mit diesen Worten ein Zeichen

von Gott gegeben werde, nämlich in der Weise, daß er die Paulinischen Briefe, die er neben Alypius zurückgelassen hatte, aufschlagen, und in der ersten ihm entgegentretenden Stelle den an ihn ergehenden göttlichen Willen vernehmen solle. Er kehrte zu Alypius zurück, ergriff das heilige Buch und las schweigend die Worte des Römerbriefes: „Nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet an den HErrn Jesum Christum." Hiermit war ihm die Vergebung seiner Sünden besiegelt, und der Befehl gegeben, daß er den Lebensweg, nach welchem er sich gesehnt hatte, nunmehr betreten solle. Er sprach dies seinem Freunde aus; aber auch Alypius hatte ein Gefühl, daß auch für ihn ein ähnlicher Wendepunkt des Lebens herangekommen sei. Er las weiter an der Stelle, wo Augustinus zu lesen aufgehört hatte und die folgenden Worte: „Den Schwachen im Glauben nehmet auf", auf sich beziehend, war er entschlossen, sich von seinem Freunde, mit dem er bis dahin treu verbunden gewesen war, auch bei dem jetzigen Schritte desselben nicht zu trennen. Beide eilten jetzt zu Augustinus' Mutter, um ihr zu erzählen, was sich mit ihnen begeben habe. Monica brach in Danksagungen und Lobpreisungen aus. Ihre Gebete für ihren Sohn waren in größerem Maaße erhört worden als sie gehofft hatte, da er nicht allein jetzt ein Mitglied der Kirche werden, sondern auch den irdischen Hoffnungen und Wünschen entsagen wollte, um desto ungetheilter für Gott zu leben.

Es war im Herbst des Jahres 386 als dieses geschah. Augustinus kündigte jetzt seine Lehrerstelle auf, mit Angabe der Gründe, daß er sich überhaupt von jeder weltlichen Laufbahn zurückziehen wolle und daß auch seine geschwächte Gesundheit ihm die Anstrengung des Lehramtes nicht länger gestatte. In dem menschlichen Leben treten zuweilen Zeiten des höhern Ausruhens ein, und eine solche Zeit war für Augustinus das nächste Jahr, welches die Zeit unmittelbar vor seiner Taufe und nach seiner Taufe umschloß. Es war dieses Jahr eigentlich die einzige derartige Zeit in seinem Leben, denn die früheren Jahre, abgesehen von seiner frühen Kindheit, waren von den Schmerzen geistiger Kämpfe und sündlicher Verirrungen erfüllt gewesen, und seine spätern Jahre waren theils von andern tief eingreifenden Schmerzen betroffen, theils auch von einem mühevollen Tagewerke belastet. Als er aber damals seinen Entschluß, sich von der Welt zurückzuziehen, kund gegeben hatte,

und zuvörderst noch einige Zeit in der Einsamkeit zuzubringen wünschte, bot ihm ein Freund in Mailand, mit Namen Verecundus, sein benachbartes Landgut Cassiciacum zum Aufenthaltsorte an. Hier verlebte er in einem kleinen vertrauten Kreise, aus welchem wir nur seine Mutter, seinen Sohn und seinen Freund Alypius nennen, und in einer schönen Natur beglückende Tage in der Erinnerung an die Führungen und Erbarmungen Gottes, in dem Hinblick auf den nun vor ihm liegenden und von ihm schon betretenen neuen Lebensweg, und in religiösen und wissenschaftlichen Studien und Beschäftigungen. Es entstanden damals auch mehrere Schriften, die sich theils auf seinen frühern Beruf, theils auch auf seine philosophische Entwickelung bezogen, und aus denen das Bestreben hervortritt, die Wahrheiten, welche er nach langen Kämpfen errungen hatte und deren erlösende Offenbarung er endlich in der Kirche erblickte, zur Darstellung zu bringen und auch Andern einleuchtend zu machen. Gegen das Osterfest des folgenden Jahres kehrte er nach Mailand zurück, um zugleich mit seinem Sohne und mit Alypius die nächste Vorbereitung auf die Taufe zu empfangen, und in der Ostervigilie wurden sie mit vielen Andern von dem Bischofe Ambrosius getauft.

Die erste Zeit nach seiner Taufe war für ihn eine verklärte Zeit. Es durchdrang ihn das Bewußtsein von der empfangenen göttlichen Gnade, und häufig flossen seine Thränen, wenn die Melodieen der Kirchenlieder ihm ins Herz tönten. Aber diese Thränen waren in ihrer Rührung doch voll Frieden. Nunmehr mußte aber auch der Entschluß, daß er in der Weise des Mönchsthums leben wolle, in nähere Ausführung gebracht werden. Er hatte wohl alsbald nach seiner Bekehrung daran gedacht, sich als Eremiten in die Einsamkeit einer Wüste zu begeben, doch fand er gegen dieses Vorhaben eine widersprechende Stimme in seinem Innern, und er glaubte daß er ungeachtet seines Zurücktretens von einem weltlichen Leben, dennoch die Gemeinschaft mit Andern und die Einwirkung auf Andere nicht aufgeben dürfe. Nicht also in der Zelle des Einsiedlers, sondern in einer klösterlichen Verbindung sah er für sich die Verwirklichung des ihm vorschwebenden Lebensideals und der Ort, wo dasselbe am geeignetsten zur Ausführung gebracht werden konnte, war das heimathliche Tagaste. Gegen den Herbst des Jahres 387 wurde die Rückreise nach Africa angetreten. Monica jedoch sollte den vaterländischen Boden nicht wieder er-

reichen. Sie starb zu Ostia. Nachdem sie ihren Beruf für ihren Sohn erfüllt hatte, war sie auch gereift für die zukünftige Welt, und ohne seine Mutter, die um seinetwillen ihre Heimath verlassen hatte, aber mit dem Vermächtniß des Schmerzes und der Liebe, betrat er wieder zu Carthago den africanischen Boden. In Tagaste verschenkte er das Vermögen, welches ihm aus der elterlichen Erbschaft zugefallen war, an die Kirche oder an die Armen, etwa nur mit Ausnahme eines zum nothwendigsten Unterhalt erforderlichen Theils, und trat mit mehreren Freunden in eine klösterliche Gemeinschaft, in der Gütergemeinschaft vorgeschrieben und der Einzelbesitz ausgeschlossen war. Auch Adeodatus gehörte als ein vielversprechendes jugendliches Mitglied zu dieser Genossenschaft, starb jedoch früh. Inzwischen hatte sich Augustinus durch die Herausgabe mancher Schriften schon in seiner Heimath einen berühmten Namen gemacht, und hierdurch sowohl, als auch durch seine Verzichtleistung auf sein Vermögen und durch seine ascetische Lebensweise, den Wunsch erweckt, daß er in ein kirchliches Amt eintreten möge. Er selbst hegte diesen Wunsch nicht, sondern wollte am liebsten in seiner jetzigen äußern Ruhe und Ungebundenheit, bei seinen theologischen Studien und Arbeiten und in der gemeinsamen Lebensweise mit gleichgesinnten Freunden verbleiben. In diesem Sinne unternahm er im Jahr 391 eine Reise nach Hippo Regius, um nämlich dort einen Freund aufzusuchen und für das klösterliche Leben zu gewinnen. Der damalige Bischof von Hippo war Valerius, ein frommer und milder Greis von griechischer Herkunft, der es beklagte, daß er schon wegen seiner mangelhaften Fertigkeit in der lateinischen Sprache so wenig durch die Predigt in seiner Diöcese wirken könne und mit dem Gedanken umging, einen zum Predigen geeigneten Presbyter zur Seite und zur Unterstützung zu haben. Als er hierüber der Gemeinde seine Gedanken aussprach, war gerade Augustinus in der Kirche anwesend und nach den Worten des Bischofs forderte alsbald die versammelte Gemeinde mit stürmischem Verlangen, daß Augustinus zum Priester in Hippo geweiht werden solle. Augustinus erschrak und weigerte sich, aber umsonst. Er mußte den Forderungen nachgeben und trat als Presbyter zu Hippo ein. Seine klösterliche Lebensweise setzte er aber noch als Priester fort. Außerdem predigte er häufig, widmete sich überhaupt den Arbeiten des geistlichen Berufs und setzte auch seine theologisch-schriftstellerische Thätigkeit mit Eifer fort.

Wenn er in seinen Schriften zunächst an seine philosophischen Richtungen angeknüpft hatte, und wenn er darnach besonders eine polemische Stellung gegen die Manichäer einnahm, so wurden jetzt außer mehreren dogmatischen und exegetischen Untersuchungen, namentlich auch die donatistischen Bewegungen für ihn eine Veranlassung zur schriftlichen Bekämpfung. Denn das Bisthum von Hippo war durch den donatistischen Streit tief zerrüttet, und aus Augustin's bisheriger Entwickelung, für welche die Anschauung von der großartigen Einheit der Kirche so bedeutsam geworden war, ergiebt sich, daß er die donatistische Kirchenspaltung als sehr verderblich ansehen mußte. Er wurde ihr mächtigster Gegner und das Unterliegen derselben ist zum großen Theil seinen rastlosen Bestrebungen zuzuschreiben. Vier Jahre waren auf diese Weise etwa vergangen. Valerius sah seine Erwartungen erfüllt oder übertroffen, und so hegte er, da er wohl fühlte, daß sein Ende nahe sei, den sehnlichen Wunsch, daß noch bei seinen Lebzeiten Augustinus neben ihm zum Mitbischofe geweiht und dadurch die fernere Leitung des Bisthums durch eine schon bewährte kraftvolle Hand gesichert werden möge. Bei einer geeigneten Veranlassung sprach er diesen Wunsch aus, und nachdem Clerus und Gemeinde von Hippo freudig zugestimmt, auch diejenigen Bischöfe, auf deren Consens es ankam, ihre Einwilligung erklärt hatten und Augustin's eigener Widerstand überwunden war, wurde derselbe zum Mitbischofe des Valerius ordinirt. Freilich ward hiemit eine kirchliche Unregelmäßigkeit begangen. Nach den Kirchengesetzen sollten eigentlich nicht in einer und derselben Diöcese zwei Bischöfe zugleich das Regiment führen, und es war noch geraume Zeit nachher für Augustinus ein drückendes Gefühl, daß seine Erhebung zur bischöflichen Würde in Abweichung von den Kirchengesetzen geschehen sei. Viele Jahre stand er an der Spitze des Bisthums von Hippo, größtentheils als alleiniger Bischof, da Valerius bald darauf starb. Alypius war schon früher Bischof von Tagaste geworden.

Die klösterliche Lebensweise gab er als Bischof auf, denn der vielfache Verkehr, in welchen ihn jetzt seine Stellung hineinführte, schien ihm mit einem Klosterleben nicht mehr vereinbar zu sein; indessen schuf er sich hierfür einigen Ersatz, indem er seinen Clerus mit sich zu einer gemeinsamen Lebensordnung vereinigte, bei welcher ebenfalls Verzichtleistung auf Einzelbesitz eine Grundbedingung war. Er wurde durch diese klerikalische Institution einer

von den Hauptbegründern des sogenannten kanonischen Lebens der Geistlichen, sowie andrerseits auch in der Geschichte des Mönchsthums, welches er auch als Bischof eifrig beförderte, sein Name bleibend geworden ist. In dem langen Zeitraum seiner bischöflichen Verwaltung entfaltete er eine ungeheure Thätigkeit, die noch bewundernswerther dadurch erscheint, daß seine Gesundheit nur schwach war, so daß er auch, bevor er noch das Greisenalter erreichte, die Spuren des Alters schon an sich trug. Seine Neigung hätte ihn am meisten zu theologischen Studien hingezogen, und außerdem standen ihm die innerlichen Angelegenheiten seines Berufs zunächst; aber sein Amt forderte von ihm auch die Beschäftigung mit vielen äußerlichen Angelegenheiten, und sein Leben, welches er am liebsten in Zurückgezogenheit und geistig auferbauender Thätigkeit zugebracht hätte, wurde fast ein fortdauernder Kampf gegen in der Kirche vorhandene oder auftretende sectirerische Richtungen, die er bekämpfen zu müssen glaubte. Wenn wir diese polemische Stellung erwägen, wenn wir hinzunehmen, daß er oftmals aus seinem Sprengel abwesend war, um an Kirchenversammlungen in den nordafricanischen Provinzen, oder an sonstiger Berathung und Ordnung der Kirchenangelegenheiten daselbst Theil zu nehmen, wenn wir außerdem erwägen, daß er daheim einen großen Theil seiner Zeit auf die Schlichtung von Rechtshändeln, gemäß der den Bischöfen zustehenden Gerichtsbarkeit zu verwenden hatte, und wenn wir dann bedenken, daß er häufig und zu Zeiten fast täglich predigte, einen großen Briefwechsel unterhielt, und daß er, abgesehen von den Predigten und den Briefen, kurz vor seinem Lebensende 93 größere und kleinere Schriften herausgegeben hatte, — so muß selbst in einem langen Lebensalter seine Thätigkeit als eine außerordentliche erscheinen. Er arbeitete auch nicht allein des Tages, sondern pflegte noch einen Theil der Nacht zur Arbeit zu benutzen, und noch in seinen letzten Lebensjahren war er gleichzeitig mit zwei umfassenden Werken beschäftigt, auf das Eine den Tag und auf das Andere die Nacht verwendend. Erst als er schon ein Greis war, suchte er in seinem Amte eine Stütze zu erhalten, und zwar an seinem jüngern Freunde und Schüler, dem Presbyter Eraclius zu Hippo, welchen er zu seinem Nachfolger zu bestimmen gedachte. Doch sollte Eraclius nicht, wie es einst bei ihm selbst im Verhältniß zum Valerius geschehen war, ihm als Mitbischof zur Seite treten, sondern auch noch fernerhin in dem Stande eines

Presbyters verbleiben, aber doch als sein Stellvertreter in allen kirchlichen Angelegenheiten, bei welchen seine eigne Entscheidung nicht nothwendig war. Er selbst wollte nun um so ungestörter dem Umgange mit dem göttlichen Worte und theologischen Arbeiten obliegen. Aber nur wenige Jahre konnte er diese Ruhe noch genießen. Denn sein Ende war schon nahe, auch wurden seine letzten Lebensjahre durch die damaligen weltgeschichtlichen Begebenheiten verdüstert.

Augustin's Schriften erstreckten sich auf das gesammte Gebiet des kirchlichen Forschens und Erkennens. Das Wissen seiner Zeit in sich vereinigend, trat er in seinen Schriften wesentlich als bahnbrechend auf durch die Geistestiefe und Verstandesschärfe, womit er die Aufgaben, die er sich gestellt hatte, erfaßte und zur Darstellung brachte. Von größter dialectischer Begabung, war er erfinderisch in der Aufstellung der Einwürfe, die gegen eine Lehre erhoben werden konnten, aber auch unerschöpflich in der Bekämpfung und Widerlegung der Einwürfe. In durchgängiger Verbindung mit dieser geistestiefen Beschaffenheit seiner Werke erscheint die ihn beseelende lebendige Frömmigkeit, und beides zusammen prägt seinen Schriften den Charakter einer großartigen Eigenthümlichkeit auf, die sowohl anregt und belehrt als auch erbaut. Ebenfalls in seinen Predigten und Briefen spricht sich dieser Charakter aus. Die Spitze aller seiner Werke bildet seine große Schrift: „Vom Gottesstaat", in welcher alle Strahlen seines Geistes und alle Bahnen seiner Forschungen zusammenfließen und im Verhältniß zu seinem einstmaligen manichäischen Standpunkte der Entwickelungsgang des Reiches Gottes im Gegensatz gegen das widerstreitende und unterliegende Reich der Finsterniß bis zur ewigen Vollendung hin aus der kirchlichen Anschauung dargestellt wird. Augustin's theologische Polemik hat die drei Hauptbeziehungen gegen die Manichäer, die Donatisten und die Pelagianer, und insofern gegen den Dualismus, welcher aber wieder mit dem Pantheismus zusammenhängt, gegen den Separatismus, und gegen den Rationalismus in dem Sinne einer die Heilslehre verflachenden Verstandesauffassung, welche, nachdem sie schon vorher bei der Lehre von der Person Christi bekämpft war, sich bei der Lehre von der menschlichen Natur von neuem geltend zu machen suchte. In seiner Polemik gegen die Manichäer hielt Augustinus die Gottesidee, den Schöpfungsbegriff und das auf Selbstschuld beruhende Verderben der menschlichen

Natur den manichäischen Irrthümern entgegen. Gegen die Donatisten kämpfte er für die Einheit und Größe der Kirche, so wie für die unveräußerliche Bedeutung der Sacramente, und sprach viele beherzigenswerthe Worte für Liebe und Duldung aus. Aber bei diesem Streite ließ er sich auch dazu hinführen, daß er die Vertheidigung der Zwangsmaßregeln zu kirchlichen Zwecken übernahm und sein Name ist insofern mit den Verfolgungen, die zu seiner Zeit und in der Folgezeit kirchlicherseits unternommen wurden, verbunden. Als die donatistische Kirchenspaltung theils durch die innerlich sich geltend machende Ueberzeugung, theils durch die angewandten Zwangsmittel schon nahezu überwunden war, jedoch nicht ohne Ereignisse, von welchen Augustinus tief erschüttert ward, und er sich schon nach Ruhe sehnte, wurde er in die noch umfassenderen pelagianischen Streitigkeiten hineingezogen. Der Mann, von welchem diese Streitigkeiten den Namen haben, der britische Mönch Pelagius, war auf seinen weiten Reisen, im Morgenlande und im Abendlande des römischen Reichs, auch mit Augustinus persönlich bekannt geworden und wurde anfänglich wegen seines Wandels, seiner geistigen Begabung und theologischen Bildung von ihm hochgeschätzt. Aber bald erkannte Augustinus, daß Pelagius im Widerspruch mit dem Worte Gottes die menschliche Natur erhebe und die Gnade Christi nicht gemäß dem Glauben der Kirche bekenne. Die fortwirkende Schuld und Sünde des frühsten Abfalls der menschlichen Natur wurde von Pelagius und seinen Anhängern in Abrede gestellt. Die menschliche Natur befand sich nach der Ansicht des Pelagius bei den Neugebornen wesentlich immer wieder in demselben Zustande, wie bei dem ersten Menschenpaare, und die Gnade Christi wurde von ihm nicht als das Heilmittel für die von der Schuld und dem Verderben der Sünde ergriffene und von der Verdammniß bedrohte menschliche Natur aufgefaßt, sondern als ein Hülfsmittel, wodurch die göttliche Liebe dem Menschen den Weg zur Seligkeit um so sicherer und vollkommener gemacht habe. Gegen diese Ansichten lehrte Augustinus das Verderben der gesammten menschlichen Natur aus dem ersten Sündenfall, die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende Sündenschuld, die Unfähigkeit der gefallenen menschlichen Natur, sich wieder mit eignen Kräften zu einem Gott wohlgefälligen Leben aufzurichten, oder auch nur auf die Erlangung der Gnade sich vorzubereiten. Indem er aber darauf hinwies, daß des Menschen Heil

gänzlich auf der göttlichen Gnade beruhe, ging er so weit, daß er nicht nur jede menschliche Willensbestimmung zum Guten hin auf eine bereits vorangegangene Einwirkung der Gnade zurückführte, sondern auch sogar die Aneignung oder Zurückweisung der Gnade nicht auf eine verschiedene Selbstbestimmung des menschlichen Willens im Verhältniß zur Gnade zurückleitete, sondern auf den göttlichen Rathschluß, nach welchem nur ein Theil der Menschen die Gnade auf wirksame Weise empfangen solle. So sehr nun auch die Kirche zu der Lehre des Augustinus von der Gnade gehalten hat, ist sie ihm doch in der Lehre von der göttlichen Vorherbestimmung, oder von der Gnadenwahl, im Ganzen nicht gefolgt, sondern vor jenen Schranken des Denkens, über welche Augustinus noch einen Schritt hinaus zu thun versucht ward, stehen bleibend, hat sie an den Lehren festgehalten, daß der Rathschluß der göttlichen Gnade sich auf alle Menschen beziehe, und daß die Zurückweisung des Gnadenrufs die Schuld der menschlichen Selbstbestimmung sei. Wenngleich nun schon Augustinus' Bedeutung in der Kirche aus den drei hauptsächlichsten Richtungen seiner Polemik erhellt, so ist es doch seine gesammte mächtige Persönlichkeit, die bei ihm ergreifend sich kund gebende Vereinigung des frommen Gemüths mit der durchdringenden Kraft des Denkens, und die in dieser Eigenthümlichkeit überall hin anregende und belehrende, bahnbrechende und erbauende geistige Thätigkeit, wodurch er nicht allein zu seiner Zeit, sondern zu allen folgenden Zeiten in der Kirche als einer der größten Kirchenlehrer geglänzt hat.

Schon zu seiner Zeit war er von größtem Ansehen in der Kirche, aber widerwärtig waren ihm die maaßlosen Lobeserhebungen, welche ihm öfter zukamen, und seine Confessionen, in denen er eine Beichte vor Gott ablegt, zum Preise Gottes und zur eignen Selbstdemüthigung, hatten neben dem innerlichen Drange, der ihn dazu antrieb sein Herz auf solche Weise vor Gott auszuschütten, auch wohl die Absicht, den vielen ihm ausgesprochenen übertriebenen Lobeserhebungen entgegen zu wirken. Noch in anderer Hinsicht fühlte er sich gedrungen, sich einer richtenden Selbstprüfung zu unterziehen, nämlich durch eine Selbstbeurtheilung seiner vielen Schriften, und Hervorhebung und Berichtigung dessen, was er in denselben irrthümlich gesagt habe. Doch brachte er dieses Werk nicht mehr zum völligen Abschluß.

Als Augustinus nach vielen arbeits- und mühevollen Jahren

sich schon im Greisenalter befand und darauf hoffte, daß er, nachdem ihm Eraclius unterstützend zur Seite getreten war, seine letzte Lebenszeit in größerer Ruhe hinbringen werde, war er zuletzt noch Zeuge der verheerenden Drangsale, welche durch den Krieg der Vandalen über das nördliche Africa hereinbrachen. Schon wiederholt war das römische Reich von den Bewegungen der Völkerwanderung erschüttert worden. Rom selbst war vorübergehend von dem gothischen Könige Alarich erobert gewesen, aber doch bald wieder der Herrschaft des Honorius zurückgegeben. Auch dieser Kaiser, unter dessen Regierung größtentheils das bischöfliche Leben Augustin's verstrichen war, war schon gestorben und seine Schwester Placidia führte im Namen ihres unmündigen Sohnes Valentinians des Dritten die Regierung. Einer der ausgezeichnetsten und um die Regentin verdientesten Römer war damals der Feldherr Bonifacius, Oberbefehlshaber von Africa. Jemehr er eine treue Stütze für Placidia gewesen war, um so kränkender mußte ihm seine Zurückberufung sein, auch wohl bei ihm den Verdacht erwecken, daß sein Leben bedroht sei. Anstatt sich zu fügen, pflanzte er daher die Fahne der Empörung auf, und um sich zu verstärken, rief er die Vandalen, welche sich in Spanien ausgebreitet hatten, als Bundesgenossen herbei. Er hatte mit Augustinus in genauer Verbindung gestanden, denn er war nicht nur ein ausgezeichneter Staatsmann, sondern auch der Kirche fest angeschlossen und von Eifer für kirchliche Frömmigkeit beseelt. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin hatte er sich sogar mit dem Gedanken beschäftigt, ob er nicht in ein Kloster sich zurückziehen solle. Augustinus und Alypius hatten ihm damals einen solchen Schritt widerrathen, und ihn ermahnt, daß er noch fernerhin dem Wohl des Staates sich widmen möge. Mit großem Schmerz sah daher Augustinus die Empörung des Bonifacius, aber es war nicht allein die Stellung, die Bonifacius gegen das abendländische Kaiserhaus eingenommen hatte, sondern auch dessen späteres ausschweifendes Leben, wodurch Augustinus betrübt ward. Er schrieb an ihn einen Brief voll ernster Ermahnung; indessen wenn derselbe auch auf den persönlichen Charakter des Bonifacius von Einfluß war, so war es doch bereits zu spät geworden die Folgen der Empörung noch rückgängig zu machen. Zwar kam eine Aussöhnung mit Placidia zu Stande, aber die Vandalen, die unter ihrem Könige Genserich nach Africa gekommen waren, wollten sich nicht wieder zurückziehen, sondern sich

zu Herren des Landes machen, und ihre Waffen waren gegen Bonifacius siegreich. Die Greuel eines barbarischen Krieges ergossen sich über Africa. Freilich waren die Vandalen Christen, aber als Anhänger des Arianismus standen sie doch im Gegensatz zu der Kirche in Africa. Nur wenige Städte waren noch nicht in ihre Hände gekommen, unter diesen die feste Stadt Hippo, welche jetzt von ihnen belagert ward. Unter diesen Drangsalen blickte Augustinus wohl oft mit Sehnsucht auf sein Ende hin. Es war während der Belagerung sein stetes Gebet, daß Gott entweder die von den Feinden umringte Stadt befreien, oder, wenn er es anders beschlossen habe, seine Knechte zur Erduldung seines Willens stärken, oder doch ihn selbst aus dieser Welt zu sich nehmen möge. Der letzte Theil dieses Gebetes ward erhört. Im dritten Monat erkrankte er am Fieber, welches bald seine Kräfte aufrieb. Oft hatte er in vertrauten Gesprächen mit seinen Freunden und Schülern die Aeußerung gethan, daß selbst solche Christen und Priester, welche sich ernstlich der Heiligung befleißigt hätten, nicht ohne die gebührende herzlichste Buße aus dieser Welt scheiden sollten. Diese Aeußerung brachte er, als er jetzt die Nähe seines Endes fühlte, auch bei sich selbst in Anwendung. Er ließ sich zehn Tage vor seinem Tode die Bußpsalmen Davids bringen, und las dieselben, indem die Blätter an die Wand neben seinem Bett gelehnt waren, immer wieder unter Gebet und Thränen. Niemand sollte ihn hiebei stören, deshalb verlangte er von den Seinigen, daß sie nur dann zu ihm ins Zimmer treten sollten, wenn die Aerzte zu ihm kämen, oder wenn ihm eine Erfrischung gereicht werde. Als endlich die Stunde des Todes da war, traten seine geistlichen Schüler und Freunde zu Hippo an sein Lager, und vereinigten ihre Gebete mit den Gebeten des Sterbenden, und so entschlief er am 28. August des Jahres 430, in dem Alter von 76 Jahren, und nachdem er etwa 35 Jahre Bischof zu Hippo gewesen war. Hippo wurde nach seinem Tode, nachdem die Belagerung noch längere Zeit fortgedauert hatte, von den Vandalen eingenommen und zerstört,[1]) doch wurde die Kirchenbibliothek, welche außer den andern von ihm gesammelten Handschriften auch eine Sammlung seiner eignen Werke enthielt, vom Untergange gerettet. Seine Gebeine wurden ums Jahr 500 von Bischöfen, welche unter dem schweren Druck der

[1]) S. unten Nr. 142: Die Verfolgung im Vandalenreich.

vandalischen Herrschaft Africa verließen, nach Sardinien gebracht, von wo sie im achten Jahrhundert durch den Langobardenkönig Liutprand nach Pavia gekommen sein sollen; sein Geist aber, durch seine vielen Schriften überliefert, hatte sich schon längst über die Kirche des Abendlandes ausgebreitet, und die Entwickelung der Kirche in den folgenden Zeiten ist mit ihm in lebendigem Zusammenhang geblieben.

C. Vindemann in Grimmen in Vorpommern.

---

125. Jovinianus.

27. August.

Zählt uns das funfzehnte Jahrhundert Reformatoren vor der Reformation auf, so erhob auch schon das Alterthum seine Protestationen vor dem Protestantismus. Denn gegen die Wurzeln und noch häufiger natürlich gegen die Zweige der Werkheiligkeit und Menschensatzung treten hie und da in der erwachsenden Kirche erleuchtete Männer auf, deren christliche Einwendungen von der Nachwelt nicht selten besser verstanden werden als von ihnen selbst; theils weil wir den Schaden, dem sie sich entgegenstemmten, in Folge seiner schärferen und mächtigeren Entwicklung deutlicher zu beurtheilen wissen, theils weil überhaupt der Leben wirkende Geist des Herrn dem von ihm Geführten Erkenntnisse einzuflößen pflegt, deren Grund und Zusammenhang dem Gläubigen selbst nicht sofort zum Bewußtsein kommt.

Ein solcher Protestant, und zwar der durch Entschiedenheit ausgezeichnetste, im Treffen des Mittelpunktes fast allein stehende, war der Mönch Jovinian gegen Ende des vierten Jahrhunderts. Zwar manche fromme und einsichtsvolle Männer vor und neben ihm warnten die sie ehrende Kirche vor der immer sichtbarer werdenden Veräußerlichung; andre wegen ihrer Widersetzlichkeit verurtheilte griffen an, was Angriff verdiente. Der Presbyter Vigilantius schrieb ein Buch gegen die Mißbräuche der Kirche seiner Zeit, und tadelte heftig die Märtyrerverehrung, welche er Aschenanbetung schalt, das Umsichgreifen des Mönchthums, die Ueberschätzung der heiligen Orte und den durch den römischen Bischof Siricius zum Gesetz erhobenen Cölibat der Geistlichen. Der Mönch

Marcus hob die Gnade Christi gegen die Lohnsucht hervor, und behauptete, gute Werke geschehen nicht um Belohnung zu verdienen, sondern um die empfangene Reinheit zu bewahren. Wie es sich bei Luther im Augustinerkloster wiederholen sollte, erwuchs in redlichen Kämpfen und geistlicher Erfahrung gerade aus dem Mönchthum vielfach eine Gegenwirkung gegen dasselbe. Aber lebhaftere Aufmerksamkeit verdiente und gereizteren Anstoß erregte als irgend eine dieser Warnstimmen die des Jovinian, wenn auch die Zeit noch nicht gekommen war, in welcher man ihr Gehör geben konnte.

Die Quellen seiner Lebensgeschichte fließen leider so spärlich, daß wir des lehrreichen Anblickes seiner innern Entwicklung gänzlich verlustig gehen. Auch sein Geburtsort und sein Geburtsjahr sind unbekannt. Wir wissen von dem merkwürdigen Manne nicht mehr, als was die drei Hauptbekämpfer seiner Lehre, die heiligen Ambrosius, Hieronymus und Augustinus, gelegentlich beibringen. Sogar diese Lehre selbst kennen wir nur durch die selten wörtlichen Anführungen seiner Gegner.

Nach dem Zeugniß des Hieronymus waren es vornehmlich vier Sätze, welche Jovinian der Kirche entgegenhielt: 1) daß ehelicher, Wittwen- und jungfräulicher Stand keine Verschiedenheit vor Gott begründen; 2) daß der mit vollem Glauben in der Taufe Wiedergeborne vom Teufel nicht durch Versuchung gestürzt werden könne; 3) daß auch das Fasten nichts Heiligeres sei, als das Essen mit Danksagung; 4) daß alle diejenigen, welche die Taufgnade bewahren, gleiches Lohnes im Himmel theilhaft werden. Man erkennt an diesen Aussprüchen die Innerlichkeit des Jovinian, sein Zurücklenken von der äußeren Gestalt der Werke auf die Stellung des Herzens zu Gott, seine enge Verknüpfung des christlichen Lebens mit dem Glauben, seine Abweisung der geistlichen Vielthuerei. Indem er den Wahn bekämpfte, der in dem willkürlichen Aufgeben des von Gott eingesetzten Ehestandes etwas Verdienstliches sah, griff er wie Luther den heimlichen Hochmuth an, welcher sich mit selbsterwähltem Schmucke höher als mit Gehorsam und köstlicher als mit der vor Gott geltenden Gerechtigkeit schmücken will, und sich daher göttliche Berufe schafft, anstatt sie von Gott zu nehmen. Die Wiedergeburt faßte Jovinian so kräftig nach ihrem Wesen, so rein als ein neues Werk Gottes, daß er die Schwankungen eines strauchelnden Glaubens ihr nicht beilegen mochte, und sogar im

Widerwillen gegen die mechanische, abschwächende Berechnung der Sündengrade alle Sünde als solche gleich nannte. Obgleich wir über diesen zweiten Punkt seiner Lehre am wenigsten klare und ausführliche Nachricht haben, so giebt uns doch die Stelle im ersten Briefe des Johannes Kap. 3 V. 9 einen Wink, wie Jovinian über die Freiheit der Kinder Gottes gedacht haben mag. Er wies dieselben mehr an die freudige Zuversicht des Glaubens, als an eine ängstliche Ascese. Wir begegnen auch hier derjenigen Richtung der Reformation, welche die sittliche Kraft des Christen vielmehr in die Gewißheit als in die Ungewißheit des Heiles setzt. Eine ähnliche Stellung nahm Jovinian durch seinen dritten Satz ein. In dem vierten endlich ist er zwar zu weit gegangen, wenn er übersah, daß, so wenig auf Erden die Verschiedenheit der geistlichen Gaben und Wirkungskreise eine verschiedene Christlichkeit der Person bedingt, ebensowenig auch die Gleichheit des dereinstigen Seligkeitslohnes die Mannigfaltigkeit seiner Gestalt ausschließt. Man denke an das Gleichniß von dem Setzen über zehn und fünf Städte Ev. Luc. 19. Allein darin hatte Jovinian doch Recht, daß er in einer zahllosen Menge von Zeugnissen der heiligen Schrift die durchgängige Scheidung in zwei Klassen, Gerettete und Verlorne, nachwies, und daß er jenem Verdiensttreiben, welches Gott nach Recht ein Uebriges abgewinnen will, kräftig widersprach, überhaupt einen reineren Begriff des himmlischen Lohnes aufstellte. Das innere Leben selbst war ihm Lohn. Aehnlich wie der schon genannte Marcus behauptete er: Nicht aus Furcht vor Strafe noch um eine höhere Stufe des Verdienstes zu erwerben lebe ich gottgefällig, sondern weil ich die Seligkeit schon habe und das neue Leben nicht wieder verlieren will. Erinnert uns nicht dies alles auch ohne Wortübereinstimmung an die Kernlehren der Reformation von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, von dem kindlichen Gehorsam, von guten Werken, von der Seligkeit? Auch in einem andern Punkte näherte sich ihnen der mehr als elfhundert Jahre frühere Mönch. Je mehr er das Christenthum in seiner Innerlichkeit erkannte, um so befähigter mußte er sein, den Zeitgenossen durch geistigere Vorstellungen über das Wesen der Kirche voranzugehen. Zwar fand er vermöge seiner Richtung auf das praktische Glaubensleben des Einzelnen weniger Veranlassung, hierüber seine Gedanken weiter auszuführen, ähnlich wie Luther dies den Nachfolgern überließ. Jedoch findet sich folgende schöne Stelle mit Bezugnahme auf Ev. Joh. 17

V. 21: „Wie Ein Gott, Vater, Sohn und Geist, so auch Ein Volk der Gläubigen, als liebe Kinder theilhaft der göttlichen Natur. Braut, Schwester, Mutter, und welche andre Namen du aufstellst: es ist immer der einen Kirche Sammlung, welche nie ohne Bräutigam, Bruder, Kind ist; Einen Glauben hat sie, und wird durch Verschiedenheit der Lehrsätze nicht entweiht, noch durch Ketzereien verletzt; sie bleibt Jungfrau. Wohin das Lamm geht, folgt sie ihm nach. Sie allein kennt das Lied Christi." Ein andermal sagt er: „Wir wissen, daß die Kirche durch Hoffnung, Glaube, Liebe eine unbesiegliche und nicht zu erobernde ist; in ihr ist kein Unreiner, jeder wird von Gott gelehrt, mit Gewalt einbrechen oder mit List einschleichen kann Niemand." Erwähnt werden mag noch, daß Jovinian auch der damals bereits zur Geltung gekommenen Ansicht widersprochen zu haben scheint, daß Maria nicht nur, was zuzugeben sei, als Jungfrau empfangen, sondern auch als solche auf übernatürlichem Wege und nicht wie andere Weiber geboren habe.

Welch' ein Aufsehen, als Jovinian mit solchen der damaligen Kirche schon fremden und gehässigen Sätzen in Rom selbst auftrat! Nicht wenige fielen ihm zu. Jungfrauen, welche sich dem ledigen Stande zugesagt hatten, auch einige von gereifteren Jahren, traten in die Ehe. Jovinian selbst enthielt sich derselben zwar, jedoch unter ausdrücklicher Verwahrung, daß er nicht etwas Verdienstliches für die Zukunft sondern nur etwas Vorsichtiges für die gegenwärtige Zeit zu thun gemeint sei, indem er der Warnung des Apostel Paulus gemäß (I. Kor. 7, 28) sich mit den Beschwerden und Anfechtungen des zeitlichen Lebens verschonen wolle. Ueberhaupt benahm er sich nicht als stürmender Zelot. Am kirchlichen Gottesdienste nahm er fortdauernd Theil. Er wirkte durch das Wort ruhiger Ueberzeugung. Eben deshalb nannten ihn seine Gegner einen Wolf in Schafskleidern, klagten über den heimlich um sich fressenden Krebs und fanden hierin ein Zeichen, daß man es mit einem Antichrist zu thun habe. Wie groß die Zahl derer war, auf welche seine Beweisführungen Eindruck machten, darf man daraus schließen, daß Hieronymus gegen dieselben auf die Ehre der Minorität Anspruch erhob und dem Umsichgreifen der gefürchteten Grundsätze den Einwand entgegenstellte, Jovinian habe nicht sowohl Schüler gewonnen als Sünder aus dem Versteck hervorgelockt. Allerdings waren die Zügel der Hierarchie schon fest genug, um alle Priester

von Beistimmung, wenigstens von Beitritt, abzuhalten. Noch straffer zog sie der oben erwähnte Bischof Siricius, als er auf Antrieb einiger Eiferer im J. 390 eine Synode berief, welche den Jovinian nach Verdammung seiner Lehre und unter Verdächtigung seines sittlichen Charakters nebst acht Genossen aus der Kirchengemeinschaft stieß.. Er wendete sich nach Mailand, vielleicht in der Hoffnung, dort bei dem Kaiser Theodosius Schutz suchen zu können. Schnell fertigte Siricius drei Priester mit einem Schreiben an den Erzbischof Ambrosius ab, um diesen von allem Geschehenen in Kenntniß zu setzen und zu gleichem Verfahren aufzufordern. Sein Brief sprach so, wie es von einem Manne seiner Ansicht und Stellung zu erwarten war. Er warf z. B. dem Jovinian vor, keine Hoffnung der Zukunft zu haben. So mißdeutete er jene Abweisung der Lohnsucht. Er äußerte sich mit einer Bitterkeit, welche ganz erklärlich ist, wo nicht mit gutem Gewissen eine Grundlehre des Christenthums gegegen Ketzer sondern mit Selbstverblendung ein Irrthum gegen Wahrheitszeugen in Schutz genommen werden soll. „Oft sind", so schrieb er, „Ketzer aufgestanden; aber nie haben solche Hunde das Ganze der Kirche angebellt. Denn jene befeindeten nur einzelne Lehrsätze; aber mit der Enthaltsamkeit des Fastens und des Cölibates werden zugleich das alte und das neue Testament zerrissen." Ambrosius ging von gleicher Anschauungsweise aus auf gleiche Ausdrucksweise ein. Sein schriftlicher Bericht an den Siricius über die auch in Mailand geschehene Verurtheilung der schlimmen Leute, sich vornehmlich über Fasten und Cölibat verbreitend, nennt ihre Sätze ein wüstes Feldgeheul. Merkwürdig ist aber bei beiden Männern wie bei den nach ihnen auftretenden eine Spur des sich heimlich regenden Gewissens für unbefriedigte Wahrheit. Sie fühlen nämlich offenbar das Bedürfniß, sich gegen den beunruhigenden Vorwurf zu verwahren, daß sie die Ehe herabsetzen. Und doch thun sie es!

Noch mehr war dies der Fall bei einem kampfgeübten Fechter, den man nun gegen die gefährlichen Behauptungen in die Schranken rief. Mit reichster wenn auch nicht tiefster Gelehrsamkeit ausgerüstet, durch seine Kenntniß der heiligen Schrift in den Grundsprachen wohl verdient, für die Kirche aufrichtig eifernd, aber leidenschaftlich, mit schonungslosem oft flachem Witz um die Wahl seiner Waffen und um den nüchternen Bestand seiner Gründe wenig verlegen, war der berühmte Hieronymus völlig dazu ange-



than, Wahrheiten zu vertheidigen, welche man wahr wünschte. Er hielt sich damals im Morgenlande auf. Dorthin schickte man ihm die zwei in etwas schwerfälligem Stil geschriebenen Bücher Jovinians zur Widerlegung. Er verfaßte gegen dieselben i. J. 392 ein Werk ebenfalls in zwei Büchern. Für das Fasten und für den Cölibat entwickelte und bereicherte er die üblichen Beweise mehr gewandt als gründlich. Von der Unversuchlichkeit des Wiedergeborenen handelte er nur kurz. In Betreff des vierten Punktes aber, nämlich der gleichmäßigen durch keinen Verdienstlohn abgestuften Seligkeit für Alle, leitete er die versuchte Widerlegung durch das bemerkenswerthe Zugeständniß ein: Hier sei die Phalanx der von Jovinian aufgestellten Gründe aus heiliger Schrift so mächtig, daß, — und dies sei eben das Antichristische — durch sie auch die Auserwählten Gottes versucht werden könnten. Welch' ein Ruhm nun für Hieronymus, wenn er diese Schlachtordnung durchbrach, wie er sich schmeichelte! Aber um so schmerzlicher muß auffallen, daß die Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden und die selige Freude des Erlösten über seine Kindschaft bei dem durch Jesum versöhnten Vater ganz außer dem Gesichtskreise des Hieronymus zu liegen schien, als er seinen Sieg zu gewinnen meinte! Er würdigt sie keiner Erwähnung, und nennt die Gnade nur zum Zweck oder in Folge des Verdienstes. Das bloße „Seligwerden" behandelt er ziemlich lau als ein Geringeres. Mit nackten Worten sagt er: „Die Jungfrau leistet, was sie nicht schuldig war, das ist größer"; und ein andermal: „Nicht eher wird das verlorne Volk selig werden können, als nachdem es solche Opfer der Keuschheit Gotte dargebracht und das unbefleckte Lamm durch äußerst reine Opfer versöhnt hat." Also nicht Christus versöhnt uns durch sein Opfer, sondern wir ihn durch unsrige! O ihr unverständigen Galater! Ueberdies hat sich Hieronymus in gehässigen Uebertreibungen und witzelnden Verdrehungen hier selbst übertroffen. Er suchte den Jovinian auf jede Weise lächerlich zu machen. Den persönlich ihm Unbekannten beschrieb er als einen wohlgenährten Stutzer und Genießling, welchem kaum noch das Wort durch die feiste Kehle hindurch wolle. Er schämte sich sogar nicht, in Bezug auf das von Jenem angeführte Gleichniß Jesu von den Böcken und Schafen zu erwiedern: Wie glatt du dich auch rasirst, du bleibst doch ein Bock.

Ein betrübendes Zeichen von der schon damals eingetretenen

Verdunklung des Auges der Kirche für den Kern des Evangeliums, und folglich ein Zeugniß für die Berechtigung eines Jovinian, erkennen wir darin, daß nicht jene Verletzung christlicher Grundwahrheiten es war, welche dem Hieronymus Tadel zuzog. Allerdings aber regte sich in der abendländischen Kirche noch soviel Gewissen, daß man nicht nur an seiner diesmal besonders widerwärtigen Kampfesweise, sondern auch an seiner herabwürdigenden Behandlung der Ehe vielfach ein Aergerniß nahm. Man sagte: Also dem Jovinian hat man nicht mit Lob sondern nur mit Tadel der Ehe antworten können? Des Hieronymus Freunde Domnio und Pammachius benachrichtigten ihn davon. Letzterer kaufte sogar eine möglichst große Zahl der schon verbreiteten Abschriften seines Werkes auf, um dem Verfasser eine Verbesserung der Uebereilungen zu ermöglichen. Hieronymus blieb hartnäckig.

Um die Gemüther zu beruhigen und die Ehe in ihrem Rechte erkennen zu lassen, schrieb nun der edle Augustinus, Bischof von Hippo in Africa, seine schönen Bücher von dem Gut der Ehe und von der heiligen Jungfrauschaft, in denen er zwar dem Jovinian gegenüber an den von ihm bestrittenen Irrthümern seiner Zeit festhält, jedoch ihn selbst und die Sache nicht nur mit Würde und gottseligem Ernst behandelt, sondern auch viel Tiefes und wahrhaft Evangelisches über das christlich sittliche Glaubensleben vorträgt. In mehreren Stellen widerspricht er, ohne freilich den Namen zu nennen, unverkennbar dem Hieronymus. Auf das Eindringlichste ermahnt er die Jungfrauen zu reiner Demuth. Mit hohem Ernste verwirft er alle bloß äußerliche Ascese ohne Herzensbesserung. Auf eine göttliche Gesinnung legt er, wie Jovinian, alles Gewicht.

Ob und welchen mündlichen oder schriftlichen Antheil der Verurtheilte ferner an dem Streite nehmen durfte, oder wie es ihm überhaupt ergangen sei, wissen wir nicht. Ebenso unbekannt sind uns Ort und Umstände] seines Todes; nur daß er wahrscheinlich noch vor dem Jahre 406 gestorben ist. — Wir freuen uns, daß neben Augustinus, dem gefeierten Lehrer mancher Wahrheiten, für welche die Reformation ihn gegen Rom als Zeugen aufrufen durfte, es nicht an einem andern wenngleich verstoßenen Fürsprecher auch derjenigen gekränkten Rechte des christlichen Lebens gefehlt hat, welche sogar von jenem tiefschauenden Geiste nicht mehr erkannt wurden. Jovinians Stimme blieb in der Wüste.

Seine Anhänger verloren sich bald. Am spätesten verschwinden ihre Spuren in Gallien, dem künftigen Heerde des albigensischen Feuers. K. Heintz in Rom †.

---

126. Leo der Große, Bischof von Rom, und das vierte allgemeine Concil in Chalcedon.

11. April.

Wenn die Kinder Gottes die Kinder der Welt zu Weibern nehmen (1 Mos. 6) und Kinder zeugen, so werden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute. Eine solcher Gewalten ist das Papstthum, und unter seinen Baumeistern einer der grundlegendsten Leo der Große. Dennoch geben wir ihm eine Stelle unter einer Schaar evangelischer Männer. Sein päpstlicher Irrthum, von der Vergangenheit ihm fast aufgenöthigt, hat in der Zukunft Früchte getragen, vor denen er selbst wohl erschrocken wäre. Aber in der Gegenwart bediente er sich seines überschätzten Amtes zur ernsten Pflege des Leibes Jesu auf Erden sowohl in Sachen des geistlichen Regiments als auch in Wahrung des Kleinods evangelischer Lehre.

Er wurde gegen Ende des vierten Jahrhunderts im Herzen Italiens, man weiß nicht mit Sicherheit ob in Rom oder im südlichen Toskana, geboren. Seine Kindheit sah vielleicht noch die Tage des heiligen Ambrosius, der die Mailändische Kirche gottselig regierte und den Jähzorn des Kaiser Theodosius furchtlos unter seine geistliche Zucht beugte. Leo's jüngere Mannsjahre aber hatten den tiefen und gewaltigen Kirchenlehrer Augustinus so wie den streitfertigen Mönch und gelehrten Bibelforscher Hieronymus zu Zeitgenossen. Früh wurde man auf den kräftigen, klugen und der Kirche eifrig dienenden Mann aufmerksam. Läßt sich auch nicht nachweisen, daß eben er der Akoluth Leo gewesen sei, welcher 418 mit Ueberbringung eines Schreibens an den Bischof Aurelius von Karthago betraut wurde, so wissen wir doch mit Sicherheit, daß er schon um das Jahr 430 unter dem Papst Cölestinus in großem Ansehen stand. Denn nicht nur im Abendlande widmete ihm der Priester Johannes Cassianus sein Buch über die Menschwerdung Christi, zu dessen Abfassung ihn Leo selbst ermuntert hatte, sondern sogar von Aegypten her wendete sich der Patriarch Cyrillus von

Alexandrien an den geachteten Archidiakonus, um durch ihn des Papstes Unterstützung für gewisse kirchliche Ordnungen und Rechte zu gewinnen. Beide Umstände scheinen Leo's spätere Bedeutung im Vorspiel zu zeichnen. Denn Hauptwerk seines Lebens wurde einerseits die Feststellung der Lehre von der Person Christi und andererseits die Regelung des kirchlichen Regiments.

Leo war soeben als Friedensstifter zwischen zwei römischen Feldherren in Gallien beschäftigt, als ihn die Nachricht von seiner Wahl zum römischen Bischof erreichte. Sixtus III., dem er kurz vorher im Widerstande gegen Julianus von Eklanum, einen Hauptverbreiter der pelagianischen Irrlehre, seine Hülfe gegeben hatte, war am 11. August 440 gestorben. Leo eilte in die Hauptstadt und wurde im September zum Bischof geweiht. „Muß ich auch zittern um des Verdienstes willen", sagte er in einer Predigt am Jahrestage seiner Einsetzung, „so darf mein Glaube doch froh sein um der Gnadengabe willen; denn eben der, welcher mir die Last des Amtes auflegt, hilft mir desselben walten." Ferner: „Alles was ich in meinem Amte recht thue, thut Christus." Und an einer anderen Stelle: „Der Blick auf meine Schwachheit und auf die Größe des Amtes erschreckt mich; dennoch verzage und weiche ich nicht, weil ich nicht auf mich sondern auf den, der in mir wirkt, meine Zuversicht setze." Bald entwickelte Leo eine unermüdliche Thätigkeit für das Wohl der Kirche. Er sorgte für Beseitigung pelagianischer Lehrer, welche die Gemeinden in und um Aquileja verwirrten; deckte den Wahn und die Greuel der Manichäer in Rom auf; stritt nicht ohne Härte gegen die schwärmerischen Priscillianisten in Spanien; stellte im Verein mit sicilischen und ägyptischen Bischöfen, denen er nachgab, zweifelhaft gewordene Osterdaten fest; übte mit Sorgfalt durch den Bischof von Thessalonich als seinen Vicar eine römische Oberaufsicht über Illyrien, welche schon das vorige Jahrhundert anerkannt hatte; ordnete die Verhältnisse der afrikanischen Kirche, als die arianischen Vandalen einbrachen; und griff überall bittend, mahnend, strafend, befehlend ein. Dies that vielfach noth. Es war eine verworrene, gefährliche Zeit. Die Bande des römischen Reiches lockerten sich durch innere Schäden und äußere Bedrängnisse. Weil aber seit Constantin das Regiment und die sichtbare Seite der Kirche überhaupt allzu eng in den Staat gebunden war, so führte die politische Krise auch kirchliche Unordnungen mit sich. Es war gut, daß eine kräftige Hand das

Ruder hielt. Leo vertrat die hohe Aufgabe des geistlichen Amtes oft gegen die Unwürdigkeit seiner Träger. Er verbot den Metropoliten, Bischöfe und Priester dem Volke wider Willen aufzudrängen; den Bischöfen, sich gegenseitig die Geistlichen abspenstig zu machen; den Priestern Verschleuderungen des Kirchengutes geschehen zu lassen; allen, ihre Gewalt in herrischem Sinne zu üben. „Die Unsträflichkeit der Vorstehenden ist das Heil der Untergebenen", schreibt er; und „der Leib der Kirche muß heilsam wachsen, wenn die leitenden Glieder sowohl durch Kraft in Autorität als durch sanfte Ruhe im Walten sich auszeichnen." Den Trotzigen soll mit Festigkeit begegnet, den Reuigen Güte erwiesen, aber auch mancher Strauchelnde durch Milde aufgerichtet werden. Jedoch ist leider nicht zu leugnen, daß in letzterer Beziehung Leo selbst von seinem Kraftgefühle oft und von einem sogleich zu erörternden Irrthume fast beständig zu fehlen versucht wurde. Bald mischte er sich ein, wo er offenbar in ein fremdes Amt griff, bald übte er das seinige mit zu anmaßendem Tone. Besonders weit ging er in beiderlei Unrecht gegen den frommen, mit Ernst und Eifer seines Sprengels wartenden Erzbischof Hilarius von Arles. Dieser hatte in Uebereinstimmung mit seiner Synode und gemäß kirchlich gültigen Regeln einen Bischof Celidonius vom Amte gesetzt, welcher sich nun an den römischen Bischof wendete, ihn für seine Sache gewann und ihn sogar bewog, auf einer Synode das Absetzungsurtheil seines rechtmäßigen Metropoliten umzustoßen. Als Hilarius sich dem Eingreifen der Römer nicht fügen wollte, sprach ihm Leo seine Oberaufsichtswürde ab. Auch seinem Nachfolger gab er sie nicht vollständig wieder, sondern ließ ihn dieselbe mit dem Bischof von Vienne theilen. Der schwache Kaiser Valentinian III. mußte seinen leidenschaftlichen Uebergriff durch ein Gesetz bestätigen.

Dieser und ähnlichen Anmaßungen lag die Vorstellung zu Grunde, welche Leo über die eigenthümliche Würde des römischen Bischofs hegte und weiter ausbildete.

Unter den Metropoliten, d. h. den Bischöfen der Hauptstädte, welche über die der Provinzialorte schon seit längerer Zeit eine gewisse Oberaufsicht übten, ragten drei vermöge des theils politischen, theils apostolischen Ansehens ihrer Sitze besonders hervor. Es waren die von Rom, Antiochia und Alexandria, deren höhere Würde man durch den Namen der Patriarchen zu bezeichnen anfing. Nun kamen verschiedene Umstände zusammen, um dem Erst-

genannten ein ganz ausgezeichnetes Gewicht zu geben. Er thronte in der alten Hauptstadt des Reiches. Nicht bloß der Glanz ihrer Macht fiel auf seinen Stuhl; auch der Empfang bürgerlicher, sittlicher und intellectueller Cultur hatte das Abendland an geistige Abhängigkeit von Rom gewöhnt, während kein ähnliches Verhältniß den Patriarchen des Orients zu gute kam. Nachdem der kaiserliche Hof sich von Italien zurückgezogen und Byzanz zu Constantinopel gemacht hatte, konnte er das Wachsthum des römischen Bisthums nicht mehr verdunkeln und beengen. Während Antiochia und Alexandria sich untereinander und mit manchen wenn auch nicht ebenbürtigen Nebenbuhlern die Wage hielten, behauptete Rom in der westlichen Hälfte der Mittelmeerländer allein seinen Platz. Diese Gipfelstellung hatte es aber auch auf kirchlicherem Boden. Es konnte, dem dogmatisch ärmeren und gesetzmäßigeren Geiste des Abendlandes gegenüber, eine ruhigere Würde bewahren, als die von den Wellen theologischen Streites unablässig aufgeregten Griechen, Asiaten und Aegypter. Es wurde eben deshalb von den Parteien derselben öfter zum Schiedsgerichte aufgefordert. Es war endlich — und hierin sammelte sich seine größte Kraft — die vorzugsweise apostolische Gemeinde jenes Gebietes, von uraltem Ruf, geehrt als Märtyrerstätte der großen Kirchensäulen, des Petrus und Paulus, getränkt mit dem Blute namhafter und unzähliger Zeugen des Herrn, Bewahrerin ihrer Gebeine in den endlosen Reichen der Katakomben. Auch ohne es zu wollen und zu wissen, mußte der Bischof von Rom an die Spitze treten.

Aber er wollte es, und er meinte göttlichen Grund zu wissen; je göttlicheren, um so mehr jene weltlichere Herleitung verschmähenden. Die Kirchengeschichte jener Zeit weist eine starke Veräußerlichung aller christlichen Dinge nach, folglich auch der Kirche selbst, zumal ihrer Einheit. Dieses Grundübel gab der unbefangen gefahrdrohenden Praxis bald eine befangen gefahrbringende Theorie. Leo ist ihr entschiedener Vertreter und Förderer. Der Bischof von Rom sollte Nachfolger und Stellvertreter des heiligen Petrus sein, dieser aber das Haupt der Apostel, der Empfänger der Schlüssel für sie, und als solcher der Repräsentant derjenigen Einheit, in welcher die Kirche mit Christo zusammenhängt. Wie sich Petrus zu den übrigen Aposteln verhält, so der Erbe seines Bisthums zu den anderen Hirten. Vor und über ihnen allen gilt jenem das „Weide meine Schafe." Das hohe Ansehen der beiden anderen

Patriarchen wußte Leo ebenfalls auf Petrus zurückzuführen; das des syrischen nämlich, insofern einst auch Antiochia der Sitz eben jenes Apostels war; das des ägyptischen, weil die Gründung der Kirche von Alexandrien seinem Schüler Marcus zugeschrieben wurde. Bei Gelegenheit einer beizulegenden Meinungsverschiedenheit sprach daher Leo gegen den alexandrinischen Collegen ermahnend die Zuversicht aus, derselbe werde sich mit Rom in Uebereinstimmung setzen, weil der Geist des Schülers mit dem des Meisters aus Einer Gnadenquelle schöpfte und jener also nur überliefern konnte, was er von diesem empfing. Als aber der Bischof von Constantinopel durch das Concil von Chalkedon, von welchem wir sogleich mehr zu sagen haben werden, den übrigen Patriarchen wenn nicht an Autorität, so doch an Rang gleichgestellt werden und das zweite Ehrenrecht neben Rom haben sollte, mit Berufung darauf, daß sein Sitz die Residenz sei; so that Leo den unversöhnlichsten Einspruch. Die sich selbst aufstachelnde Entrüstung, mit welcher er weniger jener Thatsache als dieser Begründung sich widersetzte, fühlte wohl einen wunden Fleck des Systems berührt, und der rhetorische Apparat, mit welchem er in vielen Reden und Briefen die kirchliche Seite seiner Ansprüche schmückte, verräth das Bedürfniß, eine politische Seite ihrer Entstehung vor sich selbst zu verdecken. Insofern hatte er Unrecht in der Behauptung, er streite mehr für seine beeinträchtigten Amtsgenossen als für sich selbst. Aber es war nur folgerichtig, wenn er, und zwar nicht im Schwunge einer Rede, sondern in der gelassenen Bestimmung eines Briefes, den Ausspruch that: „Wer dem Apostel Petrus die Hauptschaft weigert, kann zwar ihm die Würde nicht schmälern, sich selbst aber stürzt der von Hochmuth Aufgeblasene in die Hölle hinab."

Wir haben den kräftigen Mann kräftigen Irrthümern verfallen und im Eifer mit Unverstand eine grundstürzende Verbildung der Kirche in ihren Anfängen befestigen sehen. Folgen wir ihm jetzt zu dem erfreulicheren zweiten Werke, welches ihm für die Geschichte der Kirche seine Bedeutung giebt. Handelte es sich dort um das Regiment derselben, so hier um ihre Lehre.

In Speculationen über die göttlichen Wesensverhältnisse der Dreieinigkeit sich zu ergehen war besonders die orientalische Christenheit aufgelegt. Was der Mensch ohne oder durch Gnade vor Gott sei und könne, wurde gegen die Pelagianer im praktischeren

Abendlande festgestellt. Um den Mittelpunkt beider und aller christlichen Lehren, nämlich die von dem Gottmenschen Jesus Christus, zu einem durchgreifenden Abschlusse zu bringen, mußten Ost und West zusammenwirken. Aber die Anregung dazu ging vom Morgenlande aus. Hier hatten sich Scharfsinn und anbetende Versenkung den Bund der beiden Naturen in Christo zu begreifen gemüht. Als des Nestorius zu schroffe und unlebendige Trennung beider zurückgewiesen war, drohte die entgegengesetzte Gefahr, daß die menschliche Seite des Heilandes, ganz in die göttliche aufgegangen, der christlichen Betrachtung fast in einen Schein verschwand. Weniger mit klarem Bewußtsein als in Einseitigkeit des Gefühls war diesem Fehler der Abt Eutyches in Konstantinopel anheimgefallen. Seine Lehre beeinträchtigte die Wahrheit der Fleischwerdung des Wortes. Nach fruchtlosen Vermittelungsversuchen sprach sein Patriarch Flavianus auf einer Stadtsynode über seine Lehre das Verdammungsurtheil, und sagte ihm die Kirchengemeinschaft auf. Aber Hofparteien mischten sich ein. Die mächtigere, an ihrer Spitze die Kaiserin Eudokia, trat gegen Flavianus in die Schranken, welchen des Kaisers Schwester Pulcheria schützte. Letztere mußte aus der Hauptstadt weichen, und der Kaiser Theodosius II. berief nun ein vorgeblich allgemeines Concil, welches im August 449 in Ephesus gehalten wurde. Hier führte der dem Eutyches geneigte, sehr ungeistlich hochfahrende und ränkefertige Patriarch Dioskurus von Alexandrien den Vorsitz. Mit Beiseitsetzung aller Würde und Gerechtigkeit, und ohne daß man der Gegenmeinung auch nur das Wort gönnte, wurde unter Geschrei und Gewaltthaten Flavianus' Urtheil umgestoßen, er selbst abgesetzt, Eutyches für rechtgläubig erklärt. Schon vorher hatten sich aber beide an Leo gewendet; zuerst Eutyches, ihn durch halben und schiefen Bericht für sich einnehmend, sodann Flavianus mit Einsendung der Acten des konstantinopolitanischen Concils. Leo antwortete dem Letzteren gutheißend in einem berühmten vom 13. Juni 449 datirten Briefe, welcher die Lehre von der Vereinigung zweier Naturen in Christo mit römischer Entschlossenheit und Schärfe bündig aussprach, seine Uebereinstimmung mit der bisher geltenden Kirchenlehre und der heiligen Schrift behauptend und nachweisend. Dies Schreiben sollte zu Ephesus durch Leo's Gesandten vorgelegt und als klare Entscheidung des Streites anerkannt werden. Aber Dioskurus, ohne die Verlesung ausdrücklich zu weigern, hintertrieb sie künstlich.

Kaum entgingen die römischen Boten, welche kühn gegen die wüthende Majorität protestirten und Flavianus' Appellation annahmen, den Nachstellungen des siegstrunkenen Feindes. Auf Umwegen erreichten sie die Heimath und hinterbrachten die schmähliche Kunde ihrem entrüsteten Bischof. Dieser schrieb an den Kaiser und beklagte sich mit Ehrerbietung aber ernst und offenherzig über Verfahren und Beschluß jener Versammlung, welche von ihm den seither kirchengeschichtlichen Namen der Räubersynode empfing. Auch der abendländische Kaiser Valentinian III., seine Mutter Galla Placida und seine Gemahlin Eudoxia, Theodosius Tochter, mußten dem gewaltigen Manne zu gefallen in gleichem Sinne an den Beschützer der Irrlehre schreiben. Theodosius antwortete ablehnend; es sei alles in ordentlicher Weise zugegangen, der Schuldige getroffen, die Kirche nun in Frieden. Aber ein Thronwechsel im nächsten Jahre änderte die Lage der Dinge. Der neue Kaiser des Morgenlandes, Marcianus, hob die Partei des inzwischen gestorbenen Flavianus, und setzte sich mit Leo in Verbindung. Auf der allgemeinen Kirchenversammlung, welche Jener 451 nach Chalkedon ausschrieb und Dieser wieder durch Legaten beschickte, wurden alle Beschlüsse der Räubersynode rückgängig gemacht, Dioskurus mit mehreren seiner Anhänger abgesetzt, und Leo's Brief an Flavianus als richtige Fassung und Norm der Lehre unterschrieben. Als solche blieb diese Schrift seither in der römischen Kirche gültig, wurde oft in der Adventzeit vorgelesen und diente als ein Bestandtheil manches Glaubensbekenntnisses. In sechs Kapiteln behandelt sie die Lehre von der in Jesu geeinigten Gottheit und Menschheit, deren jede doch ihre Eigenthümlichkeit bewahrt habe. Es heißt z. B. „In die Niedrigkeiten dieser Welt tritt der Sohn Gottes ein, indem er, der vom himmlischen Throne herabsteigt und doch aus der väterlichen Herrlichkeit nicht hinaustritt, in einem neuen Stande durch eine neue Geburt erzeugt wird. In einem neuen Stande: weil der in dem Seinigen Unsichtbare in dem Unsrigen sichtbar wurde, der Unfaßbare erfaßt werden wollte, der vor aller Zeit Bleibende aus der Zeit zu sein anfing, der Herr des Alls mit Ueberschattung seiner unendlichen Majestät Knechtsgestalt annahm, der leidenlose Gott ein Leidensmensch zu sein und der Unsterbliche den Gesetzen des Todes zu unterliegen nicht verschmähte. Und durch eine neue Geburt erzeugt: weil die unverletzte Jungfrauschaft von der Begierde unberührt das Gebilde des Fleisches

darbot. Aus der Mutter des Herrn kam die Natur, nicht die Schuld. In dem aus dem Schooße der Jungfrau gebornen Herrn Jesu Christo war nicht weil die Entstehung wunderbar deshalb die Natur uns ungleich. Denn eben er, welcher der wahre Gott ist, ist auch der wahre Mensch, und in dieser Einigung ist keine Lüge, indem wechselseitig sowohl die Niedrigkeit dem Menschen als die Höhe der Gottheit zukommt. Denn gleichwie Gott sich nicht wandelt durch die Erbarmung, so wird der Mensch nicht verzehrt durch die Erhabenheit. Denn beiderlei Gestalt thut bei Gemeinschaft der andern was ihr eigen ist, daß WOrt nämlich wirket was des WOrtes und das Fleisch richtet aus was des Fleisches ist. Das eine von diesen strahlt in Wundern, das andere unterliegt der Schmach. Und sowie das WOrt aus der Gleichheit der göttlichen Herrlichkeit nicht weicht, so verlässet das Fleisch nicht die Natur unsers Geschlechtes. Denn einer und derselbe, dies kann nicht oft genug gesagt werden, ist wahrhaft Gottes Sohn und wahrhaft des Menschen Sohn." Hierauf folgen viele Stellen der heiligen Schrift, welche in Ereignissen und Worten die Wahrheit, die Zweiheit und die Einigung der beiden Naturen in Jesu nachweisen.

Was aber diesen und ähnlichen Auseinandersetzungen in den Schriften Leo's ihren evangelischen Werth giebt, ist der enge Bezug, in den er sie auf die Erlösung der Menschen setzte. Er beschrieb die gottmenschliche Person des Heilandes immer um seines gottmenschlichen Heilswerkes willen. „Der Sieg des triumphirenden Christus würde uns nichts nützen, wenn er außerhalb unsrer Natur errungen wäre", schrieb Leo einmal an Pulcheria, und sagte in einer Weihnachtspredigt: „Um die schmähliche Verblendung und Knechtschaft, zu welcher die Seele dem Uebermuthe des Teufels gefangen war, aufzuheben, genügte nicht eine Lehre des Gesetzes, noch konnte unsre Natur durch bloße prophetische Ermahnungen wiederhergestellt werden; sondern zu den sittlichen Belehrungen mußte eine Wirklichkeit der Erlösung hinzukommen, und die von Anbeginn verderbte Geburt durch einen neuen Anfang wiedergeboren werden." Demgemäß pflegte Leo auch bei Nennung des Namens Glaube durch die Kirchenlehre hindurch den Gedanken auf den lebendigen Erlöser selbst zu lenken, an dessen Ganzheit er um unsrer Gnadengerechtigkeit willen nichts missen wollte. Ueberhaupt bewegten sich die meisten seiner Predigten ernstlich um die

Person des Heilandes, weniger in inniger Versenkung und beschaulicher Wärme als in verständiger Zerlegung und rednerischer Dringlichkeit, wie dies dem geistigen Zuschnitte und der Lebensaufgabe des Mannes entsprach. Selbstverständlich aber ist, daß die Lehre über den rechtfertigenden Glauben bei einem Römer des fünften Jahrhunderts anstatt der Klarheit und Bestimmtheit, zu welcher sie sich in dem Allein der Reformation wieder durchkämpfte, schon manche Beimischung von dem bereits unbehüteten, später alles durchgährenden Sauerteige der Selbstgerechtigkeit und des Werkverdienstes in sich trug.

Leo's Walten in den übrigen Jahren bis zu seinem 461 eingetretenen Tode folgte den bereits angegebenen Grundzügen. Manche Unordnung im Orient, besonders in Palästina und Aegypten, half er unter starker Betonung seiner angemaßten Oberbischöflichkeit beilegen. Gelehrte Schriften hat er nicht hinterlassen; eine ihm zugeschriebene Abhandlung über die Berufung der Heiden, eine andre, an die Demetrias gerichtete, über die Demuth, endlich eine liturgische, eine dogmatische und eine kirchengesetzliche Arbeit von geringerem inneren Werthe als die beiden erstgenannten, gehören anderen Verfassern zu. Dagegen lesen wir noch 96 Predigten Leo's, welche in vielen rhetorischen Gegensätzen stylisirt aber bibel- und menschenkundig auf reinen Glauben und heiligen Ernst im Wandel dringen. Nicht minder inhaltreich sind die uns noch aufbewahrten 143 Briefe, welche die bisher erwähnten Gegenstände christlicher Lehre und kirchlicher Leitung und Zucht besprechen.

Jedoch es verdienen noch zwei politische Ereignisse berührt zu werden, welche Italien erschütternd und den weströmischen Kaiserthron mit Untergang bedrohend dem rastlos thätigen Kirchenfürsten zu wohlthätiger Anwendung seiner amtlichen und persönlichen Kraft Gelegenheit boten. Der wilde Hunnenkönig Attila, die länderverwüstende Gottesgeißel, hatte zwar im Jahre der chalkedonischen Synode auf den Feldern bei Chalons eine Niederlage erlitten, war jedoch nicht unkräftig gemacht. Bald wieder ermuthigt brach er 452 über die Alpen herein, nahm die oberitalienischen Städte zur Beute und sah den Weg nach Rom offen. Aber manche Bedenken, deren Darlegung nicht hieher gehört, stellten sich seinem Vorrücken entgegen, und ließen es einer römischen Gesandtschaft gelingen, den gefürchteten Heiden zum Abzuge zu bewegen. Bei derselben befand sich auch Leo. Es konnte nicht

fehlen, daß ein Mann wie er in den Vordergrund trat. Obwohl er selbst in seinen Briefen und Reden von dieser Begebenheit keine Erwähnung thut, so hat doch die dankbare Legende nicht nur das ganze Verdienst des Erfolges auf seine Person gehäuft, sondern ihm sogar eine Erscheinung des heiligen Petrus, wohl auch des Paulus, beigesellt. In dieser Fassung hat die Meisterhand Raphaels den rettenden Vorgang auf einer Wand der vaticanischen Säle dargestellt.

Aber nicht mehr abwehren sondern nur lindern konnte der römische Hirt, als ein nicht minder schrecklicher obwohl getaufter Barbar unsägliches Elend über die entkräftete Hauptstadt brachte. Der Vandalenkönig Giserich, wahrscheinlich von der Rache der Eudoxia wider den Mörder und Nachfolger des Kaisers und Gemahls 455 nach Italien gerufen, drang ohne Mühe in Rom ein. Nur Brand und Mord vermochte der für seine Heerde einstehende Bischof abzulenken, als er dem arianischen Ketzer flehend vor das Thor entgegenging; eine vierzehntägige wüste Plünderung blieb den schon geschmälerten Herrlichkeiten der Weltstadt nicht erspart. Kunstschätze, edle Metalle, auch Tausende von Gefangenen, unter ihnen die Kaiserin selbst mit ihren Töchtern, wurden von dannen geführt. Leo hielt bald darauf eine eindringliche Bußpredigt, in welcher er klagte, daß nicht einmal diese ernste Züchtigung Gottes die Christen aus den Banden des lauen Weltsinnes reiße. Aber wie seine eine Hand die Ruthe, so trug die andre den Balsam. Er that persönlich, was er vermochte, um dem Elende und den in seinem Gefolge auftretenden Zerrüttungen zu steuern, trieb auch die Magistrate dazu an. Viel bemühte er sich um Wiederherstellung und Ausstattung der Kirchen. Auf seine Anregung baute die jungfräuliche Matrone Demetrias aus dem berühmten Anicischen Geschlechte drei Millien vor der Porta Latina dem heiligen Stephanus eine schöne noch zu Karls des Großen Zeit gern besuchte und jüngst in ihren Gründen wieder aufgegrabene Basilika, Leo selbst dem Märtyrer Cornelius eine kleinere bei den Katakomben der appischen Straße. Die drei Hauptbasiliken St. Pauli vor dem Thor nach Ostia, St. Petri auf dem vaticanischen und St. Johannis des Täufers auf dem lateranischen Hügel versorgte er mit mancherlei Schmuck. Noch heutiges Tages prangt in der erstgenannten, von ihrer Feuersbrunst des Jahres 1823 verschont, auf dem Triumphbogen zwischen Mittel- und Querschiff ein großes

Mosaikbild, welches laut Inschrift von der Kaiserin Placidia unter Leo's Beirath gestiftet wurde. Es zeigt zwischen den Sinnbildern der Evangelisten das hochernste Brustbild des himmlischen Königs, welchem die vier und zwanzig Aeltesten nahen, ein jeder seine Krone niederzulegen bereit. Eben dasselbe zu thun war, ungeachtet merklichen Antheiles an der Kirchensünde seiner Zeit, die ernste Meinung Leo's, dieses großen Regierers und thätigsten Christen unter dem damaligen Geschlechte. K. Heintz in Rom †.

2. Mütter von Kirchenlehrern.

127. Nonna.

7. August.

Das Christenthum verlangt den ganzen Menschen und bietet sich der ganzen Menschheit als Heils- und Lebensquelle dar. Hierin bleibt es für Alle und zu allen Zeiten sich selbst vollkommen gleich. Doch aber tritt es nach dem unerschöpflichen Reichthum seines innern Wesens auch wieder in ein besonderes Verhältniß zu verschiedenen Zeitaltern, Völkern, Geschlechtern und Personen, je nach deren eigenthümlicher Art und vorwaltendem Bedürfniß. Ein lebendiges Vorbild hiervon ist uns der große Apostel der Völker: er hatte für alle nur ein Evangelium, das von Christo dem Gekreuzigten, den Juden ein Aergerniß den Heiden eine Thorheit; dennoch ist er in seiner evangelischen Liebe und Weisheit den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide geworden.

Ein ganz besonderes, ebenso schönes und zartes, als tiefergreifendes Verhältniß besteht zwischen dem Christenthum und der Frauenwelt. Und zwar ist dieses Verhältniß nach beiden Seiten hin von großer Wichtigkeit, ebenso für das weibliche Geschlecht wie für das Christenthum selbst. Dürfte man auf diesem Gebiete von menschlichem Verdienst sprechen, so würde man sagen müssen, daß sich nicht nur das Christenthum um die Frauen das höchste Verdienst erworben, sondern daß auch diese sich um das Christenthum verdient gemacht.

Wenn das Christenthum sich überhaupt als weltumwandelnde göttliche Kraft bewährt hat, so hat es als solche sich wieder in ganz besonderer Art bethätigt zum Heil und Frommen des weiblichen Geschlechts. Das Christenthum erst hat die volle Werthschätzung jeder unsterblichen, zur Ebenbildlichkeit und Gemeinschaft Gottes geschaffenen Seele in die Welt gebracht, und eben damit, ohne das naturgemäße Verhältniß der Unterordnung zu zerstören, das Weib in seiner unvergänglichen Würde an die Seite des Mannes gestellt,

in reiner, göttlich geweihter Liebe ihm verbunden. Das Christenthum erst hat die Familie im höchsten Sinne begründet als Haus und Tempel Gottes im Kleinen, als den ersten ursprünglichsten Feuerheerd alles höheren Lebens, aller Frömmigkeit und Sitte, in dessen Bereich alle Angehörigen zubereitet werden sollen zu jeglichem Guten, Großen und Schönen in der größeren Lebensgemeinschaft, und hat der Frau, vornehmlich aber der Mutter die herrliche Bestimmung gegeben, die Pflegerin des heiligen Feuers, die belebende und erwärmende Seele in diesem Kreise zu sein. Das Christenthum endlich hat auch außer dem Hause den Frauen erst ihren wahrhaft gottgefälligen Wirkungskreis angewiesen, das große, unermeßliche Feld der Werke helfender Liebe, und ihnen eben damit sowohl die schönste innere Befriedigung verheißen, als das königliche Siegel seiner eigenen Huld und Schönheit auf die Stirn gedrückt. Mit einem Wort: das Christenthum erst hat das Weib in seiner ächten unvertilgbaren Hoheit geschaffen, in der Hoheit des Glaubens und der Demuth, in der Würde, die aus der Freudigkeit der Aufopferung und aus dem still wirkenden Geiste erbarmender und dienender Liebe entspringt, als die in gleicher Weise zum Höchsten und Ewigen bestimmte Genossin des Mannes und als die Seele der Familie, die ein Tempel Gottes für sich selbst und ein Grundstein des Reiches Gottes im Großen sein soll.

Hinwiederum hat auch das Christenthum in seiner zeitlichen Erscheinung den Frauen vieles zu verdanken, von jenen biblischen Frauen an, die den Herrn glaubend und liebend umgaben, bis auf eine Elisabeth Frey herab, die in seinem Geiste die Gefangenen besuchte und allen Mühseligen Hülfe brachte. Was schon in früher Zeit das Christenthum auch seinen Feinden ehrwürdig machte und ihm viele seiner Siege verschaffte, die Bewährung einer bis dahin unerhörten Bruderliebe, die aufopfernde Fürsorge für Arme, Kranke und Unglückliche aller Art, die Gastfreundschaft gegen Lebende und die Theilnahme selbst für Verstorbene, wurde vornehmlich von Frauen geübt; und was zu allen Zeiten dem Christenthum Bahn brach in die Familie und, indem es ihm hier seine recht heimische Stätte bereitete, das beste Lebensfundament für die Kirche und das ganze menschliche Gemeinwesen legte, auch das ist einem guten Theile nach auf die Frauen zurückzuführen. Durch Frauen am meisten ist das Christenthum in seiner Milde und Innigkeit, in seinem stillen gottseligen Sinn, in seiner duldenden Kraft und in

seiner opfernden Liebe verherrlicht worden; durch sie sind vielfach die Männer gewonnen, die Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn herangezogen, durch sie die ersten, nicht mehr zu zerstörenden Keime der Frömmigkeit in die Seele von Söhnen gelegt worden, die nachmals als weitleuchtende und tiefwirkende Kirchenlehrer oder als Lebensführer in der christlichen Gemeinschaft auftraten.

Der letztere Punkt ist ganz besonders wichtig und einen Fall dieser Art haben wir in einem leuchtenden Muster vor uns. Unter den Frauen des christlichen Alterthums, die, obwohl bescheiden im häuslichen Kreise verbleibend, doch durch ihre Söhne weit hinauswirken durften auf das Ganze der Kirche, haben sich vornehmlich drei dem gesegneten Andenken der Christenheit empfohlen: Anthusa, die Mutter des Johannes Chrysostomus,[1] Monica, die Mutter des Augustinus,[2] und diejenige, der wir diese Blätter widmen, Nonna, die Mutter des Gregorius von Nazianz. Durch diesen Sohn Gregorius, einen der vorzüglichsten griechischen Kirchenlehrer im vierten Jahrhundert, wegen eifriger und erfolgreicher Vertheidigung der Lehre von der Gottheit Christi mit dem Beinamen des „Theologen" beehrt,[3] ist auch der Name der Mutter in der Kirche berühmt geworden. Aber es ist nicht bloß um dieses Lichtes willen, welches von dem Sohn auf die Mutter zurückfällt, weßhalb wir uns hier ihr Bild vorhalten; sondern es geschieht um ihrer selbst willen, weil sie uns, wie nicht viele andere, das schöne Verhältniß zwischen dem Christenthum und der Frauenwelt in ihrer Person anschaulich macht, weil sie, selbst durch das Christenthum wiedergeboren und neubeseelt, der erneuernde und belebende Mittelpunkt einer christlichen Familie wurde, deren Gliedern sich ihr Geist durch stillen Einfluß mittheilte und in deren Schooße auch ihr Sohn Gregorius allein das werden konnte, was er geworden ist.

Das Land, in welchem diese Familie, zuerst vielleicht auf einem Landsitze Arianzus, dann in der kleinen Stadt Nazianzus lebte, trug damals den Namen Kappadocien und bildete, dem innern Kleinasien angehörig, einen Theil des ungeheuren Römerreiches. Die Kappadocier galten für tapfer, aber auch für treulos, tückisch

[1]) S. oben S. 84 f. 86. — [2]) S. das nächstfolgende Lebensbild.
[3]) Sein Lebensbild s. oben S. 55 ff.

und verwildert, und waren selbst in einem gangbaren Sprichwort übel berüchtigt. Gerade unter einem verwilderten Geschlechte jedoch erweckt sich der göttliche Geist oft um so kräftigere Werkzeuge, und unter verdorbenen Umgebungen bildet sich das christliche Leben um so reiner, fester und strenger heran. Dazu kam, daß das Christenthum damals in diesen Gegenden zwar weit verbreitet, aber noch nicht allgemein durchgedrungen war. Es galt also noch Kampf mit dem Heidenthum und einen strengen Gegensatz gegen alles Heidnische. Das alles sehen wir in dem Wesen der Nonna sich abspiegeln; und wenn ihre christliche Frömmigkeit bei großer Tiefe und Innigkeit, in ihrer Kraft auch etwas Strenges und besonders dem Nichtchristlichen gegenüber auch etwas scharf Ausschließendes und mitunter Gesetzliches hatte, so werden wir das nicht nur der menschlichen Beschränktheit zu gute halten, sondern wir werden es in diesen verderbten Umgebungen und in dieser Uebergangsperiode des Christenthums aus der Kampfeszeit und dem Heldenalter in die Zeit des Friedens und der Herrschaft ganz natürlich und nothwendig finden. Wir haben uns hier vornehmlich das christlich Aechte und Schöne in ihrer Persönlichkeit vor Augen zu stellen.

Nonna, aus einer angesehenen, längst christlichen Familie abstammend, war mit Sorgfalt im Christenthum erzogen worden. Ihr Gatte dagegen, welcher auch Gregorius hieß, gehörte einer nichtchristlichen Religionspartei an, deren Mitglieder den Namen Anbeter des Höchsten, Hypsistarier, führten, weil die Grundlage ihrer Religion der einfache Glaube an einen höchsten, allmächtigen Gott war, womit sie jedoch überlieferte Religionsbestandtheile, vermuthlich jüdische und persische, verschmolzen zu haben scheinen. Der eifrig christlichen Nonna war es ein tiefer Herzenswunsch, ihren Ehegenossen für das Christenthum zu gewinnen. Unter stetem Flehen zu Gott drang sie in ihn mit Bitten und Mahnungen; vor allem aber suchte sie ihm ihren Glauben durch thätige Frömmigkeit und liebevolle Hingebung zu empfehlen. Das letztere war ohne Zweifel das wirksamste. Daran können wir nicht zweifeln, wenn wir uns das Wesen der Nonna mit den Worten ihres Sohnes vergegenwärtigen: „Sie war eine Hausfrau nach dem Sinne Salomo's; in allen Dingen ihrem Gatten nach den Gesetzen der Ehe unterthan, schämte sie sich nicht, in wahrer Frömmigkeit seine Lehrerin und Führerin zu sein. Sie löste die schwere Aufgabe, eine höhere Bildung, vornehmlich in der Erkenntniß göttlicher Dinge, und strenge

Uebung der Andacht mit pünktlicher Sorge für ihr Hauswesen zu vereinigen. War sie im Hause thätig, so schien sie von den Uebungen der Frömmigkeit nichts zu wissen; beschäftigte sie sich mit Gott und seiner Verehrung, so schien ihr jedes irdische Geschäft fremd zu sein: so war sie bei jedem ganz und ungetheilt. Erfahrungen hatten ihr unbegrenztes Vertrauen auf die Wirkungen des glaubensvollen Gebetes eingeflößt. Sie war daher die fleißigste Beterin, und überwand durch das Gebet auch die tiefsten Empfindungen des Schmerzes über eigene und fremde Leiden. Sie hatte dadurch eine solche Gewalt über ihre Seele erlangt, daß sie bei allem Traurigen, was ihr begegnete, nie einen Klagelaut ausstieß, ehe sie Gott dafür gedankt hatte. Am wenigsten hielt sie es für geziemend, Thränen zu vergießen oder ein Trauerkleid anzulegen an den Tagen der christlichen Festfreude; so vollständig war sie durchdrungen von dem Gedanken: eine gottliebende Seele müsse alles Menschliche dem Göttlichen unterordnen. Wichtiger als die Uebungen der Andacht war ihr thätiger Gottesdienst: Unterstützung der Wittwen und Waisen, Besuchen der Armen und Kranken. Unerschöpflich war ihre Freigebigkeit, ja fast in Leidenschaft ausartend, so daß sie — auch dieß sind Worte ihres Sohnes — wohl zu sagen pflegte: sie könnte, wenn es anginge, sich selbst und ihre Kinder verkaufen, um das erlöste Geld den Armen zu geben. Ein tägliches Vorbild dieser Art konnte auf den ernsten, empfänglichen Sinn des Gatten nicht ohne Einfluß bleiben. Er fand sich zuletzt von dem christlichen Geist seiner Gattin überwunden und ein Traum befestigte entweder seinen Entschluß oder brachte ihn zu voller Klarheit. Es war ihm, als ob er die Stelle Psalm 122, 1 sänge: „Ich freue mich deß, das mir geredet ist, daß wir werden in's Haus des Herrn gehen." Gregorius wurde im Beisein von Bischöfen, die gerade damals zur ersten großen Kirchenversammlung nach Nicäa reisten, (325) getauft; er verblieb nun auch nicht mehr lange im Laienstande, sondern ward Priester und bald nachher zum Bischof der in letzter Zeit vernachlässigten Gemeinde von Nazianz verordnet. Dieses Amt bekleidete er mit Kraft und Milde 45 Jahre lang bis zu einem fast hundertjährigen Alter. „Er war — um auch über ihn das Zeugniß des Sohnes anzuführen — ein Mann von feurigem Geist und ruhigem Antlitz; sein Leben war voll Hoheit, sein Sinn voll Demuth; sein Wesen schlicht und recht, fromm ohne Scheinheiligkeit; seine Kleidung einfach, sein Umgang sanft

und zuvorkommend; er theilte gern mit, aber die Freude des Gebens überließ er seiner Gattin."

Nachdem in solcher Weise Nonna ihren Gatten für Christenthum und kirchliches Wirken gewonnen, war der feste Grund zu einem christlichen Familienleben gelegt. Dieses breitete sich nun ganz natürlich und ohne innern Gegensatz auch in den Kindern aus, doch so, daß offenbar am meisten die Mutter die Seele des höhern Lebens im Hause blieb. Die Eltern hatten drei Kinder, eine Tochter Gorgonia, zwei Söhne, Gregorius und Cäsarius. Sie waren unter sich sehr verschieden, namentlich die Brüder, reiften aber alle drei zu trefflichen, von christlichem Geiste erfüllten Persönlichkeiten heran. Am nächsten stand wohl dem Herzen der Mutter der Sohn Gregorius, der nachmals berühmte Theologe, und auf ihn ging auch am meisten, man kann sagen schon mit der Muttermilch, ihr Geist über.

Nonna hatte sich einen Sohn gewünscht und denselben, wenn er ihr zu Theil werden sollte, schon vor der Geburt dem Dienste Gottes gelobt. Als sie wirklich eines Knaben genas, der nach dem Vater Gregorius genannt ward, eilte sie mit ihm zur Kirche und legte zum Zeichen der Weihe seine zarten Hände auf die heilige Schrift. Gregorius verglich nachher oft seine Mutter mit der Anna, die ihren Sohn Samuel auch schon vor der Geburt dem Dienste des Herrn geheiligt hatte. Natürlich erzog Nonna den ihr geschenkten Sohn ganz in dem Sinne ihres Gelübdes. Frühe gab sie ihm, nach dem Vorbild der ersten Weihe, die heilige Schrift auch zum Lesen und zur Beherzigung in die Hand und pflegte in ihm den ernsten, innerlichen, von der Welt abgezogenen Sinn, der einen Grundzug seines Wesens ausmachte. Als er im Jünglingsalter verschiedene Lehranstalten in entlegenen Ländern besuchte, um sich die Schätze der damaligen Bildung anzueignen, war es das Bewußtsein, daß das Gebet der Mutter ihn begleite, waren es noch mehr die im Elternhause empfangenen Lebenseindrücke, was ihn nicht nur in äußerer Gefahr z. B. einem schweren Seesturm stärkte, sondern ihn auch vor inneren Gefahren bewahrte. Es scheint dieß namentlich ein Seelenschutz für ihn gewesen zu sein während seines Aufenthaltes in Athen, wo damals noch den studirenden Jünglingen das Heidenthum von allen Seiten reizend und verlockend entgegentrat. Nur so konnte er auf den Punkt geführt werden, wo

er selbst wieder als einflußreicher Kirchenlehrer andern zur Stärkung und Befestigung gereichte.

Nach Vollendung ihrer Studien, denen sie an verschiedenen Orten obgelegen, kehrten die Brüder Gregorius und Cäsarius, glücklich zusammentreffend, in das Vaterhaus zurück. Oft hatte die jetzt schon betagte Nonna Gott im Gebete darum angefleht, daß ihre Söhne gemeinschaftlich das elterliche Haus wieder betreten möchten. Dieser Wunsch wurde ihr erfüllt. Beide kamen wohlbehalten und tüchtig ausgerüstet zu den Ihrigen zurück. Aber von da an schlugen sie ihrer Eigenthümlichkeit gemäß verschiedene Lebenswege ein. Gregorius, mehr ein Abbild der Mutter, gab sich mit Vorliebe der stillen Betrachtung und dem Studium göttlicher Dinge hin und konnte nur durch die Gewalt der Umstände bewogen werden, auf den Schauplatz kirchlicher Wirksamkeit hinauszutreten, auf welchem er jedoch, besonders während seiner bischöflichen Thätigkeit zu Constantinopel in entscheidender Zeit, durch Festigkeit des Glaubens, Macht und Glanz der Beredsamkeit, und ernste christliche Lebenshaltung bedeutende Erfolge erzielte. Cäsarius dagegen, der sich der Natur- und Arzneikunde mit Auszeichnung gewidmet hatte, war durch sein, mehr dem Vater ähnliches, Wesen vorherrschend auf das Wirken in der Welt angewiesen; er gelangte zu hohen Ehren, wurde kaiserlicher Leibarzt und bekleidete selbst vorübergehend ein ansehnliches Staatsamt; aber auch in der günstigsten Lage verleugnete er die christlichen Grundsätze, die er in der Jugend in sich aufgenommen, nicht; es war auch am Hofe sein Stolz, den Namen eines Christen nicht nur zu führen, sondern zu verdienen, und sein Bruder konnte an ihm eine hieraus entspringende Eigenschaft, die in solcher Lage so selten ist, rühmen: hohe und ungeheuchelte Einfalt. Gegen Ende seines Lebens wollte auch Cäsarius sich in die Stille zurückziehen; aber der Tod überraschte ihn: doch hatte er noch vorher die Weihe der Taufe empfangen, denn es kam damals, einer weit verbreiteten Sitte zufolge, auch bei christlich ernsteren Personen nicht selten vor, daß sie die Taufe bis in eine spätere Lebenszeit, ja bis zum Herannahen des Todes verschoben.

Die Mutter Nonna überlebte alle die Ihrigen, mit Ausnahme ihres Sohnes Gregorius, der auch ihr die letzten Pflichten der Liebe und Verehrung erweisen konnte.

Zuerst starb ums Jahr 368 oder 369 Cäsarius. Als seine irdischen Reste zu den Gräbern der Märtyrer hingetragen wurden,

folgte auch Nonna dem Zuge, nicht im Trauerkleide, sondern im weißen Gewande festlicher Freude. Sie erkannte die christliche Bedeutung des Todes als einer Geburt zum höhern Leben, und überwand ihre Trauer durch heilige Psalmgesänge. Gregorius feierte das Andenken des Bruders durch eine Rede, in welcher er unter andern sagte: der Verklärte werde wohl jetzt über alles hier unten von oben herab lächeln „über die sogenannten Reichthümer und Ehren, über den falschen Ruhm, über den verführerischen Sinnenreiz und über den Sturm dieses Lebens — über das alles werde er lächeln, zur Seite des großen Königes stehend und durch das von ihm ausstrahlende Licht erleuchtet."

Bald darauf folgte im Tode die Schwester Gorgonia. Auch sie war nach der Weise der Mutter eine wackere Hausfrau und fromme Christin gewesen. Nach dem Tode sich sehnend, hatte sie nicht nur ein Vorgefühl desselben, sondern auch eine Ahnung von der Zeit seines Eintretens. Sie bereitete sich darauf vor, wie auf einen Festtag, versammelte Gatten, Kinder und alle die Ihrigen um ihr Lager und nahm von ihnen unter erhebenden Gesprächen über ein besseres Leben Abschied. Es war eine heilige Feier, an der auch die alte Mutter Theil nahm. Schon schien die Sterbende nicht mehr zu athmen, da bewegten sich noch einmal ihre Lippen und hauchten mit dem Geiste die Worte des frommen Lobliedes aus: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden."

Nach langer und schwerer Krankheit, in welcher die Tröstungen des Christenthums seine Stärkung waren, verschied, vermuthlich im Frühling 374, auch der Vater Gregorius. Es wurde ihm zu Theil, was der edle Heide Epiktet sich wünscht: er starb betend. Die höchste Achtung und Liebe seiner Gemeinde folgte ihm, und auch ihm hat sein Sohn in einer Leichenrede ein dauerndes Denkmal gesetzt. In dieser Rede ruft der Sohn der einsamen Mutter folgende Worte zu: „Das Leben, meine Mutter, und der Tod, wie man das nennt, obgleich sie sehr verschieden zu sein scheinen, gehen doch in einander über und treten eines an des andern Stelle. Das Leben beginnt von Verderbniß, unsrer allgemeinen Mutter, und geht durch Verderbniß hindurch, indem uns das Gegenwärtige immer entrissen wird, und endigt auch mit Verderbniß, mit der Auflösung dieses Lebens selbst. Der Tod aber, der eine Erlösung von den jetzigen Uebeln gewährt und zu einem höheren Leben führt, ich weiß nicht, ob man ihn eigentlich Tod nennen sollte, da er mehr

dem Namen als der That nach furchtbar ist. . . Es giebt nur ein Leben, auf das (göttliche) Leben hinzuschauen; es giebt nur einen Tod, die Sünde; denn sie ist der Seele Verderben. Alles Uebrige aber, um deßwillen manche sich stolz erheben, ist ein Traumgesicht, ein verführerisches Trugbild der Seele. Wenn wir so denken, o meine Mutter, dann werden wir uns des Lebens wegen nicht überheben, noch um des Todes willen uns ängstigen. Denn was doch erdulden wir Schlimmes, wenn wir von hier zum wahren Leben hindurch dringen, wenn wir, aus allem Wandel, aus allem Strudel, aus allem Ueberdruß, aus aller Zinsbarkeit an das Schlechte befreit, dort sein werden bei den ewigen, nicht mehr wandelbaren Dingen, als kleine Lichter das große Licht umkreisend!"

Diese Worte des Sohnes schienen für die Mutter, deren ganzes Leben eine Vorbereitung auf den Tod gewesen, eine noch nähere Mahnung an das Ende zu sein. Wahrscheinlich überlebte die Hochbetagte ihren Gatten nicht lange. Sie hatte einen Tod ihres Lebens würdig. Ohne von Kränklichkeit oder Alter niedergebeugt zu sein, ging sie zum Gebet in die Kirche. Hier in dem Gotteshause, welches ihr Gatte großentheils erbaut und vor dem Altar, wo er so lange als treuer Hirte gedient, ward ihr das Ziel der Lebensbahn gesteckt. Wahrscheinlich vom Schlage gerührt, hielt sie sich mit der einen Hand am Altare fest, die andere erhob sie flehend zum Himmel und sank dann mit den Worten zusammen: „Sei mir gnädig, mein König Christus!" Auch sie wurde, betrauert von allen, besonders von Armen, Wittwen und Waisen, bei den Märtyrern zur Seite ihres Gatten bestattet. Der allein überlebende Sohn feierte sie durch eine Rede und durch mehrere Gedichte. In einem derselben sagt er: „Beweinet, Sterbliche, das sterbliche Geschlecht! Wenn aber jemand wie Nonna betend starb, dann weine ich nicht."

Indem wir hiermit die Lebensschilderung der Nonna schließen, wird vielleicht der Leser sagen: ist darin nicht fast mehr von andern, von ihrem Gatten und ihren Kindern, die Rede gewesen, als von ihr selbst? Wir antworten: Nein; während von diesen die Rede gewesen ist, ist von ihr die Rede gewesen. In ihnen und durch sie lebte sie; in ihnen hat sich ihr eigenstes, innerstes Leben entfaltet und fortgesetzt. Eben das ist die hohe, herrliche Bedeutung der christlichen Hausfrau und Mutter: indem sie für sich in

ihrem Gott und Erlöser etwas Aechtes und Wahres ist, ist sie das Beste und Schönste für andre und in andern. Will man sie schildern, so muß man ihre Familie schildern. Damit haben wir dann auch einen Blick gethan in eine edle Familie des christlichen Alterthums, eine Familie, durch den liebevoll gewinnenden Einfluß der Gattin und Mutter gegründet auf denselben Glauben und in der natürlichen Verschiedenheit ihrer Glieder zusammengehalten durch die eine göttlich geweihte Liebe. Die katholische Kirche erkennt diese innerliche Zusammengehörigkeit der Familie unserer Nonna dadurch an, daß sie alle Mitglieder derselben als Heilige verehrt. Wir evangelische Christen können das, im Hinblick auf den einen Mittler, Versöhner und Vertreter und auf das durch ihn allein hergestellte Kindschaftsverhältniß zu Gott, nicht in demselben Sinn thun. Aber auch uns weiset unser Bekenntniß an, das Andenken christlich geheiligter Personen zu erneuern, damit wir ihren Glauben und ihre guten Werke nach der Berufung nachahmen. Und so mag auch uns das Vorbild einer solchen Familie in dem Sinne heilig sein, daß wir den Geist, der sie durchdrang, im eigenen Hause pflegen, ohne durch die Verehrung menschlicher Tugend, die immer mangelhaft bleibt, von der heiligen Urquelle alles Guten, von dem, der allein gut ist, in irgend einer Weise abgeleitet, vielmehr um immer tiefer und lebendiger in seine Gemeinschaft hineingeführt zu werden.

C. Ullmann in Heidelberg, später in Carlsruhe †.

---

128. Monica.

3. Mai.

In der Geschichte des Reiches Gottes sind uns denkwürdige Beispiele überliefert worden, daß große Kirchenlehrer, von denen die segensreichsten Einwirkungen auf die Entwickelung der christlichen Kirche ausgingen, durch den Einfluß frommer Mütter die frühen tiefen Eindrücke der Frömmigkeit empfingen, von denen ihre spätere gottgeweihte Thätigkeit ausging. Nicht selten tauchten, wenn die erste Aussaat des Evangeliums durch sich anschließende Verirrungen und Lebensstürme wieder vernichtet zu werden schien, jene frühen, mit dem Andenken an die mütterliche Liebe verbundenen Jugendeindrücke von neuem empor, und riefen mit unwidersteh-

licher Macht die wiedererwachte Sehnsucht zurück zu dem göttlichen Frieden, der sich einst an der kindlichen Seele schon so lieblich bezeugt hatte. Zu solchen christlichen Müttern, die, durch ihr eignes Leben ehrwürdig, und der fortdauernden Erinnerung werth, ebenfalls wegen ihres Einflusses auf ihre Söhne es verdienen, daß ihr Gedächtniß dankbar bewahrt bleibe, gehört namentlich auch Monica, die Mutter des großen Kirchenlehrers Aurelius Augustinus.[1])

Monica war ums Jahr 332 in Nordafrika geboren, vielleicht in der numidischen Stadt Tagaste, wo sie später als Gattin des Patricius wohnte. Von christlichen Eltern erhielt sie eine christlichfromme Erziehung. Wenn sie aber von ihrer Kindheit erzählte, so gedachte sie außer ihren Eltern auch mit vieler Anhänglichkeit einer alten Dienerin, die bereits ihren Vater auf den Armen getragen hatte, darnach mehr als Freundin denn als Dienerin in dem elterlichen Hause geblieben war, und daselbst von allen Mitgliedern geehrt und geliebt wurde. Dieser Alten ward die Beaufsichtigung der jungen Töchter des Hauses anvertraut, und sie bewies in diesem Berufe eben so heilsamen Ernst als freundliche Klugheit. Aus unscheinbaren Anfängen suchte sie häusliche Tugenden groß zu ziehen. Monica hatte nicht sowohl eine stille und weiche, als eine lebensfrische und kräftige Gemüthsart. Mit ihrer innerlichen Richtung vereinigte sie einen Sinn, der auch zu der Außenwelt mit heiterem, kräftigem Lebensgefühl sich hinwendet. Aber auf diesem lebenskräftigen Boden fand das Evangelium eine köstliche Pflanzstätte, durchdrang mit seiner heiligenden Macht diese reiche und jugendlichfrische Eigenthümlichkeit. Nachdem Monica im elterlichen Hause die Pflichten einer guten Tochter erfüllt hatte, wurde sie dem Patricius, einem Manne in Tagaste von angesehenem Stande und einigem Vermögen, zur Gattin gegeben. In ihrem Ehestande hatte sie es nun unter schwierigen Verhältnissen zu bewähren, daß der Geist des Evangeliums dem menschlichen Herzen eine Liebe einflöße, die nach den Worten des Apostels Paulus alles verträgt, alles glaubet, alles hoffet und alles duldet. Patricius war ein Mann von Herzensgüte, aber auch von aufbrausender Heftigkeit. Er war — was für Monica besonders schmerzlich sein mußte — noch dem Heidenthum angehörig. Monica lebte auch in der ersten

[1]) Sein Lebensbild s. oben S. 116 ff.

Zeit ihrer Ehe noch mit ihrer Schwiegermutter zusammen, welche zum Argwohn gegen die Schwiegertochter geneigt war. Dennoch wußte sie, bei treuer Besorgung des Hauswesens, durch ihre herzliche Freundlichkeit und Liebe, durch Sanftmuth und Demuth, den häuslichen Frieden jederzeit ungetrübt zu erhalten, und so wie sie in dem eignen Hause die Eintracht bewahrte, suchte sie auch bei Anderen durch ihren friedsamen Zuspruch die Eintracht zu befestigen, oder die gestörte Eintracht wieder herzustellen. Es war ihr inniger Wunsch, daß sie doch ihren Gatten für den christlichen Glauben gewinnen möchte, und daß ihre Kinder, nnter denen Augustinus ihre mütterliche Zärtlichkeit in vollem Maaße besaß, vom erwachenden Bewußtsein an dem himmlischen Vater in dem Erlöser geheiligt würden. Patricius empfand den Werth einer solchen Gattin; er wurde von ihrem segensreichen Einflusse beherrscht. Keinen Widerstand setzte er seiner Gattin entgegen, daß seine Kinder im christlichenGlauben unterwiesen, und auf die Taufe vorbereitet würden, und endlich ließ auch er selbst sich auf den Namen des Erlösers taufen. Bald darauf starb er, als sein Sohn Augustinus das siebenzehnte Lebensjahr erreicht hatte. Für Monica war es ein beseligender Trost, daß der Gatte, den sie geliebt, und für dessen Seelenheil sie die inbrünstigsten Gebete dargebracht hatte, in dem Glauben gestorben sei, in welchem sie das wahrhaftige Leben gefunden hatte.

Nach dem Tode des Patricius führte Monica den Wandel einer solchen Wittwe, von welcher die heilige Schrift sagt: „das ist eine rechte Wittwe, die einsam ist, die ihre Hoffnung auf Gott stellet, und bleibet am Gebet und Flehen Tag und Nacht.“ Sie dachte nicht daran, eine zweite Ehe zu schließen. Zur Seite des Grabes, in welchem Patricius ruhte, erwählte sie sich die Stätte, wo man sie dereinst bestatten möchte. In Uebungen und Werken der Frömmigkeit war sie unabläßig. Das Wort Gottes war ihre Erquickung, das Gebet der Athemzug ihrer Seele. An jedem Tage kam sie zweimal, des Morgens und des Abends, zur Kirche, um das göttliche Wort zu hören und zu beten. Keinen Tag ließ sie vorübergehen, ohne ihre Gabe zum Altar darzubringen. Oft sah man sie mit Gaben der Liebe die Gedächtnißstätten der Märtyrer besuchen, damit sie dort nach der damals in der nordafrikanischen Kirche noch üblichen Sitte das Liebesmahl feierte. Sie nahm sich der Heiligen Nothdurft an. Nach ihrem Vermögen theilte sie den

Armen Almosen aus. Für ihre Kinder wachte und betete sie mit der zärtlichsten Sorgfalt. Sie hatte ihre Kinder in das zeitliche Leben geboren, und ihr sehnlichster Wunsch war, daß dieselben auch zur Geburt in das ewige Leben hinanreifen möchten. Daher empfand sie, wie Augustinus sich ausdrückt, geistige Geburtswehen, so oft sie ihre Kinder von den Wegen Gottes abirren sah. Und solcher Schmerzen wurden ihrem mütterlichen Herzen viele bereitet, da sie den Sohn, auf welchem ihre ganze Liebe ruhte, an dessen vielverheißende Entwickelung sie große Hoffnungen geknüpft hatte, in Abgründe des Verderbens, der Lüste und des Unglaubens, hineinstürzen sah. Ihr fernerer Lebensgang hängt mit dem Leben ihres Sohnes Augustinus eng zusammen, und zeigt uns den Beruf der Mutterliebe, die den verirrten Sohn vom Verderben zu erretten sucht. Wir haben daher, um das weitere Leben Monica's darzustellen, zugleich auf das Leben des Augustinus hinzublicken.

Auf das kindliche Gemüth des Augustinus hatte die Frömmigkeit, die aus dem Wandel seiner Mutter hervorleuchtete, einen lebhaften Eindruck gemacht. Er zeigte eine innige Empfänglichkeit für die Verkündigung des Evangeliums. Seine kindliche Frömmigkeit sprach sich zum Beispiel einmal darin aus, daß, als er von einem heftigen Krankheitsanfalle ergriffen ward, er seine Mutter inständig bat, ihm die Taufe ertheilen zu lassen. Schon wurden die Vorbereitungen zu dem Sakramente getroffen, als der Knabe wieder genas. Die Taufe wurde deshalb noch verschoben, nach einer Ansicht der damaligen Zeit, daß es gut sei, die Taufgnade, als das Läuterungsmittel von allen Sünden, bis auf das reifere Alter vorzubehalten. Der ersten Zeit kindlicher Frömmigkeit folgte dann aber bei Augustinus ein Zeitraum, in welchem Leidenschaften und Lüste sein jugendliches Leben durchwühlten. Dieser Zeitraum begann bei ihm, seitdem er von Madaura, wo er durch das Studium der Litteratur und Beredtsamkeit seine ausgezeichneten Geistesanlagen ausbilden sollte, in seinem sechszehnten Jahre in das elterliche Haus zurückgekehrt war, und sich auf den Besuch der wissenschaftlichen Lehranstalt zu Carthago vorbereitete. Seine zügellose Lebensrichtung nahm seit seinem siebenzehnten Lebensjahre, nach dem Tode seines Vaters, in Carthago noch mehr zu, und zu dem Kummer der Mutter über die ausschweifende Sinnlichkeit ihres Sohnes kam nun auch noch der

Schmerz, daß sie sehen mußte, wie er dem kirchlichen Glauben gänzlich entfremdet wurde, und der Irrlehre des Manichäismus, einer Vermischung kirchlicher Lehre mit heidnischer Religion und phantastischer Naturphilosophie, sich hingab. Wie mußte es bei ihrer Anhänglichkeit an der Kirche, in welcher sie den alleinigen Weg zur Seligkeit erblickte, sie tief verwunden, daß Worte der Verachtung und des Spottes über das, was ihr das Heiligste war, aus dem Munde ihres Sohnes gingen! Ihre Thränen flossen unablässig, ihre Gebete stiegen ohne Unterlaß für den verirrten Sohn empor; aber so groß auch ward der Abscheu der frommen Frau gegen den Abfall ihres Sohnes, daß sie schon ganz sich von ihm zurückziehen, und ihn seinem Verderben überlassen wollte. Da jedoch wurden ihr tröstende Stimmen zu Theil, und die Hoffnung, daß der Verirrte noch gerettet werden könne, ward für sie ein Antrieb, ihn um so mehr mit ihrer mütterlichen Liebe zu umgeben. Ein solcher Trost drang in ihr gebeugtes Gemüth, als einmal ein Bischof ihre Klagen mit der Antwort erwiederte: „es ist unmöglich, daß der Sohn dieser Thränen verloren gehe.“ Ein anderes Mal wurde sie durch ein Traumgesicht getröstet. Sie schien sich im Traume weinend dazustehn, als zu ihr ein Jüngling nahte, von leuchtender Gestalt und mildem Antlitz, und nach der Ursache ihrer täglichen Thränen fragte. „Ich weine, antwortete sie, um das Verderben meines Sohnes.“ Er aber gebot ihr, stille zu sein und aufzuschauen; denn wo sie sich befinde, sei auch ihr Sohn. Monica blickte auf, und Augustinus stand an ihrer Seite. Sie ersah darin den Wink, sich nicht von ihrem Sohn zu trennen, und mit hoffender Liebe brachte sie aufs neue ihre Gebete dar. Doch hatte ihre Hoffnung noch mit schweren Prüfungen zu kämpfen. Augustinus achtete nicht auf die Thränen seiner Mutter, im Gegentheil er riß sich los von ihren Thränen, verließ eines Abends die jammernde Mutter, die umsonst ihn zurückzuhalten, oder zu begleiten wünschte, an dem Seeufer zu Carthago bei der Märtyrerkirche des heiligen Bischofs Cyprianus, und schiffte sich ein nach Italien, um dort in Rom eine befriedigendere Lehrwirksamkeit zu suchen, als er in Carthago, wo er seit mehreren Jahren als Lehrer der Beredtsamkeit aufgetreten war, gefunden hatte.

Mutterliebe, die einen verirrten Sohn zum Glauben an Gott und zum Leben in Gott wiederzugewinnen sucht, findet ihren Weg auch über das Meer. Auch Monica verließ ihre Heimath, und

eilte dem Augustinus nach, der sich nach vorübergehendem Aufenthalte in Rom, zu Mailand als Lehrer der Beredtsamkeit niedergelassen hatte. Sie fand ihn in düsterer Stimmung. Die Banden seiner Lüste schmerzten ihn, und zwar hatte er mit dem Manichäismus inzwischen gebrochen, weil er sich überzeugt hatte, daß die Verheißungen der Erkenntniß in dem Munde der Manichäer eitles Blendwerk seien, aber er verzweifelte nun überhaupt daran, daß der Mensch zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen könne. Monicas durchdringender Gemüthsblick vermochte indessen den Fortschritt in dem damaligen geistigen Zustande des Augustinus zu erkennen. Dankbare Freude gegen Gott war in ihrem Herzen, und mit ruhiger Zuversicht sprach sie die Worte: „ich glaube zu Christo, daß, bevor ich aus dem irdischen Leben scheide, ich dich noch als ein Mitglied der allgemeinen christlichen Kirche sehen werde." Die Erfüllung dieser Hoffnung wurde denn auch bereits im Verborgenen durch die ersten neuen Glaubensanfänge vorbereitet. Denn schon fühlte sich Augustinus durch die Predigten des großen mailändischen Bischofs Ambrosius gefesselt. Er lernte allmählig die Kirchenlehre in einem anderen Lichte auffassen, als sie ihm erschienen war. Das fromme Gefühl, welches ihn in seiner Kindheit durchdrungen hatte, trat, von der Tiefe des Gedankens verklärt, ihm von neuem vor die Seele. Monica war Zeugin der großen innern Umwandlung, durch welche Augustinus endlich dem Glauben der Kirche zurückgegeben wurde, und feierlich vor Gott den Entschluß faßte, allen irdischen Lüsten abzusagen, und fortan sein Leben auf das Trachten nach dem Reiche Gottes zu beziehen. Sie lebte in Italien in denselben Uebungen und Werken der Gottesfurcht, die sie in Afrika an den Tag gelegt hatte, und zeichnete sich, während zu jener Zeit die mailändische Kirche von den Stürmen des Arianismus erschüttert ward, so sehr durch ihren kirchlichen Eifer aus, daß öfter Ambrosius, wenn er den Augustinus sah, ihm Glück wünschte, eine solche Mutter zu haben. Mit stetem Gottvertrauen harrte sie der Stunde entgegen, in welcher ihr Sohn der Kirche zurückgegeben würde. Endlich kam diese Stunde, der ergreifende Augenblick, in welchem Augustinus in dem Garten bei seiner Wohnung unter dem Feigenbaum mit Thränen der Zerknirschung sich vor dem Allgegenwärtigen niederwarf, um Vergebung seiner Sünden und Kraft zu einem heiligen Wandel flehte, und, ein zweiter Nathanael, von dem Herrn, dessen lieb-

reiches Auge einst auf den Nathanael unter dem Feigenbaum sah, das Gebot empfing, den neuen Menschen der Gerechtigkeit anzuziehen. Wie strömte nun ihr Herz über von Dank und von Freude, als Augustinus ihr verkündigte, daß Gott ihm Gnade erwiesen habe und er fortan den sehnlichsten Wunsch hege, durch sein ferneres Leben dankbar die göttliche Gnade zu verherrlichen. Ihr Traum war jetzt erfüllt, ihre suchende mütterliche Liebe zu ihrem Ziel gelangt.

Augustinus verlebte nach seiner Bekehrung und vor seiner Taufe einige Monate in stiller Zurückgezogenheit zu Cassiciacum, einem Landgute seines Freundes Verecundus, in der Nähe von Mailand. Monica begleitete ihn dahin. Sie sorgte dort für das Hauswesen des kleinen, innig verbundenen Kreises. Denn außer Augustinus befand sich in Cassiciacum noch ein zweiter Sohn Monicas, Navigius, ihr Enkel Adeodatus, der Sohn des Augustinus, und einige Schüler und Freunde des Augustinus. Lebendigen Antheil nahm sie in Cassiciacum an den Unterredungen über die höchsten Gegenstände der Erkenntniß und des Seelenfriedens, die dort von Augustinus, bald in freier Natur, wenn ein milder Herbsttag es gestattete, bald in einem Zimmer des Landhauses geleitet wurden. Die Worte, welche sie aus glaubensvollem Gemüthe aussprach, erregten die Bewunderung der Männer. Es waren stille, beseligende Stunden, durchweht von den ersten milden Hauchen des göttlichen Friedens, der nach den innern und äußern Lebensstürmen in die Brust des Augustinus eingekehrt war. Vielen Kummer hatte sie wohl von ihrem Sohn erfahren, aber nun wurde ihr aller Schmerz reich vergolten. Augustinus unterließ nicht, es der Mutter auszusprechen, wie viel er ihr verdanke. „Fürwahr, sprach er einmal, ich glaube, o Mutter, daß mir auf deine Gebete Gott den Sinn geschenkt hat, daß ich der Erforschung der Wahrheit nichts vorziehe, nichts Anderes will, nichts Anderes denke, nichts Anderes liebe." Endlich, von welchen Gefühlen muß ihr Herz bewegt gewesen sein, als am Osterfeste des Jahres 387 in der Kirche zu Mailand ihr Sohn Augustinus getauft wurde, und neben seinem Vater auch Adeodatus in zarter Jugendblüthe stand, um zugleich in die Kirchengemeinschaft aufgenommen zu werden! Nun wurde die Heimkehr nach Afrika beschlossen, schon war Ostia an der Tibermündung erreicht, schon wurden die Vorkehrungen zur Seereise getroffen, und bald konnte das heimathliche Ufer er-

reicht sein. Aber Monica befand sich schon näher an der himmlischen Heimath als an der irdischen; sie hegte auch keine Sehnsucht mehr, die sich auf Irdisches bezog, nachdem sie ihren herzlichsten Wunsch durch die Taufe ihres Sohnes vollendet sah, sondern ihre Sehnsucht ging nach dem Himmel. Dies sprach sie eines Tags aus, als sie neben Augustinus an dem Fenster des Hauses stand, in welchem sie zu Ostia wohnten. Ihre Augen blickten hinaus auf einen stillen Garten, das Auge ihres Geistes aber blickte empor zu dem himmlischen Paradiese. Sie versuchten es, sich zur Ahnung der Herrlichkeit aufzuschwingen, auf welche sich der Ausspruch bezieht: „gehe ein zu deines Herrn Freude," und begeisterte Worte von der Seligkeit des himmlischen Vaterlandes strömten über die Lippen des Augustinus. Gerührt, und gleichwie im Gefühl nahen Hinscheidens, antwortete Monica: „was mich betrifft, mein Sohn, so habe ich an nichts in diesem Leben mehr Freude. Ich weiß nicht, was ich hier noch thun soll, und warum ich noch hier bin. Eins war es, weshalb ich in diesem Leben noch zu bleiben wünschte, um noch dich vor meinem Tode als gläubigen Christen zu sehen. Dies hat mein Gott mir überschwänglich gewährt, da ich dich das irdische Glück verachten und ihm dienen sehe. Was soll ich hier noch thun?" Wenige Tage darauf erkrankte sie an einem Fieber. Die Krankheit ging schnell dem Tode entgegen, und raubte ihr auf Augenblicke das Bewußtsein. „Wo war ich?" fragte sie, als sie die Augen wieder aufschlug, und als sie ihre Söhne trauernd an ihrem Lager erblickte, sprach sie: „ihr werdet hier eure Mutter begraben." Augustinus unterdrückte seine Thränen, Navigius aber suchte ihr zuzusprechen, sie werde ja nicht in der Fremde sterben, Gott werde ihr ja die Rückkehr in die Heimath zu Theil werden lassen. Dies hatte sie auch früher selbst gehofft, denn an der Seite ihres Gatten hatte sie ja die letzte Ruhestätte zu finden gewünscht. Indessen war in ihrer letzten Krankheit auch dieser Wunsch ihr ferner getreten. „Nichts, hatte sie gesagt, ist fern von Gott, und ich darf nicht fürchten, daß er am Ende der Tage nicht wissen werde, von wo er mich auferwecken möge." Dem Navigius aber antwortete sie: „begrabet hier nur immerhin meinen Leib, und bekümmert euch deshalb nicht. Nur dieses bitte ich von euch, daß ihr an dem Altar Gottes meiner gedenket, wo ihr auch sein möget." Sie starb zu Ostia am neunten Tage ihrer Krankheit, im Jahre 387, im sechsundfunfzigsten Le-

bensjahre und im dreiunddreißigsten Lebensjahre des Augustinus. Augustinus mußte in die Heimath zurückkehren ohne die Mutter, die ihm aus der Heimath in die Fremde gefolgt war. Aber ihr Andenken begleitete ihn, im Heiligthum des Herrn blieb er ihrer letzten Bitte eingedenk, für sein ganzes ferneres Leben war ihm die Erinnerung an seine Mutter gesegnet, und oft im Traumgesicht traten ihm ihre verklärten Züge entgegen, und fühlte er sich, wie einst während ihres irdischen Lebens, von ihrer Liebe umgeben.

E. Bindemann in Grimmen.

---

3. Einsiedler und Mönche.
Aegypten und Syrien.

129. Paulus erster Einsiedler.

10. Januar.

Es giebt ein inneres Handeln des Menschen, das unter Umständen eben so viel Kraft erfordert wie die äußre That; durch dasselbe erstarkt die **Person** und wird zum fest ausgeprägten Träger einer Richtung, eines Gedankens, wodurch jenes innere Handeln selbst eine Macht werden kann, die in der Geschichte in großer Bedeutung hervortritt. Aus diesem Gesichtspunkte sind jene selbstverleugnenden Männer und Frauen zu betrachten, welche nur in völliger Zurückgezogenheit von der Welt Gott recht meinten dienen zu können und durch ihre zugleich gesetzlich strenge und beschauliche Lebensweise sich so dem Irdischen abwandten, daß sie vorzugsweise als Heilige angesehen wurden. Von jeher hatte es, auch im Heidenthume, namentlich im Morgenlande, Asketen gegeben, welche gleichfalls fern von der Welt in Einöden unter selbstaufgelegten Büßungen ein hartes, frommes, beschauliches Leben führten. Zu einem solchen Gottesdienste war die Thebaische Wüste Oberägyptens besonders geeignet, der ägyptische Geist sehr geneigt. Eine äußre Begebenheit gab hier zuerst zur Entstehung dieser Lebensweise unter den Christen Anlaß, der Anfänger, obwohl nicht der Urheber derselben, war Paul von Theben.

In einer furchtbaren Christenverfolgung, durch welche Kaiser Decius 249 die neue Religion planmäßig ausrotten wollte, waren viele Christen in Wüsten und Wälder geflohen, wo sie lieber mit Hunger und Durst, wilden Menschen und Thieren kämpfen, als schutzlos ihren Verfolgern preis gegeben sein wollten. Unter diesen war ein Thebaner Paulus, den seine Flucht in die entlegenste Wüste führte und der hier, wie sein Lebensbeschreiber Hieronymus sagt, indem er das Ende der Verfolgung abwartete, den anfangs aufgenöthigten Aufenthalt lieb gewann.

Er war in Theben geboren von christlichen Aeltern, welche

unter den Verfolgungen starben und ihn im Alter von funfzehn Jahren im Besitz eines bedeutenden Vermögens und durch griechische Gelehrsamkeit wohl ausgebildet zurückließen; dabei war er von gottseligem mildem Gemüthe. Als der Mann seiner Schwester, durch Habsucht verblendet, trotz ihrer Thränen ihn verrathen und den Heiden entdecken wollte, vor denen er sich auf einen entlegenen Landsitz zurückgezogen hatte, floh er in die wüsten Gebirge, wo er eine Höhle auffand, deren Eingang von einem Palmbaum versteckt ward, der ihm nachmals Nahrung und Kleidung gewährte; im Innern derselben, wo früher Falschmünzer ihr Wesen getrieben, entsprang ein Quell lebendigen Wassers, der dann in die Tiefe verschwand. Hier soll er anfangs genöthigt, also „nicht aus vermessener Erwählung einer sonderbaren Lebensart" (Arnold), nachher freiwillig über 90 Jahre in tiefster Einsamkeit in Betrachtung der göttlichen Wunder, Gebet und Dank gegen Gott einfach gelebt haben. Eben vor seinem im 113. Lebensjahre erfolgten Tode soll ihn der Stifter des Einsiedlerlebens in der Thebais, der heilige Antonius, entdeckt und als den vollkommeneren verehrt haben. Doch ist dieß wohl eine spätere Sage, von der dessen Biograph Athanasius nichts weiß. Auch sonst schmückte die Sage sein Leben und noch mehr seinen Tod mit vielfachen, zum Theil abenteuerlichen Erzählungen aus; Raben sollen ihm, wie dem Elias, täglich ein Brot gebracht, zwei Löwen sein Grab gegraben, die mährchenhaften Gestalten der Einöde auf seine Herrlichkeit und sein Verdienst hingewiesen haben. Wir lernen daraus, welchen hohen Werth die Kirche des vierten und fünften Jahrhunderts auf jene, wie sie es nannte, philosophische Lebensart legte, womit die meisten Einsiedler sich und die Welt betrogen, da ihnen die Sünde in die Einsamkeit zu folgen pflegte, Eitelkeit und Stolz von ihren Herzen oft Besitz nahmen, ihre erhitzte Einbildungskraft ihnen oft die wunderbarsten innern Versuchungen zuführte, welche sie dann in äußre Erscheinungen umdeuteten; doch war Paulus gewiß ein wahrhaft frommer und im Christenthume wohl gegründeter Mann. Daß nur ja nicht eine Verachtung solcher stiller Maria-Seelen einreiße und allein die geschäftige Martha Anerkennung finde; wie in den Muscheln des tiefen Meeres sich die köstlichen Perlen ausbilden, welche dann das Licht im wunderbaren Glanze widerstrahlen, so in jenen einsamen nur in Gott lebenden Gemüthern die Kleinodien einer gläubigen Schauung.

L. Pelt in Kiel, später in Kemnitz bei Greifswald †.

130. Antonius.

17. Januar.

Im Leben des Einsiedlers Paul von Theben tritt uns die Bedeutung eines von der Welt zurückgezogenen, in Bußungen und Tugendübungen hingebrachten beschaulichen, der Selbstprüfung und Reinigung gewidmeten Lebens, wie das eigenthümliche Gepräge, das ein solches denen aufdrückt, die es führen, schon deutlich entgegen. Dürfen wir ihn auch nicht für den Begründer des Einsiedlerlebens unter den Christen ansehen, das vielmehr durch gleiche Umstände hervorgerufen an mehreren Orten zugleich entsprang, so war er doch der erste christliche Eremit, der großen Ruhm gewann. Bedeutender ward durch einen weitreichenden Einfluß, namentlich auf Verbreitung des Einsiedlerlebens, der heilige Antonius, für welchen die katholische Kirche immer eine große Vorliebe gezeigt hat.

Gleichfalls wie Paulus ein Aegypter, stammte Antonius aus einer wohlhabenden und angesehenen Familie im Dorfe Koma im Gebiete der Stadt Heracleopolis, welche hart an der Gränze der Heptanomis gegen Thebais lag. Um's Jahr 251 geboren, also in einer Zeit, da die christliche Religion fortwährend mit harten Bedrückungen und Verfolgungen zu kämpfen hatte, erhielt er im Schooße einer christlichen Familie eine fromme, aber nicht eine wissenschaftliche Erziehung; indessen scheint aus seinem späteren Leben hervorzugehen, daß er doch lesen und schreiben konnte. Er war aber nur der koptischen, nicht der griechischen Sprache mächtig, durch deren Besitz doch allein damals die Mittel wissenschaftlicher Bildung zu erlangen waren. In der Bibel war er aber wohl bewandert, mag er sie nun selbst gelesen, oder sich den Wortlaut ihrer wichtigsten Stellen bei wiederholtem Vorlesen eingeprägt haben. Die träumerisch grübelnde Natur des Knaben ließ ihn Alles, was er aufnahm, sich völlig aneignen; am liebsten folgte er aber seinen eigenen Gedanken und hielt sich von Kindern seines Alters und namentlich von aller lärmenden Gesellschaft fern. Ein tiefes religiöses Bedürfniß trieb ihn aber früh zur Kirche, alle religiöse Anregung und Belehrung drückte sich seinem Herzen tief ein.

Kaum hatte er das zwanzigste Jahr erreicht, als der frühe Tod seiner Aeltern ihm die Sorge für ein großes Hauswesen und eine viel jüngere Schwester aufnöthigte; diese sagte aber seinem Wesen so wenig zu, daß er gewiß schon sehr bald daran dachte,

sich derselben zu entledigen. Dazu konnte ihm die Betrachtung der Zustände der ersten Christengemeine in Jerusalem, wie die Apostelgeschichte sie darstellt, eine willkommene Anknüpfung darbieten; wiederholt hatte er wohl schon sehnsüchtig jener glücklichen Tage gedacht, da alle Einzelnen, ihr besonderes Eigenthum der Gemeine hingebend, sich ganz und ungestört der Sorge für ihr ewiges Seelenheil widmen konnten. Oft hing er im Gotteshause einsam weilend seinen frommen Gedanken nach. Nun geschah es einstmals, daß in demselben Augenblicke, da er in die Gemeineversammlung trat, aus dem Evangelium vom reichen Jünglinge die Worte vorgelesen wurden: „Willt du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast, und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach" (Matth. 19, 21). Darin glaubte er einen göttlichen Ruf an sich gerichtet zu vernehmen; er ging hin und schenkte seine Güter den Bewohnern seines Dorfs, nur unter der Bedingung, daß er und seine Schwester von allen öffentlichen Lasten frei blieben. Für Letztere hatte er noch einiges Geld zurückbehalten; als er aber bald nachher die Ermahnung hörte, nicht für den andern Tag zu sorgen, gab er auch das noch hin und vertraute sie zur Erziehung einer Gesellschaft christlicher Jungfraun. Er selbst aber lebte fortan in der Nähe seines Dorfes ganz einsam und höchst einfach, indem er nur Brot und Salz aß und Wasser dazu trank, nicht ohne sich zu schämen, daß sein unsterblicher Geist auch nur so viel bedürfe. Dieß erwarb er sich durch seiner Hände Arbeit und schenkte den Armen, was er erübrigte. — Hier wohnten damals in der Gegend mehrere Einsiedler, da die Sitte noch nicht aufgekommen war, daß sie sich in Wüsten zurückzuziehen pflegten. Diese besuchte er, stellte sich demüthig unter sie und suchte (gleich den kunstfertigen Bienen von Allem sammelnd) ihre Vorzüge sich anzueignen: das fleißige Gebet des einen, das anhaltende Wachen des andern, die Unabhängigkeit von äußeren Einflüssen, die Geduld und Sanftmuth, das Streben nach frommer Erkenntniß von noch anderen, von Allen ihre Liebe zu Christo und unter einander. So trachtete er täglich vollkommener zu werden.

Nun blieben aber die schweren Versuchungen und Kämpfe nicht aus, welche bei solcher widernatürlichen Auflehnung gegen die von Gott eingesetzte Ordnung des äußern menschlichen Lebens selten fehlen, welche aber in damaliger Zeit nicht von verstecktem Stolz

und zurückgedrängten Trieben, sondern von dem besondern Hasse des Teufels gegen einen solchen Gott besonders gefälligen Wandel in lauter Enthaltungen und geistlichen Uebungen abgeleitet wurden. Durch eine lange Reihe von Jahren hin bis in's Greisenalter ist Antonius' Leben, wie der große Athanasius es uns (in einer den Grundlagen nach wohl ächten Biographie) überliefert hat, mit Erzählungen von solchen, theilweise sehr abenteuerlichen Kämpfen angefüllt, welche gewiß oft Gebilde einer erhitzten Phantasie waren, und so betrachtet vielfach Blicke in das Innere des sonst ächt christlichen Mannes thun lassen. Zuerst hielt ihm der Teufel die Bilder der aufgegebenen Güter und Annehmlichkeiten, seiner kleinen Schwester, seiner übrigen Familie vor, und erregte viel Staub böser Gedanken in seinem Herzen; dann entflammten sinnliche Bilder sein Inneres, ja, der Teufel erschien ihm sogar in Gestalt eines schönen Weibes, wie es so oft denen ergangen ist, welche gewaltsam Gottes Naturordnung durchbrechen wollen, um einer vermeintlich höheren, ja übermenschlichen Vollkommenheit nachzutrachten. Statt sie durch das Bewußtsein und die Uebung eines himmlischen Berufs, durch positive begeisternde Gedanken und Gefühle zu verdrängen, wollen sie mit jenen Bildern kämpfen, durch immer gesteigerte äußere Strenge darüber Herr werden. Dadurch verkörpern sich dieselben gewissermaßen und nehmen immer mehr die Gestalt dämonischer Mächte an, erscheinen z. B. wie Löwen, Ungeheuer und andere Schreckbilder, denen gegenüber die erhitzte Phantasie jene Anstalten macht und Thätigkeiten aufbietet, durch welche Gepolter, Gebrüll und anderes Geräusch entsteht, das wieder den Eindruck der Sache steigert. Auch diese Probe bestand Antonius mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und gewann zuletzt eine Heiterkeit, die wohlthuend aus seinem Gesichte wiederstrahlte, und eine Gemüthsruhe, die durch nichts zu erschüttern war, wie er denn auch nicht rauh wie ein Wüstenbewohner, sondern wie ein gebildeter Mann in seinem Aeußeren sich darstellte.

Dabei hat es weniger Interesse, im Einzelnen zu verfolgen, wie er sich, je mehr er Bewunderung erregte, in immer einsamere und wildere Wüsten zurückzog, wie er namentlich später in einer verfallenen Veste lebte, die voll war von Ungeziefer und wildem Gethier, und wie er mit Dämonen in den verschiedensten Gestalten, die ihn bald mit List, bald mit Gewalt antasten wollten, siegreiche Kämpfe hatte, welche von Malern oft auf anziehende Weise sind

dargestellt worden. Sein Siegel und seine sichre Mauer war der Glaube an den Herrn, der ihm auch wohl sichtlich nahte. Der Eindruck dieser seiner Glaubensfreudigkeit war so groß, daß auch in den tiefsten Einöden sich Rath und Hülfe Suchende bei ihm einfanden, denen er sie im Namen des Herrn Jesu Christi, oft auf wunderbare Weise, brachte. Athanasius erzählt eine Menge von Wundern, die durch ihn geschahen; von einer Dämonenaustreibung bei seiner Abreise aus Alexandrien war er selbst Augenzeuge, wie dieselbe auch nichts Unglaubliches hat, da „diese Art dem Fasten und Beten weicht." Er selbst hatte auch Gesichte und sah seine Zweifel oft durch göttliche Offenbarungen gelöst, die ihn, wenn auch nicht mit Paulus dem Apostel in den dritten Himmel, doch so zu sagen in die Vorhalle desselben versetzten.

Wichtig ward er für die ganze christliche Kirche dadurch, daß er, ohne es zu beabsichtigen, der Stifter des sogenannten Mönchsthums wurde, indem sein Beispiel viele Nacheiferung erweckte und sich überall Jünger um ihn sammelten, welche dann diese „philosophische Lebensweise" weiter verbreiteten, wenngleich erst ein anderer Aegypter, Pachomius, der unabhängig von ihm einen ähnlichen Weg ging, derselben Regel und Gestalt im eigentlichen Klosterleben gab. Die große Wirkung, welche die Unabhängigkeit dieser Männer von dem, was sonst die Welt reizt oder schreckt, behauptete, gab ihnen, namentlich unter ungebildeten Völkern, eine große Macht, und sie sind in der Hand der Vorsehung ein höchst wirksames Mittel der Verbreitung des Gottesreiches und der Gesittung geworden, sie haben Wildnisse urbar gemacht, die nur durch ihre Entsagung der Cultur gewonnen werden konnten — auf dem Gebiete des äußern sinnlichen, wie des sittlichen und religiösen Lebens. Das darf auch von dem nicht vergessen werden, der die wüsten Ausartungen im höchsten Grade verabscheut, welche im Klosterleben der werkheiligen katholischen Kirche hervorgetreten sind.

Jene Macht zeigt sich schon in Antonius' Leben. In seinem 60sten Lebensjahre lockte ihn eine blutige Verfolgung, die Kaiser Maximin 311 über Aegypten verhängte, nach Alexandrien, wohin er gefangene Christen aus Oberägypten mit andern Einsiedlern begleitete, um sie zu versorgen und zu verpflegen. Seine Erscheinung machte dort großen Eindruck; aber trotzdem und obgleich er unter allen Mönchen allein dem Befehl des Statthalters, daß sie alle die Stadt verlassen sollten, nicht gehorchte, ja beim Verhör der

christlichen Glaubenszeugen in glänzend weißem Gewande anwesend war, so daß er bemerkt werden mußte, fand er hier nicht den ersehnten Märtyrertod, den aufzusuchen seine Grundsätze ihm nicht erlaubten; wahrscheinlich fürchtete der Statthalter, der Eindruck seines standhaften Märtyrerthums möchte ein zu mächtiger werden und schonte ihn deßhalb. Kurz, er durfte in seine Einsamkeit zurückkehren, zog aber mit Saracenen in noch entlegnere Gegenden, um sich den immer mehr Zudringenden zu entziehen und seine Einsamkeit zu bewahren, weil „ein Einsiedler so wenig außerhalb der Einöde leben könne, wie ein Fisch außerhalb des Wassers." Doch kam er von jetzt an dann und wann nach Alexandrien, um entweder Bedrückte zu schützen und zu trösten oder Ketzereien zu bekämpfen. So erschien er als ein hochbetagter Greis in den Arianischen Streitigkeiten, wohl nicht, wie man gewöhnlich annimmt, im Anfange derselben, sondern, wie aus der Form seiner Bekämpfung hervorzugehen scheint, wohl erst unter Constantius, vielleicht um 340, da der Arianismus durch weltliche Macht begünstigt wurde. Er wirkte hier mit solchem Erfolg schon durch seine Erscheinung, daß in den wenigen Tagen seines Aufenthalts daselbst mehr Heiden zum Christenthum bekehrt wurden, als sonst in einem Jahre. Er war aber auch nicht nur von großer Glaubensstärke, sondern auch ausgezeichnet durch Geisteskraft und Geistesgegenwart. Dieß zeigte er namentlich Solchen gegenüber, die kamen, ihn zu verspotten. So fragten ihn einst heidnische Philosophen, wie er doch allein ohne den Trost von Büchern bestehen könne; darauf antwortete er: Sein Buch sei die Natur der Dinge, worin er das Wort Gottes lesen könne, so oft es ihm gefiele. Auch that er die Gegenfrage: ob der Verstand für älter zu halten, oder die Gelehrsamkeit? und als ihm geantwortet wurde: ersterer, sprach er: „so braucht, wer einen gesunden Verstand hat, keine Gelehrsamkeit." Sie gingen weg, indem sie eine solche Einsicht in einem ungelehrten Manne bewunderten. Wenn ihn solche mit der Thorheit des Kreuzes verspotten wollten, antwortete er ihnen mit Nachweisung des ungereimten und unsittlichen Inhalts der heidnischen Fabeln. Dann kam er zu der entscheidenden Frage: was in der Ueberzeugung vorangehe, unmittelbarer, aus Erfahrung geschöpfter Glaube oder Vernunftbeweis. Da sie zugaben: ersterer, wies er darauf hin, wie das ganze Christenthum sich auf einen solchen Glauben an Christum gründe. Die Folge sei, daß das überall gepriesene Heidenthum immer mehr zu

Grunde gehe, das geschmähte und verspottete Christenthum über Aberglauben und Weisheit desselben den Sieg davontrage. Dann bewies er faktisch des Kreuzes Kraft durch Austreibung der Teufel aus einigen Besessenen. — Mit Sokratischer Feinheit ging er zu Werke, da ihm ein paar griechische Philosophen nahten, um sich an ihm zu reiben. „Warum habt ihr, weisen Männer, euch zu mir, einem Thoren, herbemüht?“ Da sie sagten, daß er keineswegs ein Thor, sondern ein sehr einsichtsvoller Mann sei, sprach er: wenn ihr mich dafür anerkennt, so werdet doch wie ich; denn das Gute soll man nachahmen, und wäre ich zu euch gekommen, würde ich euch wohl nachgeahmt haben. Ich aber bin ein Christ. Verwundert über ihn begaben sich jene weg.

Als er, 105 Jahre alt, seinen Tod herannahen fühlte — er starb 356 — sorgte er noch dafür, daß sein Leichnam verborgen bliebe, damit er nicht nach ägyptischer Art einbalsamirt und irgendwo im Hause bewahrt würde. Die beiden vertrautesten Schüler, welche in den letzten Jahren um ihn gewesen, mußten ihn begraben und bewahrten das Geheimniß treulich. Dennoch meinte man zwei Jahrhunderte später seinen Leichnam aufgefunden zu haben, der im 10ten Jahrhunderte nach Vienne in Frankreich gebracht wurde; seitdem ward in der Römischen Kirche bei ihm, der so angelegentlich überall auf Jesum, seinen Herrn und Meister, hingewiesen hatte, wo es die Forderung von Wundern galt, Hülfe gegen Krankheiten aller Art gesucht, namentlich das sogenannte Feuer des heiligen Antonius, eine furchtbare, im Mittelalter einmal herrschende Seuche, bei der die Glieder abfaulten oder abtrockneten.

Ohne ihm aber beizulegen, was er nicht war, dürfen wir doch in ihm einen edlen, wahrhaft frommen und selbstverleugnenden Christen sehen, dessen Ermahnung an seine Mönche, wie Athanasius uns dieselbe mittheilt, beweist, daß die Erfahrungen seines Lebens nicht ungenutzt an ihm vorübergegangen sind. Er sagt darüber in jener Rede unter Anderm (nach Neanders freier, aber treuer Uebersetzung):

„Mögen wir uns nur keine Schreckbilder von bösen Geistern vormalen, mögen wir uns nicht betrüben, als wenn wir verloren wären. Laßt uns vielmehr immer getrost und freudig sein als Erlöste, und laßt uns eingedenk sein, daß der Herr mit uns ist, der sie besiegt und zu nichte gemacht hat. Laßt uns immer daran denken, daß, wenn der Herr mit uns ist, die Feinde uns nichts

thun können. Die bösen Geister erscheinen uns verschieden nach den verschiedenen Gemüthszuständen, welche sie bei uns vorfinden. Finden sie uns feige, so vermehren sie unsere Furcht durch die Schreckbilder, welche sie in uns erregen, und in diesen quält sich dann die unglückliche Seele. Finden sie uns aber freudig in dem Herrn, mit der Betrachtung der zukünftigen Güter und der Dinge des Herrn beschäftigt, daran denkend, daß Alles in der Hand des Herrn ist, und daß kein böser Geist gegen den Christen etwas vermag, so wenden sie sich beschämt hinweg von der Seele, welche sie durch solche Gedanken verwahrt sehen."

Darum verbot er auch denen, die sich unter seiner Leitung zu Einsiedlern oder Mönchen, d. i. Einsamen, ausbildeten, den Müssiggang. Sie sollten ihre Zeit, wie er es auch selbst that, mit Handarbeiten, geistlichen Uebungen, seelsorgerischer Thätigkeit, frommer Selbstbetrachtung u. s. w. ausfüllen. Für solche, die nicht den entschiedenen Beruf für ein beschauliches Leben haben, ist die Gefahr immer groß, in leere Stumpfheit oder in hochmüthige Selbstbespiegelung zu verfallen; vor beiden schützte den Antonius ein ächt christlicher Sinn und die durch denselben verklärte Eigenthümlichkeit einer beschaulichen Natur. Sein berühmtester Schüler war Hilarion. L. Pelt in Kemnitz bei Greifswald †.

---

131. Pachomius, ein Stifter des Klosterlebens.

14. Mai.

Wie das Christenthum die Welt umbildet und ein Gährungsmittel für das höhere Leben in derselben sei, spricht der Herr aus in dem Gleichnisse vom Sauerteige; wie es aber ein ganzes Neues ist, um deß willen alles Frühere aufgegeben werden soll, in dem Bilde von der Einen köstlichen Perle. Aus dem ernsten, wenn auch theilweise mißverstandenen Streben, diese zu gewinnen und nichts anderes zu besitzen, das christliche Leben rein ohne alle Beimischung ausgeprägt zu verwirklichen, ging das Einsiedlerleben zum Theil hervor, wie es uns in den Lebensbildern eines Paul von Theben, Antonius, Hilarion und vieler Andrer vor Augen tritt. Da zeigt sich aber recht klar, wie der Mensch sich selbst nicht entfliehen kann, wie ihn seine Sünden als eine innerliche Verderbniß auch in die Einsamkeit begleiten, wie sie nur in der Gemein-

schaft mit Christo und durch ihn mit den Brüdern überwunden werden kann, wie Liebe des Gesetzes Erfüllung ist. Der Trieb zur christlichen Gemeinschaft und das Bedürfniß gegenseitiger Stärkung und Erbauung führte die Einsiedler aus ihrer Vereinzelung wieder zurück und bewog sie, sich neben einander anzubauen und zu gemeinsamem Gottesdienste zu verbinden. Daraus entstanden zuerst Einsiedlergesellschaften und dann — da das Christenthum eine Religion der Ordnung ist — gegliederte Genossenschaften. Dies der nächste Grund der Entstehung der Klöster, zu denen wir an vielen Orten gleichzeitig Ansätze finden, als deren Stifter jedoch nicht mit Unrecht der ägyptische Einsiedler Pachomius gilt, weil er, so viel wir wissen, zuerst eine jener festen Ordnungen aufstellte, welche später für das so einflußreiche Klosterleben maaßgebend wurden.

In der Zeit, da das Einsiedlerleben in Aegypten schon in seiner Blüthe stand, besonders durch Antonius, ward in der oberägyptischen Landschaft Thebais 292 nach Christi Geburt Pachomius geboren. Von seiner Jugend wissen wir wenig. Um sich vom Kriegsdienste zu befreien, begab er sich, etwa zwanzig Jahre alt, zu einem alten Einsiedler in der Wüste Palämon, bei welchem er mehr als zehn Jahre in strengen Buß- und Tugendübungen zubrachte. Insbesondere lernte er von ihm sich mit der ärmlichsten Kost, Brot und Salz, ja sogar, wie erzählt wird, Staub und Asche, als Nahrung begnügen. Ihre Beschäftigung bestand in frommen Uebungen und in Verfertigung härener Kleider oder Hemden zu eigenem Gebrauche und zum Verkauf, um sich und den Armen dadurch Unterhalt zu verschaffen.

Hier soll ihm durch eine göttliche Stimme die Aufforderung geworden sein, nicht mehr allein für seine eigne Vervollkommnung zu leben, sondern auch für die Versöhnung seiner jüngeren Brüder mit Gott dadurch thätig zu sein, daß er sie in der Lebensweise unterrichtete, in welcher er sich so lange und mit so viel Erfolg geübt hatte. Zu dem Zwecke stiftete er auf einer Nilinsel Tabennae zwischen dem Nomos von Tentyra und dem von Theben eine Einsiedlergesellschaft mit festen Ordnungen oder einen Mönchsverein. Dieser wuchs schon bei seinen Lebzeiten so heran, daß er, als Pachomius 348 starb, bereits in Tabennae über 1300 in acht Häuser vertheilte, in ganz Aegypten, wo sich Töchteranstalten gebildet hatten, die gleichfalls unter seiner Leitung blieben, 7000

Mitglieder zählte; später wuchs derselbe bis auf 50,000 Mitglieder und kann als Anfang der wichtigen, für die Gründung und Befestigung des Christenthums so wirksamen Stiftungen der Klöster gelten, deren Werth nicht nach ihrer späteren Entartung beurtheilt werden darf.

Solche gemeinsame Mönchswohnungen, in welchen das Zusammenleben durch eine feste Regel geordnet war, hießen aber wegen ihrer Abgeschlossenheit, vermöge deren sie ein kleines fest gegliedertes Gemeinwesen bildeten, Klöster oder verschlossene Orte. Pachomius hat bereits für das seinige eine Regel, welche für alle folgende Klosterregeln ein Vorbild geworden ist, verfaßt, oder vielmehr soll er dieselbe, auf einer Tafel geschrieben, von einem Engel empfangen haben. Einsamkeit und ehelofes Leben, Beten, Fasten und Handarbeiten, sowie Gehorsam gegen ihren Vorsteher, machten jedenfalls die Grundlage jener Regel aus. Sie wollten eine ganz fleckenlose vollkommene Gemeine des Herrn darstellen. Wer eintreten wollte, mußte eine dreijährige strenge Prüfungszeit, ein Noviziat, wie es später hieß, bestehen, konnte aber auch, nachdem er förmlich eingetreten war, jederzeit wieder austreten, was aber nur selten geschehen ist, da vielmehr die Meisten die sehr milde und gemäßigte Regel durch Strenge ihres Verhaltens zu überbieten suchten. Jeder Mönch darf so viel Nahrung zu sich nehmen, wie seine Körperbeschaffenheit es verlangt; wer aber mehr ißt, soll auch mehr arbeiten, Jeder nach seinen Kräften. Je drei sollen in Einer Zelle wohnen; nicht liegend, sondern sitzend, aber in eigens dazu eingerichteten Stühlen schlafen. Tag und Nacht sollen sie eine Art von Ordenstracht tragen, wie man es mit einem späteren Namen wohl nennen könnte: leinene Unterkleider, darüber nach Elias und anderer Propheten und Johannis des Täufers Vorbilde, weiße Schaf- oder Ziegenfelle ohne Aermel mit einem purpurfarbenen Kreuze darauf; ingleichen wollene Kapuzen (Lucullen), damit sie den kleinen Kindern ähnlich seien, deren Köpfe mit solchen geschützt zu werden pflegten. Diese sollten sie auch bei ihren gemeinsamen Mahlen tragen, damit sie einander nicht sehen könnten; sie durften sich nämlich bei der Mahlzeit weder umsehen, noch mit einander reden. Kein Fremder soll mit ihnen essen, es müßte denn ein Durchreisender sein, welchen sie aufgenommen hätten. Beim Genusse des heiligen Abendmahls am Sabbath und Sonntage sollten sie ohne Obergewand, aber in der Kapuze, erscheinen. Vor dem

Tischgebet sollten sie einen Psalm singen und auch sonst oftmals am Tage vorgeschriebene Gebete verrichten.

Die ganze Mönchsgesellschaft sollte in vierundzwanzig Klassen getheilt sein, welche nach den Buchstaben des griechischen Alphabets genannt wurden, nicht ohne Spielerei: so wurden die einfachsten mit dem Namen des kleinsten Buchstaben I, die klügsten mit dem im Zickzack verschlungenen X genannt. Der Vorsteher dieser Mönchsgesellschaft, welche schon gleichsam einen Orden bildete, hieß Vater, Abbas, Abt. Pachomius war natürlich der erste derselben; er hinterließ schriftliche Ermahnungen, Briefe, mystische Worte, die einen milden religiösen Geist athmen, aber wenig Eigenthümliches und manches Spielende enthalten. Da er früher nur Koptisch konnte, sollte er durch ein Wunder die Gabe, Griechisch und Lateinisch zu schreiben, erhalten haben. Er beschäftigte sich und seine Klosterbrüder besonders mit Gartenbau, Krankenpflege, Handarbeiten und mit Verfertigen von Matten, Körben u. s. w. Die Lebensweise der Tabennasioten, wie diese Mönche nach ihrem Wohnorte genannt wurden, ward gepriesen als eine solche, welche der der Engel ähnlich wäre, der Eintritt in den Mönchsstand galt fast für eine zweite Taufe. Die Ansiedelungen von Mönchen wurden ein wirksames Mittel zur Beförderung christlicher Ordnung und Zucht und zur Verbreitung der christlichen Religion und zugleich der Kultur in bisher heidnischen Gegenden und unter rohen Völkern. Im Kampf und unter dem Druck gediehen die Klöster besser, als wenn sie in günstiger Lage waren. Später aber wurden die Schaaren wilder Mönche auch oft durch ihren Fanatismus, ihre rücksichtslose und hochmüthige Rohheit höchst gefährlich, zumal wenn ein geistlicher Demagoge sie aufzuregen und für seine Zwecke zu benutzen verstand. Doch gilt das noch kaum von den Zeiten, in welchen diese erste Mönchsgesellschaft blühte, die bald durch besser geordnete und fester gegliederte Orden, zunächst die Benedictiner, überflügelt wurde. — Pachomius soll auch schon ein durch den Fluß von dem Mönchskloster getrenntes Kloster für die Frauen gestiftet haben, welche Nonnen hießen, wahrscheinlich nach dem Aegyptischen s. v. a. Reine, Heilige.

Darin drückt sich der gefährliche Wahn aus, welcher den Stand der Mönche und Nonnen für einen vollkommeneren und Gott wohlgefälligeren hielt als den Stand der Menschen, welche nach Gottes Ordnungen in der Welt leben — ein Wahn, der nothwendig die



auf demselben gegründeten Stiftungen vergiften mußte, zuerst mit dem Geiste des Hochmuths und der Werkheiligkeit, woraus dann alle weitere Verderbniß wuchernd aufschießt. Und wohl ist das in dem Grade geschehen, daß die Klöster, die anfangs zu vielfachem Segen gereichten, zuletzt oft ein Fluch für die Menschheit geworden sind. L. Pelt in Kemnitz bei Greifswald †.

---

132. Hilarion, Einsiedler.

21. October.

Eine Erscheinung, welche in der Geschichte der Menschheit immer wieder und in immer neuen Formen hervortritt, muß einen tiefen Grund im Wesen des Menschen haben; der auch in ihren Zerrbildern noch wiederzuerkennen sein wird. So verhält es sich mit dem Einsiedlerleben und Mönchsthum. Wie ein edler Orangenbaum, wenn er eine Zeit lang von den äußern Einflüssen gesondert im Keller gestanden hat, nachher wenn er wieder dem Regen und Sonnenschein ausgesetzt wird, um so kräftiger Blüthen und dann Früchte treibt, so auch der Mensch: soll ein Jüngling, eine Jungfrau zu rechtem innern Leben erstarken, so bedürfen sie der Zurückgezogenheit, und namentlich das religiöse Leben verlangt, daß der Mensch eine Zeitlang mit seinem Gotte gleichsam allein sei, isolirt von den verwirrenden Einflüssen der Welt. Aber eine Verirrung ist es, wenn das, was zu einer heilsamen Zucht und geistlichen Diätetik gehört, zum Gesetz und Zweck des ganzen Lebens erhoben wird. Die Absonderung von der Welt für das ganze Leben, in welcher der Mensch ja wirken soll, ist etwas Verkehrtes, muß krankhafte Stimmungen und Bildungen erzeugen; doch würde das noch mehr der Fall sein, wenn nicht glücklicherweise die in Einsamkeit und durch Uebung erstarkte Kraft die willkürlich gesetzte Schranke meistens sprengte und in einer wenn auch aufgedrungenen, doch bedeutenden Wirksamkeit zuletzt Anwendung und Befriedigung fände. Für Ausbreitung der christlichen Religion und höherer Gesittung haben die Einsiedler und Mönche, oft wider Willen ans Licht gezogen, Großes gewirkt. Diese Betrachtungen müssen sich dem aufdringen, welcher das Leben und die Wirksamkeit des Paul von Theben, des Antonius und Pachomius unbefangen betrachtet; fast in gesteigertem Maaße wiederholen sie sich, wenn wir

auf die Lebensführung des Abts Hilarion hinschauen, welcher das Mönchs- und Klosterleben aus dessen Heimath, Aegypten, nach Palästina und Syrien verpflanzte.

Hilarion war, wohl 291, in dem Flecken Thabata, eine Meile südlich von Gaza, also an der südwestlichen Grenze von Palästina unweit des Mittelmeers von heidnischen Aeltern geboren, eine Rose aus Dornen aufblühend, wie sein Lebensbeschreiber Hieronymus sich ausdrückt. Er war früh zur Betreibung seiner Studien einem Grammatiker in Alexandrien, dem großen Sitze wissenschaftlicher und damals auch schon christlicher Bildung übergeben worden, wo er wahrscheinlich etwa 15 Jahre alt für das Christenthum gewonnen ward. Durch Sittenreinheit und feuriges Ringen nach christlicher Vollkommenheit, Lernbegierde, glänzende Anlagen und Beredtsamkeit zeichnete er sich hier aus und gewann allgemeine Liebe; Thierkämpfe, Theater, Schmäuse zogen ihn nicht an. Damals ward aber die Jugend zu Alexandrien eben von großer Bewunderung für den Einsiedler Antonius ergriffen, zu welchem viele Jünglinge in die Wüste hinausströmten, unter ihnen Hilarion. Er hielt sich mehrere Monate bei ihm auf, kehrte aber dann, gestört durch das Zusammenströmen so vieler Heilsbegieriger bei demselben, mit andern jungen Männern in sein Vaterland zurück, von Bewunderung für ihn durchglüht und entschlossen, seine Lebensweise nachzuahmen. Wie seine Vorbilder verschenkte er, da seine beiden Aeltern eben rasch nach einander verstorben waren, sein ihm durch Erbschaft zugefallenes Vermögen theils an seine Brüder, theils an die Armen und baute sich dann in der wilden, von Räubern, die er freilich nicht zu fürchten hatte, durchstreiften Wüste zwischen Gaza und Aegypten anfangs eine Zweighütte, dann eine Zelle, die so eng war, daß er darin nicht aufrecht stehen konnte, und die daher mehr einem Grabmal als einer menschlichen Wohnung glich, wo er fern von aller Gesellschaft, außer der Christi, ein sehr strenges, nur dem Gebet, der Lesung der heiligen Schrift und harter Arbeit geweihtes Leben führte. Diese Lebensart mußte ihm um so schwerer fallen, da sein zarter Körper den Einflüssen von Frost und Hitze sehr zugänglich war, um so auffallender erscheinen, als seine glatten Wangen und das Feuer in seinen Augen ihm ein sehr jugendliches Ansehen gaben.

Da aber auch ihm, wie den meisten Einsiedlern, die Angriffe böser Geister in der Gestalt sinnlicher Reizungen in die Wüste ge-

folgt waren, so suchte er dieselben durch anhaltendes Gebet und dadurch zu überwinden, daß er seinem Körper, „dem Esel", wie er sich ausdrückte, „nicht mehr Gerste, sondern Spreu vorwarf," d. h. ihn durch Hunger und Durst und Abhärtung aller Art zu unterjochen suchte. Dabei arbeitete er schwer, zog den Pflug, und flocht zur Abwechselung, wie die ägyptischen Mönche, Binsenkörbe, wodurch er seinen Unterhalt gewann. Bei dieser Lebensweise ward sein Körper so abgemagert, daß die Haut fast über den Knochen hing. Nichts desto weniger blieb seine erregte Phantasie den Angriffen vielfacher Teufelsgaukeleien ausgesetzt, bis dieselben zuletzt seinem unausgesetzten Gebete wichen, wobei er, mit der Bibel sehr vertraut, oft Psalmen und Sprüche der heiligen Schrift auswendig hersagte. Auch selbst bei den heftigsten Krankheiten, die ihn befielen, blieb er seiner Fastendiät getreu, welche er zwar nach den verschiedenen Lebensaltern etwas änderte, immer aber auf das Nothdürftigste beschränkte; namentlich genoß er nie etwas vor Sonnenuntergang, was als das volle Fasten betrachtet ward.

Daß ein solcher Mann in den Ruf der Wunderthätigkeit kam, und daß immer mehrere Bewunderer zu ihm in die Wüste hinausströmten, versteht sich in der Zeit seines Auftretens fast von selbst. Zuerst soll er für eine seit 15 Jahren unfruchtbare Ehefrau ein Kind erbetet, dann viele andere Wunderdinge gethan haben, von denen Hieronymus Abenteuerliches erzählt. Viele widmeten sich durch ihn veranlaßt und neben ihm dem Mönchsstande, wodurch er der Stifter desselben in Vorderasien ward. Als er 63 Jahre alt war, wurde ihm die Unruhe von den Hülfesuchenden und Mönchen, welche sich um ihn gesammelt hatten, so lästig, daß er sich innig nach der alten Stille zurücksehnte; auch klagte er, daß durch die Bequemlichkeiten, welche ihm seine Mönche, vor Allem sein treuer Jünger Hesychius, bereiteten, seine Lebensweise ihren alten Charakter der Strenge verloren habe. Am bewundernswürdigsten findet dabei sein Lebensbeschreiber, daß ihn die Ehre gar nicht anzog, er ihr vielmehr demüthig auswich, wo er konnte. Mit Schwierigkeit riß er sich in seinem 65. Lebensjahre von seinem bisherigen Aufenthaltsorte los und besuchte zunächst die Stelle, wo sein Vorbild, der h. Antonius eben gestorben war und freute sich an den Erinnerungen, die derselbe zurückgelassen.

Nun zog er sich wieder in die tiefste Einöde zurück und führte hier „sein Einsiedlerleben mit einer Strenge der Enthaltsamkeit und

des Schweigens, als begönne er jetzt erst Christo recht zu dienen.“ Da aber auch hierher die Verehrung ihm folgte, zumal da er nach dreijähriger Dürre einen Regen herabgebetet, begab er sich nach Alexandrien, von wo er — zugleich einer Verfolgung unter Kaiser Julian ausweichend — die westliche Oase zur Wohnstätte wählte; worauf er, um doch irgendwo verborgen zu bleiben nach Sicilien, dann nach Dalmatien ging. Da ihm das aber auch in diesem barbarischen Lande nicht gelang, welches er von einem gefährlichen Drachen befreite und wo er eine furchtbare Sturmfluth beruhigte, da die Wunder, die durch ihn geschahen, überall die Aufmerksamkeit auf ihn hinlenkten, die Dämonen seinen Namen verriethen, mußte er immer wieder weiter wandern. Er fand seine letzte Ruhestätte auf der Insel Cypern, wo er mit dem berühmten Bischof Epiphanius zu Salamis (starb 403 hochbetagt) durch Freundschaft verbunden war. Hier gelang es ihm eine Zeitlang sich an einem sehr rauhen und steilen Orte einigermaßen dem Zudrange der Menge zu entziehen. Er starb am 21. October 371 gerade 80 Jahre alt, seinem Freunde Hesychius alle seine Schätze hinterlassend d. i. sein von ihm selbst geschriebenes Evangelienbuch und seinen groben Mantel, während er im Untergewande höchst einfach begraben ward. Aus seinem Grabe auf Cypern entführte derselbe seinen Leichnam nach dem von ihm gegründeten Kloster in Palästina, wohin, wie zu seinem ursprünglichen Grabe bald zahlreiche Schaaren wallfahrteten, wo Kranke, Gebrechliche, Dämonische Heilung fanden. Die Cyprier behaupteten seinen Geist behalten zu haben, wenn die Palästinenser auch seinen Leib besäßen.

Hilarion wird mit Pachomius, Paphnutius u. A. unter die Altväter der Mönche gerechnet und vielleicht hat keiner für die Ausbreitung des Mönchsthums mehr gewirkt als er, um den früh ein Sagenkreis sich bildete, dem wir bei seinem jüngern Zeitgenossen Hieronymus (geboren um 340) bereits begegnen. Seine angeblichen Wunder haben oft etwas Magisches, so soll er Teufel vom Vieh ausgetrieben, die Gegenwart von Dämonen am Geruch erkannt haben, u. dgl. m. Er selbst hat wohl dem Aberglauben nicht so Vorschub geleistet, wie man nach manchen erzählten Zügen meinen könnte. Wenigstens zeigte er sich, wenn er in Ueberschätzung des ascetischen Lebens die Vorurtheile seiner Zeit hegte, in andrer Hinsicht darüber erhaben: sein Lebensbeschreiber erzählt uns z. B., daß er nur einmal in seinem Leben die heiligen Stätten, welche jedem

Christen so theuer sein müssen, besucht habe, obwohl er lange in deren Nachbarschaft wohnte, weil er nämlich die übertriebene Verehrung derselben nicht steigern helfen, auf der andern Seite aber auch nicht den Schein erregen wollte, als wenn er sie verachte Ortsveränderung, sagt sein Zeitgenosse, der geistvolle Gregor von Nyssa, bringe Gotte nicht näher, und führt als Beweis dafür das Sittenverderben an, welches eben in der Nähe der heiligen Oerter herrschte. Möge in dieser Hinsicht die Kirche des Herrn immer mehr den richtigen Weg finden: äußere Uebung und Anregung nicht geringschätzen, aber ihnen auch nicht mehr Werth beilegen, wie ihnen als Mitteln zukommt, ihnen nie Werth an sich, insbesondere nicht Verdienstlichkeit zuschreiben!

L. Pelt in Kemnitz bei Greifswald †.

II. Das Christenthum unter den fremden Völkern.

a. In Europa.

Gothen. Gallier. Markomannen.

133. Ulfilas, Apostel der Gothen.

26. August.[1])

Als der Gothenkönig Alarich im Jahre 410 zum dritten Male in Rom einzog, schonte er nach Kräften der ewigen Stadt und Heiden wie Christen konnten sich in die unverletzten Kirchen, namentlich der Apostel Petri und Pauli retten. Der h. Augustinus kann nicht genug die Milde der sogenannten Barbaren bei dieser Eroberung Roms rühmen und die Geschichtschreiber haben uns aus jenen Tagen wunderbare Züge von der Gewalt des bei den germanischen Siegern doch noch jungen Christenthumes aufbewahrt, die auch hier ihren Platz finden mögen.

Bei der unvermeidlichen Plünderung der Stadt kam einer von Alarichs Gothen zu einer römischen Jungfrau, von der er, ohne ihr Leides zu thun, Gold und Silber begehrte. Willig brachte sie überraschend herrliche Gefäße, daß jener erstaunt fragte, woher sie solche habe; und kaum hatte sie klug geantwortet, daß es Gefäße des h. Petrus seien, als der Gothe zu seinem Herrn und Könige eilte, das Geschehene zu melden. Alarich ließ sogleich die Schätze, geschützt und getragen von seinen Leuten, unter immer wachsendem Zuge von Gothen und Römern, Christen und Heiden, welche Loblieder sangen, zur Peterskirche geleiten. Andre führten gleichmäßig Wittwen und Waisen ungefährdet zur Kirche des h. Paulus, und von einem wilderen Gothen, der einem schönen Weibe hatte Gewalt anthun wollen, wird erzählt, daß als jene ihren schon verwundeten Nacken zum Todesstreiche dargeboten, der Gothe, ihre

---

[1]) Es ist der letzte der drei Tage (24—26. Aug.), in welchen Alarich Rom besetzt hielt: auf dieses Datum ist das Gedächtniß des Ulfilas (da dessen Todestag nicht bekannt ist) mit Rücksicht auf die aus jenen Tagen überlieferten Züge von den Wirkungen des Christenthums unter den Gothen im verbess. evang. Kalender gelegt worden.

Keuschheit ehrend, sie selbst zur Kirche Petri geführt, den Hütern derselben übergeben und noch sechs Goldstücke zu ihrer Pflege hinterlegt habe.

Als im Jahre 456 die Westgothen Bordeaux eroberten, sollen sie der weiblichen Gefangenen auf jede Weise geschont haben. Und als Totilas, der Ostgothen Führer und König, im J. 546 das ausgehungerte Rom zum zweiten Male durch nächtliche Ueberrumpelung einnahm, gebot auch er vor Allem der Frauen zu schonen und ließ die ganze Nacht die gothischen Kriegshörner erschallen, damit die Bürger sich verborgen halten oder in die Kirchen retten konnten. —

Wer hatte den erzürnten „Barbaren" diesen Geist der Milde und Menschlichkeit eingehaucht?—Zwar kamen dieselben von einem hochherzigen Heidenglauben herüber zum Heilande, und die Römer selbst rühmen, wie sogar die wilderen Vandalen sich gegenseitig liebten und einander natürlich zugethan seien: eine ursprüngliche Morgengabe der gnädigen Gottheit an das neue Geschlecht, dessen mannigfaltige Gliederungen durch Eine große Muttersprache, Einen seelenfrischen Götterglauben, Eine reiche Heldensage, Eine sinnige Lebenssitte und ein tiefes Rechtsgefühl zusammengehalten, friedlich um das Nerthusbad der Ostsee saßen, während die um das Mittelmeer wohnenden Völker verschiedensten Geblütes und Gemüthes erst durch die Gewaltherrschaft und durch die Bluttaufe der Römer erträglich zu einer Menschheitsahnung verschmolzen oder gemischt worden waren. Ursprüngliche Mitgift an jene blondhaarigen und blauäugigen Söhne des Nordens ist aber auch zu nennen, was der Presbyter Salvianus von Marseille, der von Trier oder Köln gebürtig war, an ihnen besonders hervorhebt, daß sie wunderbar keusch gewesen seien, so zwar, daß die verschrieenen Vandalen, nachdem sie Afrika kaum erobert, es von allem Unflate in Wahrheit gesäubert, alle unzüchtigen Männer wie Weiber zu heirathen genöthigt hätten.

Aber woher bei diesen nordischen Menschen, die, wie wir wissen, von ihren alten Asen und Ahnen nicht so leicht abließen, dennoch die rasche Empfänglichkeit und die tiefe Ehrfurcht für den neuen Glauben, daß sie für denselben alsbald freudig in den Tod gingen? Hatte nicht bekanntlich noch zu Karls des Großen Zeit der Friesen Herzog Radbod den Fuß, den er schon in das tiefe Taufbecken gesetzt, schnell wieder zurückgezogen, als ihm auf seine

Frage, ob seine Väter und Vorfahren auch da sein würden, wohin er einst nun kommen sollte, geantwortet worden war, daß diese in die Hölle fahren müßten? Und hatte er nicht erwiedert: „So will ich bleiben und mit der Menge hingehen, wo meine Väter sind?“[1]) nämlich nicht bei Hela, zu der nur die Feigen und Thatlosen wandern mußten, sondern zu Wodan, der die Tapferen zu einem frischen Kampfleben in Walhalla aufnahm? — Wer hatte nun auch unter den gothischen Völkern, zu denen auch Vandalen und Gepiden nebst andern Stämmen zählten, so früh und so schnell solche Sinnesveränderung bewirkt, daß ihre Könige vor den Schlachten beteten und vom Gebete zur Schlacht aufstanden? daß ihr Volk auf seinen rauhen Bahnen Zeltkirchen mit sich führte und in den Schlachten die heilige Schrift sich vortragen ließ? daß sie den Besiegten Eide auf das Evangelium leisteten und um so treuer hielten?

Alles dieses hatte, so weit wir menschlich so reden dürfen, Ein Mann gewirkt, der seinem Volke zugleich die heilige Schrift in dessen Muttersprache verdeutschte; Ein Mann, der vierzig Jahre lang als treuster Seelenhirte durch Wort und Schrift, Predigt und Abhandlungen aller Art in gothischer Sprache für seiner Gothen Gesittung, Bildung und Erbauung, so wie für ihres Glaubens Anerkennung bei andern Völkern auch in griechischer und lateinischer Sprache gesorgt hatte: Ulfilas, wie ihn die Griechen (weil sie kein deutsches W aussprechen konnten) nannten, oder Wulfila, ein Name, der in der Geschichte der Gothen noch einmal bei einem ihrer Heerführer vorkommt, und wie Wolfgang, Wolfhard, Wolfstein u. s. w. gedacht ist.

Mitten aus dem Sturme der Zerstörung leuchtet uns wohlthuend dieses Mannes Bild hervor, der in seinem siebenzigjährigen Lebenslauf unausgesetzt nur das Eine Ziel verfolgte, seinem kriegerischen Volke das ewige Heil zu verkünden und ihm dasselbe dringend und unverfälscht ans Herz zu legen, während er ihm in den Tagen der Noth, oft noch am Abend vor blutiger, entscheidender Schlacht, auch in irdischen Dingen ein vermittelnder Friedefürst zu sein bemüht war, indem er mit den kaiserlichen Gegnern unterhandelte. Dafür stand er aber auch bei seinen dankbaren Gothen so hochgeehrt da, daß dieselben von ihrem Bischof zu sagen pflegten: „Was Ulfilas thut, ist gut und muß zum Heile ge-

---

[1]) S. unten im Leben des Willibrord, Nr. 176.

reichen; Ulfilas kann nichts Böses thun." Ja selbst ihr heftiger Gegner, Kaiser Valens, hielt ihn so hoch, daß er ihn den Moses der Seinen nannte, als welcher sein Volk aus der Verfolgung in die stillen Waldschluchten des Hämus hinübergeführt und hier dem Herrn zu einem neuen Volke bereitet hatte.

Auf eine noch nicht genügend erforschte Weise war aber an die Gothen und durch sie an die verwandten Vandalen, Gepiden und Heruler, nicht minder an die Burgunden und Langobarden das Christenthum sogleich in der Gestalt des Arianismus gekommen, nach welchem der Sohn nicht wesengleich mit dem Vater, vielmehr diesem nur ähnlich und ein Geschöpf des Vaters sein sollte, und an diesem Glauben haben jene denn auch mit zäher Treue beinahe so lange festgehalten, als sie auf der Weltbühne erschienen, so daß sie dadurch zur griechischen wie zur römischen Kirche in ausschließenden Gegensatz geriethen, gleich diesen aber sich von ihrem Standpunkte aus um so mehr vollkommen für berechtigt hielten, ihr Bekenntniß für das allein wahre, ihre Kirche für die allein einige und rechtgläubige zu halten, als sie nach des Arius ursprünglicher Lehre streng auf die Schrift zurückgingen.

Durch eine glückliche Fügung der Umstände sind uns neuerdings über das Leben des Ulfilas von einem seiner nächsten und dankbarsten Schüler, den er von Jugend auf in der Lehre des Heils unterrichtet und erzogen hatte, wesentlich ergänzende Nachrichten zugeflossen, von denen vor Allem diejenige hierher gehört, daß Ulfilas alle und jede Sekte, wie sie damals alle hießen (Manichäer, Marcioniten, Montanisten, Paulinianer, Sabellianer, Anthropomorphiten, Patripassianer, Photinianer, Donatianer, Macedonianer u. s. w.) als unchristlich, ja antichristisch verworfen, diese wie ein treuer Hirte die Wölfe und Hunde von seinen Gemeinden abgewehrt und jede Sonderkirche für eine Synagoge des Satans erklärt habe. Stets habe er nur die Eine untheilbare Kirche Christi, die Eine Jungfrau und Braut, die Eine Königin, den Einen Weinberg, das Eine Haus des Herrn verkündet und in diesem Sinne vor seinem Hingange seinem Volke noch ein Glaubensbekenntniß hinterlassen, das uns jener sein Schüler, der spätere Bischof von Dorostorum (dem heutigen Silistria) Auxentius aufbewahrt hat und an dessen Spitze Ulfilas ausdrücklich bekennet, daß er so sein ganzes Leben hindurch geglaubt und gelehrt habe.

Vielleicht hat er durch diese Worte den von der Leidenschaft

ausgestreuten Gerüchten entgegentreten wollen, welche selbst in die Darstellung der damaligen kirchlichen Wirren bei den griechischen Kirchenschriftstellern eingedrungen sind, indem diese behaupten, theils daß Ulfilas und seine Gothen sich erst durch den selber arianischen Kaiser Valens, als dieser ihnen Wohnsitze gewährte, zum arianischen Irrthume hätten verleiten, theils sogar, daß Ulfilas sich durch den hofmännischen Eudoxius und zwar nicht nur durch dessen Vorspiegelungen von der Unbedeutendheit der Lehrunterschiede, sondern selbst durch Geschenke habe bestimmen und bestechen lassen.

Jenes Glaubensbekenntniß lautet in seiner Kürze wörtlich also:

„Ich Wulfila, Bischof und Bekenner, habe alle Zeit also geglaubt und bekenne diesen allein wahren Glauben vor meinem Gott und Herrn:

„Ich glaube an einen einigen, ungebornen und unsichtbaren (oder untheilbaren) Gott Vater und an seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn und Gott, den Schöpfer aller Geschöpfe, dem Keiner gleich ist, sondern der Gott ist über Alle, auch über die Unsrigen; und an den heiligen Geist, die Kraft, welche erleuchtet und heiligt (nach Luc. 24, 49 und Apostelgesch. 1, 8), der selbst weder Gott noch Herr, sondern ein Diener Christi und dem Sohne in Allem untergeben und gehorsam ist, wie der Sohn in Allem untergeben und gehorsam ist dem Vater, dem immerdar heiligen." —

Weder in diesem Glaubensbekenntnisse noch in dem, was uns von Ulfilas Bibelübersetzung, namentlich von den paulinischen Briefen erhalten ist, tritt in den etwa fraglichen Stellen wie Röm. 9, 5. 1 Timoth. 3, 16, selbst Philipp. 2, 6. die leiseste Andeutung oder Hineintragung arianischen Anstriches hervor, denn auch in der letztbezeichneten Stelle schwindet bei richtiger Auslegung (s. Maßmann's Ulfilas 1856. S. 649) der letzte Verdacht.

Auf den großen Heereszügen der Gothen unter den Kaisern Valerianus und Gallienus um das Jahr 258, auf welchen jene bis nach Galatien und Kappadokien gelangten, sollen in letzterem Lande von ihnen auch Christen und namentlich Geistliche gefangen fortgeführt worden sein, deren ehrwürdige Erscheinung und besonders der Umstand, daß sie bloß durch Nennung von Christi Namen Kranke heilten und Geister austrieben, auf die schlichten, unverdorbenen Gemüther der Gothen einen tiefen Eindruck gemacht hätten. Unter jenen Gefangenen sollen denn auch die Voreltern des Ul-

filas aus dem kappadokischen Orte Sadagolthina in der Nähe der Stadt Parnassus sich befunden haben.

Der genannte Bischof Auxentius hat aufbewahrt, daß sein verehrter Lehrer in seinem siebenzigsten Lebensjahre und zwar im Jahre 388 nach Christi Geburt zu Constantinopel gestorben und von den anwesenden Bischöfen und vielen Laien in hohen Ehren bestattet worden sei. Nach dieser bestimmten Zeitangabe muß somit Ulfilas im Jahre 318 geboren gewesen sein, ein halbes Jahrhundert, nachdem seine Vorfahren aus Kappadokien zu den Gothen gekommen waren.

Bis in sein dreißigstes Lebensjahr, also 348, war Ulfilas Leser oder Lector bei seinem Volke; in diesem Jahre aber ward er von Kaiser Constantius, Constantins des Großen Sohn und Nachfolger, der den Arianern günstig war, zum Bischofe der Gothen erhoben. Sieben Jahre waren ihm darnach gegönnt, als solcher in Stille für seines Volkes Umbildung thätig zu sein und viele, auch unter den Gothen Athanarich's zu bekehren, der mit dem andern Führer der Westgothen, Frithigern, seit länger schon in Fehde lag, bis jener über des letztern christliche Gothen eine förmliche Verfolgung verhängte, in welcher schon damals viele Männer und Frauen standhaft den Märtyrertod erduldeten. Ulfilas aber führte seine christlichen Westgothen damals mit des Kaisers Bewilligung auf römisches Gebiet nach Mösien, in die Gebirgsthäler des Hämus und in die Nähe der Stadt Nikopolis (jetzt Nicobi) hinüber, wo dieselben, während die übrigen West- und Ostgothen nach Frankreich, Spanien und Italien zogen, noch spät als s. g. kleinere Gothen nur von Wald und Waide oder Viehzucht und wenigem Getraide lebend fortbestanden. Hier lebte Ulfilas noch 33 Jahre unter ihnen als ihr Bischof und Seelenhirt, als welcher er der im J. 360 zu Constantinopel abgehaltenen Kirchenversammlung beiwohnte und das arianische Glaubensbekenntniß, das schon im Jahre vorher zu Ariminum oder Rimini aufgestellt worden war, mitunterzeichnet.

Inzwischen hatte Athanarich, nachdem er mit Kaiser Valens gekämpft und im J. 370 Frieden geschlossen, unmittelbar darauf von 370—372 eine zweite Verfolgung über Frithigern's christliche Landsleute verhängt, in welcher abermals viele derselben freudig das Märtyrerthum eingingen, viele über die Donau und bis zum Eufrat versprengt wurden. Das uns überkommene Bruch-

stück eines gothischen Kalenders oder Martyrologiums, ebenso die Lebensbeschreibungen der Heiligen (Acta Sanctorum) haben das Gedächtniß an die Verbrennung vieler gothischer Christen in einer Zeltkirche unter den Priestern Batwin und Vereka, nicht minder an 40 Jungfrauen, welche bei Beröa umgekommen sein sollen, sowie an den h. Sabas und die Priester Gudila und Sansala aufbewahrt, welcher letzterer erst 32 Jahre alt, im J. 372 in einen Fluß versenkt, mit größter Freudigkeit in den Tod gegangen sein soll. Athanarich hatte verlangt, daß die christlichen Gothen heidnisches Ochsenfleisch essen und ein Götzenbild, das er nach altheidnischer Weise auf einem Wagen zu den Zelten auch der Christen fahren ließ, verehren und anbeten sollten: wonach jeder, der sich dessen weigerte, in seiner Zelthütte verbrannt ward.

Frithigern, der auf solche Weise fortgesetzt mit Athanarich kämpfen mußte, war inzwischen selbst Christ geworden, so daß er durch die christlichen Gothen sich zugleich gegen Jenen stärkte. Der plötzliche Einbruch der Hunnen aber, welche über die Wolga zunächst auf die Alanen eindrangen, stürzte für den Augenblick alle neu entstandenen Verhältnisse, auch das große Gothenreich des Königs Ermanrich zusammen, so daß wie die Ostgothen nach dem Westen auswichen, auch Athanarich mit seinen Westgothen in das unzugängliche Hochland sich zurückzog, während Frithigern mit erneuter Gewährung des Kaisers Valens die große Menge seiner Westgothen, nur allein 200,000 waffenfähige Männer, über die Donau nach Thracien und Dacien hinüberführte, wo ihnen Ländereien und Lebensmittel vertheilt wurden. Auch Ulfilas war mit diesen hinübergegangen und fand hier ein erweitertes, weniger beunruhigtes Feld für seine Thätigkeit, während die Gothen bald, aufgereizt durch die unmenschliche Habgier und den Verrath der römischen Statthalter sich plötzlich wieder zu den verheerendsten Raubzügen erhoben, denen zuletzt Valens selber entgegentreten zu müssen glaubte. Als er aber bei Adrianopel ungeduldig zur Schlacht drängte, sandte Frithigern nochmals seinen vertrautesten christlichen Priester (wen anders als Ulfilas!) zum Kaiser, um gegen ewiges Bündniß für sein Volk feste Wohnsitze in Thracien zu erlangen. Valens nahm den ihm wohlbekannten und von ihm hochverehrten Bischof mit aller Achtung auf, ging aber in die Wünsche des Gothenkönigs nicht mehr ein, sondern begann am andern Morgen (es war der 9. August des Jahres 378) die Schlacht, während welcher



Frithigern noch einmal den Sühnevertrag anbot. Man kämpfte den ganzen Tag; mit einbrechender Nacht aber traf den Kaiser ein feindlicher Pfeil, daß man ihn in eine Hütte bringen mußte, in welcher er von den siegreichen Gothen mit seinem ganzen Gefolge verbrannt ward, zur Strafe dafür, wie die Kirchenschriftsteller sagen, daß der Arianer so viel Seelen dem ewigen Feuer überliefert habe. Die Gothen aber durchtobten nach dieser Niederlage der Gegner das griechische Reich bis zu den Mauern Constantinopels.

Während dieser entsetzlichen Wirren war des gefallenen Valens Nachfolger Theodosius in Thessalonich krank liegend selber Christ geworden, hatte das nicäische Glaubensbekenntniß angenommen, den Arianern alle von ihnen bisher inne gehabten Kirchen zu räumen geboten und im Jahre 381 auf einer allgemeinen Kirchenversammlung jenes rechtgläubige Bekenntniß verkündigen lassen. Unruhen, welche darüber im ganzen Lande ausbrachen, nöthigten den Kaiser zwar, im J. 383 eine neue Kirchenversammlung auszuschreiben; aber auch auf dieser erlagen die Arianer wiederholt.

Da ging im J. 388 der greise gothische Bischof noch einmal mit seinen Schülern Auxentius, Palladius rc. nach Constantinopel, um für seine Gothen einzustehen und um ein gerechtes Urtheil auf einer dritten Kirchenversammlung zu bitten, welche ihm der Kaiser auch zusagte. Doch ward derselbe nur zu bald von den Anhängern des nicäischen Bekenntnisses wieder umgestimmt, so daß er jene Zusage durch ein Gesetz vom 16. Juni auf dem Marsche gegen Maximus zurücknahm und alle Erörterung der Glaubenssätze durch Predigt rc. verbot. Inzwischen hatten die Arianer der Hauptstadt, irregeleitet durch falsche Nachrichten, laut denen der Kaiser geschlagen sein sollte, so wie durch einen untergeschobenen kaiserlichen Befehl, das Haus des rechtgläubigen Bischofs Nectarius durch Feuer zerstört, so daß der Kaiser nun durch erneuten Befehl aus dem Felde die zugesagte Kirchenversammlung gänzlich verbot.

Da brach dem Ulfilas vor Bekümmerniß das Herz, er erkrankte und starb in der Mitte desselben Jahres 388 in seinem 70sten Lebensjahre in der Hauptstadt des griechischen Reichs, wo auch Athanarich verschieden war. Alle versammelten Bischöfe so wie viele Laien geleiteten den allgemein Verehrten zur wohlverdienten Ruhestätte.

Es ward ihm daselbst wohl kein Denkmal gesetzt, dennoch aber

hat eins, das er sich selbst bei Lebzeiten noch bereitet hatte, wenn auch verletzt, alle zerstörenden Jahrhunderte überdauert, das ist seine Uebersetzung der heiligen Schrift in die Sprache seines Volkes. Alle griechischen Kirchenschriftsteller nämlich stimmen darin überein, daß Ulfilas seinem Volke die Schriften des Alten wie des Neuen Bundes aus dem Griechischen übersetzt habe, nur daß jene behaupten, die Bücher der Könige habe er unübersetzt gelassen, aus Besorgniß, sein an sich schon so kriegerisches Volk dadurch noch fehdelustiger zu machen, während doch Spuren vorhanden sind, daß er die viel kampferfüllteren Bücher der Makkabäer übersetzt habe.

Im Jahre 1563 tauchten die ersten Gerüchte, Spuren und Proben einer in der Abtei Werden an der Ruhr, ungewiß woher, erhaltenen herrlichen, mit Gold- und Silberbuchstaben geschriebenen Handschrift der vier Evangelien in gothischer Sprache auf, welche nach mancherlei Schicksalen endlich im Jahre 1648, als die Schweden kurz vor dem Abschlusse des westfälischen Friedens den Hradschin bei Prag erstürmten, aus dem Schatze des Kaisers Rudolf II. als gute Beute nach Stockholm abgeführt ward, von wo die Königin Christina die Handschrift im J. 1669 nach Upsala schenkte.

Nach alter kirchlicher Ueberlieferung und Gewohnheit waren auch in ihr die vier Evangelien ursprünglich so geordnet gewesen, daß sich Matthäus, Johannes, Lucas, Marcus folgten, was die früheren Verluste von Anfangs- und Ausgangsblättern oder Bogen bei den einzelnen Evangelien erklärt. Seit 1563 aber bis 1599 (in welchem Jahre die Handschrift sich wohl schon in Prag befand) und wieder seit 1648 (selbst bis 1830) sind, wohl erkennbar, immer neue Beeinträchtigungen hinzugekommen, so daß von ursprünglichen 380 Blättern dermalen nur noch 177 übrig sind: eine unersetzliche Einbuße für die geschichtliche Erkenntniß unsrer Muttersprache, wie für die vergleichende Sprachforschung. Die Handschrift ist mit gewissenhaftem Fleiße (obschon nicht ohne mehrfache Schreibversehen, Zeilenübersprünge rc.) mit ganz silbernen, in den Anfängen der Abschnitte selbst mit goldenen Buchstaben auf Purpurpergament geschrieben, wie ähnliche Silber- und Goldhandschriften (silberne auch auf schwarzgefärbtem Pergament) vorzugsweise der heiligen Schrift sich auch sonst noch (zu Rom, Florenz, München, Straßburg, Paris rc.) erhalten haben.

Grade vor hundert Jahren (1756) entdeckte Abt Knittel in der Bibliothek zu Wolfenbüttel Bruchstücke einer gothischen Uebersetzung des Briefes an die Römer, wie solche in einer sichtlich aus Italien stammenden, im achten Jahrhundert etwa abgebimsten und wieder überschriebenen Handschrift, mit daneben stehender lateinischer Uebersetzung, sich befinden. Durfte mit Recht schon damals die Vermuthung ausgesprochen werden, daß auch diese Bruchstücke zu einer und derselben Uebersetzung mit den Evangelien aus Werden gehören möchten, so ward dafür doch erst größere Gewißheit gewonnen, als endlich im J. 1817 der frühere Abbate Angelo Maj zu Mailand, der später als Cardinal zu Rom starb, in der Büchersammlung zu Mailand eine Anzahl gleichfalls abgebimster und wieder überschriebener Handschriften, aus dem nahe gelegenen Kloster Bobbio, näher beachtete und in ihren untergelegenen, vielfach sehr verwischten Schriftzügen gothische Sprachdenkmäler, bei genauerer Prüfung aber, die Uebersetzung fast sämmtlicher paulinischer Briefe, so wie bedeutendere Bruchstücke von Schriften des Alten Bundes (Esra und Nehemia) erkannte. Dieser überraschende und für uns höchst erfreuliche Fund, der uns durch den Grafen L. O. Castiglioni in Mailand allmählich (von 1817—1835!) erschlossen ward, bekam eine erhöhte Bedeutung durch den Umstand, daß hier nicht nur der Brief an die Römer, durch das Wolfenbüttler Bruchstück zum Theil ergänzt, in ganz gleicher Uebersetzung zu Tage trat, sondern daß mehrere und grade die größeren der paulinischen Briefe in doppelten Handschriften aufbewahrt erschienen.

War durch jene wirklichen Bruchstücke des Alten Bundes, so wie durch andere später dazu gekommene Beweise, die Behauptung der griechischen Kirchenschriftsteller, daß die Gothen die ganze heilige Schrift in ihrer Muttersprache besessen hätten, auf das Glänzendste bestätigt worden, so sprach jene weitere Thatsache, daß wir es nur mit Einer und derselben gothischen Uebersetzung zu thun hätten, um so mehr für die von vorn herein nahe gelegene Vermuthung, daß dieses eben die Uebersetzung sein müsse, welche jene Schriftsteller einstimmig dem Ulfilas zuschrieben. Außer jenen paulinischen Briefen befanden sich aber unter den mailändischen (und römischen) Blättern auch ziemlich erloschene Bruchstücke einer größeren, arianischen Auslegung des Evangelii Johannis in gothischer Sprache, mit eingeflochtenen Bekämpfungen ketzerischer

Behauptungen des Sabellius und des Marcellus, welche Blätter der Unterzeichnete im Jahre 1833 an Ort und Stelle las und 1834 zu München herausgab. Auch die hier theils neu zugewonnenen, theils doppelt eintretenden Verse des Evangelii Johannis bestätigten abermals die große Thatsache, daß wir es hier überall nur mit Einem und demselben Texte der gothischen Bibelübersetzung zu thun haben.

Was schließlich die Bedeutung und den Werth dieser ulfilaischen Verdeutschung auch für das Verständniß des Urtextes betrifft, so haben stimmführende Sach- und Sprachkenner dem gothischen Bischofe bereits zur Genüge die gewissenhafteste Treue sowohl gegen die griechische Grundlage, als gegen den Geist seiner eigenen Muttersprache zuerkannt, so daß die gothische heilige Schrift in nicht wenigen Fällen, ja durchgehends eine treuere Abspiegelung des griechischen Bibeltextes, wie solcher wenigstens um die Mitte des vierten Jahrhunderts gestaltet gewesen sein mag oder sein muß, abzugeben im Stande ist, als selbst die an sich zum Theil älteren ägyptischen, syrischen und lateinischen Uebersetzungen. Denn nur, wo der in den drei Hauptsprachen seiner Zeit wohl bewanderte Mann, dem Zwecke seiner besonnen von ihm im Auge behaltenen und trefflich gelösten Aufgabe gemäß, dem Geiste und Gesetze seiner Sprache huldigen mußte, wich er in Wortstellung und Satzgestaltung, und auch da noch durchsichtig, von der Anordnung des griechischen Urtextes ab; immer aber und überall ist diese seine gewissenhafte Verfahrungsweise bis ins Einzelnste durch die Lesarten irgend einer griechischen Handschrift belegt und wird dadurch wieder für den griechischen Grundtext belegend.

Nach allen diesen Thatsachen, die auf genauester Abwägung im Einzelnen beruhen, dürfte die Behauptung nicht zu gewagt erscheinen, daß man, unter angemessener Zuhülfenahme anderer Uebersetzungen und Anhaltepunkte, aus der gothischen Uebersetzung des Ulfilas dreist einen griechischen Text her- oder aufstellen könnte, wie solcher in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts in der Kirche zu Byzanz oder im Morgenlande in den meisten und besten Handschriften vorgelegen haben mag.

Wie groß in Wahrheit der Gewinn sein würde, welcher aus solcher Mühwaltung für das Verständniß der heiligen Schriften selbst erwartet werden dürfte, bleibt freilich eine andere Frage. Wenn der sel. Professor Lachmann in den Einleitungen zu seiner Ausgabe des griechischen Neuen Testamentes

eine Anzahl Stellen bezeichnet, welche er, so wie sie uns vorliegen, in Betreff richtiger Sinnauslegung fast für unheilbar erklärt, so erscheinen die meisten dieser Stellen (so viel uns ihrer im Gothischen erhalten sind) freilich auch schon bei Ulfilas so, wie fast sämmtliche uns zugänglichen griechischen Handschriften sie darbieten und wie sie demnach im vierten Jahrhundert bereits festgestanden haben müssen; möge dies nun mit dem genannten Gelehrten zu beklagen sein oder nicht.

H. F. Maßmann in Berlin.

---

134. Die gothischen Märtyrer Saba und Sansala.

12. April.

In der vorstehenden Lebensschilderung des ehrwürdigen Bischofs Ulfilas haben wir auch der zwei- und dreifachen Verfolgungen Erwähnung gethan, welche der noch heidnische König der Gothen Athanarich zwischen den Jahren 350—370 über seine zu Christen gewordenen Landsleute an der Donau unter ihrem Führer Frithigern verhängte, aus welchen Verfolgungen viele unverzagte Märtyrer des jungen Glaubens hervorgingen. Die Kirchengeschichtschreiber Sokrates und Sozomenos merken dabei besonders an, wie die Gothen, nachdem sie in der Einfalt ihres Gemüthes das Christenthum angenommen, alsbald auch für den neuen Glauben das Leben dieser Welt für nichts geachtet und mit Freuden dahin gegeben hätten, ja selbst wenn man sie vor Gericht nicht einmal zum Bekenntnisse habe kommen lassen, dennoch mit Standhaftigkeit in den Tod gegangen seien.

Wie man nach heidnischer Weise im germanischen Norden das Bild des Gottes Freyr auf einem Wagen herum führte[1]), dem die Bevölkerung mit Opfern zuströmte, so hatte auch Athanarich auf einem Wagen ein Götzenbild vor allen Hütten der vermeinten Christen umherführen lassen, damit sie gleich den Heiden anbeteten und Opfergaben herbeitrügen; denen aber, die sich weigerten, hatte er die Hütten über dem Kopf anzünden und sie mit ihnen verbrennen lassen; Andere, die sich zu einer Kirche geflüchtet hatten, wurden — Männer, Weiber, Kinder und Säuglinge — gleichfalls mit dieser verbrannt, und wer irgend seiner Kirche eine Gabe zum

---

[1]) Gleichmäßig wie schon Tacitus von der Göttin Nerthus bei den Sueven am nordischen Meerbusen erzählt.

Opfer dargebracht hatte, ward nicht minder ergriffen und, so er den christlichen Namen furchtlos bekannte, demselben Feuer übergeben. So ward gegen Christen und eigene Landsleute, die schon durch natürliche Bande und Nothlage hätten einig zusammen halten sollen, mit Feuer und Schwert gewüthet.

Die hochherzige Todesverachtung aber, mit welcher die von Römern und Griechen sonst wenig geachteten und beachteten „Barbaren", die Gothen, den christlichen Glauben besiegelten, hat die Geschichtschreiber der Kirche, ebenso die Aufzeichner von Märtyrer- und Heiligenleben angeregt, genauere Nachrichten von hervorragenden gothischen Märtyrern zu hinterlassen, als sonst vielleicht geschehen sein würde. Die bemerkenswerthen Umstände, unter denen dieses geschieht, die besonderen eigenthümlichen Züge, welche uns dabei entgegentreten, die Namen endlich der dabei in's Einzelne Genannten, die ungeachtet mancher Entstellung im Allgemeinen so entschieden gothisch klingen — Alles dürfte für die Wahrheit der überlieferten Grundlagen sprechen und wird uns überdies, so sehr auch die angesetzten Tage abweichen, überraschend durch die Bruchstücke eines in gothischer Sprache selbst aufbewahrten Kalenders oder Gedenkbuches gothischer Märtyrer bestätigt, in welchem zwei sonst nicht aufeinander folgende Monate von 30 Tagen aufgeführt werden, deren zweiter unzweifelhaft November genannt wird.

In diesem Kalender nun werden außer dankbarer Erinnerung an „den Kaiser Constantin", als der mit den Gothen ein friedlich Bündniß schloß und, so lange er lebte, es ehrlich aufrecht erhielt, ferner an den „Apostel Philippus in Hierapolis" (in Phrygien) und „Andreas", der vorzugsweise als Apostel der Skythen und Gothen galt, endlich an „den Bischof Dorotheus", wahrscheinlich den von Tyrus, der vielfach für den Glauben verfolgt und duldend in Odyssopolis begraben ward, — in dem ersten der beiden Monate (der nur April, Juni oder September sein kann) angemerkt:

am 23. das Andenken der im Gothenvolke mit ihrem Könige Frithareik (Frithigern?) Verfolgten und Gemarterten;

am 1. das Andenken der 40 Klosterjungfrauen, welche zu Beröa gemartert wurden;

am 20. das Andenken derjenigen Märtyrer, welche unter dem Bischofe Bereka und Batwin in voller Kirche verbrannt worden sind.

Von der zweiten dieser drei Aufzeichnungen nun erzählen die von jenem Kalender ganz unabhängig entstandenen und gesammelten Heiligenleben (in den bekannten Actis Sanctorum der s. g. Bollandisten), freilich unterm 1. September, daß 40 gothische Klosterjungfrauen in Adrianopel, durch den aus Makedonien gebürtigen Diakonus Ammonius im Christenthum unterrichtet, in's Gefängniß geworfen und, nachdem sie standhaft ihren Glauben bekannt, mit ihrem Lehrer zum Tode verurtheilt worden seien. Ammonius sei in den Seiten lebendig geschunden und ihm ein glühender Helm auf's Haupt gesetzt worden, die 40 Jungfrauen aber seien mit ihrem Lehrer von Beröa nach Heraklea vor den Präfekten Licinius geführt, sämmtlich von diesem zum Tode verurtheilt und 10 von ihnen verbrannt, 8 mit Ammonius enthauptet, 10 erstochen, 6 allmälig zerstückelt und dann verbrannt, den übrigen mit glühenden Eisen in den Schlund gestoßen worden.

Weiter aber erzählen dieselben Acta Sanctorum, obschon wieder abweichend zum 26. März, von 26 gothischen Märtyrern unter der Herrschaft der Kaiser Valentinian und Valens, welche mit ihren Priestern Bathusius und Verikas (offenbar die oberen Batwin und Vereka), sammt zweien Söhnen und Töchtern und den übrigen durch den König Jungerich (ohne Zweifel der geschichtliche Athanarich) in einer Kirche verbrannt worden seien; ja hier sind uns sogar die Namen sämmtlicher Laien aufbewahrt worden, die ungeachtet aller Verderbnisse in den Handschriften doch sichtbar noch gothisch klingen.

Die Gebeine dieser 26 Märtyrer soll die christliche Gemahlin eines anderen gothischen Fürsten, Gautho (oder Gaatho) mit einem Priester und dem Laien Thyellas gesammelt und, nachdem sie die Herrschaft daheim ihrem Sohne Arimerus (Charimer?) übertragen, von Ort zu Ort gezogen sein, bis sie mit ihrer Tochter Ducilla auf römisches Gebiet gelangte, wonach sie mit ihrem zu sich gerufenen Sohne heimkehrte, während die Tochter (unter Kaiser Valentinian und Theodosius) die Gebeine jener Märtyrer nach Lyocous führte, hier einen Theil zurückließ und in Frieden starb. Gautho und Thyella aber, die nach Gothien zurückgekehrt waren, sollen später gleichfalls gesteinigt worden sein.

Der zuvor erwähnte gothische Kalender muß schon im vierten Jahrhundert noch vor dem Jahre 372 an der Donau in Thrakien entstanden sein, da er nichts von zweien anderen gothischen

Märtyrern weiß, die nicht minder bewahrheitet sein dürften als jene oben aufgeführten Namen, dem Saba und dem Sansala nämlich, von denen wir in den Actis Sanctorum glücklicher Weise mehr lesen. Unterm 12. September nämlich wird uns dort ein Brief vorgeführt, den im genannten Jahre 372 die christliche Gemeinde Gothiens an die Gemeinden in Kappadokien geschrieben haben soll, mit denen sie, wie wir schon früher sahen, fortgesetzt in lebendiger Verbindung geblieben war. Dieser Brief lautet nun: „Die Gemeinde Gottes in Gothien den Gemeinden und allen rechtgläubigen Christen im Lande Barmherzigkeit, Friede und die Liebe Gottes und unsers Herrn Jesu Christi!"

„Was Petrus gesagt hat, daß in allem Volke, wer den Herrn fürchtet und seine Gerechtigkeit liebt, ihm angenehm ist, das hat sich auch jetzt wieder als wahr bewährt an Saba, der ein Märtyrer Gottes und unsers Herrn Jesu Christi geworden ist. Dieser lebte in Gothien, mitten in einem verkehrten und verworfenen Geschlechte, ist aber dem Leben der Heiligen nachgefolgt, zeichnete sich wie diese in christlichen Tugenden aus und glänzte in der Welt wie ein Stern. Schon von Klein auf füllte ihn nur Eifer für den Herrn Christus und er hielt es für die vollkommenste Tugend, durch Erkenntniß des Sohnes Gottes ein vollkommener Mann zu werden. Weil aber denen, die Gott dienen, alle Dinge zum Besten gereichen müssen, so ward auch ihm die himmlische Berufung zum Kampfeslohne, wonach er von Jugend auf gestrebt, so daß er alle Uebel des Lebens überwunden hatte."

„Er wandelte im rechten Glauben, war sanftmüthig und fromm. Zwar war er unerfahren in der Rede, nicht aber an Erkenntniß und war mit allen friedfertig. Für die Wahrheit aber führte er das Wort und stopfte den Götzendienern den Mund, ohne sich zu überheben, sondern er war demüthig und nicht vorschnell, sondern still und zu jedem guten Werke bereit. Vor der Gemeinde sang er fleißig Psalmen und förderte ihren Gesang. Nach Geld und Gut strebte er nur, soweit es zur Nothdurft gehört. Er war nüchtern, enthaltsam in allen Stücken, besonders auch von Weibern; er fastete täglich, war anhaltend im Gebete, ohne allen eitlen Ruhm, in festem Glauben, der sich in Liebe bethätigt, immerdar voll Freudigkeit und Freiheit vom Herrn zu zeugen."

„Als die Großen und die Fürsten der Gothen die Christen unter ihnen zum Götzenopfer und zum Essen des Götzenfleisches

zu nöthigen anfiengen und einige Heiden in dem Orte, wo Saba lebte, um ihre Landsleute zu retten, ihnen anderes als das den Götzen geopferte Fleisch öffentlich darreichen wollten, aß Saba nicht nur nicht von diesem Fleische, sondern bekannte auch vor Allen, daß wer davon äße, kein Christ sein könne. Da stießen ihn die, welche die List ausgesonnen, selber aus dem Orte hinaus, riefen ihn aber bald wieder zurück."

„Als sich darnach die zweite Verfolgung erhob, wollten damals einige Heidengothen, die den Göttern opferten, vor den Verfolgern schwören, daß kein Christ mehr im Orte sei. Da aber trat Saba auf und erklärte frei in der Versammlung, daß Niemand für ihn schwören solle, da er Christ sei. Da schwuren die Bewohner, daß bei ihnen nur dieser eine Christ sei. Als dies der Fürst oder König hörte, ließ er Saba vor sich führen und fragte die Umstehenden, ob er bemittelt sei. Als diese aber versicherten, daß er nichts besitze, als was er an sich trage, da ließ jener ihn mit der Bemerkung, daß er weder nütze noch schade, hinauswerfen."

„Als endlich die Verfolgung der Gothen zum dritten Male ausbrach, da hatte Saba grade zur Osterzeit zu einem gothischen Priester in einer andern Stadt, das Fest dort zu begehen, reisen wollen. Da erschien ihm auf dem Wege ein Mann in großer glänzender Gestalt (grade wie den heidnischen Gothen einst ihr Wodan oder Odhin) und sprach zu ihm: „Kehre um zum Priester Sansala." Saba aber erwiederte: „Sansala ist nicht dort." Dieser war wirklich vor der Verfolgung auf römisches Gebiet geflohen, war aber grade zum Osterfeste zurückgekehrt, was Saba nicht wissen konnte. Als dieser daher dem Winke nicht Folge leisten wollte, fiel plötzlich bei hellstem Wetter eine Menge Schnee, daß der Weg davon ganz bedeckt ward und Saba nicht weiter gelangen konnte. Da erkannte er Gottes Willen und daß er zu Sansala umkehren sollte. Er dankte Gott und freute sich, als er Sansala sah, dem er nun mit vielen Anderen, was ihm widerfahren, erzählte, worauf sie das Osterfest mit einander feierten. In der dritten Nacht aber nach dem Feste brach Atha(na)rid, des Königs Rothesteus (d. i. Hrotisthius) Sohn mit seiner Schaar in den Ort ein, ließ die Priester Sansala und Saba aus dem Schlafe vom Lager reißen und in Fesseln legen. Sansala ward auf einem Wagen fortgeführt, Saba aber nackt, wie er geboren war, durch Dornen, die man angezündet hatte, fortgetrieben. Alles aber ertrug

er im Glauben und als es Tag geworden war, sprach er zu seinen Verfolgern: „Habt Ihr mich nicht durch Dornicht nackt und ohne Bedeckung getrieben? Seht nun, ob meine Füße irgend verletzt sind und ob ich an meinem Leibe Spuren von Euren Geißelhieben trage." Als Jene solches nicht fanden, da legten sie eine Wagendeichsel auf seine Schultern und spannten seine Arme darauf aus, ebenso die Füße auf andre Achsen, legten ihn rücklings zu Boden und quälten ihn so die ganze Nacht hindurch. Als aber die Wächter entschlafen waren, trat ein Weib hinzu, die noch wach geblieben war, weil sie den Ihrigen Speise zu bereiten hatte, und löste seine Bande. Saba blieb ruhig bei diesem Weibe und half ihr bei ihrer Arbeit. Als es abermals Tag geworden war, ließ Athanarid, wie er Alles erfuhr, Saba's Hände binden und ihn zu den Pfosten des Hauses aufhängen; Athanarid's Leute aber brachten Opferfleisch und sprachen zu Saba: „Das schickt Euch unser Herr Athanarid der Große, daß Ihr es genießet und Euer Leben vom Tode errettet." Da antwortete Sansala der Priester: „Das werden wir nicht essen, da wir das nicht dürfen. Ermahnet Ihr vielmehr Athanarid, daß er uns lieber kreuzigen oder auf andre Weise umbringen lasse." Saba aber antwortete: „Nur Einer ist unser Herr, Gott im Himmel. Jene Speise ist unrein und entweihend.""

„Als er dies gesagt hatte, ergriff einer von den Dienern Athanarid's im Zorn einen Speer und durchbohrte Saba's Brust, daß Alle, die es sahen, meinten, er werde alsbald todt sein. Saba aber durch seine Sehnsucht zu Gott überwand die Gewalt des Stoßes und sprach zu dem, der es gethan: „Nun glaubst Du mich durch diesen Stoß getödtet zu haben, aber sieh', ich bin so wenig verletzt, als wäre ein Flocken Wolle auf mich gefallen"; und er schrie und stöhnte nicht und an seinem Leibe war keine Spur von dem Stoße zu sehen."

„Da gab Athanarid, als er das erfuhr, den Befehl, ihn sofort zu tödten. Den Priester Sansala ließen seine Diener los, Saba aber ward zum Flusse Musaios geführt, um hier ertränkt zu werden. Da sprach er: „Was hat Sansala verschuldet, daß er nicht mit mir sterben soll?" Jene antworteten: „Das hast Du nicht zu bestimmen"; er aber rief frohlockend: „Gepriesen seist Du, Herr, und des Sohnes Name verherrlicht in Ewigkeit! Athanarid hat sich selbst der ewigen Verdammniß preisgegeben, mir aber zum ewigen Leben verholfen. So gefiel es Dir, Herr unser Gott!""

„Und auf dem ganzen Wege pries er Gott, daß, wie sie an des Flusses Ufer gelangten, die Diener zu einander sprachen: „Warum lassen wir diesen Unschuldigen nicht los?" Da sagte aber Saba: „Was sprechet Ihr so thöricht und thut nicht, was Euch befohlen ist? Ich sehe, was Ihr nicht sehen könnt: ich sehe die stehen, die mich aufnehmen sollen in ihre Herrlichkeit." Darauf stießen sie ihn in den Fluß hinab und erstickten ihn mit dem Holze, das sie auf seinen Nacken gelegt hatten. So starb Saba in seinem 38sten Jahre, am 5ten Tage der Woche nach Ostern, am Tage vor den Idus des April (dem 12ten) unter der Regierung der Kaiser Valentinianus und Valens, da Modestus und Arintheus Consuln waren" (d. i. im J. 372).

„Die ihn getödtet hatten, zogen seine Leiche aus dem Wasser und ließen sie unbeerdigt liegen. Kein Hund oder andres Thier berührte ihn; die Brüder aber sammelten seine Gebeine und trugen sie zum Befehlshaber der Gothen Junius Soranus, der auch Christ ist, auf römisches Gebiet hinüber. Dieser aber sandte sie als kostbares Geschenk nach dem Willen des Presbyteriums in sein Vaterland Kappadokien zu Eurer Verehrung. Wenn Ihr an dem Tage, da Saba die Krone des Kampfes davon getragen hat, Eure christlichen Zusammenkünfte haltet, so theilt dies den übrigen Brüdern mit, damit sie in allen katholischen und apostolischen Gemeinden den Herrn preisen, der seine Knechte auserwählet hat. Grüßet alle Heiligen; es grüßen Euch, die mit Euch Verfolgung dulden. Ihm aber, der uns alle aus Gnaden in sein himmlisches Reich führen möge, sei Ruhm, Ehre, Preis und Herrlichkeit mit dem eingebornen Sohne und dem heiligen Geiste in Ewigkeit. Amen."

Es ist uns auf ein Schreiben des Bischofs Ascholius von Thessalonich, worin er an den h. Basilius über die Verfolgung der Gothen und das Märtyrerthum Saba's berichtet hatte, noch die Antwort des Basilius vom Jahre 374 aufbewahrt, worin dieser ihm für den reichen Inhalt dankt, der ihn in alte selige Zeiten versetze, indem jetzt das Märtyrerthum von den Barbaren jenseits der Donau in seine ursprüngliche Heimat zurückkehre.

Ein anderes Schreiben desselben Basilius vom selben Jahre, das auch an Ascholius (der in Achaia geboren war) überschrieben ist, muß offenbar an jenen Befehlshaber Soranus, einen gebornen Kappadokier, gerichtet gewesen sein. Basilius hatte nämlich So-

ranus im Auftrage des Presbyteriums seiner Gemeinde um Uebermachung der Ueberreste der in Gothien gestorbenen Märtyrer nach Kappadokien gebeten, und dankt ihm nun für Gewährung seiner Bitte: „Mit den Gebeinen des Märtyrers, der neulich in Deiner barbarischen Nachbarschaft den Preis des Kampfes davon getragen hat, hast Du Dein Vaterland geehrt, wie ein dankbarer Landmann dem, der ihm den Samen überlassen hat, die Erstlinge der Frucht schickt."

Wir können von diesen Zeugen der Wahrheit aus dem Gothenvolke nicht scheiden, ohne noch eines dritten zu erwähnen, der zwar (wie jener Constans mitten unter den 26 Märtyrern zu Beröa) keinen gothischen Namen trägt, bestimmt aber Gothe genannt wird, — Niketas, welcher ein gothischer Krieger und Feldherr gewesen und gleichfalls durch Athanarich umgekommen sein soll. Die Acta Sanctorum setzen ihn auf den 15. September. Schon in früher Jugend (so erzählen jene) war er durch den Vorgänger des Ulfilas, den Theophilus von Nikäa, im Christenthume unterrichtet worden. In den Zwisten, welche zwischen Frithigern und Athanarich ausbrachen, hatte Jener Hülfe beim griechischen Kaiser, dem „Feinde Christi" (weil Arianer), gesucht, der sie ihm auch gewährte. Frithigern rückte mit seinen Truppen nach Thrakien über die Donau, das Kreuz vor ihnen hertragend und die Feinde mit demselben besiegend, so daß Athanarich nur durch Flucht entkommen konnte. Viele Gothen, auch hochgestellte, ergaben sich darum, durch Ulfilas belehrt und bekehrt, dem Christenthume. Athanarich aber, der von seiner Niederlage sich erholt hatte, verfolgte nun die Christen unter den Gothen, namentlich den Niketas, der durch Herkunft und Frömmigkeit unter ihnen hervorragte. Dieser, der auch in der Verfolgung unter Gratian unerschrocken fortfuhr zu lehren und zu predigen, sollte seinen Glauben abschwören, blieb aber standhaft, ward gezüchtigt und in's Feuer geworfen. Marianus, ein Kilikier, der in Mopsvesta an der Donau weilte, sammelte seine Gebeine bei Nacht, ein himmlisches Licht leuchtete ihm, daß er den ganzen Körper fand, und brachte die Gebeine in sein Vaterland Kilikien.

Bleibt in allen diesen Ueberlieferungen, die namentlich in ihren Zeitangaben ungenau sind und sich widersprechen, Manches unklar, so leuchtet uns doch aus der Ferne der Begebenheiten als ein kleiner, aber leuchtender Kern die frühe, freudig belebende Kraft

des jungen Glaubens unter den deutschen Völkern. Gratian ward erst im J. 385 Kaiser und zwar im Abendlande. Ebenso wird die zweite ökumenische Kirchenversammlung zu Constantinopel (381) statt der ersten arianischen (360) genannt, an welcher sich Ulfilas betheiligte. Aber diese Abweichungen sind kein Wunder, da die früh entrückte Zeit mit ihren Wirren und Leidenschaften (namentlich wegen des Arianismus der Gothen) über die Wahrheit dahin fuhren, daß selbst die Schriftsteller der Kirchengeschichte, besonders Sozomenos, davon nicht unberührt blieben.

H. F. Maßmann in Berlin.

---

135. Servatius, Bischof von Tongern.

13. Mai.

Unter den Bischöfen Galliens und des römischen Deutschland, welchen Hilarius im vierten Jahrhundert das Zeugniß giebt, daß bei ihnen keine Ketzerei Eingang gefunden, ragt Servatius, Bischof von Tongern, durch sein treues Bekenntniß der Wahrheit im Kampf gegen die arianische Irrlehre besonders hervor. Es ist fraglich, ob er auf dem Concil zu Sardica persönlich gegenwärtig gewesen ist; jedenfalls aber gehörte er, wie Athanasius berichtet, zu den gallischen Bischöfen, welche ihre Zustimmung zu den Beschlüssen jenes Concils gegeben. Wenige Jahre später (a. 350) übernahm er mit einem Bischof Maximus im Auftrag des Usurpators Magnentius eine Sendung an den Kaiser Constantius nach dem Orient, wobei er auch Alexandrien berührte und den Bischof Athanasius begrüßte. Wir begegnen ihm dann neun Jahre später (a. 359) auf der Kirchenversammlung zu Rimini, wo er als einer der Hauptvertheidiger der Orthodoxie gegen den Kaiser Constantius hervortrat. Er ließ sich zwar dort auf ein vermittelndes Bekenntniß ein, machte aber mit Phöbadius Zusätze. Die Zweideutigkeit eines weiteren Zusatzes, den die Arianer durchsetzten, entdeckte er Anfangs nicht und stimmte zu. Als er aber den Irrthum erkannte, so trat bei ihm, wie bei den andern gallischen Bischöfen, die Reue darüber ein.

Man hat außer diesem Servatius des vierten Jahrhunderts noch einen zweiten Bischof von Tongern dieses Namens im fünften Jahrhundert angenommen, dessen Gregor von Tours, der Kirchengeschichtschreiber der Franken, gedenke. Daß dieser Name Arvatius

oder Aravatius zu lesen, also ein ganz andrer Bischof von Tongern als der Servatius des vierten Jahrhunderts bezeichnet worden sei, ist eine ganz unzureichende Auskunft, die in neuerer Zeit von einigen Gelehrten aufzustellen versucht worden ist. Nichts nöthigt indeß, in dem Servatius des Gregor von Tours nicht den auch sonst bekannten Bischof von Tongern des vierten Jahrhunderts zu erkennen. Sehen wir den Bericht Gregors näher an. Wir werden vorher in die Zeit des Gothenkönigs Athanarich versetzt, der eine schwere Verfolgung gegen die christliche Kirche erhob, dafür aber auch von dem göttlichen Strafgerichte betroffen wurde. Gleichzeitig, also ungefähr um das Jahr 375 verbreitete sich zuerst das Gerücht von dem Vorrücken der Hunnen an der Donau und setzte Alles im Abendland in Schrecken. Schon befürchtete man in Gallien, daß sie auch dorthin vordringen würden. Dieses Gerücht allein und die dadurch hervorgerufene Befürchtung ist es, deren Gregor Erwähnung thut und unmittelbar damit den Servatius, Bischof von Tongern, in Verbindung bringt, der um's Jahr 375 sehr wohl noch leben konnte. Gregor berichtet über ihn, daß er ein Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit gewesen, der die drohenden Strafgerichte durch Fasten, Nachtwachen und Gebete zu Gott von Gallien abzuwenden bemüht war. Aber im Geiste erfuhr er, daß sein Gebet um der Missethat des Volkes willen nicht erhört worden sei. Wir ersehen daraus, daß es in den Gemeinden des nördlichen Galliens, die unter dem Einfluß römisch-christlicher Cultur begründet waren, mit dem christlich-sittlichen Leben schon damals traurig beschaffen, wie wir dies auch von der Kirche zu Trier u. a. durch Salvian im fünften Jahrhundert erfahren. Sie waren reif für die Gerichte, welche die Völkerstürme bald darauf über sie herbeigeführt haben.

Als Servatius' Gebet nicht erhört worden, beschloß er nach Rom zu gehen, um dort von der Gnade des Herrn zu erlangen, was er in Demuth erfleht hatte. Er bat dort an dem Grabe des Apostels um dessen Beistand und ließ unter Fasten nicht ab vom Gebet. Als er eine Zeit lang in solcher Bekümmerniß verharrt hatte, soll er durch Vermittlung des Apostels die Antwort erhalten haben, daß es in Gottes Rathschluß unabänderlich sei, daß die Hunnen nach Gallien kommen, und daß dieses Land von einem gewaltigen Sturm verheert werden solle. Ihm selbst wurde der Rath ertheilt zurückzukehren, sein Haus zu bestellen und für seine

Ruhestätte zu sorgen; „denn siehe, du wirst abscheiden von diesem Leibe, und deine Augen werden die Leiden nicht sehen, welche die Hunnen in Gallien bereiten werden, wie es der Herr unser Gott gewollt hat." Als der Bischof diese Antwort empfangen hatte, kehrte er bald wieder nach Gallien heim. Von Tongern nahm er Alles mit sich, was zu seinem Begräbniß erforderlich war und sagte den Geistlichen und übrigen Bewohnern der Stadt Lebewohl, indem er unter Thränen und Klagen verkündigte, daß sie sein Angesicht fortan nicht mehr sehen würden. Aber jene begleiteten ihn weinend und jammernd und baten ihn inständigst, doch seine Heerde nicht zu verlassen. Aber sie vermochten ihn nicht zur Umkehr zu bewegen und nachdem er sie gesegnet, kehrten sie heim. Servatius begab sich nach Mastricht, wo ihn ein Fieber befiel und er aus diesem sterblichen Leibe abschied. Die Gläubigen bestatteten ihn neben der großen Landstraße.

Nach diesem Bericht geht Gregor dazu über, die Einfälle der Hunnen, die von Pannonien auszogen, nach Gallien zu erzählen. Es ist also offenbar nicht Gregors Meinung, daß Servatius mit Attila und den Hunnen selbst im 5. Jahrhundert noch wirklich in Berührung gekommen sei, sondern nur prophetisch sah der Bischof von Tongern im 4. Jahrhundert die Schrecknisse eines Hunneneinfalls in Gallien voraus. Daher betete er unablässig zu Gott, daß er doch niemals dieses ungläubige Volk über Gallien hereinbrechen lassen wolle. Diese Bitte fand aber weder zu Tongern noch zu Rom Erhörung, jedoch wurde ihm die Aussicht eröffnet, daß bei seinen Lebzeiten die Leiden nicht über Gallien hereinbrechen würden. Aus dem Bericht des Gregor geht auch nicht hervor, daß Attila und die Hunnen unmittelbar nach dem Tode des Servatius in Gallien eingefallen seien. Es wird nur an die Erzählung des ersten sich auf die Nachricht vom Vorrücken der Hunnen nach Europa verbreitenden Schreckens der spätere wirkliche Einfall in Gallien angereiht, also Prophetie und Erfüllung zusammengefaßt. Immerhin kann eine geraume Zeit noch dazwischen gelegen haben, nämlich in diesem Falle zwischen dem Tode des Servatius, der nach den gewöhnlichen Angaben im J. 383 erfolgte, und dem Zuge Attila's nach Gallien noch ungefähr 70 Jahre.

Die Nachricht Gregors, daß Servatius nach Mastricht gegangen und dort gestorben sei, hat in der späteren fränkischen Zeit Anlaß zu der Annahme gegeben, als ob der tongernsche Bischofs-

sitz durch Servatius nach Mastricht verlegt worden sei, von wo jener Sitz im 8. Jahrhundert nach Lüttich übertragen wurde. Richtig ist, daß zu einer Zeit, wo Mastricht als Bisthum galt, der tongernsche Name zur Bezeichnung des Sitzes fortdauerte; ebenso auch zur Zeit, wo Lüttich zum Sitze des Bisthums erhoben wurde. Offenbar wollten die Bischöfe, sowohl die bis zum 8. Jahrhundert in Mastricht, als die später in Lüttich angesessenen, sich als die Erben des alten durch Servatius berühmten tongernschen Episcopates darstellen und führten diesen Titel fort, obgleich sie den Sitz gewechselt.

Der Ruf der Orthodoxie, der sich an den Namen des Servatius in späteren Jahrhunderten knüpfte, hat denselben auch mit den Akten eines angeblich im J. 346 zu Cöln gehaltenen Concils verknüpft, welches den Cölner Bischof Euphrates wegen seiner arianischen Häresie abgesetzt habe. Servatius soll nämlich von der gallischen Geistlichkeit bei Annäherung der Gefahr eines Hunneneinfalls zu einer Reise nach Rom aufgefordert sein, will sich aber dazu nur unter der Bedingung verstehen, daß vorher gegen den ketzerischen Bischof zu Cöln eingeschritten werde, den er, wie er sagt, nicht in seinem Rücken wissen wolle. Ein Concil tritt nun zu Cöln zusammen; während eine mildere Partei nur auf Censur, nicht auf Absetzung anträgt, entscheidet das Votum des Servatius, daß Euphrates abgesetzt wird. Servatius soll auch schon früher und zwar wiederholt, ja in Gegenwart des Athanasius dem Euphrates Vorstellungen gemacht haben.

Die früheren Biographien des Servatius wissen von diesen Vorgängen nichts. Es ist für den historischen Werth der Akten des Cölner Concils vom J. 346 ein sehr bedenkliches Zeichen, daß in einer Lebensbeschreibung des Bischofs Maximin von Trier, eines Zeitgenossen des Servatius, jener als Hauptperson bei der Absetzung des Euphrates auftritt, von den Akten des Cölner Concils jedoch noch gar keine Rede ist. Erst in den späteren Zusätzen zu der Lebensbeschreibung des Servatius, welche im 13. Jahrhundert auftauchen, finden sich die Akten jenes Concils, und nun wird Servatius als die Hauptperson des Verfahrens gegen Euphrates in die Mitte gestellt.

Sollte einmal durch die Legende ein glänzender Sieg der Orthodoxie über die arianische Ketzerei in jenen Gegenden an den Ufern des Rheins im 4. Jahrhundert gefeiert werden, so war auf




der einen Seite Euphrates, Bischof von Cöln, der auf der Synode zu Sardica persönlich gegenwärtig gewesen und unter den Wortführern der Orthodoxie hervorragte, ein glänzender Name, der zum Opfer gebracht werden konnte, während auf der andern Seite Servatius weit mehr noch als Maximin unter den Vorkämpfern für die Orthodoxie hervorragte, und schließlich jener den Preis davontrug. W. Krafft in Bonn.

---

136. Martinus, Bischof von Tours.

11. November.

Zu der Zeit, da Kaiser Constantin der Gr. das Christenthum zur Staats-Religion erhob, wurde zu Sabaria in Pannonien (Ungarn) im Jahre 319 als Kind heidnischer Aeltern der Mann geboren, welcher zur Ausrottung des Heidenthums in Frankreich so Großes gethan und im ganzen Abendland, namentlich auch in Deutschland einen Namen erlangt hat, wie kein anderer „Heiliger." Sein Vater war aus dem Mittelstande und schwang sich vom gemeinen Soldaten zum römischen Hauptmann auf. Nach etlichen Jahren wurde er nach Oberitalien versetzt und der junge Martinus, dessen Namen vom römischen Kriegsgotte Mars herkommt, sollte an den Ufern des Tessin zum Soldaten erzogen werden. Aber sein Gemüth neigte sich zu einem frommen Leben. Darum entwich er 10 Jahre alt aus der Militär-Schule und ließ sich unter die Katechismus-Schüler der christlichen Kirche aufnehmen. Ganz den heiligen Beschäftigungen hingegeben hatte der Knabe mit 12 Jahren keinen größern Wunsch, als Einsiedler zu werden oder wenigstens der Kirche zu dienen. In seinem 15. Jahre jedoch nahm ihn sein Vater mit Gewalt aus der Kirche und brachte ihn gefesselt zum Kriegsdienst. Da lebte er, ehe er getauft war, bereits wie ein Christ. Er begnügte sich mit nur einem Sclaven als Bedienten und diesen bediente er oft selber, indem er ihm die Stiefel auszog und reinigte, auch bei Tisch aufwartete. Den Soldaten-Sünden feind, keusch, mäßig, demüthig und geduldig, gütig und liebreich gegen seine Kameraden war er allgeehrt und geliebt. Mit dem Nothwendigsten zufrieden verwandte er seinen übrigen Sold zur Unterstützung der Armen und Kleidung der Nackten. Den Kranken stand er persönlich bei. Damals geschah es, daß er mitten im

strengsten Winter bei außergewöhnlicher Kälte durch's Thor von Amiens marschirend einem nackten Armen begegnete. Alle ziehen an dem Bittenden vorüber. Da muß ich helfen, denkt Martinus. Aber er hat nichts als seine Waffen und seinen Soldatenmantel; seine übrige Habe war bereits verschenkt. So zieht er schnell das Schwert, zerschneidet den Mantel, schenkt die eine Hälfte dem Armen und wickelt sich nothdürftig in die andere. Darob hatten Manche ihren Spott, Andere, die besser hätten helfen können, wurden beschämt. In der folgenden Nacht aber erschien ihm Christus mit dem halben Mantel angethan und sprach laut zu den ihn begleitenden Engeln: Martinus, der Katechumene hat mich gekleidet.

Das gab ihm Muth, in seinem 22. Jahre sich zur Taufe zu melden. Nachdem er zur Fahne Christi geschworen, ließ er sich nur durch die Bitten seines Hauptmannes und Zeltgenossen bewegen, bei des Kaisers Fahnen noch zwei Jahre zu bleiben. Dann bat er um seinen Abschied und als Kaiser Julian, eben gegen die Vangionen ziehend, ihn dadurch zu halten suchte, daß er es für feig erklärte, am Tage vor der Schlacht aus dem Dienste zu treten, da erbot er sich in der Kraft des Herrn ganz allein dem Barbarenheere entgegen zu treten. Gott fügte es, daß letztere andern Tags um Frieden baten und Martinus wurde mit Ehren entlassen. Zunächst wandte er sich gen Poitiers zu dem Bischof Hilarius. Dem wurde er bald so lieb und werth, daß er ihn zum Diaconus haben wollte. Aber Martinus hielt sich dieses Amtes nicht würdig und ließ sich nur das um zwei Stufen niedrigere Amt eines Exorcisten gefallen. Als solcher hatte er im Auftrag des Bischofs den bösen Geist aus den Täuflingen durch sinnbildliches Anhauchen auszutreiben und den Besessenen täglich während des kirchlichen Fürgebetes die Hand aufzulegen.

Bald nachher erhielt er in einem Traume die Mahnung, seine Aeltern zu besuchen. In den Alpen fiel er unter die Räuber. Schon wollte der Eine ihm den Kopf spalten, da that der Andere Einhalt und führte in Hoffnung auf Lösegeld den armen Pilger gebunden mit fort. Unterwegs fragte der Räuber, wer er sei? „Ein Christ." Ob er sich fürchte? „O nein, denn Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig. Nur das mache ihn bange, daß der Räuber bei diesem Handwerk der Gnade Christi unwerth sei." Nun entspann sich ein Zwiegespräch über Christus, der Räuber begann zu glauben und bat schließlich um Fürbitte beim Herrn. Zu

Christo bekehrt trat er in ein Kloster und erzählte oft mit Freuden, was er dem Martinus verdanke. Hinter Mailand kam es unserm Reisenden vor, als ob der Teufel ihm den Weg vertrete mit der Frage: „Wohinaus?“ Antwort: „Wohin Gott mich ruft.“ Und wohin du gehst, Satan wird wider dich sein! „Aber der Herr ist bei mir, ich fürchte mich nicht, was kann mir ein Mensch thun“ entgegnete Martinus und die Erscheinung verschwand.

Zu Hause gelang ihm nur die Bekehrung seiner Mutter. Dafür wurde sein heiliger Wandel manchen Andern zum Heil. Damals war die Irrlehre des Arius, daß Christus nicht vom Vater in Ewigkeit geboren sei, allenthalben, namentlich in Illyrien im Schwange. Dagegen erhob sich Martinus in heiligem Eifer und achtete nicht Schmach noch Pein im Streite gegen die irrgläubigen Geistlichen, welche ihn öffentlich mit Ruthen geißeln und aus der Stadt jagen ließen. So kehrte er nach Italien zurück und errichtete sich, weil Hilarius auch indessen auf Antrieb der Irrlehrer aus Gallien nach Phrygien verbannt war, in Mailand eine Einsiedelei. Aber auch von hier durch die Arianer vertrieben, zog er sich auf die Insel Gallinaria bei Genua zurück. Da lebte er in Gesellschaft eines frommen Priesters von Wurzeln und Kräutern. Der Genuß eines giftigen Krautes (Nießwurz) brachte ihn einmal in Lebensgefahr; aber aus des Todes Rachen half ihm sein Gebet.

Als Hilarius um 360 wieder heimkehren durfte, zog Martinus ihm nach. Herzlich von ihm aufgenommen, baute er sich unweit von Poitiers eine Einsiedelei, aus welcher das Kloster Lieugé entstand; das älteste im gallischen Lande und eines der ältesten im ganzen Abendlande, da nur 40 Jahre früher Pachomius auf der Nilinsel Tabennä das allererste christliche Kloster im Morgenlande gestiftet hatte. Gallien war aber damals noch unter römischer Herrschaft und noch nicht von den Franken erobert, von denen es jetzt den Namen Frankreich trägt. Zu jener Zeit wurde ein junger Heide, der des Martinus Katechismus-Unterricht besuchte, in Abwesenheit des Lehrers vom Fieber hingerafft, ehe er die Taufe erhalten. Am dritten Tage nach seinem Tode erst kehrte Martinus heim zu den, um den Jüngling trauernden Genossen. Erschüttert läßt er alle aus der Zelle gehen, verriegelt die Thüre und wirft sich wie einst Elias und Elisa über den Leichnam hin und betet so heiß, daß der Todte nach zwei Stunden allgemach die Glieder regt und die Augen aufschlägt. Martinus bricht darob

in lauten Dank aus, die Draußenstehenden dringen ein und sehen das Wunder. Sofort wurde der vom Tode Erbetene getauft und noch lange Jahre lebte er als Erstlingszeuge der Gotteskraft, die in Martinus war. Der Jüngling aber erzählte, wie er sich im Todesschlafe vor den Richtstuhl Gottes und von da als ungetauft bereits zur Verdammniß geführt gesehen habe, als zwei Engel dem Richter ansagten, Martinus bitte für ihn, worauf die zwei Engel ihn wieder heraufführen und dem betenden Martinus übergeben mußten. Bald darauf brachte Martinus in gleicher Weise einen Sclaven, der sich selbst erhängt hatte, wieder zum Leben.

Kein Wunder, wenn ein solcher Mann fast den Aposteln gleich geachtet und nach dem Tode des Litorius zum Bischof in Tours begehrt wurde. Aber nichts vermochte ihn aus seiner Einsiedelei zu bringen. Da brauchte ein Bürger, Namens Ruricius die List, den Mann Gottes fußfällig um einen Besuch bei seiner Frau, die er als todtkrank ausgab, zu bitten. Nun kam Martinus heraus, Leute aber waren zum voraus längs des Weges so aufgestellt, daß er ihnen nicht entgehen konnte und bis in die Stadt folgen mußte. Eine unermeßliche Menge Volks aus Stadt und Land war zusammengeströmt und bezeichnete einmüthig den Martinus für den Würdigsten. Nur wenige, darunter etliche zur Wahl berufene Bischöfe, stießen sich an seiner unansehnlichen Figur, seiner geringen Kleidung und seinem ungepflegten Haare. Namentlich Einer, Namens Defensor, widerstand hartnäckig. Als nun der Vorleser, welcher den biblischen Abschnitt auf den Tag zu lesen hatte, vor dem Gedränge in der Kirche nicht zum Pulte durchdringen konnte, und einer der Umstehenden den Psalter ergriff, um das Erste Beste vorzulesen, da traf er den 3. Vers des Psalms, der in der damaligen lateinischen Bibel lautete: „aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du mir ein Lob zugerichtet, daß du vertilgest den Feind und den Abwehrenden (defensorem).“ Auf dieß Wort erhob alt und jung einen stürmischen Zuruf und der abwehrende Bischof Defensor mußte verstummen.

Am 4. Juli 371 zum Bischof von Tours gewählt, blieb er so demüthig und einfach, wie vorher. Eine Zeitlang wohnte er in einer, der Kirche angebauten Zelle, dann erbaute er sich, um dem Zudrang zu entgehen, eine stille Einsiedelei aus Holz an einem halbinselartig zwischen einer Felswand und einer Krümmung der Loire abgelegenen Orte, wohin nur ein schmaler Weg führte.

Reben und theilweise über ihm in ausgehölten Felslöchern baute sich nach und nach eine Anzahl von 80 Mönchen an. Das war der Anfang zu dem berühmten Kloster Marmoutier (welches seinen Namen von den murmelthierartig in den Fels gehölten Zellen hat). Hier ward strenge geistlich-militärische Zucht von dem alten Soldaten geübt. Der ganze Mensch wurde für den Dienst des Herrn in Anspruch genommen. Alle Habe war gemeinsam; keiner durfte etwas kaufen oder verkaufen; keine Kunst außer dem Abschreiben von Büchern wurde geübt und auch diese nur von den Jüngern; die Aelteren widmeten sich blos dem Gebete. Selten verließ einer die Zelle, außer wenn's zum gemeinsamen Betorte gieng. Das Essen war ebenfalls gemeinsam. Wein kam nur den Kranken zu. Das gewöhnliche Kleid war der Rock aus Kameelshaaren, weichere Kleider galten als Frevel. Und doch waren unter den Mönchen auch Leute von edler Abkunft; mehrere von ihnen sind später Bischöfe geworden; denn überallhin wurden Priester aus dem Kloster des Martinus begehrt.

Bei aller Strenge war dieser wunderbare Mann doch unendlich gütig und geduldig gegen die Geringsten, allenthalben voller Frieden und Barmherzigkeit. Seinen Gästen wusch er selbst die Füße. Für seine Feinde bat er mit Thränen. Niemand sah ihn je zornig, aufgeregt, trübgestimmt oder lachend. Stille, himmlische Heiterkeit strahlte aus seinem Antlitz. In Fasten, Gebet und Betrachtung bei Nacht und Tag führte er ein durchaus gottseliges Leben. Dabei war er thätig nach allen Seiten und grub selbst in seinem Kloster einen Brunnen. Ungelehrt, aber kräftigen und muntern Geistes entschied er schnell schwierige Schriftfragen und auch den geistlichen Witz verschmähte er nicht. So sagte er einst beim Anblick eines geschorenen Schafes zu seinen Schülern: „dieß hat das evangelische Gebot erfüllt; es hatte zwei Röcke und den einen hat es dem gegeben, der keinen hatte: also müßt auch Ihr thun.“ Also hat er immer selbst gethan und Alles den Armen geopfert. Als ihm einst für eine wunderbare Heilung 200 Pfund Silber zum Geschenk gesandt wurden, bestimmte er das Geld, noch ehe es in's Kloster gelangt war, zur Loskaufung von Gefangenen; den Freunden aber, die ihn an seine eigene Dürftigkeit erinnerten, erwiederte er: uns mag die Kirche nähren und kleiden, wenn wir nur nichts zu eigenem Nutzen begehrt haben. Einst sprach ihn in Winterszeit ein Halbnackter auf dem Weg zur

Kirche um ein Kleid an. Martinus hieß seinen Archidiakonus schnell den Armen kleiden. Er selbst schloß sich in seine, auch innerhalb der Kirche für ihn eingerichtete Zelle ein, bis der Gottesdienst angieng. Der Diener verzog, den Befehl auszurichten und der Arme drang klagend in die Zelle. Da zog sich der Bischof heimlich sein eigenes Hemd unter dem zottigen Ueberwurfe aus und hieß den Armen es anziehen. Gleich darauf ruft der Diener ihn zum Altar, aber der Bischof erklärt, „vorher muß der Arme sein Kleid haben." Aber der ist ja fort! „So bringe mir das Kleid, ich will ihn schon finden!" Der Diener läuft unwirsch in den nächsten Laden und kauft ein kurzes, rauhes Bauerngewand für fünf Groschen und wirft es dem Bischof hin: Da sei das Kleid, wo aber der Arme! Ruhig heißt Martinus den Diener vor der Thüre warten und zieht in aller Eile selber dieses Gewand anstatt des Unterkleides an, das er, der Aermste, dem Armen gegeben. Sofort geht er zum Altare, als wäre nichts geschehen. — Wie eine rauhe, kurze Kutte sein gewöhnlicher Anzug, so war ein grober Haar-Teppich auf dem bloßen Boden sein Lager. In der Kirche setzte er sich nie auf den Bischofstuhl; in seiner Geheimzelle daselbst hatte er nur ein dreifüßiges Stühlchen, wie die Sclaven und Bauern.

Das war denn kein Mann für der Könige Häuser. Aber Könige und Gewaltige beugten sich vor ihm. Als der grausame Graf Avitianus, ein wilder Teufel ohne Gleichen, einen Haufen Gefangener in die vor ihm zitternde Stadt geführt hatte, wich ihm Martinus mitten in der Nacht nicht von der Schwelle, bis er die Unglücklichen losgab. Auf der Synode in Trier drängten sich die Bischöfe schmeichelnd und speichelleckend um den rohen Thronräuber und Soldatenkaiser Maximus, Martinus allein wahrte die apostolische Würde. Erst nach langem Weigern ließ er sich zur kaiserlichen Tafel bitten. Da ließ der Kaiser die erste Schale Weins dem zu seiner Rechten sitzenden Bischof darreichen, in Hoffnung, er werde die Ehre haben, aus des heiligen Mannes Hand die Trinkschale sich zugebracht zu sehen. Aber der reichte sie einem weiter unten sitzenden Priester als dem nächst Würdigen. Als die übrigen Bischöfe die Anhänger des spanischen Ketzers Priscillian auf den Tod verfolgten, hörte Martinus, der entschiedenste Gegner aller Irrlehre, nicht auf, für sie zu bitten. Denn es sei hinreichend, wenn die Ketzer aus der Kirche gestoßen würden, eine unerhörte

Sünde aber wäre es, wenn ein weltlicher Richter eine kirchliche Streitfrage entscheiden wollte. Der Kaiser versprach ihm Milde, ließ sich aber, sobald Martinus Trier verlassen, bestimmen, die Schuldigen hinzurichten (385). Das war das erste Blut von Ketzern, in feierlichen Rechtsformen vergossen und die Ketzerei selbst nahm nur um so mehr zu. Von Schauder und Kummer darob erfüllt, brach Martinus jede Gemeinschaft mit den blutbefleckten Bischöfen ab. Erst als er hörte, daß der erboste Kaiser neue Befehle gegen die übrigen Ketzer erlassen habe, verleugnete er sich selbst und versprach, mit den Bischöfen wieder Gemeinschaft haben zu wollen, wenn die Befehle zurückgenommen würden. Der Kaiser gewährte es und Martinus schloß sich den andern Bischöfen zur Weihe des frommen Bischofs Felix an. Aber schon den andern Tag eilte er mit beschwertem Gewissen von dannen und nur das Gesicht eines tröstenden Engels vermochte ihn unterwegs aufzurichten. Von da an hat er aber nie mehr eine Bischofs-Versammlung besucht, noch je sich mit jenen Ketzerverfolgern wieder eingelassen. Hatte er doch bei der Heilung eines Besessenen mit Leidwesen erfahren müssen, daß seine alte Wunderkraft nachgelassen seit dem Tage, da er jene Nachgiebigkeit geübt.

Doch bald fühlte er sich wieder im vollen Besitze der Gotteskräfte zu Verrichtung von außerordentlichen Thaten, deren er eine Menge gethan hat — übrigens mehr vor als nach Erlangung der Bischofswürde, wie sein alter Lebensbeschreiber versichert. Wie vieles ihm auch die bereits sehr große Wundersucht seiner Zeitgenossen angedichtet haben mag, — bezweifelt kann es wohl nicht werden, daß ein außerordentliches Vermögen der Ahnung und Heilung, ja Kräfte des höhern Lebens in diesem starken und stillen, muthigen und demüthigen Manne des Fastens und Betens, in diesem einfältig auf Gott gerichteten Geiste waren, wie sie der lebendige Gott zu Einblicken und Einwirkungen in das Natur- und Geister-Reich, als eine Macht über die Creaturen je und je gegeben hat in Entscheidungszeiten des göttlichen Reiches. Martinus aber war zum siegreichen Vorkämpfer gegen das Heidenthum in Gallien berufen. Durch ihn bedeckte sich das Land mit christlichen Kirchen und Klöstern, wo vorher nur vereinzelte Christen waren. Er warf mit eigner Hand die Tempel, Bilder und heiligen Bäume der Götzen nieder oder bewog die Heiden selbst zu deren Zerstörung durch die Beweisungen des Geistes und der Kraft. Sein ganzes Leben war

ein Sieg gegen die Mächte der Finsterniß, welche ihm, wie die guten Geister, öfters persönlich erschienen. Einmal hat sich ihm der Teufel als Christus im Königsschmucke vorgestellt. Er aber erklärte ihm in's Gesicht, nur wenn er in der Kreuzesgestalt mit den Wundenmalen zu ihm käme, wolle er's glauben. Darauf verschwand die Erscheinung. Auf die Geister der Menschen hat er jedenfalls einen überwältigenden Einfluß geübt. In der Kraft des Gebetes hat er unzählige Kranke geheilt. Selbst sein härenes Gewand soll Heilkraft gehabt, und ein Brief von ihm, auf die Brust eines Mädchens gelegt, das Fieber geheilt haben! Eine große Macht scheint er auch über die Thierwelt gehabt zu haben. —

Martinus, der einstige Kriegsmann, sollte ganz als Mann des Friedens von hinnen fahren und wie Martin Luther vor seinem Ende noch einen Streit schlichten. Obwohl er seinen Tod nahe fühlte, gieng der 81jährige Greis hinaus nach Candes, einem Flecken seiner Diöcese, und es gelang ihm die uneinigen Geistlichen zu versöhnen. Aber als er sich zur Heimkehr anschickte, verließen ihn seine Körperkräfte. Von dem Jammer der Seinigen zu Thränen gerührt, betete der Todkranke: „Herr, Herr, wenn ich diesem Volke noch nöthig bin, so weigere ich mich nicht fernerer Arbeit. Dein Wille geschehe!" Hart gegen sich selbst, wie immer, zwang er die erkaltenden Hände und brechenden Augen gen Himmel gerichtet zu bleiben, während er über einem Aschenhaufen auf einem rauhen Haarteppiche lag. Als seine Jünger ihm ein einfaches Lager bereiten wollten, ließ er's nicht zu, denn ein Christ dürfe nur auf der Asche — dem Zeichen der Trauer und Buße — sterben. Man bat ihn, er möchte sich doch nur ein wenig auf die Seite legen; er aber antwortete: „Lasset mich, lieben Brüder, doch statt zur Erde lieber zum Himmel blicken, wohin mein Geist im Begriff ist zum Herrn zu gehen!" Da sah er noch einmal den Teufel in seiner Nähe stehen. „Was willst du, wilde Bestie?" rief er aus, „du wirst nichts an mir finden; Abrahams Schoß nimmt mich auf." Mit diesen Worten gab Martinus den Geist auf. Es war Sonntags-Mitternacht, am 8. November des Jahres 400. Die Umstehenden sahen das Antlitz ganz verklärt, ja auch den Leib des Entschlafenen wie verjüngt, als wäre er schon reif zur Auferstehung statt zum Grabe. In dieses wurde er am 11. November beigesetzt. Bei 2000 Mönche strömten zu der Begräbniß-Feier ihres Vaters. Aus Stadt und Land sang die Menge des Volkes durch Thränen

hindurch Freudenpsalmen über das heilige und selige Ende ihres Hirten und Helfers.

Gleich nach seinem Tode stritten sich die Einwohner von Tours mit denen von Poitiers um den Leichnam und es wäre zu Gewaltthätigkeiten gekommen, wenn nicht „Gott die von Poitiers in einen so tiefen Schlaf versenkt hätte," daß die Leiche heimlich nach Tours fortgebracht werden konnte. Sofort beschrieb Severus Sulpicius das Leben seines Freundes und Vaters und dieses Buch, bald ein Lieblingsbuch der damaligen Christenheit, verbreitete den Ruhm des apostolischen Mannes, als eines Heiligen der Heiligen, eines ersten Wunderthäters, Klosterstifters, Heidenbekehrers und Hauptbekenners der römischen Kirche weit über Gallien hinaus bis nach Afrika und in's Morgenland. Wegen der häufigen Wunder, welche noch an seinem Grabe geschahen, erbaute Bischof Perpetuus (461—490) über demselben eine Kirche. Sein Nachfolger, Gregor von Tours, schrieb 100 Jahre nach Martins Tod ein Werk von 4 Büchern über die seitdem geschehenen Wunder: in 207 Kapiteln ebensoviel Mirakel des Heiligen, meist Krankenheilungen. Sie hatten wesentlich zur rechtgläubigen Bekehrung der Franken geholfen, denn den Arianern half Martinus, ihr Gegner im Leben und Tode, nicht. Der fränkische König Chlodowig, der überall plünderte, ließ auf seinem Zuge gegen die Westgothen seine ganze Armee beim Vorbeimarsch an Tours fasten, die h. Martinuskirche beschenken und ihn um Sieg anflehen. Einen Krieger, welcher einem Armen bei Tours Heu genommen hatte, tödtete er mit eigener Hand; denn „wo bliebe unsere Hoffnung auf Sieg, wenn der h. Martin beleidigt würde?" Und nach errungenem Siege eilte er, dem hülfreichen Heiligen reiche Gaben zu spenden. Die kleine Kutte (capa, capella) des Martinus wurde in den Palästen der Frankenkönige als das größte Nationalheiligthum in einem besondern geweihten Raume, der den Namen „Kapella" bekam, durch besondere Hüter („Kapellane") aufbewahrt und im Kriege vorangetragen. Also ward der fromme und tapfere Gottes-Streiter Martinus der Schutzpatron des Franken-Reiches, der Abgott der streitbaren Franken, den sie als einen Vorkämpfer und Heiland mit glühender Liebe verehrten und dem sie diesseits und jenseits des Rheines die meisten Kirchen bauten. Der Mann, welcher mit der Waffe des Gebetes und Kreuzes einem ganzen Feindesheere sich entgegen zu werfen erboten hat, der sich unerschrocken einem

auf sein Wort gefällten Götzenbaum der Gallier entgegenstellte und mit gebietendem Worte den heidnischen Gebräuchen ein Ende machte, hat auch dem größten Helden der evangelischen Kirche, dem größten deutschen Manne nicht umsonst seinen Namen geliehen und mit Recht behält Martin seinen Tag und sein Gedächtniß auch im Kalender des evangelischen Volkes.

Das Fest des Heiligen aber wurde in der römisch-katholischen Kirche doppelt gefeiert. Der „warme Martinus" war am 4. Juli, da er Bischof und da (461) sein Gebein in die neuerbaute erste Martins-Kirche in Tours übertragen wurde. Der „kalte Martinus" war am 11. November, seinem Begräbnißtag. Dieser, und nicht wie sonst bei den Heiligen der Todestag, wurde zum Fest, weil am 11. November ein altes Heidenfest war, das nun verchristlicht werden sollte. Im römischen Gallien fiel der 11. November als Tag des Winter-Anfangs auf die Weinlese des Aesculap, des Heilgottes und Beschützers des heilsamen Mostes, der ohne Vorsicht getrunken, so leicht berauscht. Das heidnische Aesculapfest wurde nun zum Freudenfest des Heiligen, der so viele Wunder-Heilungen gethan hat. Es gieng den strengen, vom Bischof Perpetuus in Tours verordneten Adventsfasten voraus und gab kirchliche Weihe zu nochmaligem fröhlichen Weinmost-Genusse vor der Fastenzeit. Die Trunkenheit, wozu der Freudentag gern führte, hieß in Frankreich das Uebel des h. Martin und der christliche Aesculap, der auch dieses Uebel heilen mußte, wurde der Schutzherr der reuigen Trunkenbolde. Erst später hat man den auch im evangelischen Deutschland theilweise noch gebräuchlichen St. Martinswein auf jenen, vom Kaiser Maximus dem Heiligen kredenzten Wein bezogen. Ebenso hat erst die spätere Sage die „Martins-Gans" davon abgeleitet, daß eine Gans den Heiligen bei seiner Bischofswahl in seinem Versteck verrathen habe und dafür jetzt gebraten und gegessen werden solle. Die Gans war bei den Römern der geheiligte Vogel der Proserpina, der Göttin der Unterwelt und des düstern Novembers, Sinnbild der Finsterniß und zugleich der Weisheit, die im Finstern wacht und sieht. Der Vogel, der zu Ehren der heidnischen Göttin genossen wurde, sollte nun am christlichen Festtage des ersten Bekenners im römischen Abendlande zum Zeichen des Sieges über das Heidenthum gebraten werden. In Deutschland aber wurde auf den 11. November, den Tag des h. Martin,

eines der drei großen altgermanischen Jahresfeste verlegt, an welchem das Herbstopfer zum Empfang des Winters und zum Dank für den eingebrachten Jahressegen dem Sturm-Gotte Wuotan dargebracht wurde. Am Wuotansfeste wurden Pferde geopfert und verschmaußt. Der Gott kriegerischer Wuth mußte sein Fest für den christlichen Kriegsmann hergeben, der ja auch vom römischen Kriegs-Gotte Mars seinen Namen hat. Das Pferdeopfer wurde natürlich ganz verboten, anstatt des Pferdefleischessens begnügte man sich mit dem heiligen Vogel Wuotans, mit der uraltwerdenden, tapfern, viele hundert Meilen durchziehenden Gans, die um den Tag Martini ihre reifsten Leckerbissen bietet. An das Wuotansroß erinnert nur noch das „Martinshorn“, das die Form eines gebackenen Hufeisens hat. Also steht christliche Volkssitte auf heidnischer Wurzel!

H. Merz in Schwäbisch-Hall, jetzt in Stuttgart.

---

137. Fritigil, Königin der Markomannen.

1. April.

Wer heute durch die deutschen Lande reist, kann sie von einer fernen Grenze bis zur andern in wenigen Tagen leicht durchmessen, wohin immer seine Bahn ihn führt, da gleiten volkreiche Städte, Dörfer und grünende Felder an seinem Auge vorüber, und überall schirmen ihn Gesetz und Sicherheit. Hell und segensreich geht die Sonne auf über dem fruchtbaren und sorglich bestellten Ackerlande, es durchkreuzen sich breite Heerstraßen, Handel und Verkehr ziehen in langen Wagenreihen geschäftig darauf einher, den Strom hinab werden belastete Schiffe getragen, und Alles fließt zuletzt in die Stadt, wo sich tausend eifrige und betriebsame Hände rühren, das empfangene Gut zu mehren. Wer das Alles sieht, der mag leicht meinen, ein so gesichertes, heiter blickendes Leben müsse zu allen Zeiten da gewesen sein. Denn wo der Mensch eine große Kraft viel kleine leiten und beherrschen sieht, da meint er ohne sie könne es nimmer gehen, und darum müsse es niemals anders gewesen sein. Aber alles was durch Menschen geschieht, geht aus von kleinen Anfängen und muß werden, wachsen und gedeihen, dazu sind viele Hände und eine lange Zeit nöthig. Denn Einer säet, ein Anderer pflanzt, und ein Dritter begießt, aber nur Einer kann das Gedeihen geben von Oben herab.

Wie es heutiges Tages ist, war es auch bei uns nicht immer; ganz anders sah es aus vor funfzehnhundert Jahren, als jenes Licht des Geistes noch nicht aufgegangen war über den deutschen Landen, das Alles erleuchten soll, was auf Erden lebt. Damals war es auch hier wie im Anfange wüste und leer. Es gab keine Städte, wenige Dörfer und einzelne Höfe, und dürftig bestellte Felder. Wo jetzt die Heerstraßen einander begegnen, war damals nicht Weg noch Steg zu finden, denn ein dichter undurchdringlicher Wald zog sich hin über das ganze Land, er hieß der Hercynische. Bei den Schweizergebirgen begann er und folgte dem Laufe der Donau, bis hinab in jene Gegend, wo sie sich in das Meer ergießt. Sechszig Tage brauchte man um ihn zu durchziehen in der ganzen Länge, und neun Tagereisen hatte er in der Breite. Dunkle Bäume erfüllten die Thäler, auf den Gipfeln der Berge erhoben sie sich bis in die Wolken hinein, und am Rande schroffer Felsenklippen ragten sie weit hinaus über jähen und schwindelnden Abgründen. Ueber Gestein und Baumwurzeln stürzten die Springquellen, nur einzelne Strahlen der Sonne drangen durch das Dickicht, und graue Nebel hingen zusammengeballt an den Spitzen der Berge und wehrten ihr den Eingang. Wenige Wanderer gab es, die den Wald ganz durchmessen hatten, und in seinem Innern kannte ihn Keiner. Denn die weitschattenden Eichen und finstern Föhren, das wildverwachsene und verschlungene Gestrüpp barg in seinen Tiefen die Geheimnisse der Natur, und da waren Stellen wohin noch keines Menschen Fuß gekommen. Das Rennthier nur durchzog jene Gründe und das Elenthier, durch die krachenden Zweige des Gebüsches brach stampfend der wilde Auerochs, und fernab in den Waldhöhlen hatten die Bären ihre Lagerstätten. Auf den Felsenhöhen und in den Wipfeln der höchsten Bäume horstete das Raubgefieder, und mit gellendem Geschrei umkreiste es flatternd die gefallene Beute.

In diesen Wäldern und an ihrem Saume hausten zahlreiche deutsche Völker. Rauh und gehärtet durch den kalten Himmel, boten sie den Stürmen Trotz, und lebten in stetem Kampfe mit den wilden Thieren oder unter einander. Nur Jagd und Krieg erfreute sie, wenig kümmerten sie sich um Pflugschaar und Ernte, und je weiter sich die öde Haide ausdehnte, um so sicherer glaubten sie zu sein, und hielten es für ihren Ruhm, wenn kein anderes Volk es wagte, sich in ihrer Nachbarschaft friedlich anzusiedeln. Unter

diesen Völkern waren auch die kriegsgewaltigen Markomannen, die wohnten in dem heutigen Böhmen, wie in einer Veste von hohen Waldgebirgen eingeschlossen, und nur im Süden zogen sie sich hinab bis an die Donau. Diese war die Grenze der freien deutschen Völker, und die Länder jenseits des Flusses gehörten zum großen Römischen Reiche. Unaufhörlich fielen die Markomannen ein in das Gebiet des Kaisers und verwüsteten Alles, und niemals hörte der erbitterte Kampf auf.

Da geschah es fast vierhundert Jahre nach der Geburt Christi, daß bei ihnen ein König herrschte, der hatte eine Frau Namens Fritigil, die war mildern Gemüthes als die harten deutschen Weiber. Zu der kam einst aus Italien ein Mann, der erzählte ihr Vieles und Wunderbares von dem was er auf Reisen und in fernen Landen gesehen und gehört hatte. Er berichtete auch von den hohen Kirchen im Lande der Römer, von Christi Namen, der dort heilig sei, von seinen Lehren, und den frommen Männern, die das Wort Gottes verkündeten. Denn nach langem Kampfe hatten die Römer erkannt, daß Gottes Reich mehr sei als das ihre von dieser Welt, und die Kaiser hatten die Lehre Christi angenommen, die sie früher blutig verfolgten. Jener Mann erzählte der Königin auch von Ambrosius, dem Bischofe von Mailand. Ambrosius galt für eine Säule und ein unüberwindliches Bollwerk der Kirche. Von seinen Lippen floß die begeisterte Gott erfüllte Rede wie ein brausender Strom, dem kein Herz zu widerstehen vermochte, und der mächtige Kaiser Theodosius selber hatte sich vor ihm gebeugt. Wie der Name des Ambrosius gefeiert war in allen Landen des Reichs', so kam die Kunde von seinem Lehren jetzt auch zu der Königin der Markomannen.

Da wurde Fritigils Herz ergriffen von einer tiefen Sehnsucht mehr zu hören von den Verkündigungen Christi. Auf das Wort jenes Mannes ließ sie ab von den heidnischen Göttern, die in Bäumen und Wäldern wohnen sollten, und wandte sich zu dem Gotte, der im Geiste und der Wahrheit angebetet wird. Dann sandte sie Männer mit reichen Geschenken nach Mailand zu Ambrosius, die sollten ihm sagen, wie auch sie seinen Namen vernommen habe, und sich sehne, daß er sie auf den Weg des Heils führe. Der Bischof schrieb ihr darauf einen Brief, der war aufgesetzt in der Weise eines Katechismus, darin sprach er von dem Leben Christi, wie er leiden mußte und eingehen zur Herrlichkeit des Vaters, damit Alle das

ewige Leben hätten. Zugleich bat er sie, ihr Volk möge von nun an Frieden halten mit den Römern. Da Fritigil den Brief gelesen hatte, folgte sie den Worten, und begann den blutigen Kämpfen zu wehren und beschwor ihren Mann Ruhe zu halten, und dieser that wie sie verlangte. Was Ambrosius ihr geschrieben hatte, schloß sie tief in ihr Herz und überdachte es Tag und Nacht, und es trieb sie das Angesicht des Mannes zu schauen, der ihr Worte des ewigen Lebens verkündet hatte.

Darauf erhob sie sich mit ihrem Gefolge und reiste durch die hohen Alpenländer und fürchtete nicht jene Wildnissen, und zog fort bis nach Mailand. Als sie eingetreten war in die Thore der Stadt, fragte sie nach Ambrosius. Da sagten ihr die Leute: „Sein Antlitz wirst du nimmer schauen, denn Gott hat ihn abberufen zu seinem Frieden." Als sie das hörte, weinte sie und war tief betrübt, daß ihr der Herr diesen Wunsch nicht gewährt hatte. Aber ob sie auch den großen Lehrer der Kirche nimmer von Angesicht sah, so war sie doch eins mit ihm und kannte ihn in jenem Geiste, der sie herbeigeführt hatte aus der Ferne, und in ihrem Herzen nahm sie den Schatz des Lebens mit sich fort.

Das war ein erster Sonnenstrahl, der in jene finstern Wälder der alten Deutschen fiel. Wie aber der Wind ein fruchtbares Samenkorn auf die steilen Felsen führt, wo nur eine Hand voll Erde liegt, oder auf hohes Gemäuer, und die Wurzeln klammern sich fest in den Spalten und Fugen und umschlingen das öde Gestein, bis der Keim sich entfaltet, Halme, Blätter und Zweige fröhlich grünen und zum Himmel aufsprießen; so kam jenes Wort des Glaubens zuerst zu den Markomannen. Und ob es gleich nichts weiter von Fritigils Leben zu berichten giebt, auch ihm wird seine Frucht nicht gefehlt haben.

R. Köpke in Berlin †.

---

b. In Asien und Africa.

1. Kirchengründungen in Abessinien und Armenien.

138. Frumentius, Apostel der Abessinier.

27. October.

Schon lange lag ein duftiger Kranz schöner Christengemeinden um die Gestade des mittelländischen Meeres, aus dem als die reichsten Blumen Jerusalem und Cäsarea, Antiochien und Ephesus, Corinth und Thessalonich, Alexandrien, Cyrene, Carthago und Rom hervorglänzten, während noch dahinten in den Barbarenländern das rohere Heidenthum unbeschränkte Herrschaft übte. — Allmählich aber, besonders seit unter Constantin dem Großen das Christenthum die Religion der Herrscher war, drangen die Saamenkörner der Wahrheit auch in die ferngelegenen Länder. Das Heidenthum selbst, welches damals die vertrocknenden Quellen seiner Weisheit gerne in den fernen Regionen des Ostens auffrischte, half dazu mit. So reiste ein Philosoph Namens Metrodorus nach Persien und den angränzenden Ländern; es bleibt ungewiß, ob er Indien oder Arabien besuchte. Wahrscheinlich das erstere, denn von seinen Merkwürdigkeiten, die er aus dem fernsten Lande seiner Wanderung mitbrachte, nahm ihm der Perserkönig das Beste weg, daß er nur den Rest dem Kaiser Constantin zu Füßen legen konnte. — Einen größern Gewinn trug seine Reise dadurch, daß ein anderer Gelehrter Namens Meropius aus der alten Seehandelsstadt Tyrus, durch die Reisebeschreibung des Metrodor veranlaßt wurde, dieselben Forschungswege zu betreten. Er war ein Christ und hatte wohl noch andre Gedanken bei seiner Reise, als blos, die Weisheit der fernen Heiden zu erforschen. Mit ihm reisten seine beiden jungen Neffen Frumentius und Aedesius, die ihm zur Erziehung übergeben waren. Seine Reise ging gut von Statten und er kam glücklich wieder in die der Heimath nahen Gewässer des rothen Meeres zurück, wo dem Christen so manche heilige Erinnerungen geweckt werden. Ehe er aber das ernste Antlitz des Sinai sehen durfte, berief ihn der Herr in das ewige Heiligthum des

Himmels. In einem Hafen des rothen Meeres, südlich von Aegypten und Nubien, also an der Küste des hohen Berglandes Abessinien, welches damals mit allen Ländern umher zusammen Aethiopien oder auch manchmal Indien hieß, wollten die Seefahrer noch einmal frisches Wasser und Lebensmittel einnehmen. Es war aber gerade, was die Reisenden nicht wußten, Krieg zwischen dem römischen Kaiserreiche oder vielmehr seinem Statthalter in diesen Regionen und den angränzenden Barbaren. Die rohen Feinde bemächtigten sich des Schiffes und mordeten ohne Erbarmen die ganze Mannschaft. Nur die beiden Knaben entgingen diesem Loose, weil sie während des Ueberfalles ruhend unter einem Baume am Ufer saßen, ohne zu ahnen, was inzwischen in ihrer Nähe geschehen war. Bald kam die wilde Horde auch zu ihnen. Aber ob Gedanken des Erwerbes durch die schönen Jünglinge, oder eine Rührung des Erbarmens sie ergriffen? — sie wagten nicht die Hände an sie zu legen und beschlossen, sie ihrem Oberherrn, dem Könige von Axuma (in Tigre, dem nördlichen Abessinien) als Sclaven zu schenken. Auch diesem barbarischen Monarchen gefielen die muntern, geistig regen Knaben und er behielt sie bei sich und ließ sie in Sprache und Sitten des Landes bilden, machte nachher Frumentius, den älteren, zu seinem Haushofmeister, den jüngern zu seinem Mundschenken. In ihren Herzen loderte aber unüberwindlich die heilige Flamme des Glaubens und diese war jetzt durch sie in das Herz eines Heidenlandes getragen. Nur Gott ist bekannt, durch welche Prüfungen und Kämpfe diese frommen Zeugen Jesu Christi schon in blühender Jugend sich hindurch arbeiteten, welchen Versuchungen sie widerstanden und welche Kräfte des ewigen Lebens im Stillen von ihnen ausgingen. Es scheint wenigstens ihr Glaube und Bekenntniß auf ihren heidnischen Herrn keinen widrigen Eindruck gemacht zu haben. Denn ehe er starb, sprach er sie von der Sclaverei los, aber mit der Bitte, an seinem Hofe zu bleiben. Sie sagten dieß zu und die verwittwete Königin übertrug ihnen die Leitung der ihr während der Minderjährigkeit ihres Sohnes anvertrauten Regierung. Jetzt war die Zeit zum offenen Wirken für den Herrn gekommen. Frumentius, der die Zügel der Leitung hatte, sah sich nach christlichen Ansiedlern um. Er fand manche christliche Kaufleute aus Aegypten, die sich in den Hafenplätzen am rothen Meere aufhielten, und veranlaßte sie zu bleibender Ansiedlung und zur Einrichtung regelmäßiger gottesdienstlicher Versamm-

lungen. Er gewährte zugleich den Christen bedeutende Erleichterungen im Handel und es gelang ihm in Kurzem, eine zwar kleine, aber innerlich kräftige Christengemeinde den abessinischen Heiden als lebendiges Muster vor Augen zu stellen. Sie wirkte nach der Verheißung des Herrn, und eine Anzahl von Heiden bekehrte sich zu dem lebendigen Gott und glaubte an Jesum Christum.

Das Senfkorn war im Wachsen, als der junge König Aizan volljährig ward und Frumentius ihm zugleich die Zügel der Herrschaft in die Hände geben und ihn um Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath seiner Jugend bitten konnte. Sie ward ungern gegeben, weil Frumentius vom Könige und seiner Mutter sehr geliebt und geehrt war. Sie baten ihn zu bleiben, weil ein solcher Rathgeber ihnen unschätzbar schien. Zur Freude der Christen in der Heimath kamen die Brüder wieder zurück und Aedesius ließ sich in Tyrus zum Priester weihen, während Frumentius, sein abessinisches Christenhäuflein auf dem Herzen, zu dem großen Patriarchen von Alexandria, dem frommen Athanasius, eilte, dem er den ganzen Verlauf seiner Geschichte erzählte und in ihn drang, einen Bischof und einen Priester nach Abessinien zu senden, um die kleine Heerde zu weiden. Athanasius berief eine Synode und diese erklärte den Frumentius selbst als das beste Werkzeug des Herrn für diese Aufgabe. Er übernahm sie, wurde zum Bischofe von Aethiopien geweiht, eilte im Jahr 356 mit freudigem Herzen nach Axuma zurück, wo er das Feld reif zur Erndte fand. In rascher Folge wurden Schaaren der Aethiopier zu Christo bekehrt, viele Kirchen gebaut und der König selbst mit seinem Bruder und Mitregenten Sazan getauft. Die spätern Jahre des Frumentius wurden durch die Kämpfe gestört, welche die falsche Lehre des Arius hervorrief, der auch der Kaiser Constantius huldigte. Athanasius wurde verbannt, Frumentius sollte, so verlangte es der Kaiser, von den abessinischen Herrschern an den neuen Patriarchen zu Alexandria ausgeliefert werden. Allein diese Fürsten waren sicher genug vor dem römischen Kaiser, um diesem Befehl keine Folge zu leisten. Die Arbeit des Frumentius blieb eine gesegnete und bei seinem späten Ende konnte er den größesten Theil Abessiniens vom Lichte des Evangeliums überstrahlt unter der Obhut anderer treuer Hirten verlassen und zu seines Herrn Freude eingehen. Ob schon Frumentius einen Theil der äthiopischen Bibelübersetzung geliefert hat, wie es sehr wahrscheinlich ist, oder ob er sie blos durch Andere veran-

laßte, steht dahin. Seit dem 4ten Jahrhundert aber besaß die abessinische Kirche, was sie mitten in den heftigen Erschütterungen der Kirche im Morgenlande als ein Licht in der heidnischen Nacht brennend erhielt, das Wort Gottes in der Landessprache. Ihr Fortbestand bleibt ein besseres Ehrengedächtniß des Glaubenshelden Frumentius, als die Wunder, die er gethan haben soll, und deren man im Lande noch rühmend gedenkt.

Wilh. Hoffmann in Berlin †.

---

139. Mesrop, Lehrer der armenischen Kirche.

19. Februar.

Mesrob oder Mesrop wird mit Recht als der zweite Erleuchter der armenischen Nation angesehen. Er stammt aus der südlichen Provinz Taron, jetzt Musch genannt, und wurde gegen die Mitte des 4ten Jahrhunderts geboren. Sein eigentlicher Name war Maschtoz, und Mesrop nur ein späterer Beiname. Sein frommer Vater, Namens Vardan, trug gewissenhaft Sorge für die sittliche und religiöse Ausbildung des Knaben, und ließ ihn, so gut er vermochte, in der griechischen, syrischen und persischen Sprache unterrichten. Da es zu jener Zeit noch keine öffentlichen Schulen in Armenien gab, so sandte ihn der Vater zu dem damaligen armenischen Katholikos (Patriarch), dem durch seine Gelehrsamkeit wie durch seinen streng religiösen Lebenswandel gleich berühmten Nerses dem Großen, unter dessen Aufsicht er seine Studien weiter fortsetzte, bis er die Stelle eines Schreibers bei ihm erhielt. Nach des Patriarchen Tode wendete er sich an den königlichen Hof, wo er unter 4 kurz auf einander folgenden Regenten das Amt eines Geheimschreibers versah, und zugleich in den Waffen sich übte, so daß er in Beidem durch Geschicklichkeit und Gewandtheit sich auszeichnete. Aber mitten unter diesen weltlichen Beschäftigungen, und den Wirren jener Zeit, in welcher das Sittenverderbniß des Volkes überhand genommen hatte, vergaß er nicht das Eine, was Noth thut. Jeden müßigen Augenblick benutzend las er Tag und Nacht in der heiligen Schrift und in den Werken der griechischen und syrischen Kirchenväter, so daß er täglich zunahm in der Erkenntniß Gottes und dem lebendigen Glauben an den Erlöser. Sieben Jahre lang bekleidete er sein Amt am Hofe; dann aber ging er in

Folge einer göttlichen Eingebung, um sich frei zu halten von weltlichem Ehrgeiz, und sich ganz den theologischen Studien widmen zu können, in ein Kloster, wo er bald seinen Brüdern als ein Muster der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit vorleuchtete, und die priesterliche Weihe erhielt. Hierauf zog er sich in die Einöde zurück, wo er den Gedanken erfaßte, und fortan sich zu seiner Lebensaufgabe machte, durch Lehre und Beispiel, so viel er vermöchte, zur Erleuchtung seiner Nation beizutragen. Er versammelte deßhalb gleichgesinnte Brüder um sich, mit denen er in den benachbarten Ortschaften, unterstützt zugleich durch den frommen Statthalter der Provinz, das Wort des Lebens verkündend, ermahnend und belehrend die heidnischen Ueberreste unter den Bewohnern, und die in heidnischer Zügellosigkeit untergegangenen Christen bekehrte.

Bei diesen Bestrebungen wurde es ihm immer klarer, daß, um einen dauernden Erfolg davon zu erlangen, dem Volke selbst die heilige Schrift in die Hand gegeben, und daß es in der Schrift unterrichtet werden müßte. Allein das Armenische hatte sich bis dahin noch nicht zur Schriftsprache erhoben, es lebte nur in dem Munde der Nation, und man hatte noch nicht daran gedacht, eine besondere armenische Schrift zu bilden, weßhalb die heilige Schrift in den Kirchen in syrischer oder griechischer Sprache, die nur von Wenigen verstanden wurde, vorgelesen ward. Mesrop wandte sich deßhalb an den damaligen Katholikos Sahak (Isaak), mit welchem er seit seiner Kindheit, da er Schreiber bei dessen Vater, Nerses, gewesen, befreundet war, und theilte ihm das Bedürfniß einer besondern Schrift für die armenische Sprache mit. Dieser, erfreut über den glücklichen Gedanken, ging sogleich darauf ein, und Beide bemühten sich lange Zeit, wiewol vergeblich, ein armenisches Alphabet herzustellen. Endlich eröffneten sie dem frommen Könige Vramschapuh ihre fruchtlosen Bemühungen, und erfuhren von ihm, daß er einst bei einer Reise nach Mesopotamien gehört habe, ein berühmter syrischer Bischof, Namens Daniel, sei im Besitz eines armenischen Alphabets, welches er entweder gefunden oder selbst gemacht habe. Auf ihr beiderseitiges Bitten sandte sogleich der König Einen seiner Großen dahin, welcher das Alphabet von Daniel sich erbat, und nach Armenien brachte. Sogleich machte sich Mesrop damit bekannt, und unterrichtete darin einige fähige Knaben. Der König aber übergab ihm die oberste Leitung des Unterrichts, und erließ den Befehl, daß alle Kinder des Reichs sich um Mesrop ver-

sammeln sollten, um die neue Schrift von ihm zu erlernen. So bemühte sich dieser 2 volle Jahre unablässig, die Knaben darin zu unterrichten, überzeugte sich jedoch je länger, desto mehr von der Unzulänglichkeit des Danielschen Alphabets, und beschloß endlich, selbst zu ihm zu gehen, in der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, im Verein mit demselben den Mängeln abzuhelfen. Er machte sich mit Einigen seiner besten Schüler auf den Weg, suchte den Bischof Daniel auf, und arbeitete lange aber fruchtlos mit ihm an der Vervollständigung des vorhandenen Alphabets. Er wendete sich dann noch an mehrere andere syrische und griechische Bischöfe, aber eben so ohne allen Erfolg. Zuletzt erfuhr er, daß Rufanus, ein gelehrter Mönch in Samosata, Schüler eines ehemaligen heidnischen Sophisten und späteren Christen, Epiphanius, der Einzige sein würde, der seinen Wunsch zu erfüllen vermöchte. Er reiste auch dahin, wurde jedoch ebenfalls in seinen Erwartungen getäuscht. Als er so, an menschlicher Hülfe verzweifelnd, eines Tages in stiller Einsamkeit in brünstigem Gebet zu Gott sich ergoß, sah er vor sich plötzlich eine Hand, welche vor ihm auf den Felsen die einzelnen Buchstaben eingrub. Es war nicht ein Traumgesicht, und nicht eine Erscheinung im Wachen, sondern ein deutliches Bild, welches vor seinen Augen sich darstellte, als wenn Einer mit dem Finger die Zeichen auf den Schnee schrieb. Voller Freude und Dank gegen Gott stand er auf, bildete die Zeichen auf Pergament nach, und eilte damit zu Rufanus, mit dessen Hülfe er dann die Buchstaben nach dem griechischen Alphabet ordnete, und nochmals aufzeichnete, da dieser ein berühmter Schönschreiber war. Sogleich ließ er seine Schüler zu sich kommen, um sie darin zu unterrichten, und machte sich zugleich an die Uebersetzung der heiligen Schrift, bei welcher er mit den salomonischen Sprüchen, als dem Buche begann, welches er zuerst den Kindern in die Hände geben wollte. Es war, wie berichtet wird, den 25. November des Jahres 406 n. Chr. G., an welchem Tage Mesrop durch göttliche Eingebung das Alphabet fand, mithin zu einer Jahreszeit, zu welcher das Reisen in jenen Gegenden, wenn nicht unmöglich, doch äußerst beschwerlich war. Er beschloß daher den Eintritt des Frühlings abzuwarten, und fing noch nach Beendigung der Sprüche Salomons, mit Unterstützung seiner Schüler an, das neue Testament, als das Buch aller Bücher, in die Volkssprache der Armenier zu übersetzen. Mit dem Eintritt des Frühjahres 407 trat Mesrop seine Rückreise an, und besuchte zu-

vörderst alle die Bischöfe und Gelehrten, bei denen er früher gewesen war, um ihnen die neue Schrift zu zeigen. Als er in die Nähe von Valarschapat, der Residenz des Königs wie des Katholikos kam, gingen ihm Beide mit den Großen des Reichs, der Geistlichkeit und vielem Volke bis an das Ufer des Euphrat entgegen, und empfingen ihn mit großer Freude und Dank gegen Gott, den Geber alles Guten, wie einen zweiten Moses, der von dem Berge Gottes mit den Gesetzestafeln herabstieg. Sie geleiteten ihn hierauf in die Stadt, wo die nächsten Tage als festliche begangen wurden. Auf königlichen Befehl wurden alsbald von Neuem Schulen eröffnet, und die Jugend in der neuen Schrift unterrichtet. Mesrop setzte zugleich unter Mitwirkung seiner Schüler ein Ritual fest, welches noch heute in Gebrauch ist, und nach ihm mit dem Namen Maschtoz benannt wurde. Zugleich arbeiteten Mesrop und Sahak im Verein mit ihren beiderseitigen Schülern an der Uebersetzung der heiligen Schrift.

Bald verbreitete sich der Ruf Mesrop's auch über andere Länder. Er folgte den dringenden Einladungen der Könige und geistlichen Oberhäupter von Georgien und Albanien (am kaspischen Meer), und gab auch ihnen Schriften, deren Mangel sie bis dahin schmerzlich verspürt hatten. Dabei aber unterließ er nicht, durch Wort, Schrift und Beispiel auf die geistige und sittliche Bildung des Volks zu wirken, und während Sahak (Isaak), welcher gleich seinem Vater den Beinamen des Großen erhielt, und der letzte Patriarch der Armenier aus dem Stamme Gregor's, des Erleuchters war, vorzugsweise die Provinz Ararat unter seine geistliche Fürsorge genommen hatte, suchte Mesrop an den Gränzen des Reichs zu wirken, alle Spuren des Heidenthums und der ketzerischen Secten auszurotten, und die Uebersetzung der heiligen Schrift, insbesondere die des neuen Testamentes zu verbreiten. Er errichtete aller Arten Schulen, stellte Unter- und Obergeistliche an, vertheilte die heilige Schrift in der Muttersprache, und besuchte wiederholt die Gemeinden, um sie zu ermuntern, zu ermahnen, und zu kräftigen in dem wahren Glauben. Als er von diesen Rundreisen zurückkehrte zu dem Katholikos, fand er denselben in Begriff, nach Klein-Armenien zu gehen, welches dem griechischen Kaiser unterworfen war, weil er einen persischen Ueberfall gegen die rebellischen armenischen Großen fürchtete. Mesrop schloß sich ihm an, in der Hoffnung, in Gemeinschaft mit Sahak die neue Schrift und

Bibelübersetzung unter den dortigen Armeniern zu verbreiten. Dabei stießen sie aber auf die doppelte Schwierigkeit, daß theils die griechischen Beamten ihnen alle Thätigkeit untersagten, theils ihre Landsleute selbst, welche in geistlicher Beziehung unter dem Erzbischof von Cäsarea standen, ihren Unterricht nicht annehmen wollten. Deshalb begab sich Mesrop auf Befehl Sahak's nach Constantinopel, wo er von dem Kaiser, wie von dem Patriarchen ehrenvoll empfangen wurde. Beide ertheilten ihm die unbeschränkte Erlaubniß aller Orten zu lehren, und gaben den weltlichen sowol als den geistlichen Behörden den Befehl, ihn und den Katholikos in ihrer geistlichen Wirksamkeit auf alle Weise zu unterstützen. Sogleich begann Mesrop nach seiner Rückkehr das Wort des Evangeliums zu lehren, und Schulen zu gründen, zu deren Lehrern er die bewährtesten unter seinen älteren Schülern auswählte. Er benutzte zugleich seinen Aufenthalt auf griechischem Gebiete, um die Werke griechischer Kirchenväter nach seinem Vaterlande zu bringen, wohin er, als zu dem eigentlichen Heerde seiner Thätigkeit mit Sahak später zurückkehrte. Er besuchte alle die Schulen wieder, welche er früher angelegt hatte, und ermahnte Lehrer und Schüler fest zu halten an dem wahren lebendigen Glauben an Christus, den Erlöser der Menschheit; auch verfaßte er treffliche, eindringliche und leicht verständliche Ermahnungsreden, welche unter dem Volk verbreitet wurden. Während der durch die abtrünnigen Großen des Reichs herbeigeführten Verbannung Sahaks führte Mesrop, soweit dessen unwürdige Nachfolger ihm gestatteten, die Geschäfte des Patriarchats, und nach Sahak's im Jahre 440 n. Chr. erfolgten Tode war er wieder der allgemein anerkannte Verwalter dieses Amts.

Aber nur kurze Zeit überlebte er noch seinen alten Freund und treuen Mitarbeiter, dessen früheres Scheiden aus dieser Welt ihn tief betrübte, und dieß um so mehr, da mit Sahak dem Großen der Stamm Gregors des Erleuchters erloschen, und durch die Schuld der Großen des Reichs der letzte armenische König aus dem Stamme der Arsaciden schon in dem Jahre 428 n. Chr. abgesetzt und verbannt, und an seiner Statt ein persischer Statthalter, der dem zoroastrischen Feuerdienst huldigte, von dem Schah der Perser eingesetzt worden war. Mesrop sah im Geiste die schrecklichen Verwirrungen, welche bald hereinbrechen sollten, voraus, wie sie dem Sahak schon früher in einem Traumgesichte offenbart worden waren, und verdoppelte daher seinen Eifer, die Nahen durch Ermahnungen

und Reden, die Entfernteren durch Briefe zu kräftigen gegen die bevorstehenden Kämpfe. Aber auch er war gleich seinem ihm vorangegangenen Freunde im hohen Greisenalter, und bald nach dessen Ableben, den 14ten, oder nach Andern den 19. Februar des Jahres 441 n. Chr. ereilte auch ihn der Tod nach kurzem Krankenlager. Als er ihn herannahen fühlte, richtete er sich vom Lager auf, setzte sich, und breitete die Arme gen Himmel aus, die Umstehenden, wie seine ganze Heerde segnend und ihr Hülfe erflehend gegen alle Gefahren, die sie zu bestehen hatte. Gleichzeitig erschien ein leuchtendes Kreuz auf der Zinne des Palastes, in welchem der sterbende Greis war, der dann noch den letzten Scheidegruß ihnen gab, und sie zur Liebe und Einigkeit ermahnend seinen Geist aushauchte. Das ganze Land trauerte bei dem Hinscheiden dieses Vaters des Volkes, und Alle wünschten, seine sterbliche Hülle in ihrer Nähe zu haben. Die Bewohner von Valarschapat wollten ihn in Edschmiazin begraben, seine leiblichen Verwandten in Taron, der Provinz, in welcher er geboren war, und ein Theil seiner Schüler wieder da, wo er seine Wirksamkeit als Erleuchter der Nation begonnen hatte. Endlich siegte der mächtige Einfluß des großen Statthalters, Vahan, des Amatuniers, der den Leichnam unter großem Gefolge und mit großem Gepränge nach seinem Dorfe Oschakan, 3 Stunden von Edschmiazin, brachte und dort in der Kirche beisetzte.

J. H. Petermann in Berlin.

---

2. Verfolgungen in Persien und im Vandalenreich.

140. Sadoth oder Schahdost, Bischof von Seleucia.

20. Februar.

Sechs Stunden südlich von Bagdad, in einer öden Gegend, wo jetzt Eber und Löwen hausen, sieht man hart an dem rechten Ufer des Tigris einen steinernen Bogen mit anstoßendem Gewölbe und Gemäuer (es war am Himmelfahrtstage 1854, als ich selbst an dieser Stelle vorüberkam) — die einzigen Ueberreste der einst so blühenden Stadt Ktesiphon, während mit Gras bedeckte Hügel gegenüber am linken Ufer wahrscheinlich noch Reste von Mauern und

Palästen bergend nur noch die Stätte bezeichnen, auf welcher ihre Nebenbuhlerin Seleucia gestanden. Noch heute benennt das arabische Volk diese Gegend mit demselben Namen Madaïn, „die beiden Städte", welchen die arabischen Autoren ihr von jeher gegeben hatten. Hier war die Residenz der Seleuciden, und hier schlugen auch später die Fürsten der persischen Dynastie der Sassaniden ihren Wohnsitz auf. Zwar sagt der persische Geschichtschreiber Mirchond, daß Schapuh II (Sapores II) „die Stadt Madaïn" erst gegründet, in einem Jahr ihren Bau beendet und sie dann zu seiner Residenz bestimmt habe; dies kann aber nicht von der Stadt (oder den beiden Städten) selbst zu verstehen sein, sondern wohl nur von dem Aufbau eines Palastes oder höchstens von einer Erweiterung und Verschönerung derselben. Denn aus dem Zusammenhang geht hervor, daß dies erst nach dem nicänischen Concil geschehen sein kann, und doch wurde auf demselben bestimmt, daß der Bischof von Seleucia und Ktesiphon, Simeon, von dessen Vorgängern mehrere (bei Assemani Bibl. Or. I, 9) namentlich angeführt werden, gleich seinen Nachfolgern Titel und Würde eines Patriarchen erhalten solle. Es mußte also schon vorher diese Doppelstadt alle andern in jenen Gegenden an Größe und Bedeutung übertragen, und der Wohnsitz vieler Christen sein.

Artaschir I (Artaxerxes, gewöhnlich Ardeschir genannt), der Gründer der Dynastie der Sassaniden, hatte ohne Zweifel sein Waffenglück und die Sympathie des Volks für ihn, wie seine Erhebung hauptsächlich seiner unbedingten Anhänglichkeit an den Glauben seiner wirklichen oder angeblichen Vorfahren, an die Religion Zoroasters zu verdanken, welche unter den Arsaciden theils vernachlässigt, theils wohl auch unterdrückt worden war, durch ihn aber nun zur Staatsreligion erhoben wurde. Alle seine Nachfolger hielten fest an diesem Glauben, und suchten ihn zum Theil selbst mit Gewalt unter ihren Unterthanen auszubreiten. Die Gränzen ihres Reichs waren zugleich die des griechischen, in welchem allmälig, namentlich aber, seitdem der kaiserliche Hof selbst sich zu dem Christenthum bekannte, dieses die Herrschaft über das Heidenthum gewann. Die fortwährenden Conflicte und Kriege, in welche beide Staaten geriethen, mußten, bestärkt durch die Einflüsterungen der Magier und der Juden, als seien die Christen ihres Reichs die Spione der Griechen, den angebornen Haß der persischen Könige gegen sie noch mehr entzünden, so daß er endlich in wüthende und grausame Verfolgung ausartete.

Schapuh II, vielleicht durch den Glanz des Patriarchats, den es unmittelbar vor seinen Augen in seiner Residenz entfaltete, noch mehr entflammt, begann im 31sten Jahre seiner Regierung die Christenverfolgung, indem er 100 Geistliche, welche standhaft in dem Glauben an Christum beharrten, hinrichten ließ. Der oben genannte greise Simeon, welcher dieser Hinrichtung mit beiwohnen mußte, und durch Gebet und Ermahnung die Gläubigen stärkte, starb mit 2 Presbytern zuletzt den Märtyrertod.

Damit war aber keineswegs die Wuth des Königs gestillt, sondern es dauerte vielmehr während der langen Zeit seiner 72-jährigen Regierung die Christenverfolgung mit wenigen Unterbrechungen, bald mit größerer, bald mit geringerer Heftigkeit fort, so daß viele Tausende als Glaubenszeugen gewaltsam und oft nach grausamen Martern getödtet wurden.

Unter diesen war namentlich der Nachfolger Simeons in seiner Würde, welcher bald Sadoth, bald Saduk oder Sadok, bald, und dies ist wohl der richtige Name, der ihm auch in den syrischen Actis martyrum (ed. Steph. Evod. Assemani P. I) gegeben wird, Schahdost, d. i. „Freund des Königs" genannt ist, aus Beth-Garma gebürtig. Er war der Schwestersohn seines Vorgängers, von welchem er als Archidiakonus zu dem nicänischen Concil abgesandt wurde. 3 Monate nach dessen Tode wurde er der Nachfolger seines Oheims in der Patriarchenwürde, die er aber nur kurze Zeit, nach der gewöhnlichen Annahme 2 Jahr, nach Andern jedoch nur wenige Monate bekleidete; denn bald erreichte auch ihn die Verfolgungswuth des Königs, welche ein Traum ihm schon vorher verkündigte. Er sah einst im Schlafe gleich dem Erzvater Jakob eine Himmelsleiter, auf deren oberster Stufe Simeon stand, der freundlich zu ihm herabblickte, und ihm zurief: „Komm herauf, Schahdost, zu mir, und fürchte dich nicht; denn ich stieg gestern herauf, und du wirst heute heraufsteigen." Bei diesen Worten erwachte er und erkannte in diesem Gesicht eine göttliche Weisung, daß, wie Simeon in dem verflossenen Jahre den Märtyrertod erlitten hatte, er in diesem eines gleichen Todes sterben würde. Sogleich theilte er dies den ihm vertrauten Presbytern und Diakonen mit, ermahnte sie zur Festigkeit und Standhaftigkeit in dem Glauben an ihren Erlöser, und stärkte sie mit den Worten des Apostels (Eph. 6, 10): „Seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke, und ziehet an den Harnisch Gottes; denn, wenn ihr dies

thut, so werdet ihr (Phil. 2, 15) scheinen als Lichter in der Welt, damit, daß ihr haltet ob dem Worte des Lebens."

Als Schapuh in dem zweiten Jahre nach der ersten Verfolgung wieder in Seleucia wohnte, ließ er Schahdost ergreifen, der in Wahrheit diesen Namen verdiente. Denn er liebte den erhabenen König von ganzer Seele und aus allen Kräften. Er wird auch Jeschudost d. i. „Freund Jesu" genannt. Mit ihm zugleich wurden 128 Presbyter und Diakonen, Männer und Jungfrauen aus der Stadt und Umgegend, in Ketten und Banden geworfen, und 5 Monate eingekerkert. Drei Mal wurden sie während dieser Zeit herausgeführt und jammervoll gemißhandelt, um sie dadurch zur Verehrung der Sonne zu zwingen; zugleich wurde ihnen ihre Befreiung verheißen, sobald sie dem Befehle des Königs genügen würden. Aber Schahdost entgegnete wie aus dem Munde Aller: „Wir stehen in Einer Kraft, in Einer Wahrheit und in Einem Willen; und in Einem Glauben preisen wir den einigen Gott, dem wir von ganzer Seele dienen. Aber der Sonne, die Er geschaffen und gemacht hat, dienen wir nicht, und das Feuer, welches Er uns zu unserm Nutzen gegeben hat, verehren wir nicht. Wir können nicht deinem bösen Befehle mit Uebertretung unsers guten Gebotes gehorchen" u. s. w. Als diese Antwort dem König hinterbracht wurde, sandte er abermals zu ihnen, und ließ ihnen sagen: „Wenn ihr meinen Willen nicht thut, und meine Befehle nicht befolgt, so wird über euch alsbald die Stunde eures Verderbens kommen." Einmüthig erwiederten darauf die Heiligen: „Unserm Gott sterben wir nicht, und nicht seinem Messias, welcher vielmehr bereit ist, uns zu einem neuen Leben zu erwecken, und uns in das Himmelreich zu führen. Tödtet uns also, auf welche Weise ihr wollt; wir sind gerüstet und bereit für unsern Gott zu sterben." Augenblicklich gab der König den Befehl zu ihrer Hinrichtung; seine Großen und Vertrauten führten sie gefesselt außerhalb der Stadt; sie aber, die Heiligen, sangen in sanfter Weise einstimmig den 43sten Psalm: „Richte uns Gott, und führe unsere Sache wider das unbarmherzige Volk, und errette uns von den blutdürstigen und falschen Leuten" u. s. w. Und als sie auf dem Richtplatz ankamen, sagten sie: „Gepriesen sei Gott, der uns diese Krone gegeben, nach welcher wir verlangten, und gepriesen sei sein Gesalbter, der uns nicht in dieser Welt ließ, sondern uns zu sich rief und erhob durch das Sühnopfer unsers Blutes." Ihr Lobgesang verstummte erst, als

der Letzte den Todesstreich erhalten. Dies geschah am 20sten des Monats Februar (Schebat).

Den seligen Schahdost aber schleppten sie in Ketten nach der Provinz Chusistan, wo er in der Stadt Lapet gleich ihnen durch das Schwerdt den Märtyrertod erlitt.

So berichten die Acta martyrum orientalium, welche der Bischof Maruthas von Tagrit als Zeitgenosse aufgezeichnet hat. Barhebräus fügt noch hinzu, daß Schapuh (Sapor) durch die Benachrichtigung von dem Traumgesicht des Schahdost, Andere aber, welche zum Theil die demselben auferlegten Martern auf das Gräßlichste ausschmücken, sagen mit mehr Wahrscheinlichkeit, daß der König durch die von Schahdost bewirkte Bekehrung vieler Feueranbeter zu dem Christenthum zu solcher Vertilgungswuth entflammt worden sei.

In der Zeitbestimmung schwanken die Autoren zwischen den Jahren 339—49. J. H. Petermann in Berlin.

---

141. Hormisdas, Bekenner in Persien.

8. August.

Nach der langen 72jährigen Regierung des Schahpuh II (Sapor II), welcher schon vor seiner Geburt zum König ernannt wurde, genossen die Christen des persischen Reichs unter dessen Nachfolgern Artaschir II, Schahpuh III, Behram (Vararan) IV, Jesdedscherd I und Jesdedscherd II (welcher von den meisten Autoren für den Ersten gehalten wird, da sie die nur Einjährige Regierung von Jenem nicht anerkennen) eine fast 40jährige Ruhe. Namentlich war die Regierung des Letzten, dem persische und arabische Geschichtsschreiber, wahrscheinlich, weil er die Christen begünstigte, den Beinamen des „Bösewichts" geben, eine für sie glückliche Zeit, in welcher sie aller Orten ungestört ihren Kultus ausüben konnten. Viele Autoren berichten auch, daß ihn der Kaiser Arcadius zum Vormund seines Sohnes Theodosius ernannt, und daß er während der Minderjährigkeit seines Mündels das griechische Reich in Ordnung und Ruhe erhalten habe. Jesdedscherd hielt den Bischof von Tagrit in Mesopotamien, welcher zweimal als Gesandter des kaiserlichen Hofes zu ihm kam, hoch in Ehren, und bestrafte die Magier hart, welche ihn und die Christen

überhaupt durch allerhand Ränke bei ihm verläumden wollten; ja die Christen hofften selbst, wie Socrates Kirchengesch. VII, 8. ausdrücklich sagt, daß er sich bekehren würde, und glaubten, daß nur der plötzliche Tod (durch den Hufschlag eines unbändigen Pferdes) die Ursache gewesen sei, daß er unbekehrt gestorben.

Wahrscheinlich gab diese große Begünstigung der Christen dem Bischof von Susa, Abdas, die Veranlassung, im unzeitigen Eifer einen Feuertempel zu zerstören. Ob dies noch bei Lebzeiten des Jesdedscherd geschehen sei, wie Theodoret (Kirchengesch. V, 39) behauptet, oder erst unter seinem Sohne, wie die andern Autoren anzunehmen scheinen, welche sagen, daß dieser erst angefangen habe, die Christen zu bedrücken und zu verfolgen, läßt sich wohl kaum noch mit Bestimmtheit ermitteln. Genug, Theodoret, der jener Zeit am nächsten stehende und darum auch glaubwürdigste Schriftsteller, welcher genau darüber berichtet, erzählt, Jesdedscherd habe den Bischof zu sich entboten, und in milden aber ernsten Worten ihm den Befehl gegeben, den Tempel wieder aufzubauen, indem er ihm zugleich drohte, im Weigerungsfalle sämmtliche Kirchen des Reichs zu zerstören. Der Bischof wies natürlich dieses Ansinnen mit Entschiedenheit zurück, er wurde sogleich eingekerkert, und der Befehl wegen Zerstörung der Kirchen ausgeführt. Nach Jesdedscherd's Tode erbte sein Sohn und Nachfolger Gororanes (Vararan, Behram) V mit dem Reiche auch den Haß und die Verfolgungswuth des Vaters, und dreißig Jahre lang dauerte diese Christenverfolgung immer wieder von Neuem durch die Magier angeregt fast ununterbrochen fort, wobei sich die Perser aber nicht begnügten, die christlichen Gotteshäuser zu vernichten, sondern auch in ihrer blinden Wuth darauf ausgingen, mit denselben zugleich die Bekenner des Christenthums völlig auszurotten, und ersannen die grausamsten Qualen, mit denen sie die standhaften Gläubigen zu Tode marterten.

Unter diesen war namentlich Hormisdas, aus königlichem Geschlecht — denn er stammte von den Achämeniden, von welchen die Sassaniden selbst ihre Herkunft ableiteten — dessen Vater Statthalter einer Provinz war. Der König erfuhr, daß er ein Christ sei, und befahl ihm, den Erlöser zu verläugnen. Dieser entgegnete, ein solcher Befehl sei weder gerecht, noch gezieme er dem König; denn, wer gelernt habe, leichtsinnig den Gott des Weltalls zu verachten und zu verläugnen, würde noch viel leichter seinen König,

der nur ein sterblicher Mensch sei, verachten; wenn aber der, welcher das königliche Ansehen verläugne, schon die härteste Strafe verdiene, wie viel größerer Strafe mache sich ein Solcher schuldig, welcher den Schöpfer aller Welten zu verläugnen wage. Der König, anstatt die Weisheit dieser Rede zu bewundern und dadurch zur Erkenntniß geführt zu werden, beraubte ihn aller seiner Würden und seines Vermögens, und ließ ihn ganz entkleidet, und bloß mit einem Schurz umgürtet, die Kameele des Heeres ziehen. Als er nach langer Zeit von seinem Söller diesen standhaften Mann von den Strahlen der Sonnengluth verbrannt und mit Staub bedeckt vorübergehen sah, ließ er ihn, eingedenk seiner edlen Abstammung vor sich führen, und ihm ein leinenes Gewand geben. In der Meinung, daß nun sein Herz durch die ausgestandenen Mühseligkeiten und die Menschlichkeit, welche er (der König) ihm so eben gezeigt hatte, erweicht sei, redete er ihn mit den Worten an: „Jetzt laß ab von dem Streit, und verläugne den Sohn des Zimmermanns." Dieser aber, von göttlichem Eifer erfüllt, zerriß das leinene Gewand, und warf es hin, indem er dabei ausrief: „Wenn Du dadurch glaubst mich von der Frömmigkeit abzuwenden, so behalte Dein Geschenk mit der Gottlosigkeit." Als der König diese Standhaftigkeit sah, vertrieb er ihn nackt aus dem Reiche.

So berichtet Theodoret, Andere aber sagen, der König habe ihn auf der Stelle enthaupten lassen. — Dies geschah nach den Angaben der meisten Autoren zu Anfang der Regierung des Behram V, im Jahr 421 n. Chr.

J. H. Petermann in Berlin.

---

142. Arcadius
und die Verfolgung im Vandalenreich.

12. November.

Als der große Kirchenlehrer Augustinus, dessen vom apostolischen Geiste durchglühte Rede so lange die Herzen der Menschen erschüttert hatte, sterbend seine mahnende Stimme zum letzten Male erhob, pochte gewaltig an die Thore des bischöflichen Sitzes Hippo in Afrika eine eiserne Kriegesfaust, welche gesendet war, die Strafgerichte Gottes zu vollziehen. Der Vandalenkönig Geiserich, der im Jahre 429 einen großen Theil der römischen Provinz erobert

hatte, stand jetzt auch vor dieser festen Stadt und begann sie mit Sturm zu bedrängen. Fast fünf und dreißig Jahre lang war Augustin die Leuchte der afrikanischen Kirche gewesen, und wenn früher Lehrer wie Tertullian, Cyprian, Arnobius und Optatus daselbst geglänzt hatten, so schien ihm vor allen die Fülle des Geistes und der Kraft verliehen. Wie oft hatte er mit feurigen Worten gesprochen und geschrieben von dem einen Reiche Gottes und dem einen höchsten Gute, dem ewigen Leben, und mitten im Kriegsgetose, das den römischen Erdkreis erfüllte, den Warnungsruf erhoben: „Die irdischen Reiche sind wandelbar, unwandelbar allein ist das Reich Gottes!“ Ihm war es aufbehalten zu sehen, nicht nur wie seine Weissagung sich erfüllte, sondern auch, wie seine Kirche unter den Trümmern des zusammenbrechenden Reiches zu erliegen drohte. „Denn überall erblickte der heilige Mann, wie sein Lebensbeschreiber sagt, zerstörte Städte, deren Bewohner entflohen oder getödtet waren, Kirchen, die keinen Priester hatten, und die Diener Gottes in der Zerstreuung; oder sie waren umgekommen durch das Schwert oder Knechte ihrer barbarischen Feinde geworden. In Wäldern und Höhlen, auf Bergen und Felsen wurden die Flüchtigen erspäht und getödtet, oder sie starben vor Hunger. Der heilige Gesang verstummte, der Dienst der Sakramente hörte auf, und von allen Kirchen Afrikas waren nur noch Karthago, Cirta und Hippo mit ihren Gemeinden übrig.“ Und als Augustin geschieden war, fielen auch sie.

So sehr diese Gemeinden durch solche Namen geleuchtet hatten, waren doch ihrer Gebrechen und Sünden viele, denn sie liebten es mehr mit dem Ruhm ihrer Lehrer zu prunken, als ihre Worte sich ins Herz zu schreiben und danach zu leben. Reich und gesegnet mit allen Gütern der Kunst und Natur waren die Provinzen Afrikas, die Städte groß und prächtig, voll Handel und Wandel, und das Dasein ein leichtes und müheloses. So lebte seit lange dieses Geschlecht in seinen Prachthäusern dahin in der Sicherheit des Tages, in seinen Rennbahnen und Schauspielen, in Begierde und Taumel des Genusses, und in leichtfertigem Mißbrauche der edelsten geistigen Güter. Vor allen war in den stolzen Bewohnern des alten Karthago etwas zurückgeblieben von der wilden Lust des entarteten Heidenthums. Hier gab es noch Heiden und Verehrer der alten Götter, die dem Augustin auf seine Anrede einst spottend antworteten: „Warum sollen wir die Götter verlassen, wenn auch die

Christen die Feste derselben mit uns feiern?" Von dieser Bevölkerung sagte der Bußprediger Salvian: „Die Sitten der Afrikaner enthalten die Laster der ganzen übrigen Welt. Alle andern Völker haben ihre besonderen Laster, aber auch ihre besonderen Tugenden, doch den meisten Afrikanern fehlt kein einziges Laster!"

Auch die Leiter der Kirche hatten vielfach gefehlt. Den zügellosen Haufen hatten sie weder durch Ermahnung noch Strafe zu bändigen und sein Leben zu erneuern vermocht, doch gegen andere Glieder der Gemeinde, die sich, um nicht gleichem Unheil zu verfallen, voll strengen Eifers absonderten, und auch in der Lehre abwichen, hatten sie sich in blindem Zorn erhoben, und sie selbst, die das Evangelium verkünden sollten, vergaßen des ersten Gebotes, wie Christus in die Welt gekommen sei, nicht durch das Schwert, sondern allein durch die Liebe zu siegen. Mit dem Schwerte des weltlichen Armes waren die Donatisten versprengt und schonungslos verfolgt worden. Die Kirche war herrschsüchtig, und das Volk durch Zügellosigkeit schwach und feig geworden; darum als der Feind hereinbrach, erlagen ihm beide.

In drei und zwanzig Jahren hatten die Vandalen Pannonien, Germanien, Gallien und Spanien im wilden Kriegssturme durchzogen, die Meerenge überschritten, und in Afrika zwei Provinzen, Byzacena und Numidien, erobert. Der gewaltigste Krieger war ihr König Geiserich, voll Klugheit und scharfen Blicks für alle Dinge des Volks, von tiefer Ueberlegung, wenigen Worten und blitzesschneller That, in seinem Zorn ein tosender Bergstrom, der alles vernichtete, was sich ihm widersetzte. In seiner zerstörenden Kraft schien er sich selbst das Werkzeug eines höheren Willens. Als er einst sein Kriegsfahrzeug bestieg, und der Steuermann ihn fragte, zu welchem Volke er den Lauf richten solle, antwortete er: „Zu dem, welchem Gott zürnt!" und gebot das Schiff von Wind und Wellen treiben zu lassen.

Auch dieses wilde und kriegerische Volk hatte seine besonderen Tugenden, die Salvian seinen Landesgenossen als Vorbild aufstellte. Noch war die Sitte einfach und unverdorben, die Ehe rein, die Blutsverwandschaft heilig, Zuchtlosigkeit verabscheuten sie und rotteten sie aus mit schweren Strafen. Auch die Vandalen kämpften unter dem Zeichen des Kreuzes, und als ein Unterpfand des Sieges wurden die biblischen Bücher ihren Schlachthaufen, einer Fahne gleich, vorangetragen. Wie alle germanisch gothischen Völ-

ker waren sie eifrige Anhänger des Arius, der auf der großen Versammlung zu Nicäa verurtheilt und aus der rechtgläubigen Kirche als Feind des Christenthums ausgeschlossen worden war, weil er lehrte, der eingeborene Sohn sei nicht gleiches Wesen mit dem Vater, sondern als das erste aller Geschöpfe, der Zeit und Erhabenheit nach, von ihm geschaffen und zum Schöpfer der Welt berufen, weil sonst die Dreieinigkeit statt eines Gottes drei aufstelle. Zuerst in dieser Gestalt war diesen Völkern die Lehre Christi gekommen. War es gleich nicht die ursprüngliche, so war sie ihnen doch faßlicher, denn auch ihre alten heidnischen Götter hatten sie als solche gedacht, die von der göttlichen Urkraft erschaffen und zu Weltschöpfern gemacht seien, darum schien ihnen auch der Heiland in seiner mehr menschlichen Gestalt näher zu treten. Seitdem war der schwere Kampf um die Lehre entbrannt zwischen den Rechtgläubigen, welche die Wesenseinheit des Vaters und des Sohnes bekannten, und ihre Kirche als die katholische, d. h. die allgemeine und allein rechtmäßige bezeichneten, und den Arianern. Seit Kaiser und Bischöfe diese statt der Belehrung mit weltlichen Strafen heimsuchten, begann Unduldsamkeit und Verfolgung zu herrschen, und in Christi Namen wütheten die Christen in tiefer Verblendung gegen einander, wie sie es vor nicht langer Zeit selbst noch erduldet hatten. Das war eine ärgere Sünde, als die Verfolgungen der Heiden, denn diese hatten nicht das Evangelium gehabt, sondern nur dem natürlichen Triebe nachgegeben.

Die Verfolger streuten zu ihrem eigenen Verderben die Saaten des Hasses aus; denn die germanischen Arianer erhoben sich zum Schutz der verfolgten Glaubensbrüder. Wie den Römern Arianer und Barbar, so wurden ihnen die Namen Römer und katholischer Christ gleichbedeutend, und mit der Feindschaft der Völker verband sich der schlimmere Haß der Kirchen. Mit zwiefacher Wuth wurden die Kriege geführt, und wenn die Kaiser zu Constantinopel die Arianer bedrückten, vergalten es die Germanen den katholischen Römern in gleicher Weise. So öffnete sich eine tiefe Kluft der Zerstörung, welche Länder und Völker verschlang.

Als Geiserich, der auch ein Arianer war, sah, die Römer der eroberten Provinzen seien an Zahl und Reichthum seinem Volke überlegen, nahm er ihnen Hab und Gut, und ihre Aecker vertheilte er, oder behielt sie selbst. Denn die Seinen sollten nicht über das Land zerstreut werden, sondern ungemischt bei einander wohnen,

damit alte Sitte und Glaube bewahrt würden. Die reichen Senatoren, die Bischöfe und Priester, trieb er aus ihrem Eigenthum, weil er ihren Einfluß am meisten fürchtete.

Manche wurden erschlagen, andere nackt und bloß in die Wüste zu den räuberischen Mauren hinausgestoßen, oder auf gebrechlichen Fahrzeugen dem stürmenden Meere Preis gegeben, noch andere zu Knechten gemacht. Vornehme Römer und Bischöfe, die einst geherrscht und gelehrt hatten, mußten auf den Aeckern der Vandalen unter der Geißel des Wächters schmachvolle Arbeit verrichten.

Obgleich Geiserich im Zorn zu drohen pflegte, die Römer mit Stumpf und Stiel auszurotten, vermochte er es dennoch nicht; noch bedurfte er alles bestellbaren Bodens, darum blieben ihrer immer sehr viele übrig, nicht allein in den entlegeneren Gegenden und Städten, sondern auch in öffentlichen Aemtern und Kirchen, ja am Hofe unter seinen eigenen Dienern. Da sie den Vandalen an Kenntniß, Bildung und Gewandheit überlegen waren, und aller Dinge, die zu Staat und Verwaltung gehören, allein mächtig, so konnte er ihrer nicht entbehren. Gerade darum mißtraute er ihnen und fürchtete, sie könnten auf Verrath und Abfall sinnen und mit dem Kaiser in Constantinopel in geheimem Einverständnisse stehen. Mit drückenden Steuern waren sie belastet, wurden streng bewacht, und bei geringfügigen Veranlassungen hart bestraft. Am meisten waren die Bischöfe seinem Zorn ausgesetzt, weil sie die eigentlichen Führer und Rathgeber des unterworfenen Volks waren. Noch zählte man in Afrika gegen fünfhundert, die durch Amt und Leben eng verbunden, Dienst und Versammlungen ihrer Kirche wieder begonnen hatten, sobald es irgend möglich war. Die arianischen Priester, die diesen Einfluß nicht weniger fürchteten, stachelten den König auf, manche katholische Kirche zu schließen, ihre Güter zu nehmen und sie ihnen zu überweisen. Da Geiserich auf's Neue Verrath fürchtete, beschloß er alle katholischen Römer aus seiner Nähe zu entfernen, und von jedem, der fortan ein Amt im Staate bekleiden, oder im Dienste des Hofes geduldet sein wollte, forderte er die Annahme der arianischen Lehre als Zeichen wahrer Treue und Lossagung vom Kaiser in Constantinopel und dem Bischofe in Rom.

Um diese Zeit waren unter den Hofbeamten mehrere edle Römer spanischer Abkunft, unter denen sich einer Namens Arcadius besonders auszeichnete. Er war vornehmen Geschlechtes,

hatte Weib und Kind, war Herr reicher Güter, und nicht allein unter den Seinen, sondern auch bei den Vandalen und dem Könige selbst hoch angesehen. Mit Klugheit hatte er sich in die böse Zeit zu schicken gesucht, um seiner Familie und Genossen willen sich der neuen Herrschaft angeschlossen, weil er durch Nachgiebigkeit mehr zu retten hoffte, als durch erfolglosen Widerstand. Manchen Rath hatte er gegeben, seinem Amte eifrig vorgestanden und Weisheit und Geschicklichkeit im Handeln bewiesen, so daß Geiserich selbst ihn für einen treuen Diener hielt. Dadurch hatte er bisher nicht allein seine Stellung, sondern auch die Freiheit des katholischen Bekenntnisses zu erhalten vermocht.

Jetzt meinte der König auch seiner um so sicherer zu sein, wenn er die arianische Lehre annehme. Er forderte ihn vor sich und befragte ihn, ob er das nicänische Glaubensbekenntniß, oder die königliche Gunst, Amt und Güter aufgeben wolle. Lange war es dem Arcadius gelungen, dieser tödtlichen Wahl zwischen irdischem Glücke auf einer, und Gewissen und Seligkeit auf der anderen Seite auszuweichen; nun aber, da die Versuchung unabweisbar an ihn herantrat, antwortete er freimüthig: „Das sei ferne von mir!“ Der König zürnte um so heftiger, je mehr er auf seine Zustimmung gerechnet hatte, und da keine Drohung ihn schreckte, entsetzte er ihn des Amtes, zog seine Güter ein, und sandte ihn in die Verbannung. Da jener seine Seele in Gott gefaßt hatte, und von neuen Bedrückungen unerschüttert, entschlossen war, den Glaubenskampf zu bestehen, sprach ihm Geiserich endlich das Todesurtheil. Die Freunde des Arcadius sahen voll Furcht und Bestürzung in seinem Schicksal ein drohendes Vorzeichen des eigenen, doch zu seinem Beistande hatten sie nichts als Thränen, Klagen und das Gebet, Gott möge ihm Kraft und ausharrenden Muth verleihen.

Als er voll der Gewißheit seines Todes in die Verbannung geführt wurde, schrieb ihm der Bischof Antoninus von Cirta einen Brief der Stärkung und Weihe. „Ziehe hin Du getreue Seele, so begann er, ziehe hin Du Bekenner der göttlichen Wesenseinheit, und freue Dich, daß Du gleich den Aposteln um Christi willen Schmach zu leiden würdig befunden bist. Ich bitte Dich, halte fest, was Du hast, damit nicht ein anderer Deine Krone empfange. Wie viel Zeit ist es, da Du kämpfst, und wie viel Zeit wird es sein, da Du lebst in Ewigkeit? Bedenke, fährt er fort, Gott ist es, der Dich geschaffen hat, er hat Dir Athem und Seele gegeben,

er hat Dich geschmückt mit Vernunft und Weisheit, er hat Himmel und Erde gemacht und alles, was darinnen ist. Er will Dich durch den Tod für den Glauben aufnehmen, um Dir die Fülle seiner Herrlichkeit zu offenbaren. Die Welt wird zu Grunde gehen, Sonne, Mond und Sterne werden vergehen, aber Deine Seele lebt ewig oder stirbt ewig. Du aber, so ruft er ihm zu, streite für die Wahrheit bis zum Tode, und es wird nicht allein Dir, sondern vielen zum Heil gereichen, denn Gott wird nicht nur Deine sondern auch andere Seelen von Dir fordern. Du bist der Bannerträger Christi, Du schreitest einher als der Erste in der Schlachtreihe; fällst Du, bist Du verantwortlich auch für den Tod der Anderen. Das fürchte! Doch siegst Du, hast Du für das Heil Vieler gestritten, und empfängst eine vielfache Krone!"

Solche Worte richtete der Bischof Antoninus an seinen Freund, als dieser den letzten schweren Gang antrat. Arcadius starb am 12. November des Jahres 437, und die Nachwelt hat ihn den Erstling der christlichen Glaubenszeugen genannt, die durch Christen gestorben sind. R. Köpke in Berlin †.

---

143. Eugenius, Bischof von Carthago.

13. Juli.

Acht und dreißig Jahre, nachdem Geiserich die Küste Africa's zuerst betreten und von den Syrten bis jenseits der westlichen Meerenge unterworfen hatte, war er im Jahre 477 gestorben. Ueber das ganze mittelländische Meer hatte er die Schrecken des vandalischen Namens verbreitet, die Inseln Spaniens und Italiens erobert, die Welthauptstadt Rom geplündert, Constantinopel hatte vor seinen Raubflotten gezittert. Von seiner Herrschaft im eigenen Reiche sagten die katholischen Römer, man wisse nicht, ob er mehr mit den Menschen oder mit Gott Krieg geführt habe. Dennoch, als er endlich mit dem Kaiser Frieden geschlossen und das Alter seinen wilden Sinn gemäßigt hatte, war er auch gegen jene milder geworden, die Kirchen wurden wieder eröffnet, und die Gemeinden hofften, wenn auch nur mit Zagen, in Ruhe leben zu können.

Als ihm sein Sohn Hunerich in der Herrschaft folgte, meinten alle leichter aufathmen zu können, weil eine schwere Last von ihren Herzen genommen sei; dennoch war es eine eitle Hoffnung, erst

jetzt sollte die volle Schale des Zornes über diese Gemeinden ausgegossen werden. Bald zeigte sich, weder an Kraft noch Klugheit war er seinem Vater vergleichbar, doch an wilder Grausamkeit übertraf er ihn. Da das Reich die weitesten Grenzen gewonnen hatte, und er zu ahnen begann, es sei ein Koloß auf thönernen Füßen, so trieben ihn Argwohn und Furcht vor Verrath und Abfall zu Thaten entsetzensvoller Wuth, die weder Vandalen noch Römer schonte. Das kriegerische Volk selbst hatte in seiner langen Siegestrunkenheit unter dem glühenden africanischen Himmel von seinen natürlichen Tugenden viel eingebüßt. Durch die Bekanntschaft mit dem Wohlleben der Provinzialen hatten sie an Kraft verloren, und statt der römischen Bildung römische Lüste erworben, so daß sie es den alten Einwohnern an Sittenlosigkeit fast zuvorthaten. Denn, wie in dem stärksten Körper die gefährliche Krankheit oft am ärgsten hervorbricht, so wurde ihre rohe Natur von dem tödtlichen Gifte einer in Lastern verwesenden Ueberkultur ergriffen.

Zuerst begann Hunerich gegen sein eigenes Fleisch und Blut zu wüthen. Geiserich hatte ein Gesetz errichtet, nach dem nicht dem ältesten Sohne des jedesmaligen Königs, sondern dem Aeltesten des gesammten Geschlechts die Erbfolge im Reiche zustehen sollte. Weil jener nun dessen ungeachtet seinem jungen Sohne Hilderich die Herrschaft sichern wollte, verfolgte er seine Brüder und deren Söhne, um sie aus dem Wege zu räumen. Einen verbannte er, dessen Frau und ältesten Sohn ließ er hinrichten, einen anderen Bruder und Neffen beschimpfte er in aller Weise, vornehme Vandalen verloren das Leben, weil sie es mit ihnen gehalten, und einer ihrer Bischöfe wurde verbrannt. Wenn das den Arianern geschehen konnte, was hatten die Römer zu hoffen? Dennoch bändigte er sich Anfangs, so lange die Arianer in Constantinopel glimpflich behandelt wurden; ja als der Kaiser Zeno ihn um die Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles von Carthago ersuchte, der seit vier und zwanzig Jahren ohne Vertreter geblieben war, weil der alte König die Macht desselben stets am meisten gefürchtet hatte, bewilligte er die Bitte. Doch eine Bedingung stellte er, daß den Arianern im Kaiserreiche die Verkündigung ihrer Lehre in jeglicher Sprache frei stehen sollte, geschehe das nicht, würde er die Bischöfe in die Wüste hinaus treiben. Obgleich das eine billige Forderung gegenseitiger Duldung war, hielten die Führer der ka-



tholischen Gemeinde sie doch für gefährlich, in ihrem Hasse gönnten sie den ketzerischen Arianern den Frieden nicht, den sie für sich wünschten, und wollten in ihrer Verblendung lieber selbst Verfolgung erdulden, als jene frei sehen. Darum lehnten sie ab, einen Bischof zu wählen: doch die Gemeinde, die ihres obersten Hirten so lange beraubt gewesen, forderte es mit lauter Stimme.

Darauf wurde im Jahre 481 Eugenius gewählt, ein Mann aus angesehenem und reichem Geschlechte, voll des Glaubens und der Erkenntniß und durchdrungen vom Geiste göttlicher Gnade und Kraft, dessen es hier vor Allem bedurfte. Denn auf eine steile und schlüpfrige Höhe ward er gestellt, wo ein Fehltritt ihn und seine Gemeinde zu Falle bringen konnte. Bald machten ihn Milde und Wohlthätigkeit und seine stets gewährte Hülfe berühmt, und weil die einst reiche Kirche arm geworden, behielt er von dem eigenen Vermögen nur das Nothdürftigste und opferte der Gemeinde Alles. Da nun die Römer um seiner Worte und Thaten willen von allen Seiten herbeiströmten, und Carthagos Ansehen wiederum wuchs, wurden die arianischen Priester neiderfüllt, und fingen an den Abfall der Vandalen zu fürchten. Da es längst verboten war, katholischen Gottesdienst auf vandalischen Grundstücken zu halten, verklagten sie ihn beim Könige, daß er in unerlaubter Weise predige und das arianische Volk in seine Kirche locke. Darauf befahl ihm Hunerich, er solle nicht den Vandalen die katholische Lehre predigen. „Das Haus des Herrn, antwortete Eugenius, steht allen offen; wer es betreten will, kann nicht fern gehalten werden!" Der König aber stellte Wächter mit dem eisenbeschlagenen Kolben, der Lieblingswaffe des Volkes, an den Kirchthüren auf, die schlugen jeden in vandalischer Kleidung, der hereintreten wollte, ohne Erbarmen zu Boden. Dann wurde verboten, mancher Könige und Fürsten des alten Testaments, die Volksbedrücker gewesen waren, in der Predigt zu erwähnen, wie Pharaos, Nabuchodonosors und Holofernes, weil es geschah, daß Hunerich und sein Regiment mit solchen Namen bezeichnet wurde.

Als das keinen Erfolg hatte, und er zugleich mißtrauischer gegen den Kaiser ward, schwoll der Strom seines wilden Zornes immer höher. Im Jahre 483 befahl er, wiederum sollten nur Arianer in Palast und Staat ein Amt haben, und da viele Römer um des Glaubens willen auf das ihre verzichteten, wurden sie nach den mittelländischen Inseln verbannt. Endlich beschloß er sich aller

auf einmal zu entledigen; Arianer sollten sie werden, oder Gut und Blut verlieren. Wie er einst gedroht hatte, ließ er ihrer 4976, Priester und Laien, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Gesunde und Kranke zu den wilden maurischen Stämmen an einem Tage in die Wüste hinausstoßen. Durch Sonnengluth und heißen Wüstensand, durch Geröll und Felsgestein wurden sie schonungsloser als eine Viehheerde getrieben, an Stricken fortgezogen und Nachts in enge Höhlen zusammengedrängt, wo sie im scheußlichen Qualm des eigenen Schmutzes lagen. Wer weder auf dem Wege zerschmettert noch im Nachtlager erstickt war, wurde als Knecht den Mauren zur härtesten Arbeit und Mißhandlung übergeben. Dann erging ein Edikt, welches am Himmelfahrtstage von allen Kanzeln, und auch von Eugenius, verlesen werden mußte, die volksverführerischen Bischöfe der Homousianer — so wurden die Bekenner der Wesenseinheit hier genannt, — welche allein die wahre Lehre des Heils zu haben behaupteten, sollten um dem Aergerniß ein Ende zu machen, am 1. Februar des folgenden Jahres in einem Religionsgespräch mit den arianischen Bischöfen sich zu Carthago ihres Glaubens verantworten.

Weil es allen klar ward, nicht Versöhnung suche der König, sondern Veranlassung gegen die römischen Gemeinden den tödtlichen Streich zu führen, so überreichte ihm Eugenius, nachdem er sich mit den Seinen berathen, eine Schrift, worin er ein solches Gespräch nicht als die Sache der Africaner allein, sondern aller Bekenner der allgemeinen Kirche darstellte, darum sollten dazu auch die Bischöfe aus dem Reiche und jenseits des Meeres eingeladen werden. Er hoffte, diese würden freier und nachdrücklicher reden, als die heimischen. „Mache mir den gesammten Erdkreis unterthänig, erwiederte Hunerich spottend, und ich thue, was du verlangst!“ Denn er fürchtete auch ohne die jenseitigen Bischöfe die Ueberzahl der Katholischen. So rüsteten sich diese zum ungleichen Kampfe. Eugenius aber schied voll schwerer Ahnungen von seiner Gemeinde, und hinterließ ihr ein Trostschreiben, worin er sie ermahnte, nicht die zu fürchten, welche den Körper tödten können, sondern den, welcher Macht hat, Leib und Seele zu verderben. Also kamen zum 1. Februar 484 die Bischöfe aller Provinzen, im Ganzen 475 in Carthago zusammen.

Um sie sogleich in Schrecken zu setzen, ließ der König den Bischof von Nepta, der ihm vor anderen zuwider war, gefangen

nehmen und verbrennen. Als die Verhandlung begann, wählten sie, um weitere Gewaltthaten und den Vorwurf abzuschneiden, die Gegner durch ihre Mehrzahl erdrückt zu haben, zehn Sprecher, die ihre Sache ordnungsmäßig führen sollten, darunter Eugenius. Den Vorsitz hatte der arianische Patriarch Cyrola, der von Leibwächtern umgeben auf einem Throne saß. Dagegen erhoben jene Einspruch, weil er in eigener Sache nicht Richter sein könne, auch gebühre ihm der Titel eines Patriarchen nicht. Mit lautem Beifall fielen die anwesenden katholischen Laien ein, und als die Beamten des Königs sie mit schwerer Leibesstrafe bedrohten, rief Eugenius aus: „Gott siehe die Gewalt, welche wir dulden, und sei eingedenk der Trübsal und Verfolgung die wir erleiden!“ Er hatte eine Bekenntnißschrift abgefaßt, worin er die Wesenseinheit des Vaters und des Sohnes darlegte, diese ward nun verlesen, und schloß mit der Betheuerung darauf allein ihren Glauben und Hoffnung zu setzen bis an's Ende. Doch hatte es keinen Erfolg, vielmehr berichteten die Arianer dem Könige, die Römer hätten das Gespräch durch böswilligen Lärm vereitelt.

Das war das Zeichen der allgemeinen Verfolgung. Am 25. Februar erließ Hunerich ein neues Strafedikt; zur Züchtigung der Katholischen sollten alle Kirchen so lange geschlossen werden, bis sie zur Verhandlung bereit sein würden. Zugleich aber zeigte sich, wie sehr die Kaiser den eigenen Glaubensgenossen Schaden gethan hatten, als sie die Arianer verfolgten. Denn Hunerich schrieb in seinem Erlaß: „Es ist die Aufgabe königlicher Gerechtigkeit, böse Anschläge auf die Häupter der Urheber zurück zu wenden;“ und befahl die Katholiken genau nach den Bestimmungen der kaiserlichen Gesetze gegen die Arianer zu behandeln. Keine Versammlung irgend einer Art sollten sie halten, ihre Kirchen und deren Vermögen wird eingezogen, ihre Priester dürfen nicht taufen noch irgend eine Amtshandlung vornehmen, sie werden ausgeschlossen von den Städten, verlieren alle Aemter, sollen nicht schenken noch erben, nach ihrem Stande werden sie mit schweren Geldbußen belegt, wer sie herbergt, unterliegt denselben ebenfalls, Rückfällige werden mit Leibesstrafe und Verbannung bedroht. Das alles hatten die Kaiser den Arianern gethan; um ihrer Sünden willen wurden nun in furchtbarer Vergeltung die Schuldlosen heimgesucht.

An einem Tage wurden alle Kirchen im ganzen Reiche geschlossen, die zu Carthago versammelten Bischöfe vor die Thore

der Stadt getrieben, und wer sie aufnähme, sollte des Todes sein. Der König selbst kam mit kriegerischem Gefolge, um zu sehen, wie die Befehle vollzogen würden. Laut jammernd riefen die Bischöfe sein Mitleid an, doch er gebot seinen Begleitern sie nieder zu reiten, und viele Alte und Schwache erlagen unter den Hufen der Pferde. Darauf ließ er den andern Gnade ankündigen, wenn sie seinen Sohn Hilderich gegen Geiserichs Gesetz durch einen Eid als König im Voraus anerkennen und keinen Brief über's Meer in das römische Reich senden würden. Das that er nur um sie desto sicherer zu verderben. Einige schwuren, um sich und ihre Gemeinden zu retten, die andern weigerten den Eid, weil geschrieben stehe: „Du sollst nicht schwören!" Darauf wurden jene, weil sie das biblische Gebot übertreten, zur Ackerbestellung in ferne Gegenden geschickt, diese aber als Feinde des Königs härter bestraft und nach Corsica geführt, um als Knechte für die Schiffe Bauholz zu fällen und zu flößen. So wurden alle Bischöfe, die noch am Leben waren, weit über Land und Meer verstreut. Eugenius wurde dem heftigsten Feinde der Katholiken, dem Bischof Antonius, der fern am Rande der Wüste in der Provinz Tripolis hauste, zur Bewachung übergeben. Da lag der Greis unter Hohn und Mißhandlung seines Drängers Tage und Nächte auf dem Boden, und netzte ihn mit heißen Thränen, bis er schwer erkrankte. Jener in der Hoffnung, ihn sterben zu sehen, entzog ihm jegliche Hülfe; aber des Feindes Bosheit ward zu Schanden, Eugenius genas dennoch.

Viel schlimmer erging es den meisten andern. Die Schergen und Henkersknechte verbreiteten sich über das Land, die Priester an der Spitze, um die Katholischen mit Gewalt zu bekehren. Mitten in der Nacht brachen sie ein, und da sie in den Wahn verfallen waren, die erste Taufe sei ungültig, eine neue arianische müsse vollzogen werden, so begannen sie die Menschen zwangsweise zu taufen, in Fesseln und Banden, im Schlafe, und trieben dadurch die Seelen vieler zur Verzweiflung. Dieser blinden Wuth war es gleichgültig, ob Jemand sich dem Edikte gefügt hatte oder nicht, es gab kein Erbarmen, alle Foltern und Qualen, die der Mensch dem Menschen anthun kann, mit Feuer und Wasser, mit Strick und Eisen, wurden mit teuflischer Erfindungskraft ausgeführt, und Dinge geschahen, die aller göttlichen Ordnung und dem menschlichen Gefühle Hohn sprachen, welche die Erzählung zu wiederholen schaudert. Da erscholl lauter Wehruf durch das Land,

Gottes Gnade schien von ihm genommen, und das ganze Geschlecht dem Tode verfallen.

Endlich durchbrach ein Gnadenstrahl den schwarzen Zorneshimmel; im December 484 starb der Tyrann, der in seiner achtjährigen Regierung gezeigt, wie Wahn und Leidenschaft den Menschen, der nach Gottes Ebenbild geschaffen ist, zum blutgierigen Raubthier machen können. Von allem was Hunerich gewollt, hatte er nichts erreicht, weder die katholischen Römer bekehrt, noch folgte ihm sein Sohn, sondern sein ebenfalls unterdrückter Neffe Gunthamund. Schon darum war dieser milder gegen die Römer, er erkannte, wie thöricht es sei durch Verzweifelung ihren Abfall und dann den Angriff des Kaisers herbeizuführen. Den Eugenius rief er aus der Verbannung zurück, und allmählig gab er der Gemeinde von Carthago wieder, was ihr genommen worden. Da er auf den Rath des Eugenius hörte und überhaupt billigern Sinnes war, erleichterte er das Loos der Römer, und endlich im Jahre 494 durften ihre Bischöfe heimkehren und alle Kirchen wurden dem Gottesdienste geöffnet.

Allein schon 496 starb der mildere Herrscher und mit seinem Bruder Thrasamund begannen Prüfungen anderer Art. Da auch er einsah, es sei unmöglich, den Glauben des Menschen durch Verfolgung und Zwang zu vernichten, dachte er es mit Schmeichelei und Hoffnung zu versuchen. Wer sich als Arianer bekannte, wurde mit Aemtern, Ehren und reichem Einkommen belohnt, Verbrechern unter dieser Bedingung die Strafe erlassen, der König selbst, weil er klug und belesen war, ließ sich mit den Bischöfen in gelehrten Streit ein, und suchte sie zu verwirren und zu beschämen. Vor allen war ihm Eugenius ein Dorn im Auge, und da dieser den Versuchungen widerstand, und ihm als Schützer seines Volkes überall entgegentrat, beschloß er ihn zum Warnungszeichen zu machen, und verurtheilte ihn zum Tode. Da nun jener zum Märtyrerthum bereit war, und auf der Richtstätte der Henker bereits das Schwert über seinem Haupte gezückt hatte, besann sich Thrasamund eines anderen und ließ ihn befragen, ob er fest entschlossen sei, für seinen Glauben zu sterben. Eugenius antwortete: „Für die Gerechtigkeit zu sterben, ist ewiges Leben!" Da befahl der König: „Er soll nicht sterben, damit die Seinen ihn nicht als Märtyrer verehren!" So wollte er auch ihn zu Schanden machen, und schickte ihn 497 in die Verbannung nach Albi im südlichen

Gallien, das unter den arianischen Westgothen stand, weil er hoffte, dort werde er in neuem Ungemach untergehen. Aber Gott machte gut, was er übel ersonnen hatte; denn hier war die gothische Herrschaft milder, und Eugenius in der Mitte seiner Glaubensgenossen. Nach harten Kämpfen und Prüfungen bis auf's Blut lebte er darauf in heiliger Ruhe noch acht Jahr, und nach allen Stürmen war ihm ein friedliches Ende beschieden. Wohl durfte auch er sagen: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft und Glauben gehalten." Oft besuchte er die Grabstätte eines alten Märtyrers Amarandus, und als er sich einst dort nach seiner Gewohnheit niedergelassen und die Hände erhoben hatte, hauchte er seine Seele im stillen Gebete aus. Das geschah am 13. Juli 505.

Im Reiche der Vandalen tobte der wilde Kampf fort, bis nach fast dreißig Jahren der Kaiser Justinian seinen Feldherrn Belisar sandte, der die Städte einnahm, das Volk zerstreute und den letzten König gefangen nach Constantinopel führte. Wieder anderthalb Jahrhundert später eroberten die Anhänger Mahommeds die Nordküste Africas und schlugen alle Christen. Das Land, wo einst so viele und große Kirchen gewesen waren, ging um ihres Streites und ihrer Unduldsamkeit willen der Lehre des Heils verloren, bis auf den heutigen Tag. R. Köpke in Berlin †.

Zweiter Abschnitt. Bis in die zweite Hälfte des achten Jahrhunderts.

I. Das Christenthum im Morgenlande.

Arabien. Palästina; 6. und 8. Jahrhundert.

144. Arethas, Ethnarch von Negran.

24. October.

Das Wort des Herrn, daß er gekommen sei, das Schwert zu bringen, und nicht den Frieden, hat sich nirgend mehr im wörtlichen und eigentlichen Sinne bewährt, als in dem Nachbarlande der Juden, in Arabien, wo auch einst manch' leuchtender Sitz christlichen Glaubens blühte, bald aber die Waffen in der Hand Muhamed und seine Nachfolger Alles niederwarfen, und nur selten seitdem christlichen Europäern der Zugang möglich wurde. Schon Paulus und vielleicht Bartholomäus hatten dort gewirkt, Pantänus und Origenes das Werk fortgesetzt, Theophilus aus Diu unter Kaiser Constantius mit großem Erfolg Bekehrung, Kirchenbau und Einführung des christlichen Cultus herbeigeführt. Aber indem auch in jenen Gegenden das Senfkorn aufging, und sich zu einem stattlichen Baume zu entfalten begann, trat dort mit großer Energie dasselbe Volk dem Christenthum entgegen und bedrohte seine Wurzeln, welches für seine vornehmste Aufgabe in der Welt ansah, den Justizmord, den es an Jesu begangen, sich selbst zu ewigem Verderben fortzusetzen, und, wo es zur Macht gelangte, gleichsam immer von neuem zu vollbringen. Es geschah namentlich in der frühern Zeit des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, daß im südlichen Arabien zwischen Juden und Christen ein Krieg entstand, in dem sich durch die Schuld eines Fürsten der ganze Ingrimm eines fanatischen Judenthums entlud und die völlige Ausrottung des Christenthums durch Feuer und Schwert unternommen wurde. Inmitten dieser Kämpfer tritt die ehrwürdige Gestalt des Arethas auf und zeugt auch für jene Landstriche, welche einfache, sittliche Größe in der Zeit der Gefahr die Treue und Weisheit des Christen überall zur Anschauung bringt. Arethas reiht sich den reinsten und schönsten Erinnerungen der orientalischen Kirche an.

Wo am Ausgang des arabischen Meeres die Straße Bab el Mandeb Afrika und Asien, Abessynien und Jemen von einander scheidet, war in jenem Zeitalter ein Mittelpunkt lebendigen Verkehrs, der auch nach Osten hin Indien berührte, das überall auftretende Christenthum mannichfach begünstigte, und die Gemeinden verschiedener, weit entlegener Länder einander näher führte. Als daher in dem glücklichen Arabien, wohin sich schon seit Nebucadnezars Zeiten viele aus Jerusalem fliehende Juden zurückgezogen hatten, unter den Himyariten (Homeriten) um das Jahr 522 ein jüdischer König Dhu-Nevas (Dunaan) mit der bestimmten Absicht sich erhob, für frühere Unbill, welche nach seiner Ansicht den Juden im Römischen Reiche angethan worden war, in seinem nächsten Kreise eine späte Rache zu nehmen, noch mehr wohl seine Herrschaft auszubreiten und auf die Einheit des religiösen Bekenntnisses zu gründen: war es natürlich, daß der gleichzeitige Christliche König Elasbaan aus seiner Residenz Axum mit seinen siegreichen Truppen seinen Glaubensgenossen zu Hülfe eilte und dem Christenhasse des jüdischen Fanatikers die blühende Provinz nicht überließ. Die Unternehmung gelang vollständig; Dhu-Nevas ward geschlagen und in die Gebirge getrieben, Elasbaan ließ, als er in sein Reich zurückkehrte, einen Feldherrn und ein Heer zurück, um den Frieden aufrecht zu erhalten und den Christen die Ruhe und das Land zu sichern.

Die Freude der geretteten Christen dauerte aber nicht lange: schon im nächsten Winter, in der Zeit, in der es nicht möglich ist, von Abessynien mit Truppen nach Jemen hinüberzusegeln, brach Dhu-Nevas im Vertrauen darauf aus dem Gebirge hervor, schlug den Aethiopischen Feldherrn und verfolgte von neuem den Plan, die Christenstädte zu bekämpfen und ihre Bewohner zur Annahme des Judenthums zu zwingen.

Einer der wichtigsten Bezirke des glücklichen Arabiens war Nedjeran (Negran), welcher zwischen der Hauptstadt Jemens Sanaa und der Hauptstadt von Hedjas Mekka in der Mitte lag; die gleichnamige Hauptstadt war sieben Tagereisen von Mekka entfernt. Ursprünglich heidnisch — sie hatte seit alten Zeiten einen heiligen, alten Palmbaum vor der Stadt verehrt — war sie schon lange vorher durch einen Syrer Namens Kaimun für das Christenthum gewonnen worden, und hielt mit inniger Hingebung an ihrem Glauben fest. Die durch Mauern wohl gesicherte, an Einwohner-

zahl reiche und blühende Stadt lockte den jüdischen König: ihr Bischof Paulus war ihm besonders verhaßt gewesen: er wußte nicht, daß er schon zwei Jahre zuvor gestorben war; nach einigen andern Eroberungen eilte er dorthin, um die Stadt in seine Gewalt zu bringen.

An der Spitze derselben stand damals als Ethnarch Arethas, der Sohn Kanephs, ein edler Greis, der bereits das fünf und neunzigste Jahr seines Lebens überschritten hatte, sich einer großen Familie erfreute, die sich schon bis zum vierten Gliede ausdehnte, und früher mit dem besten Erfolg an den Kriegen Antheil genommen hatte. Dhu-Nevas Waffen waren hier nicht glücklich: die Belagerung, zu welcher er schritt, nachdem die Stadt seinen Drohungen gegenüber muthig geblieben war und mit fester Zuversicht auf Christus Beistand sich in den Kampf einzulassen entschlossen hatte, hatte kein Resultat. Nur die Bewohner der umliegenden Dörfer und der Vorstädte wurden grausam theils getödtet, theils als Sclaven verkauft.

Da griff Dhu-Nevas zur List. Seine Boten verkündeten der Stadt seinen Schwur bei dem Gott des Gesetzes: er wolle Niemand ein Leid zufügen, Niemand zwingen, den heiligen Gottesdienst zu lästern, nur der Stadt den schuldigen Tribut abfordern. Arethas allein widerstrebte und rieth seinem Volke, dem blutdürstigen, haßerfüllten König die Thore nicht zu öffnen, vielmehr die Stadt zu verlassen und für das Volk Christi zu kämpfen, weil er mit Bestimmtheit erwartete, daß er wie einst Gideon mit Gottes Hülfe den Feind überwinden und schlagen werde. Die Einwohner aber zogen es vor, der heiligen Schrift gemäß, welche gebiete Gott zu ehren und der Obrigkeit zu gehorchen, den Wunsch des feindlichen Königs zu erfüllen, nachdem sie ihm vorgehalten hatten, daß wenn er sein Wort brechen wollte, die Strafe auf sein Haupt kommen werde: sie würden ihm dagegen zeigen, daß Christus ihr Leben und Sterben ihr Gewinn sei.

Der König der Himyariten verbarg seinen Eidbruch nicht einen Augenblick: ehrfurchtsvoll kam ihm vor dem Thor das Volk, Arethas an der Spitze, entgegen: er befahl die sofortige Plünderung der Stadt, ließ den Bischof Paulus rufen und, da er von seinem Tode hörte, die Gebeine desselben aus dem Grabe nehmen, verbrennen und den Staub in alle Winde zerstreuen. Dann wendete sich seine Wuth gegen alle Theilnehmer und Theilnehmerinnen am

geistlichen Amt, 427 an der Zahl, und ließ auch sie zum Schrecken für die übrigen sofort verbrennen. Demnächst wurden die Häupter der Stadt eingezogen und durch einen Herold in der Sprache der Himyariten allen Einwohnern der Wille des Königs bekannt gemacht, Christus zu verläugnen und Juden zu werden, wenn sie sich das Leben erhalten wollten. Obgleich er dann aber auch selbst das Wort ergriff und die Einzelnen zu überreden versuchte: er verlange nichts, als daß sie nur wie etwa die Nestorianer, Jesus nicht für Gott, sondern für einen menschlichen Propheten hielten, und wolle sie nur zu demselben Glauben zurückführen, den Abraham und die Patriarchen festgehalten hätten; gelang es ihm nicht, irgend Jemand zum Abfall vom Glauben zu verleiten: einige nur verbargen sich in Höhlen, flohen in's Gebirg, oder suchten sich sonst auf irgend eine Weise ihm zu entziehen: bei weitem die Mehrzahl aber ging mit Begeisterung in den Tod und unterzog sich freudig den ausgesuchten Martern, durch welche er die Todesstrafe zu verstärken suchte. Viele Tausende büßten ihre Treue mit dem Leben. Auch Knaben und Mädchen, die er gern retten und zum Judenthum erziehen lassen wollte, schlossen sich zum Theil mit kindlicher Naivetät dem Geschicke der Väter und Mütter in rührender Weise an.

Da der König durch eingehende Gespräche vielen Einzelnen Gelegenheit gab, bei seinen Verhandlungen mit ihnen ein schönes Bekenntniß abzulegen, und die Aeußerungen uns zum Theil ausführlich und nicht in unwahrscheinlicher Form überliefert sind, so gewinnen wir einen Blick in die Verhältnisse und lernen auch Arethas näher kennen. Mit 340 Gefangenen ward er vor den König geführt und so angeredet: Du, Arethas, verruchtester und ältester der bösen Tage, warum hast Du nicht deinem Vater nachgeahmt, der über die Stadt und die ganze Umgegend herrschte und bei meinen Vorfahren geehrt war, weil er sich in Allem wohlgesinnt erwies, sondern wolltest nun Herr und König von Nedjeran und der Umgegend sein, indem Du Hoffnung und Vertrauen auf einen Goeten setztest, der gestorben ist und sich selbst zu Gott gemacht hat, und hofftest deßungeachtet meinen Händen zu entgehen. So schone nun Dein Alter, und weil Du ein hohes Ehrenamt bekleidest, so rette Dein Leben und das der mit Dir in meiner Gewalt befindlichen Mitgefangenen und verläugne den, der Christus genannt wird; wo nicht, so mußt Du eines schlimmen Todes sterben, wie die Frauen und die Andern zuvor. Denn nicht vermochte es der

Sohn Marias und Josephs, diejenigen zu retten, die von mir getödtet worden sind, eben so wenig in der Hauptstadt, wie im ganzen Lande der Himyariten, oder sie wieder lebendig zu machen.

In Wahrheit, antwortete Arethas, bin ich in vielem Schmerz wegen der Christen, welche in dieser Stadt wohnen: denn ich habe ihnen gesagt, daß sie die Thore der Stadt nicht öffnen sollten, und sie folgten mir nicht. Und wiederum gab ich ihnen einen andern Rath, hinauszugehen wider Dich und für das Volk Christi zu streiten: und auch dies haben sie nicht angenommen. Ich nämlich wagte es im Vertrauen auf meinen Herrn Christus, daß ich über dich siegen und dich schlagen würde sammt deinen Myriaden, wie Gideon mit seinen Dreihunderten, durch Gottes Wort. Doch Gottes Wille geschehe: denn um unserer Sünden willen, das weiß ich, ist uns widerfahren, daß wir in deine Hände übergeben worden sind. Denn niemals ist Wahrheit durch deinen Mund gegangen.

Da ergriff ein hoher Beamter das Wort: Lehren euch so die Schriften der Christen ihre Herren verhöhnen? weißt Du nicht, daß die Könige der Hebräer Gesalbte des Herrn sind? Arethas aber antwortete: „Hast Du Acht gehabt auf die Schrift, wo sie vom Propheten Elias redet? Denn als ihm Ahab, der König von Israel gesagt hatte: Habe ich dich gefunden, der Israel verwirrt, antwortete der Prophet: nicht ich verwirre Israel, sondern Du und Deines Vaters Haus. Danach sündigt nicht, wer einen König tadelt, der sich gegen das Gesetz vergeht. Denn er schämte sich nicht, uns zur Verläugnung des Herrn (des Wortes Gottes) aufzufordern, durch den Alles gemacht ist, was im Himmel und auf Erden ist, der, als er erkannte, wie das eigne Geschöpf von der alten Schlange, dem Satan, verführt ward, dies nicht übersah, sondern, nachdem er die Gebote des Gesetzes zur Erziehung der Menschen gegeben, zur Ermahnung Aller und zur Abwehr der Uebel, und nachdem er Israel, das sich in der unglücklichsten Lage befand, weiter erzogen hatte, sich von neuem erbarmte und es aus Babylonien zurückrief. Als aber gänzlich zu Grunde gegangen war das Bild des Schöpfers durch Verachtung des Gebotes Gottes, kam das Wort selbst, nach dem Willen des Vaters, und machte sich die Gefallenen zu eigen und ließ die Sünde an seinem eigenen Leibe an das Kreuz schlagen, indem er in dem von uns angenommenen Leibe Gott dem Vater ein Opfer wurde für das gesammte Menschengeschlecht. Soll-

ten wir also den verläugnen können, der solche Wohlthat zu unserem Heile an uns gethan hat? Und indem jetzt vielleicht nur noch eine Stunde mir für die übrige Zeit meines Lebens noch übrig ist, willst Du mich dem Himmelreich entfremden? Dazu hat der König keine Gewalt, der mit Lügen umgeht. Geschworen hast Du uns und Dein gegebenes Wort nicht gehalten. Könige und Ethnarchen habe ich in Indien, Persien, Aethiopien und hier gesehen, die Dich überragen: und so etwas ist nicht an ihnen gefunden worden; sondern ihr Wort war Wahrheit. Darum nannten sie auch die Völker und Gemeinden und die Truppen Götter und gehorchten in ihnen ihrem Gott, der jenen das Regiment anvertraut hatte. Deshalb sei Dir kund, daß ich Dir nicht folgen werde, wenn Du den Herrn und König der Herrlichkeit lästerst: denn ich habe Macht über mein Leben und entferne mich nicht von dem schönen Bekenntniß. In Wahrheit fühle ich mich glückselig, daß mich in meinem hohen Alter, da ich schon das fünf und neunzigste Jahr überschritten habe, mein Herr Christus gewürdigt hat, in den Kampf einzutreten und zu sterben für seinen Namen. Nun weiß ich, daß mich Gott liebt: denn viel sind der Tage meines Lebens gewesen und ich habe Söhne erzeugt und Söhne meiner Söhne gesehen bis in's vierte Glied und bin in verschiedenen Kriegen unverletzt geblieben und freue mich, König, daß mein Greisenalter sich vollendet mit den heiligen Blutzeugen und ich hoffe, daß die Erinnerung an mich von dieser Stadt nicht weichen werde. Ueberzeugt bin ich auch, daß wie ein Weinstock, wenn er zu seiner Zeit ausschlägt und Ranken bildet, mehr Frucht giebt, so auch das Volk der Christen in dieser Stadt und dem ganzen Lande der Himyariten sich mehren wird. Denn siehe vor Gott sage ich Dir, erhöht werden muß die Kirche, die von Dir verwüstet ist, und es wird ein anderes Königreich in diesem Lande aufgerichtet werden und Christen werden darüber herrschen, Dein Königreich aber wird sich auflösen und Deine Bestimmungen werden verloren gehen."

Und als er dies gesagt hatte, wendete er sich um und sprach mit lauter Stimme zu denen, welche seine Mitzeugen sein sollten: „Habt ihr gehört, Brüder, was ich dem König gesagt habe": sie aber antworteten, „wir haben es gehört, ehrwürdiger Vater."

„Und wie erscheint euch," fuhr er fort, „dieses Zeugniß? wenn Jemand von euch die Drohungen des Tyrannen, der sich an den Gesetzen versündigt, fürchtet, der gehe hinaus." Sie aber er-

wiederten: „sei stark Vater, sei stark in diesem Kampfe: denn wir alle werden mit Dir sterben für den Namen Christi: nicht ein einziger ist unter uns, der sich von dir trennen könnte."

Und so geschah es: bald war die Stadt eine Wüste und die christlichen Einwohner vertilgt; 20,000 an der Zahl starben als Märtyrer. Kaum aber hatte Elasbaan, der Aethiopenkönig, das Vorgefallene gehört, so kehrte er mit seinen Truppen zurück, erfüllte die Weissagungen des Arethas an dem Judenkönig, stellte das Christenthum wieder her und setzte einen christlichen Herrscher ein, der so lange in jenen Gegenden regierte, bis es Gott gefiel, durch Muhameds Waffen eine neue Weltepoche heraufzuführen.

Hoffen wir, daß die Theile der Erde, die so schöne Erinnerungen an bessere Tage bewahren, nach der weitern Weissagung des Arethas in nicht zu ferner Zeit wiedergewonnen sein und auch die Segnungen der evangelischen Kirche, wie schon im Westen durch die Engländer der Anfang gemacht ist, genießen werden.

F. Ranke in Berlin.

---

145. Johannes von Damaskus.

6. Mai.

Der griechischen Kirche war die Aufgabe geworden, die Wahrheit des christlichen Glaubens, wie sie in den heiligen Schriften des Neuen Testamentes niedergelegt sind, für den denkenden Geist wissenschaftlich zu verarbeiten und den Lehrbegriff der Kirche nach seinem wesentlichsten Inhalte festzustellen. Es ist nicht zufällig, daß die Dogmen von der Dreieinigkeit, von den beiden Naturen in Christo und was damit zusammenhängt, gerade in der griechischen (morgenländischen) Kirche durchgesprochen, durchgekämpft, und auf den Kirchenversammlungen in die Form des Bekenntnisses gebracht wurden. Männer, wie Athanasius, Basilius der Große, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz haben die Gaben, die Gott ihnen geschenkt, in diesem Sinne verwendet und ihre Arbeit ist auch dem Abendlande zu gut gekommen. Da waren es dann besonders Augustinus und seine Nachfolger, ein Gregor d. Gr. und die Scholastiker des Mittelalters, welche das Erbtheil der griechischen Väter dem occidentalischen Geiste vermittelten und ihm das kirchliche Gepräge aufdrückten. Man kann aller-

dings im Interesse einer lebendigen christlichen Frömmigkeit die Frage aufwerfen, ob nicht durch das Bestreben die einfachen Wahrheiten des Evangeliums, wie sie an dem Gemüth und Gewissen des heilsbedürftigen Menschen sich in unmittelbarer Wirkung erweisen, entweder mit den Griechen in philosophische Schulbegriffe oder mit den Römern in gesetzartige Glaubensstatute umzuformen, auch vieles in die christliche Theologie gekommen sei, das weniger zur Erbauung, zur Erweckung und Belebung eines gottseligen Sinnes beigetragen, als die Streitsucht erregt und genährt habe, ja, ob nicht vieles von dem eigenthümlichen Dufte, der auf den biblischen Wahrheiten liegt, Gefahr laufe durch jenes Dogmatisiren, Polemisiren und Systematisiren verwischt zu werden? und man wird diese Frage nicht ohne weiteres in verneinendem Sinne beantworten dürfen. Wer wird nicht gerne immer wieder auch von den scharfsinnigsten Lehrbestimmungen der Kirchenväter und Concilien zurückkehren zu dem frischen lebendigen Quell, aus dem die Väter selbst geschöpft haben, zu dem lauteren Gottesworte der Schrift, das allein uns volle Genüge giebt? Wir dürfen aber dabei nicht vergessen, daß das Vorrecht, das wir als evangelische Christen haben, immer wieder an diese Quelle zurückgehen zu dürfen, erst dann in seinem vollen Werthe begriffen werden kann, wenn uns die Entwicklungsgeschichte der Kirche und ihrer Lehre nicht ganz fremd geblieben ist. Steht doch auch die Reformation, der wir jenes Vorrecht verdanken, im Zusammenhange mit dieser Entwicklung, und lesen wir doch, ohne uns dessen immer bewußt zu werden, die heilige Schrift jetzt mit ganz anderen, für die darin liegenden Heilswahrheiten geschärfteren Augen, als dies geschehen würde, wenn wir auf einmal alle geschichtliche Entwicklung und Vermittlung könnten vergessen oder ungeschehen machen! Gesetzt, es wäre dies möglich, so würde bei der einmaligen Beschaffenheit des menschlichen Geistes und bei der Ausdrucksweise der heiligen Schrift selbst der gleiche oder ein ähnlicher Prozeß wieder beginnen. Mit andern Worten, die Geschichte der christlichen Kirche und somit auch der kirchlichen Lehrentwicklung ist nichts Zufälliges, willkürlich von Menschen Gemachtes, sondern wir haben darin ein von Gott Gewolltes, unter Gottes Leitung Geschehenes zu erblicken. Was sich dabei von menschlicher Unvollkommenheit eingemischt, das mögen wir immerhin als ein Unvollkommenes bezeichnen, das durch die weiter geförderte theologische Wissenschaft zu berichtigen ist, vom

Grunde der Schrift aus. Weil aber eben die heilige Schrift kein System ist; sondern dieses erst aus der Schrift gewonnen, gleichsam aus den einzelnen Bausteinen, die sie an die Hand giebt, zu einem Lehrgebäude zusammengefügt werden muß, so werden wir auf diese Baugeschichte nicht nur mit kritischem Blicke, sondern auch mit Dank, ja nicht selten mit Bewunderung zurückblicken, als auf ein Werk, an welchem der Geist des Herrn sich nicht unbezeugt gelassen hat, wobei übrigens immerhin die Stelle 1 Cor. 3, 10—15 ihre Anwendung finden wird.

Dieß glaubten wir voraus schicken zu sollen, um das Auftreten eines Mannes in der Reihe dieser „Lebensbilder" zu rechtfertigen, der eben darin seine geschichtliche Bedeutung hat, daß er das christliche Lehrgebäude der griechischen Kirche zu einem gewissen Abschlusse, daß er es gleichsam unter Dach gebracht hat.

Die äußere Geschichte des Mannes ist durch die Legende vielfach entstellt worden. Wir theilen indessen auch das Legendenhafte mit, weil es uns zum Beweis dient, in welchem Ansehn dieser Theologe bei der Kirche stand, namentlich bei der Partei, welche dem Bilder- und Mariendienste ergeben war; denn daß Johannes von Damaskus nicht nur die schon von den Vätern festgestellte Lehre in ein Ganzes vereinigte, sondern in den Bilderstreitigkeiten eine streitfertige Stellung zu Gunsten der Bilder einnahm, geht aus seiner Lebensgeschichte und aus den Schriften hervor, die uns von ihm erhalten sind.

Gegen Ende des siebenten, möglicherweise erst zu Anfang des achten Jahrhunderts ward Johannes zu Damaskus in Syrien geboren. Diese in der Geschichte des Christenthums so bedeutende Stadt, die geistige Geburtsstadt des Apostels Paulus stand damals unter saracenischer Herrschaft. Christen standen im Dienste der Chalifen, und auch der Vater unseres Johannes, Sergius, soll ein Staatsamt unter dem Chalifen Abdal Melek bekleidet haben. Als Lehrer des Johannes, wird uns ein italienischer Mönch Kosmas genannt. Nach des Vaters Tode trat nun auch der Sohn in des Chalifen Dienste und wußte sich durch seine Geschicklichkeit dessen Gunst zu erwerben. Allein der griechische Kaiser Leo, der Isaurier, der ein Gegner der Bilder war, warf auf Johannes von Damaskus als deren Vertheidiger einen Groll, und suchte ihn zu verderben. Er ließ (so erzählt die Legende weiter) einen falschen Brief schreiben, in welchem des Johannes Handschrift täuschend

nachgeahmt war, als sei er wirklich von ihm geschrieben. In diesem Briefe, an den griechischen Kaiser gerichtet, machte der angebliche Verfasser desselben dem Kaiser das Anerbieten ihm die Stadt Damaskus durch Verrath auszuliefern. Leo sandte den Brief an den Chalifen, und dieser beschloß den vermeintlichen Verräther, der sein Vertrauen also mißbraucht habe, auf's Empfindlichste zu strafen. Er ließ dem Johannes die rechte Hand abhauen und schickte ihn in's Elend. Dieser aber hoffte auf ein Wunder, das seine Unschuld auf eine glänzende Weise herausstellen sollte. Er erbat sich vom Chalifen die abgehauene Hand und begab sich damit zu einem wunderthätigen Marienbilde. „Diese Hand, so redete er die Heilige an, habe ich in deinem Dienste verloren, weil ich für deine Ehre gestritten habe. Wirst du mir sie wieder anheilen, so stelle ich sie zeitlebens in deinen Dienst." Maria erhörte den Flehenden. Er sah sich wieder in Besitz und Gebrauch der verlorenen Hand und stellte sich vor den Chalifen. Dieser überzeugte sich von der Unschuld des Mannes und dem Unrecht, das er ihm gethan und wollte ihn auf's Neue in seinen Dienst nehmen. Allein Johannes konnte seinem Gelübde nicht untreu werden. Er trat also in das Kloster des h. Sabas bei Jerusalem; hier unterzog er sich zuerst den niedrigsten Diensten, die ihm zur Prüfung seines mönchischen Gehorsams zugemuthet wurden, bis ihm eine bessere Stellung gewährt wurde, in welcher er dann dem Gelübde Genüge thun konnte durch seine schriftstellerische Thätigkeit.

So weit die Legende. Die wirkliche und beglaubigte Geschichte zeigt ihn uns einfach als Mönch in dem genannten Kloster und — wie schon bemerkt — als eifrigen Vertheidiger der Bilder bis an seinen Tod. Dieser erfolgte nach dem Jahre 754. Genau läßt er sich nicht bestimmen.

Das dogmatische Hauptwerk, um deßwillen **Johann von Damask** auch von Solchen in dankbarem Andenken gehalten werden muß, die weder der Mönchslegende Glauben schenken, noch dem Marien- und Bilderdienste das Wort reden, führt den Titel: **Gründliche Darstellung des orthodoxen Glaubens.** Es ist das erste **Lehrbuch der Dogmatik** (Glaubenslehre) welches die Geschichte der christlichen Kirche kennt. Zwar hatte schon **Origenes** im 3. Jahrhundert die **Grundlehren des Glaubens** in ein Werk zusammengestellt und **Augustinus** (im 4. bis 5. Jahrhundert) hatte in seinem Werke „von der Stadt Gottes" und „von

der christlichen Lehre" für den Inbegriff des christlichen Glaubens Aehnliches gethan; allein eine eigentliche systematische Zusammenstellung der christlichen Glaubenslehre konnte erst da gegeben werden, als die einzelnen Lehren selbst, wie schon bemerkt, zu einem Abschluß gekommen waren, und dieser Zeitpunkt trat, wenigstens für die griechische Kirche dann ein, als der Streit über die Willen in Christo (monotheletischer Streit) im siebenten Jahrhundert das letzte Glied an der langen Kette der Lehrstreitigkeiten gebildet hatte. Aber auch in Beziehung auf die Form der Darstellung unterscheidet sich Damascenus von seinen Vorgängern darin, daß er, im Anschluß an Aristoteles, eine Schulmethode einhält, welche das Vorbild der spätern Scholastik geworden ist. Wie also Johannes mit seinem Werke die alte (patristische) Zeit abschließt, indem er die Summe des bisher geistig Errungenen in eine Uebersicht zusammenfaßt, so eröffnet er auch damit eine neue Periode, weniger dadurch freilich, daß er durch eigene Originalität dem Geiste einen neuen Schwung gab, als daß er den Boden zubereitete, auf welchem dann später die mittelalterliche Theologie des Abendlandes mit größerer und freierer Eigenthümlichkeit sich bewegen konnte.

Der scholastischen Methode entspricht auch die ganze Anlage des genannten Werkes und der Gang, den es nimmt. Es ist schon so ziemlich derselbe Gang, den die dogmatischen Lehrbücher bis auf die Gegenwart herab genommen haben, und der freilich mehr oder weniger schon im apostolischen Glaubensbekenntnisse vorgezeichnet ist. (Lehre von Gott dem Dreieinigen und dessen Eigenschaften, von der Schöpfung, den Engeln und Dämonen, vom Menschen, dem Sündenfall und der Sünde, von der Person Christi, von der Erlösung und Wiedergeburt, von der Taufe und dem heiligen Abendmahl und von den letzten Dingen.) Es kann unsere Absicht nicht sein, aus diesem weitschichtigen Werke einen Auszug geben zu wollen. Wir bemerken nur, daß, wie damals das Wissen überhaupt von der Theologie beherrscht war, der Verfasser auch seine ganze Kenntniß von den natürlichen Dingen, seine Physik und Astronomie in dem Capitel von der Schöpfung unterbringt, wobei es an abenteuerlichen Vorstellungen nicht fehlt; wie er dann auch seine Verehrung gegen die Jungfrau Maria, gegen die Heiligen, die Bilder und Reliquien unverhohlen hervortreten läßt.

Neben scharf- und tiefsinnigen Auseinandersetzungen über das Wesen Gottes, über die Trinität, die Menschwerdung finden sich

auch manche gewagte Vergleichungen. So wenn der Tod des Herrn einer Lockspeise verglichen wird, die dem Satan vorgehalten wurde; als sich aber dieser seiner Beute bemächtigen wollte, ward er von der Angel Gottes ergriffen und mußte das Verschlungene wieder herausgeben! Auch an allegorischen Erklärungen des Alten Testamentes läßt es Damascenus nicht fehlen. Wenn es im Sabbathsgebote heißt, daß auch der Esel an diesem Tage keine Arbeit verrichten dürfe, so wird dies vom Leibe des Menschen erklärt, der vom Dienste der Sünde ruhen soll.

Außer seinem dogmatischen Hauptwerke hat Johannes von Damask auch noch Erklärungen der heiligen Schrift und ein Sammel-Werk über die christliche Sittenlehre (heilige Parallelen) hinterlassen. Daß er in sittlicher Beziehung der Mönchsmoral huldigte, daß er namentlich dem jungfräulichen Stande das Wort redete, indem er ihn dem Stande der Engel verglich und das Beispiel des Erlösers selbst dafür anführte: kann uns nicht befremden. Nur mögen wir bei Erinnerung an solche Männer, wie Johannes von Damaskus, nie vergessen, daß es uns bei dem jetzigen Stande der christlichen Erkenntniß, viel leichter ist, die Schwächen und Mängel ihres Systems zu erkennen, als ihr Verdienst gehörig zu würdigen. Ersteres vermag so zu sagen jedes Kind, letzteres dagegen ist die Aufgabe einer gründlichen Wissenschaft, die auch vergangenen Größen gerecht zu werden sucht. Wie sich an einem großen Kunstwerke aus früherer Zeit Verzeichnungen und unserm Zeitgeschmack widersprechende Parthieen auch dem blödesten Auge auf den ersten Blick darstellen, ja dem in die Kunstgeschichte uneingeweihten Laien als lächerlich erscheinen, während der Künstler und Kunstkenner von Beruf noch immer genug an solchen Werken zu studiren findet, so verhält es sich auch mit den theologischen Werken des christlichen Alterthums. Unsere sogenannte moderne Kritik würde nicht so leicht in den Ton des Absprechens verfallen, wo es sich um das rechte Verständniß und die Würdigung der christlichen Dogmen handelt, wenn sie sich immer gewissenhaft die Geistesarbeiten der Männer vergegenwärtigte, die wie Johannes von Damaskus, Altes und Neues aus ihrem Schatze hervorgebracht und so gut sie es vermochten, das Eine mit dem Andern vermittelt haben.

K. R. Hagenbach in Basel.

II. Das Christenthum im Abendlande, unter den neuen Völkern.

Noricum. Irland. Alamannien; 5. und 6. Jahrhundert.

146. Severinus in Noricum.

8. Januar.

Als Attila, der kriegsgewaltige König der Hunnen, der „Gottes Geißel" genannt wurde, weil die Länder des Römischen Reichs zur Vollziehung des Gerichts in seine Hand gegeben waren, sich gegen Westen erhoben hatte, zog er mit seinen Völkerscharen von der Theiß, im Süden der Donau, durch die Provinzen Noricum und Rätien, die heute ein Theil der österreichischen und baierischen Lande sind. Gleich einem jähen Hochwasser, das die Dämme durchbricht, über die Felder dahinbraust, und was mühseliger Fleiß Jahre lang gebaut hat, im Strudel mit sich fortreißt, so wälzten sich die Heere durch's Land, zertraten die Aecker, verbrannten die Städte und erschlugen die Menschen. Schrecken ging vor ihnen her, Tod und Vernichtung folgte ihnen. Als sie endlich vorübergezogen, und die Wenigen, welche dem Verderben entgangen waren, ihre Häupter zu erheben und um sich zu schauen wagten, war es ihnen, als sei die Sündfluth über die Erde zum zweiten Male dahingegangen, trostlos und verzweifelnd standen sie inmitten eines todten Feldes von Schutt und Trümmern, auf dem nur das Elend gedeihen konnte.

Da kam ihnen Hülfe in der Noth. Wie die Taube mit dem Oelblatt des Friedens, erschien unter ihnen der fromme Severinus, der gesendet war, die Geschlagenen wieder aufzurichten und den Trost des Glaubens in ihr wundes Herz zu gießen.

Auch die furchtbare Geißel Gottes war zerbrochen worden. Attila war geschlagen und gestorben, seine Söhne und Völker hatten sich wider einander empört, in gegenseitigem Kampfe waren sie gefallen, und die Stätte, wo er geherrscht hatte, war wüst und leer geworden. Da begannen die geretteten Einwohner Noricums, die am Südrande der Donau vom Kahlenberge bei Wien stromaufwärts saßen bis zum Inn, darauf zu denken, wie sie ihr Leben

nothdürftig herstellen könnten. Darum hob Severinus an zu ihnen zu reden, wie nicht in Wehr und Waffen, noch Wall und Mauern allein die Rettung bestehe; er ermahnte sie zum Wachen, Beten und gegenseitiger Hülfe mit Werken der Liebe, und sich nicht dem göttlichen Geiste zu verschließen, dem gegeben sei die Welt zu überwinden. Zuerst predigte er in einer Stadt an der Donau, Asturis, die Menschen horchten auf, und er ward den einen ein Trost, den anderen eine Strafe, und sein Ruf verbreitete sich von Stadt zu Stadt.

Als er weiter zog, kam er nach Favianä an der Donau, wo eine schwere Hungersnoth dem Verderben des Krieges gefolgt war. Es war mitten im Winter, der Strom mit einer harten Eisrinde bedeckt, die Getraideschiffe konnten nicht herbeikommen, und Niemand wußte Rath noch Hülfe. Da erblickte er ein Weib, von dem er gehört hatte, in angstvollem Geize halte sie große Vorräthe in ihren Häusern verborgen, und rief ihr zu: „Was machst du dich zur Sclavin des Mammons? Was du deinem Nächsten versagest, werden die Fische der Donau verschlingen! Gehe in dich, und gedenke des Wortes: Was ihr einem von diesen thun werdet, das habt ihr mir gethan!“ Das Weib erschrak und gab ihre Vorräthe her. Bald darauf löste der Thauwind das Eis, und von allen Seiten kamen die Kornschiffe, daß die Hungernden satt wurden.

Die Einwohner der geretteten Städte waren meist römischer Abstammung und lebten in Sprache und Sitte der Römer. Darum wurden sie heimgesucht von den kriegerischen deutschen Völkern auf dem Nordrande der Donau, die seit Attilas Tode frei geworden waren; von den Alamannen und Schwaben, den Thüringern, deren Reitergeschwader weit und breit gefürchtet waren, von den Rugen, die von Laureacum oder Lorch nach Osten bis zum Einfluß der March hausten, und denen Favianä gegenüber lag. Häufig kamen ihre Scharen über den Strom, nahmen den Hungernden das letzte Brod, und führten Männer, Weiber und Kinder in die Knechtschaft auf's jenseitige Ufer. Als der Führer der Kriegsscharen zagte sie anzugreifen, ermahnte ihn Severinus, auch mit einer geringen Zahl hinauszuziehen, denn der Herr sei mächtig in dem Schwachen; habe er gesiegt, solle er ihm die Gefangenen zuführen. Wie er gesagt hatte, geschah es. Siegreich kehrte der Tribun wieder und stellte ihm die Gefangenen dar, er aber löste ihre Fesseln, hieß sie mit Speise und Trank erquicken und sandte sie heim mit der Mahnung, von ihrem wüsten Thun abzulassen.

Weiter dachte Severinus, wie er vielen eine dauernde Hülfe sein, und den Geist, der ihm ein Tröster war, auf sie übertrage. Er beschloß in Favianä zu bleiben, sammelte eine Anzahl von Schülern und Getreuen, gab ihnen eine Regel des gemeinsamen Lebens, und errichtete ein Kloster als Freistätte. Er ließ nicht ab sie zu ermahnen zur Demuth, Milde und werkthätiger Liebe. „Was hilft es, sagte er, das Gewand der Demuth und den Schein der Frömmigkeit anzulegen, wenn unsere Werke wider uns zeugen, und wir als unnütze Knechte erfunden werden? Euer Wandel entspreche eurem Gelübde, eure Thaten seien wie eure Worte."

Abseits von Favianä legte er noch eine einsame Zelle an, wohin er aus dem Lärm und Drange des Tages flüchten könne, um vor Gott mit sich Abrechnung zu halten. Doch selten war ihm das gegönnt. Wollte er sich der Betrachtung hingeben, dann mahnte es ihn laut im Innern, Gott habe ihn in dieses Land gesendet, nicht den Klagen der Leidenden sich zu entziehen, sondern daß er seine Ruhe hingebe, mit den Trauernden ihre Noth theile und allen helfe die des Trostes bedürfen. Dann fuhr er auf von der heiligen Schrift, in die er versenkt gewesen, und eilte hinaus die Hand von Neuem an's Werk zu legen. Seiner selbst gedachte er am Wenigsten. Nur wenig nahm er von der geringsten Speise zu sich, und nie vor Untergang der Sonne, sein Trunk war Wasser, ein und dasselbe grobe Gewand trug er Tag und Nacht, mitten im Winter, wenn die schweren Lastwagen über das Eis der Donau fuhren und Alles vor Kälte erstarrte, ging er bloßen Fußes unermüdet ab und zu, stets fröhlich und heiteren Antlitzes. Kam endlich der Abend, ruhte er auf dem Boden des Betsaals oder in seiner Zelle auf einem Sacke. Mahnten ihn seine Freunde, er solle seines eigenen Leibes gedenken, antwortete er: „Ich hungere und durste nur mit den Elenden und Kranken, die ich hungern und dursten sehe. Was ihr mich thun seht, ist nicht mein Verdienst, sondern ein Beispiel für Euch."

Da es ihm für die Pflege der Armen an Mitteln gebrach, bat er seine Freunde, den zehnten Theil des Ertrages ihrer Arbeit dafür zu opfern, und von nah und fern folgten sie seinem Rufe. Ein jeder brachte, was er zumeist hatte, Geld, Brod, Kleider, bisweilen nicht ohne Gefahr des Lebens. Mitten im Winter stieg eine Schar aus dem südlichen Theile des Landes vom heutigen Salzburg her die schweren Ballen auf dem Rücken, über das Felsengebirge der

Tauren. Als sie auf der Höhe waren, verfinsterte sich der Himmel, dichte Schneeflocken fielen nieder, und sie erkannten weder Weg noch Steg. Schon verzweifelten sie am Leben, da entdeckten sie die Spur eines Bären, und folgten ihr, bis sie glücklich, über Eisfelder und an Abgründen vorüber, nach Favianä zu Severinus kamen. Er vertheilte was er erhalten hatte, und wohin er kam, war er allen wie ein Engel des Trostes und der Rettung. Darum baten ihn verschiedene Städte bei ihnen zu bleiben, denn nur wenn er in ihren Mauern weilte, hielten sie sich für sicher.

Als er nun eine Zeit lang gewirkt hatte, und das Heil unter seinen Händen zu wachsen schien, fragten seine Freunde immer dringender: „Wer ist dieser wunderbare Mann und von wannen kommt er, daß er solche Werke thut?“ Denn Severinus redete selten von sich und seinem früheren Leben, und wenn es geschah, nur mit wenig Worten. Sie merkten wohl, er sei der Sprache nach ein Römer, aus dem fernen Osten wandernd gekommen und habe viele Schicksale erlebt. Als ihn Einer darum fragte, antwortete er: „Wenn du mich für einen Entlaufenen hälst, so bereite das Geld, mich loszukaufen, wenn ich zurückgefordert werde! Doch was nützen dem Knechte Gottes Stand und Herkunft, wenn er eitle Ruhmredigkeit durch Schweigen vermeiden kann?“ Daraus schlossen seine Freunde, er müsse hohen Geschlechts sein; seitdem fragte ihn Niemand mehr darum, und sie ehrten sein Geheimniß, das er bis an's Ende bewahrte, damit man ihn nur nach seinem Werke achte.

Auch bei den deutschen Völkerschaften jenseits der Donau ward sein Name bekannt. Weil er ihre Gefangenen loskaufte und mit dem heiligen Muthe Gottes, wie ein tapferer Streiter ihnen entgegentrat, beugten auch sie ihren Kriegszorn vor ihm. Als er einst zu Passau am Inn war, wo er auch eine Zelle gegründet hatte, hörte er, daß der Alamannenkönig Gibbold, der ein Schrecken des Landes war, das er oft mit Feuer und Schwert verwüstet hatte, wieder gegen die Veste ziehe, weil er den gepriesenen Mann mit eigenen Augen sehen wollte. Severinus ging ihm entgegen und sprach zu ihm mit solcher Gewalt, daß der König verstummte und den Seinen gestand, niemals habe es ihn so durchbebt, wie bei jener Rede. Severinus bat ihn, er möge das Land der Römer verschonen und seine Gefangenen ohne Lösegeld freigeben. Gibbold that, wie er gefordert.

Ein anderes Mal, als er einsam betete, trat ein rugischer Jüngling zu ihm herein, der war armselig in Felle gekleidet, doch stattlichen Ansehens und so hoch gewachsen, daß sein Scheitel die Dachbalken der engen Zelle berührte, und er das Haupt vor Severinus niederbeugen mußte. Denn er wollte seinen Segen erflehen, und dann mit den Gefährten nach Italien ziehen, um Waffendienste im Heere des Kaisers zu thun. Severinus erkannte in ihm einen starken Mann und sagte: „Ziehe hin nach Italien! Jetzt gehst du in rohen Fellen einher, bald wirst du vielen besseres schenken!“ Dieser Mann war Odovaker, der in Rom Führer der Leibwächter der Kaiser ward, und ihnen, die er schützen sollte, gebot, bis er den letzten des Thrones beraubte und sich selbst König von Italien nannte. Da gedachte er in seinem Palaste des prophetischen Wortes, und schrieb an Severinus einen Brief, er solle von ihm erbitten, was ihm irgend gefalle; und wieder bat dieser den König, einem seiner gefangenen Genossen die Freiheit zu schenken. Da nun viele den Odovaker als mächtigen und glücklichen Herrscher rühmten, sagte er: „Ein Odovaker! (das heißt ein Gutswächter) dreizehn bis vierzehn Jahre ist er sicher!“ Das sagte er, weil er sah, nicht lange werde Odovaker seine Herrschaft behaupten. Auch hat der König nicht länger seine Krone in Frieden bewahrt.

Da Severinus viele Völker gesehen hatte, und das Treiben der Menschen klar vor seinem Auge lag, erkannte er den Lauf der Dinge und wußte, wo man entgegentreten oder weichen müsse. Die deutschen Völker gewannen immer mehr die Oberhand, und die Herrschaft der Römer ging auch in Favianä zu Grunde. Vom Nordrande der Donau war der König Flaccitheus mit seinen Rugen herüber gekommen und hatte die Stadt mit Gewalt unterworfen. Die Rugen waren Christen nach der Lehre des Arius; Severinus aber lehrte das Evangelium nach dem Nicänischen Glaubensbekenntniß. Wiewohl nun überall Zwist war zwischen diesen und jenen, war er doch ein Mann des Friedens, und als der König sein Wirken sah, ward er der Bewunderung voll, und fragte ihn um Rath in seinen Händeln mit den andern Völkern. Denn damals ward er von den benachbarten Gothen in Unterpannonien so hart bedrängt, daß er den Entschuß faßte, die eben gewonnenen Wohnsitze zu verlassen und mit seinem Volke nach Italien zu ziehen. Aber auch das hinderten die Gothen, die alle Gebirgspässe besetzt hatten. Das klagte er Severinus; der antwortete: „Nicht lange

mehr werden diese Gothen ihr Wesen treiben, dann werden sie selbst von dannen ziehen, und du wirst in Sicherheit regieren und in Frieden sterben; darum halte einstweilen mit ihnen Ruhe." Und nach einiger Zeit zog das wanderlustige Volk der Gothen die Donau abwärts, und Flaccitheus gewann Sicherheit.

Sein älterer Sohn Fava, der ihm in der Herrschaft folgte, achtete nach des Vaters Beispiel nicht minder auf die Reden und den Rath Severins. Favas Königin Gisa aber war ein stolzes hochmüthiges Weib, das dem raschen Zornmuthe folgte, und hart gegen ihr eigenes Volk, härter noch gegen Fremde und Römer war, die nicht, wie sie, der arianischen Lehre ergeben waren. An denen, welche dafür gewonnen wurden, ließ sie die Taufe zum zweiten Male vollziehen, auch wenn sie bereits Christen waren. Gesinde und Knechte mußten Frohnarbeit thun, und wenn der König milder gesonnen war, zürnte sie heftig. Darum hieß sie bei allem Volke die böse Gisa. Als Severinus dies sah, wehrte er der unverständigen Wiedertäuferin, und bat sie, ihr Gesinde milder zu halten und den Gefangenen die Freiheit zu geben. Gisa herrschte ihn an: „Bleib du, Knecht Gottes, im Dunkel deiner Zelle bei deinen Gebeten, uns laß mit unseren Knechten thun, wie es uns gefällt!" Darauf sagte Severin: „Gezwungen wird sie thun müssen, was sie gutwillig zu thun verachtet!" Unter den Gefangenen waren auch welche, die sich auf künstliche Goldarbeit verstanden, diese mußten an einem goldenen Königsschmuck rastlos arbeiten. Da eines Tages Favas und Gisas kleiner Sohn Friedrich neugierig zu ihnen trat, ergriffen sie ihn, setzten ihm das Schwert auf die Brust und schwuren ihn zu tödten, wenn sie nicht menschlicher gehalten würden. Da erschrak die Königin und rief: „O Severinus, Knecht Gottes, also straft dein Herr die Unbill, welche dir geschieht?" Angstvoll gelobte sie, den Gefangenen nach Willen zu thun, und als sie ihren Sohn wieder in den Armen hielt, ließ sie jene frei und gelobte dem Rathe Severins fortan zu folgen.

Als er nun mehr denn 25 Jahr wie der getreue Arbeiter als Vater und Patriarch des Landes gewirkt hatte, fühlte er sich schwächer an Kräften, wie er stets reicher geworden war an Liebe, und daß er nach schwerem Tagewerke bald zur Ruhe eingehen werde. Darauf ordnete er alles, was ihm aufgegeben gewesen. Er entbot den König und die Königin zu sich an sein Lager, und streckte die Hand aus und fragte Gisa: „Liebst du dieses, deines Gatten, Seelenheil

mehr als Silber und Gold?" „Mehr als mein Leben!" rief die Königin. „Dann wahre dich, antwortete er, vor ungerechter Bedrückung und thue, was wohlgefällig ist vor Gott, denn ihm habt ihr Rechenschaft von Eurem Reiche zu geben. Unter seiner Gnade hat es bis jetzt geblüht, fortan sehet selbst zu, denn ich scheide von hinnen." Friedrich den jüngeren Bruder des Königs, der wilden Sinnes war, warnte er Hand an die Häuser und Güter zu legen, die den Armen und Gefangenen gehörten, damit er nicht dem Gerichte verfalle. Denn er kannte sein böses Trachten, und jener gelobte dem Worte getreulich nach zu leben. Endlich versammelte er noch einmal alle Freunde und Schüler um sich und erinnerte sie an Alles, was er sie gelehrt hatte, und nicht zu ermatten in gutem Kampfe. Dann sagte er: „Wie die Kinder Israels geführt worden sind aus der Gefangenschaft Aegyptens, so werdet auch ihr befreit werden von der ungerechten Herrschaft der Barbaren; denn kommen wird die Zeit, wo ihr mit den Euren allen in ein römisches Land geführt werdet, dann werdet ihr frei sein. Dann gedenket meiner, wie die Kinder Israels des Patriarchen Joseph, und führet auch meine Gebeine mit euch in das gelobte Land, denn bald wird die letzte Verheerung über dieses Volk hereinbrechen, und auch der Todten in den Gräbern werden sie nicht verschonen." Darauf empfahl er die Seinen der Gnade Gottes, und nach drei Tagen entschlief er am 8. Januar 482.

Kaum hatten sie ihn unter vielen Thränen bestattet, da ward es offenbar, welcher Hort er dem Lande gewesen sei; denn es geschah, was er vorher gesehen hatte, und Alles brach zusammen, wie ein Gebäude, dessen stärkste Säule gefallen ist. Mit gieriger Hand beraubte der Bruder des Königs Severins Kloster zu Favianä, daß nichts übrig blieb, als die kahlen Wände. Darauf ward er selbst von seinem Neffen, dem jüngeren Friedrich erschlagen. Ein anderes Strafgericht zog aus der Ferne herbei. Odovaker, der König Italiens, welcher fürchtete, die Rugen möchten sich mit seinen Feinden, den Gothen, verbinden, schickte seine Heere wider sie aus, und Fava ward geschlagen und mit den Seinen im Jahre 487 gefangen nach Italien geführt. Dann befahl er alle Römer der Donaustädte sollten mit Weib und Kind nach Italien wandern, damit sie nicht eine Beute der Gothen und anderer Völker würden, welche von Osten heranzogen. Aber Severins Schüler erinnerten sich, was er ihnen zu thun geboten hatte, wenn sie fortgeführt

würden aus Aegyptenland; sie öffneten sein Grab und nahmen die Gebeine mit sich in die neue Heimath. Hier wurden sie beigesetzt in dem Lucullischen Castell bei Neapel, und zum Gedächtnisse ein Kloster errichtet, das trug den Namen des heiligen Severinus. Rud. Köpke in Berlin †.

---

147. Patricius, Apostel von Irland.

17. März.

In dem Dorfe Bannaven zwischen Dumbarton und Glasgow lebte in der letzten Zeit der römischen Herrschaft über Britannien ein Diaconus Calpurnius, dessen Sohn Sucath d. i. Schön-Kampf, Victorius, später Patricius oder Cil-Padruic, d. h. Kirchen-Patricius hieß. Dies ist der heilige Patricius, Apostel von Irland. Der Vater erzog den Sohn sorgfältig wieder zum Geistlichen; aber als er sechzehn Jahre alt war, fiel er Seeräubern, die an der Küste streiften, in die Hände, und sie schleppten ihn nach dem nördlichen Irland und verkauften ihn als Knecht an einen Häuptling der Gegend, der ihn zum Aufseher seiner Heerden machte. In der Einsamkeit bei seinem Hirtenleben, wo die ganze Last seines Unglückes auf ihm lag, wendete sich der junge Mann ganz zu Gott, wie er selbst erzählt: „Ich war sechzehn Jahre alt, und ich kannte den wahren Gott nicht (d. h. er hatte bis dahin nur äußerliche Notiz vom Christenthume erhalten, dessen Wahrheit noch nicht in sich erfahren); aber in dem fremden Lande öffnete der Herr den verschlossenen Sinn meines Unglaubens, so daß ich, wenn gleich spät, doch nun meiner Sünde gedachte, und mich von ganzem Herzen zu dem Herrn, meinem Gotte, bekehrte, der auf meine Niedrigkeit herabblickte, meiner Jugend und meiner Unwissenheit sich erbarmte; der mich bewahrte, ehe ich ihn kannte und ehe ich zwischen Gutem und Bösem zu unterscheiden wußte; der mich schützte und tröstete, wie ein Vater seinen Sohn."

Nach sechsjähriger Gefangenschaft fand er unter Umständen, die ihm die Erkenntniß der Vorsehung Gottes recht nahe legten, die Mittel zur Flucht und zur Heimkehr. In seinem 32sten Jahre hatte er zum zweitenmale das Unglück, von Seeräubern, die damals auf allen Seiten die britischen, von den Römern verlassenen Küsten umschwärmten, gefangen zu werden. Er kam durch sie nach Gallien;

erhielt aber auch diesmal Gelegenheit, zu den Seinigen zurückzukehren. Durch seine Schicksale war der christliche Glaube in ihm so lebendig geworden, daß es ihn trieb, zu dessen Verbreitung thätig zu sein, und er kehrte nun nach dem Lande seiner früheren Gefangenschaft, nach Irland, zurück, dessen Sprache und Art ihm ja bereits genau bekannt war. Daß er vorher nach Rom gegangen sei und im J. 432 vom damaligen römischen Bischofe Sixtus III. die Mission in Irland aufgetragen erhalten habe, ist spätere Erfindung. Es findet sich in früherer Zeit keine Beziehung der irischen Kirche zu Rom, vielmehr gestaltete sich dieselbe ganz in der Weise, wie das Christenthum vor dem Zurückziehen der Römer von der Insel auf Britannien bestand. In Irland hatte Patricius keltische Heidenpriester (Druiden) gegen sich; wollte er etwas wirken, so mußte er die Fürsten des Landes für sich zu gewinnen suchen, ehe die Druiden in ihm ihren Feind erkannten. Dies gelang ihm. Auch gewann er einen der irischen Sänger, so daß dieser in seinen Liedern nun das Christenthum feierte und wesentlich zu dessen Verbreitung beitrug. Da Patricius während seiner Gefangenschaft in Gallien Klöster hatte kennen lernen, die daselbst noch nach ägyptischen Mustern, wie es das Kloster des Cassianus in Marseille gewährt hatte, eingerichtet waren, so benutzte er ihm von den irischen Häuptlingen geschenkte Grundstücke zu Stiftung klösterlicher Institute auch in Irland. Doch hatte er bei seiner Missionsthätigkeit auch viel Widerwärtiges durch heidnische Häuptlinge und Druiden zu ertragen. Er bestand alles glücklich, und hinterließ nicht nur einen Theil der Insel für das Christenthum gewonnen, sondern in seinen Klöstern auch Seminare für die weitere Missionsthätigkeit. Er hatte ein sehr hohes Alter erreicht bei seinem Tode; nach Einigen 120 Jahre, welche Zahl aber auf der Eintheilung seines Lebens in drei ungefähr 40jährige Lebensabschnitte, die weder so genau, noch so gleich zu nehmen sein mögen, beruht — er mag zwischen 90—110 Jahre alt geworden sein, eine im thätigen und begeisterten Mönchsleben keineswegs zu seltene Lebensdauer, und da eine Thätigkeit wie die des heil. Patricius eine ungemeine Lebenskraft voraussetzt, keineswegs unglaublich.

Da der Name Patricius in Irland bald sehr häufig ward, ist es kein Wunder, daß in die Geschichte dieses Mannes viele Dinge verwebt worden sind, die anderen Namensgenossen zukommen. Zwei andere Umstände noch haben einen trübenden Einfluß auf

die Auffassung der Lebensgeschichte gehabt. Die Missionsmittel des heiligen Mannes waren zu gering, um die alte heidnische Bildung, Sitte und Litteratur in ähnlicher Weise zu unterdrücken und fast ganz auszurotten, wie dies der missionirenden Geistlichkeit in Deutschland gelungen ist; vielmehr dauerte die politisch bedeutende Stellung der Sänger und mit ihnen die ganze Fülle und Auffassung ihrer alten Lieder auch weiter fort. Allerdings empfand man, als das Christenthum ganz obgesiegt hatte, vielfach das nicht mehr Passende des heidnischen Heldenpreises — aber man half sich nicht durch Unterdrückung desselben, sondern so daß man den heiligen Patricius in die Lieder verwebte oder ihn doch in den einleitenden Versen auftreten ließ und ihm das in den Mund legte, was vom christlichen Standpunkte über diese Lieder zu sagen war. Dadurch ward er dichterischer Repräsentant des Christenthums in Irland überhaupt, und alle christlichen Institute und Thaten, für die man später keinen Namen hatte, wurden auf ihn bezogen. Dies ist der eine zu erwähnende Punkt. — Der andere ist, daß, indem Patricius so zum christlichen Helden ward, nun auch zu seinem Preise Lieder entstunden, die ihn auch mehr dichterisch als historisch auffaßten; gleichwohl aber ward der Inhalt dieser Dichtungen später in seine Lebensbeschreibungen aufgenommen. Weil nun dem so ist, hat man überhaupt den heiligen Patricius ganz der Sage überweisen und aus der Geschichte verbannen wollen; doch reichen die Erwähnungen seiner in irischen Gedichten und die Datirungen von Bußordnungen und dergl. von ihm in zu frühe Zeiten hinauf, um an den Hauptzügen seines Lebens und Daseins zweifeln zu können. Wir haben uns in Obigem bemüht das, was als feststehend über sein Wirken und Leben zu betrachten sein möchte, zusammenzufassen. H. Leo in Halle.

---

148. Fridolin, Apostel der Alamannen.

6. März.

Durch Christen im römischen Kriegsheer war das Bekenntniß von dem Gekreuzigten frühzeitig zu unsern deutschen Vorfahren gekommen, zur Zeit der christlichen römischen Kaiser waren im südwestlichen Deutschland einzelne christliche Gemeinden gegründet worden: Bregenz, Arbon, Konstanz, Chur, Augst und andre.

Darauf brachen die heidnischen Alamannen, die ihre Gottheiten in den heiligen Hainen verehrten und Pferde und Rinder als Opfer schlachteten, erobernd ein, und besaßen die Lande am Oberrhein seit der Mitte des vierten Jahrhunderts. Als seit der Schlacht bei Zülpich 496 der König der Franken, Chlodwig, die nördlichen Alamannen bezwungen und das Christenthum angenommen hatte, und zwar nach der rechtgläubigen, nicht nach der arianischen Lehre, war er nach Ermordung aller seiner Verwandten Alleinherr der fränkischen Völker und Schirmherr der christlichen Kirche im Abendland bis zu seinem Tode im Jahre 511 nach Christo.

Das Christenthum aber kann und soll nicht durch Ansehen und Gewalt der Hohen dieser Welt, nicht durch Unterdrückung und Blutvergießen ausgebreitet werden, auch genügt hiefür nicht der Lehre Richtigkeit. Dazu ist eine andere Kraft nöthig, die Kraft eines göttlichen Lebens, das in Liebe und Leiden Gott und den Menschen geopfert ist. So war es eine Fügung Gottes, daß, um bei den Völkern des südlichen Deutschlands dem Christenthum den rechten innern Grund zu verschaffen, eine Reihe lebendiger, durch den Wandel der Liebe predigender und zu Leiden bereitwilliger in diese Lande kamen, die Missionare aus Irland. Hier war seit dem zweiten Jahrhundert das Christenthum einheimisch, zahlreiche Schulen und Klöster gegründet mit Ordnung des Lebens und Eifer der Wissenschaft, von hier zogen die Männer voll Weisheit und Liebe über das Meer nach Deutschland, um den Heiden das Evangelium zu predigen und den Grund des Glaubens zu legen, aber auch den Christen das Bild einer wahren Nachfolge Jesu und eines Lebens in ihm und für ihn darzustellen.

Der erste unter diesen irischen Missionaren, den man kennt, war Fridolin, der Alamannen-Apostel, der Stifter von Säckingen. Ein Angehöriger dieses Klosters, Balther, hat zu Ende des zehnten Jahrhunderts sein Leben geschildert. Fridolinus, auch Fridoldus genannt, war aus Niederschottland oder Hibernia (Irland), von einem vornehmen Geschlechte, wollte sich aber seines leiblichen Adels nicht erheben, sondern freute sich mehr des hohen Geschlechts, von dem unser Herr Christus spricht im Evangelium: wer meines Vaters Willen thut, der ist mein Bruder, Schwester und Mutter. Darum gebrauchte er seinen Reichthum an weltlichem Gut so, daß er sich gegen Arme und Reiche als einen fröhlichen Geber bewies, um dadurch die Leute für den Herrn zu gewinnen. Von Jugend

auf bemühte er sich um Kunst und Weisheit, aber die Streitweisheit der Schulgelehrten behagte ihm nicht, auch wollte er nicht den heidnischen Weltweisen, sondern der göttlichen Weisheit seine Bildung verdanken. Sein vom Irdischen zum Himmlischen gerichtetes Gemüth trieb ihn zum geistlichen Stande. Er wollte ein emsiger Diener Gottes sein. In fast allen Städten seines Vaterlandes zog er umher, um die Christen im Glauben zu stärken und heidnisches Wesen zu vertreiben. Und das that er nicht aus Anmaßung, sondern mit Willen der Bischöfe und auf des Volkes Begehren, um als ein getreuer Knecht das von Gott verliehene Pfund zwiefältig wiederzugeben. So galt er im ganzen Lande als hochgeachteter Priester, die Freigebigkeit, womit er sein Gut an Verwandte, Freunde und Arme austheilte, erwarb ihm allenthalben Ruhm.

Da erfaßte ihn der Drang, um Gottes Willen Freunde, Verwandte und das liebe Vaterland, die Stätte eines für die Seele gefährlichen Ruhmes zu verlassen, und wie einst Abraham auszuziehen auf Gottes Befehl. Er wußte nicht, in welche Theile der Welt Gott seinen Lauf richten würde. Große Trauer erhob sich bei Geistlichen und Laien, daß man seine Wohlthaten, seine Lehre, seinen Rath, sein heiliges Vorbild verlieren solle. Auch ihm war es schmerzlich, aber er blieb standhaft. Bis an's Meeresufer begleiteten ihn die Freunde, noch hoffend auf Aenderung seines Sinnes. Aber des Morgens gab er ihnen seinen Segen, und sie mußten ihn scheiden sehen über das Meer. Das mag am Anfang des sechsten Jahrhunderts gewesen sein, in den Tagen König Chlodwig des ersten, des Frankenkönigs. In Gallien, wohin er gekommen war, erfuhr er von dem Manne, in dessen Haus er am ersten Tage ausruhete, daß etliche Leute des Landes den Gott des Himmels und Jesum Christum verehren, andere noch Heiden seien. Da begann Fridolin, frei von Menschenfurcht, in göttlicher Liebe den Samen der christlichen Lehre auszustreuen bei Deutschen und Wälschen, und durchzog ganz Frankreich, bis er zu der Stadt Pictavium kam, die heut zu Tage Poitiers heißt, wo er längere Zeit blieb und durch seine lieblichen Predigten die Herzen gewann. Hier war das Heiligthum Sanct Hilarius' des Bischofs, des eifrigen Kämpfers gegen die Irrlehre und treuen Hirten, den Fridolin hoch verehrte. Aber das Kloster lag fast in Trümmern, die irdischen Ueberreste des Bekenners vergessen unter verfallenen Mauern. Dem sehnlichen Wunsche Fridolins, die Gebeine des Heiligen aufzufinden

und sein Heiligthum und den Gottesdienst wiederherzustellen, wurde in einem Gesichte Gewährung verheißen. Fridolin offenbarte das seinen Brüdern und dem Bischofe der Stadt, ohne dessen Erlaubniß er nichts thun wollte. In Begleitung der ganzen Geistlichkeit zog der Bischof mit ihm an die Stätte, wo Hilarius' Gebeine ruheten. Da wurde er von Allen zum Abte des Klosters erwählt mit Vollmacht zu Ausführung seines Werkes. Lange weigerte er sich, endlich ersuchte er den Bischof, mit ihm zum Könige zu gehen, um dessen Hilfe zu erbitten. Sie zogen hin, der Bischof zu Rosse, der Abt zu Fuß. Der König Chlodwig, der seit 507, wo er die Westgothen überwunden, Herr über Poitiers war, empfing sie ehrenvoll, behielt sie zur Mahlzeit, und genehmigte nicht nur das Vorhaben, sondern versprach auch Silber und Gold und Edelgesteine zum Bau des Heiligthums. Der Bau wurde rasch vollbracht, Hilarius' Leichnam darin niedergelegt, und Fridolin nahm ein Stücklein davon, um es auf ferneren Pilgerfahrten mitzutragen. In dieser Zeit, als eben aus Northumberland über's Meer zwei Priester gekommen waren, ihren Vetter Fridolin aufzusuchen, erschien ihm Hilarius zum zweitenmale, und ermahnte ihn jetzt, da seine Vettern an diesem Orte den Gottesdienst besorgen könnten, nach seinem frühern Vorhaben weiter zu ziehen, bis zu einer im Rheine gelegenen Insel in Alamannien. Der Bischof, der eben auf Fridolins Gebet von einem todähnlichen Lähmungsanfalle hergestellt worden, vernahm wie die Einwohner der Stadt mit großem Leidwesen von seiner Abreise. Aber er ließ sich nicht zurückhalten und trat mit einigen Genossen seine Pilgerfahrt an. Zuerst ging er zum Könige, und erhielt von diesem Erlaubniß, auf der noch unbekannten alamannischen Insel zu räumen, zu reuten und zu bauen was nöthig wäre.

Auf seiner Wanderung, die eine Reihe von Jahren dauerte, suchte der unermüdliche Mann allenthalben eingegangene Gotteshäuser wiederherzustellen und neue zu gründen. So baute er zuerst an der Moßel ein Kloster zu Ehren des heiligen Hilarius, das hieß Helera (St. Avold), darauf in einem Thale über dem vogesischen Gebirge, und endlich in Straßburg. Von hier nahm er seinen Weg an dem Juragebirge hinauf und kam in das Land Rhätien (Graubünden) zu dem Bischof von Chur. Auch in dieser Stadt bauete er St. Hilarius eine Kirche. Zugleich erkundigte er sich bei den Leuten, ob sie keine vom Rhein umflossene unbewohnte

Insel wüßten. Auf ihren unsichern Bericht hin kam er endlich nach langem Irren bei dem ehemals römischen Orte Sanctio an den Rhein. Hier fand er eine Insel, die zur Ansiedelung geeignet schien, und forschte auf derselben nach einem geeigneten Ort zum Kirchenbau. Die argwöhnischen Umsassen kamen zornig herbei, tobten und schalten, und trieben ihn mit Peitschenhieben davon. Da er kein Ende dieser Feindseligkeiten absah, ging er wieder nach Frankreich, wo inzwischen nach König Theuderichs Tod Chlodwigs Enkel Theudebert 536 den Thron seines Großvaters bestiegen hatte, derselbe König, durch welchen das Herzogthum Alamannien völlig mit dem fränkischen Reich vereinigt worden. Der schenkte Fridolin den Platz als Eigenthum, gab ihm eine Urkunde darüber mit seiner Hand besiegelt und schickte auch ein schützendes Geleite mit. Wer künftig Fridolin wollte den Platz streitig machen, dem sollte das Haupt abgeschlagen werden. Nun konnte Fridolin sicher das Eiland betreten nach der langen Wanderung, und erhielt in seinem Innern die Gewißheit, daß er hier bleiben solle. Da ging er mit seinen Jüngern aus, um eine Herberge zu suchen. Er fand sie in dem Hause eines angesehenen Mannes Namens Wacherus, dessen Frau anfangs den Pilgrimen viel Unfreundlichkeit bewies, endlich aber von dem Gatten, welcher gleich Zutrauen zu dem heiligen Fremdling gefaßt, besänftigt wurde. Fridolin taufte ihr neugebornes Töchterlein, übernahm die Pathenstelle und erzog das Mägdlein in der Lehre der heiligen Schrift. Sie soll später die erste Nonne in dem von Fridolin gestifteten Frauenkloster gewesen sein. Ihre Eltern leisteten von nun an Fridolin große Hülfe, während er auf seiner Insel arbeitete, sie zu ebnen und von Gestrüpp zu reinigen. Aber noch einmal regte sich die Feindschaft seiner Widersacher, die ihn durchaus vertreiben wollten. Es wurde ein Gerichtstag zur Besprechung der Sache an Ort und Stelle festgesetzt. Am Abend vorher ging Fridolin auf die Insel und legte mit Hülfe eines Freundes etliche Tannenbäume in's Wasser mit inbrünstiger Bitte zu Gott, er möge den Lauf des Wassers wenden gegen seine Feinde. Da soll er am Morgen, als er aus seiner Zelle trat, seine Bitte erhört gesehen haben. Der Fluß hatte sich auf das andere (schweizerische) Ufer gewendet, das vorher trocken war. Die Feinde waren beschämt und gewonnen. Da stiftete Fridolin eine Kirche zu St. Hilarius' Ehre und ein Frauenkloster, später auch eines für Mönche. Begabt wurde das Kloster Säckingen besonders von zwei Edlen in Glarus, Urso und

Landulf. Sie schenkten ihm das Thal, dessen Namen Glaris vermuthlich von der Sankt Hilarius-Kirche sich herschreibt. Das Siegel der Kirche zu Säckingen stellt den Heiligen vor, wie er ein Gerippe an der Hand führt. Eine spätere Sage meldet, der eine Bruder Landulf habe die Schenkung bestritten, und das Gericht Fridolin auferlegt, den inzwischen verstorbenen Geschenkgeber Urso herbeizubringen, worauf er diesen aus dem Grab erweckt und hingeführt habe. Noch andere Wunder werden von ihm erzählt. Er starb, selig in Gott, wie er gelebt, am 6. März. Sein Todesjahr wird von Einigen um 550, von Andern weit früher gesetzt.

Der Sinn Fridolins war einfach, Glauben an den Herrn, Liebe üben, Christi Namen predigen, das war sein Streben. Darin bewies er großen Eifer, dafür erduldete er Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren. Von seiner Freundlichkeit und kindlichen Milde wird ein schöner Zug erzählt. Er hatte unter seinen Jüngern einen von besonders wildem und rauhem Wesen. Wenn nun zuweilen Knaben ihrer Gewohnheit nach auf die Obstbäume im Klostergarten stiegen und Fridolin dazu kam, so wartete er und ließ sie auf seinem Rücken hinabsteigen. Dann aber rief er: fliehet, damit nicht Jener kommt, der euch ohne Barmherzigkeit strafen wird.

Fridolins Stiftung, das Kloster Säckingen, wurde ein Ort der Predigt göttlicher Wahrheit und des Gebetes für die Umgegend, eine Stätte der Liebeserweisungen an Armen und Kranken zum Vorbild wahres Christenthums, ein Ort christlicher Bildung für die Mönche, eine Pflanzschule christlicher Hirten für alle jene Gegenden am Rhein und Schwarzwald. Die Stadt Säckingen hat kein Kloster mehr, aber manche Kirchen jener Lande tragen noch den Namen wie St. Hilarius' so auch Fridolins, und auch die evangelische Kirche, wenn sie der Gründung des Christenthums in deutschen Landen gedenkt, bewahrt im Segen das Gedächtniß des Apostels der Alamannen.

Ernst Fink in Illenau in Baden †.

---

149. Aurelia.

15. October.

Aurelia ist eine jener Nebelgestalten, wie dieselben die Vorgeschichte der Einführung des Christenthums in verschiedenen Län-

dern häufig zeigt. Diese Gestalten wurden um so leichter zu Heiligen erhoben, je unbestimmter sie waren; die Phantasie übte leicht ihr frommes Spiel da, wo Niemand nähere Kunde zu geben im Stande war. Doch der Herr kennet die Seinen und wir gönnen ihnen den Himmel, wenn sie ihn aus Gnaden empfangen haben.

Von Aurelia wissen wir nicht Eine hervorstechende That, ja nicht Ein eigenthümliches Wort, sondern blos den Namen und kaum etwas mehr. Die Legende erzählt: Aurelia sei eine der eilftausend Jungfrauen gewesen, die unter Anführung der Ursula von Rom nach Cöln am Rhein zogen, man weiß nicht recht wann? dort von den Hunnen unter Attila überfallen und wegen ihres Christenglaubens niedergemetzelt wurden. Aurelia aber habe Cöln nicht erreicht, sondern sei zu Straßburg erkrankt und gestorben. Diese Sage von Aurelia, Ursula und den 11tausend Jungfrauen findet man schon im 9ten Jahrhundert erwähnt, aber erst im 12ten Jahrhundert wurde sie ausgeschmückt durch Gerlach, Abt von Deutz, und Elisabeth, Aebtissin von Schönau, und noch in der Mitte des 17ten Jahrhunderts schrieb der Jesuit Crombach in Cöln einen dicken Folianten zur Vertheidigung der Ursula und ihrer 11tausend Gefährtinnen. Besonders in der Gegend von Cöln glaubte man fest an diese wahrhaft grandiose Dichtung, die es mit den Zahlen nicht genau nahm und die wohl ihren Grund in einem Unwissenheitsfehler hat, wie er im 9ten Jahrhundert sehr erklärlich ist, wo man nämlich die Inschrift: XI M. Virgines (d. h. Martyres, 11 Märtyrerjungfrauen) ins Ungeheure steigerte und daraus XI Mille Virgines machte.

Beim Wiedererwachen des Forschungsgeistes im 16. Jahrhundert scheute sich der katholische Schullehrer zu Hagenau, der gelehrte Hieronymus Gebweiler nicht, diese Sache für eine lächerliche Fabel zu erklären. Spätere Kirchengeschichtschreiber als: Baronius, Balthasar Bebel in Straßburg, Mosheim, Grandidier u. s. w. stimmen vollkommen ein. Es fragt sich nun, was wissen wir von Aurelia? Da die 11tausend Jungfrauen nicht existirten, war sie wenigstens eine Gefährtin der Ursula? Auch dieß beruht nur auf einem sehr unbestimmten und späten, zweifelhaften Zeugniß des Petrus de natalibus, der eine gewisse Aurea unter den 11tausend Jungfrauen, als Tochter einer Königin von Sicilien nennt. Allein mag Aurelia die Gefährtin der Ursula gewesen sein, oder nicht, ihre Verehrung als Heilige ist in der Rheingegend uralt, muß also

doch wohl einen geschichtlichen Grund haben. Als der heil. Gallus am Ende des 6ten Jahrhunderts nach dem freilich zerstörten Bregenz kam, fand er dort schon eine Aureliencapelle, zwar durch heidnische Idole entheiligt, die er aber wieder weihte; und Königshofen berichtet, daß bereits um das Jahr 500 außerhalb der Mauer der damaligen Stadt Straßburg eine Kirche zu Ehren der Aurelia erbaut ward. Das geschichtlich zu Erweisende mag etwa dieses sein: Aurelia war eine Römerin, darauf deutet ihr Name; ihr Leben fällt in die letzte Zeit der Römerherrschaft am Rhein; durch die Römer aber war das Christenthum zuerst unsern Vorfahren am Rhein, keltischen Stammes, bekannt geworden. Seit dem 9ten Jahrhundert findet sich Aurelia in unseren Martyrologien, Brevieren, Ritualbüchern als Jungfrau bezeichnet. Sie kam in Begleitung einiger gleichgesinnter Frauen (die Sage nennt Einbeth, Warbeth, Witbeth, deutschklingende Namen) in unsre Rheingegend. Sie mag durch irgend eine That oder ein Streben des Glaubens oder der Liebe dem Christenvolke werth geworden sein, also daß ihr Andenken die Zerstörung der ersten römischchristlichen Einrichtungen durch den Alamannensturm im 5. Jahrhundert überdauerte. Sie soll an einem 15. October zu Ende desselben Jahrhunderts zu Straßburg gestorben sein. Ihr Sarg und Reliquien wurden in der Kirche St. Aurelien zu Straßburg aufbewahrt und wurden vom Volk als wunderwirkend verehrt. Zur Stärkung dieses Wunderglaubens wurde in späteren Zeiten allerlei Schauerliches erzählt, z. B. als einer den Sarg der Aurelia aufbrechen wollte, sei der Teufel in ihn gefahren, so daß er in seiner Wuth seine eigenen Hände und Füße aufgefressen; ein andermal war ein Haufe von Straßburger Bürgern, das Fest der heiligen Aurelia verachtend, am 15. October, dem Aurelientage, hinaus an die Rothe Kirche gegangen, um einen Graben vom Schlamme zu säubern, mehr als zwanzig derselben aber starben plötzlich. So suchte der Aberglaube von jeher die Menschen weit eher zu schrecken, als sie zu trösten.

Die Kirche St. Aurelien zu Straßburg stand lange Zeit außerhalb der Ringmauern und sagt Königshofen: „Was gar schön und lustlich und gemühtig von mitten wasser und weiden." Bischof Ruthard soll dieselbe um das Jahr 940 haben neu erbauen lassen und übergab das Patronat und die Gefälle derselben dem Stift St. Thomä. Bischof Heinrich von Vahringen und Papst Honorius III. bestätigten 1249 diese Schenkung.

St. Aurelien blieb nun die Pfarrkirche der Gärtner jenes Stadttheils. Diese nahmen in der Reformationszeit die evangelische Lehre mit heißem Eifer an. Martin Butzer ward ihr erster Prediger. Im Jahr 1524 wurde der Sarcophag der heiligen Aurelia aufgebrochen; man fand darin eine Menge Knochen, die nie zu einem menschlichen Körper gehört haben konnten. Die Knochen und der Sarcophag wurden weggeschafft und die Krypte zugeworfen. An die Stelle der alten baufälligen Kirche wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine neue schöne, evangelische Kirche erbaut und im Mai 1765 eingeweiht; nur der alte Thurm steht noch zum Zeugniß für Aurelia. Heil dem, dessen Name bleibt ewiglich, wenn auch seiner Werke hienieden vergessen wird! und wenn selbst unsers Namens auf Erden nicht mehr gedacht wird, so möge er doch im Himmel angeschrieben sein!

T. W. Röhrich in Straßburg †.

150. Benedictus von Nursia.

21. März.

Wie man auch immer über das Mönchthum urtheilen mag, so viel ist gewiß, daß die abendländische Christenheit dem Benedictiner Orden einen großen Theil ihrer Bildung verdankt. Durch Benedictiner wurde das Christenthum bei uns ausgebreitet; in ihren Klöstern fand im Mittelalter die Wissenschaft ihre Pflege und auch nach der Reformation war es dieser Orden besonders, der sich durch schöne Gelehrsamkeit, namentlich durch die Herausgabe der Kirchenväter und kirchenhistorischen Werke ein großes Verdienst erwarb. Der Stifter dieses Ordens, der „Patriarch des abendländischen Mönchthums," ist Benedict von Nursia.

Die Stadt Nursia, die im Jahr 1702 durch ein Erdbeben beinahe ganz zerstört worden ist, lag in Umbrien (dem Herzogthum Spoleto) am Fuße der Apenninen, und schon die alten Dichter, wie Virgil, erwähnen ihrer als einer unter kaltem Himmelsstriche gelegenen, häufigem Frost ausgesetzten Stadt. Hier wurde im Jahr 480 Benedict zugleich mit seiner Zwillingsschwester Scholastica geboren. Der Vater, Eutropius, stammte aus dem ansehnlichen Hause der Anicier, die Mutter, Abundantia, aus der Familie der Riguardati. Schon als Kind soll Benedict nach der Legende viele Wunder verrichtet haben. Wir halten uns bei diesen nicht auf, sondern bemerken nur, daß der Knabe, nachdem er sein siebentes Jahr zurückgelegt hatte, von seinem Vater nach Rom gebracht wurde, um dort zu studiren. Allein nach fünfjährigem Aufenthalt daselbst floh Benedict (492) bloß in Begleitung seiner Amme, die ihm treu anhing, heimlich aus der Stadt, um sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Erst ließ er sich in Aufidena nieder, wo er die Einwohner von dem Götzendienst entwöhnte, dem sie noch ergeben waren. Bald darauf ging er nach dem eine geringe Strecke von Aufidena entfernten Subjaco (Sublaco), eine Tagreise von Rom. Engel sollen ihn dahin geleitet haben. Dort zog er sich in eine Höhle

zurück, und sah niemanden, außer dem in einem benachbarten Kloster wohnenden Mönch Romanus, der ihn in seinem Vorsatze, der Welt zu entsagen, bestärkte und ihn (wie die Klostersage berichtet) als Mönch einkleidete. Wichtiger für Benedicts inneres Leben war, daß er durch diesen frommen Mann auf die heilige Schrift hingewiesen und mit ihren Schätzen bekannt gemacht wurde. Benedict selbst bezeugt, daß ihm von nun an die h. Schrift ein Licht auf seinem Wege geworden sei; an ihr fand seine Seele die rechte Nahrung. Gottes Wort ward ihm süßer als Honig und Honigseim. Er erkannte in ihm die stärkste Waffe gegen alle Versuchungen der Sünde und des Fleisches. Diesen setzte Benedict (nach dem Geiste der Zeit) auch häufiges Fasten und mancherlei Peinigungen entgegen, wie sie das Mönchthum in den seltsamsten und ausgesuchtesten Formen aufzuweisen hat. Nachdem er 3 Jahre in der Einsamkeit zugebracht hatte, wobei Romanus für seinen Unterhalt sorgte,[1]) (auch die umher wohnenden Hirten besuchten ihn bisweilen, um Worte des Lebens aus seinem Munde zu vernehmen) ließ er sich bereden, Vorsteher (Abt) eines in der Nähe liegenden Klosters zu werden. Allein die Widerspenstigkeit der dortigen Mönche, die sich seiner strengen Zucht nicht unterwerfen wollten (man stellte sogar seinem Leben nach), bewog ihn, sich auf's Neue in die Einsamkeit zurückzuziehen. Sodann errichtete er selbst nach und nach Klöster in der Umgegend; zwölfe werden uns von der Sage genannt, deren jedes er wieder mit zwölf Mönchen bevölkerte. Einige der Mönche behielt er in seiner Nähe. Unter den Schülern, die er heranzog, sind besonders Maurus und Placidus zu nennen. Der Erstere, der Sohn eines gewissen Equilius war 12, der Letztere, des Tertullus Sohn, 7 Jahr alt, als sie dem frommen Meister zugeführt wurden. Auch hier war indessen Benedict vor Verfolgungen nicht sicher. Nachdem er den Nachstellungen des neidischen Priesters Florentius, wie die Legende berichtet, durch ein Wunder entgangen war, begab er sich im Jahr 528 nach dem Castrum Casinum, einer hoch gelegenen und verfallenen Burg

[1]) Er ließ ihm das Brot, das er mit ihm theilte, an einem Stricke über den Felsen hinunter, der das Kloster von der Grotte Benedicts trennte. Dieser gab, wenn er Speise bedurfte, das Zeichen mit einer Glocke. Als der Teufel dieses Werk aus Neid zerstört hatte, ward durch einen frommen Presbyter für ihn gesorgt, den ein göttliches Gesicht angewiesen hatte, seine Ostermahlzeit mit ihm zu theilen.

in der Provinz Terra di Lavoro, zwischen Subjaco und Neapel. Auch in dieser Gegend wucherte noch das alte Heidenthum. Apollo hatte daselbst einen Tempel und einen geweiheten Hain. Benedict schritt kräftig ein, er zerstörte das Götzenbild und den ihm geweihten Altar, verbrannte den Hain und weihete den Tempel dem Dienste des h. Martinus und des Apostels Johannes. Hier wurde denn das große Stammkloster des Benedictiner Ordens angelegt, das den Namen Monte Cassino führt. Der König der Ostgothen, Totilas, bewies dem heiligen Manne alle Achtung und nahm von ihm Zurechtweisung an. Nach einem segensreichen Wirken, das von der Zeit als ein durch höhere Kraft getragenes begriffen und von der Mönchssage in's Wunderbare ausgeschmückt wurde, starb Benedict, nachdem er seinen Tod vorausgesagt haben soll, den 21. März 543. Noch ein neues Kloster hatte er zu Terracina gestiftet. Die Abtei von Monte Cassino wurde 589 durch die Longobarden zerstört und erst nach einem Jahrhundert wieder aufgebaut. Eine abermalige Verwüstung trat 884 durch die Araber ein. Doch erstand das Kloster wieder aus seinen Trümmern und nahm in der Folge eine weit großartigere Gestalt an, als die ursprüngliche gewesen war.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem von Benedict gestifteten Orden selbst, seinen Regeln und seiner Geschichte. Das Mönchthum hatte im Morgenlande seinen Ursprung und hatte dort frühzeitig einen rein beschaulichen Charakter angenommen, so daß der heilige Ernst und die Gluth der Andacht bisweilen in finstere Schwärmerei ausarteten, während besonnene Männer, wie Basilius d. Gr. durch weise Vorschriften und durch eigenes Beispiel das unverkennbar in der Zeit liegende und durch die Verhältnisse der Zeit gerechtfertigte Streben nach innerer Vertiefung regelten und ihm einen würdigen, den Bedürfnissen der Zeit entsprechenden Ausdruck zu geben suchten. Durch morgenländische Lehrer, wie namentlich durch Athanasius, der in der arianischen Verfolgung sich in's Abendland geflüchtet hatte, war der Sinn für die mönchische Lebensweise auch dahin verpflanzt worden; namentlich hatte die von diesem Kirchenvater verfaßte Lebensbeschreibung des h. Antonius, des ersten Einsiedlers, großen Einfluß auf die Gemüther. Auch Hieronymus, Ambrosius, Augustinus redeten in verschiedener Weise und von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, dem Mönchthum das Wort. Sodann war es in den ersten Zeiten des 5ten Jahrhun-

derts der Mönch Johannes Cassianus, der als Vorsteher eines Klosters zu Massilia (Marseille) die morgenländischen Mönchseinrichtungen auf das Abendland übertrug. Der Mann aber, der recht eigentlich die orientalische Pflanze dem abendländischen Boden dergestalt anzupassen verstand, daß sie den fremdartigen Ursprung vergessen ließ, der gewissermaßen aus den vorhandenen Elementen eine neue Schöpfung in's Dasein rief, war eben Benedict. Was seine Regel auszeichnete, war die beständige Rücksicht auf die mehr praktischen Bedürfnisse des Abendlands. Die Regel verleugnete nicht den Geist der Askese (der Selbstbeschränkung und strengen Enthaltsamkeit), wie er dem Mönchthum eigen ist, aber sie vermied die Uebertreibung und suchte dem rein beschaulichen Leben ein Gegengewicht zu geben in der Arbeitsamkeit und in der Sorge für geistliches und leibliches Wohl Anderer. Mit richtigem Takte wußte er was Klima und Lebensweise des Abendlands erforderten, bei seinen Vorschriften zu berücksichtigen, ohne deßhalb in Schlaffheit und falsche Anbequemung an die Schwachheit der Menschen zu verfallen. So gestattete er unter anderm seinen Mönchen den Genuß des Weines, aber in beschränktem Maaße; auch ließ er den Aebten eine gewisse Freiheit, je nach dem Wechsel der Jahreszeiten und der physischen Beschaffenheit der Personen, Ausnahmen von der Regel eintreten zu lassen. Der Gehorsam gegen den Abt war die Grundlage aller übrigen Verordnungen. In ihm sollten die zur Gemeinschaft verbundenen Brüder ihren Vater, in ihm den sichtbaren Stellvertreter Christi erblicken. Erst nach einem Probejahre wurden die Glieder des Ordens in denselben aufgenommen, nachdem sie sich durch ein Gelübde zu unbedingtem Gehorsam gegen den Abt und zu lebenslänglichem Verbleiben im Kloster verbindlich gemacht hatten. Eine durch Barmherzigkeit gemilderte Strenge, Besonnenheit, Demuth, innige Liebe zu Gott und Christus sollten die Tugenden sein, durch die der Abt seinen Untergebenen vorleuchtete. — Die Kleidung der Benedictiner bestand (und besteht noch) in einer schwarzen Kutte, daher sie auch die schwarzen Mönche hießen, zum Unterschiede von andern, die zum Theil aus den Benedictinern hervorgegangen sind; wie die Cluniacenser (913), die Camaldulenser (1012), die Vallombrosaner (1073), der Orden von Grandmont (1080), die Cistercienser (Bernhardiner, 1153, die sich durch weiße Kleidung unterscheiden), die Fontebraldiner (Orden von Fontevraud), die Humiliaten, Cölestiner u. a. m. Auch die

geistlichen Ritterorden, wie die Johanniter und Templer schlossen sich zum Theil an die Benedictiner Regel an. — Nach der Reformation suchte auch das Mönchthum der katholischen Kirche sich innerlich zu erheben, und so nahm auch der Benedictiner Orden einen neuen geistigen und wissenschaftlichen Aufschwung. Besonders hat sich die Congregation des h. Maurus durch Gelehrsamkeit und auch durch lebendige Frömmigkeit mehrerer ihrer Mitglieder ausgezeichnet. K. R. Hagenbach in Basel.

151. Gregor der Große.

12. März.

In den Glasgemälden alter Kirchen wie auf den Flügelthüren ihrer Altarschränke findet man wohl vier Heilige abgebildet, die quattuor doctores ecclesiastici, die vier kirchlichen Lehrer, im Gegensatze zu den späteren Scholastikern auch doctores antiqui, die alten Lehrer, genannt: Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Gregorius. Sie waren im ganzen Mittelalter die Lehrer entscheidenden Ansehns, und noch im Anfange der Reformationszeit, als schon von den Evangelischen die „neueren Lehrer," die Scholastiker, entschieden verworfen waren, machten die Vermittelnden den Versuch, ob die auf die Schrift sich Berufenden nicht wenigstens unter das Ansehen jener älteren sich beugen und durch deren Lehren die Schriftauslegung bestimmt sein lassen würden. Der Versuch mißlang. Man konnte nicht zugeben, daß die heil. Schrift, die höchste Norm, dem Ansehn irgend eines Menschen unterstellt würde. Aber darum hat die evangelische Kirche der Gemeinschaft mit jenen Vätern und Lehrern aus der alten Zeit nicht entsagt, sondern verehrt sie mit schuldigem Danke als Zeugen Christi. Ihre Namen müssen dem Gedächtnisse aller Christen werth bleiben und wie deshalb früher den drei ersten besondere Blätter des Gedächtnisses gewidmet sind[1]), so soll nun auch dem letzten geschehen. Freilich können wir Evangelische, wenn wir uns Gregors des Großen Bild vorführen, ihn nicht, wie das Mittelalter that und die römische Kirche noch thut, als Lehrer und Theologen feiern. In der Theologie erreichte er überhaupt jene drei Vorgänger nicht, und was man

[1]) Vergl. oben S. 98. 108. 116.



ihm hierin etwa als eigenthümlich zuzuschreiben hat, ist nichts weniger, als evangelisch. Für uns hat er Bedeutung als Mann der Kirche; als solchen wollen wir ihn kennen lernen. Und wir handeln durchaus in seinem eigenen Sinne, wenn wir die von der Nachwelt in ungebührender Weise ihm gespendete Verehrung nach dieser Seite hin beschränken, denn er selbst hielt gar nicht hoch von seiner Gelehrsamkeit und war übel damit zufrieden, daß schon Zeitgenossen anfingen, wegen dieser ihn als eine Autorität zu betrachten.

Gregor war der Sohn des Gordianus, eines angesehenen Römers aus dem Senatorenstande, und der Sylvia, einer durch Frömmigkeit ausgezeichneten Frau, welche später unter die Heiligen der römischen Kirche versetzt ward. Als das Jahr seiner Geburt kann zwar nicht mit voller Bestimmtheit, aber doch großer Wahrscheinlichkeit 540 angegeben werden. Auch über seine Jugendzeit fehlen uns genügende Nachrichten. Daß seine Ausbildung keine besonders sorgfältige gewesen sein kann, zeigen uns seine spätern Schriften. Doch hat man ihm deswegen keine Abneigung gegen das Studium zuzuschreiben; die Schuld lag vornehmlich an der Ungunst der fast aller Wissenschaft baaren, durchaus verwilderten Zeit. Gregor zeigte sich später, wie dies einem Römer aus solchem Stande ziemte, mit der Rechtswissenschaft ziemlich vertraut und war auch in den Schriften der lateinischen Kirchenväter, besonders des Augustinus, gut bewandert. Dagegen blieb ihm die griechische und die hebräische Sprache wie die klassische Literatur überhaupt fremd, und eben hierauf mag der dem Mönchswesen und der ganzen mönchischen Weltanschauung zugewandte Sinn seiner Mutter nicht ohne Einfluß geblieben sein. Wir treffen bald auch bei dem Sohne diesen Sinn, der ihn die nicht ohne Erfolg betretene weltliche Laufbahn nach dem Tode des Vaters verlassen und die Stille des Klosters aufsuchen ließ. Um das Jahr 574 nämlich war Gregor vom Kaiser zum Prätor von Rom ernannt und die Liebe der Römer, welche ihm zu Theil ward, bezeugt, daß er die Pflichten dieses Amtes auch unter den schwierigen Verhältnissen, unter welchen er es überkam, auf das Beste zu erfüllen wußte. Doch erkannte er die Gefahren, welche gerade aus dieser eifrigen Pflichterfüllung ihm erwuchsen. Die vielen Geschäfte zerstreuten ihn; er merkte, daß die Ehrenbezeugungen ihn blendeten, daß die Versuchung, dem Weltdienste und seiner Eitelkeit zu verfallen, ihm nahe getreten sei. Da gedachte er der frommen Vorsätze seiner Jugend und beschloß,

seinen Lebensgang zu ändern. Er wollte der Welt entfliehen und that dies auf dem Wege, den man damals für den sichersten hielt. Nach Verkauf seiner Güter baute er von seinem Vermögen sieben Klöster, sechs in Sicilien und eins in Rom in seinem auf dem Cölischen Berge gelegenen Hause. In dies letzte trat er selbst als Mönch ein. Wie ernst es ihm mit dieser Lebensänderung war, bewies er durch die strengste Erfüllung aller Mönchspflichten. Er schonte sich so wenig, daß sein ohnehin schwacher Körper fast erlag und nie wieder die volle Gesundheit erlangte. Dabei richtete er sein Herz fest auf die himmlischen Dinge und erquickte sich an stiller Betrachtung, während seine aufrichtige Demuth ihm die Liebe aller Klostergenossen gewann. Doch nicht lange sollte er in dieser ihn beseligenden Stille bleiben. Der römische Bischof erkannte in ihm einen Mann, dessen Gaben und dessen Eifer man im Dienste der Kirche verwenden müsse und nöthigte ihn gegen seinen Willen die Mauern des Klosters zu verlassen. Gregor ward etwa um 577 zum siebenten Diakonus in Rom ernannt; und schon sehr bald eröffnete sich ihm ein viel weiterer Wirkungskreis. Als Pelagius den römischen Bischofsstuhl bestiegen hatte, sandte er 579 Gregor als Apokrisiarius, d. h. als seinen Geschäftsträger nach Constantinopel an den kaiserlichen Hof. Mehrere Mönche seines Klosters folgten ihm und er freute sich, in ihrer Gemeinschaft das klösterliche Leben fortsetzen zu können; aber darüber versäumte er jetzt die ihm aufgetragenen Geschäfte nicht. Sein Aufenthalt in der Kaiserstadt, der ihm persönlich mehrere Freunde erwarb, mit denen er Zeit Lebens in herzlicher Liebe verbunden blieb, war auch für den, der ihn gesandt hatte, ja für die römische Kirche ein erfolgreicher. Es gelang Gregor, den Kaiser Tiberius mit dem Bischofe von Rom auszusöhnen, und auch das Vertrauen des nächsten Kaisers, Mauritius, gewann er in hohem Maße.

Im Jahre 585 war er nach Rom zurückgerufen, vielleicht weil man dort seines Rathes bedurfte, jedenfalls sehr seinem Wunsche entsprechend, denn er sehnte sich längst zurück nach der Ruhe des Klosters. Allein diese ward ihm im vollen Maße nicht mehr zu Theil, denn bald nach der Rückkehr wählten die Mönche des Klosters ihn zum Abte desselben und Pelagius nahm seine Mitwirkung für die wichtigsten Angelegenheiten der Kirche in Anspruch. Schon in dieser Zeit faßte er den Plan, selbst nach England zu ziehen und die heidnischen Angeln zu bekehren. Der Papst willigte ein und

Gregor begab sich auf die Reise; aber die ungestüme Sehnsucht des Christenvolkes der Stadt nöthigte den Papst, ihn nach drei Tagen zurückzurufen. Er mußte in Rom bleiben, verlor aber die Angeln nicht aus den Augen und aus dem Herzen und sandte ihnen später seinen Freund Augustinus, der das ihm unmöglich gemachte Werk ausführen sollte; vgl. unten Nr. 158.

Dieselbe Zuneigung des Volkes, welche ihn so hinderte, dem Wunsche seines Herzens zu folgen, erhob ihn bald, ebenfalls gegen seinen Wunsch, in die Stellung, in welcher er seine ganze Thatkraft entfalten konnte und in welcher er in vieler Beziehung der Kirche aller Zeiten ein musterhaftes Vorbild gab. Im Herbst 589 entstand in Folge einer Tiberüberschwemmung eine ansteckende Krankheit in Rom, welche große Massen des Volkes und bald auch den Papst Pelagius dahinraffte. Von allen Seiten bezeichnete man Gregor als seinen Nachfolger und alles Weigern, ja selbst die Flucht half diesem nichts; er mußte, als die Bestätigung vom Kaiser eingetroffen war, die auf ihn gefallene Wahl annehmen. Gegen seinen Willen war Gregor Bischof von Rom geworden; als dies aber geschehen war, wollte er auch ganz das sein, was er hieß. Er hatte eine hohe Meinung von der kirchlichen Aufgabe und Bedeutung des römischen Bischofes. Darum richtete er all' sein Bestreben darauf, die Wirklichkeit dieser Ueberzeugung gemäß zu gestalten, und es gelang ihm derartig, daß man ihn wohl den ersten Papst genannt hat. Seine ganze Seele lebte in seiner Pflicht; ihr gegenüber ließ er alles Persönliche zurücktreten. Wohl hat er seine Stellung und die durch sie gegebenen Pflichten nicht immer richtig aufgefaßt und nicht alle Mittel, welche er zur Erreichung seiner Zwecke erwählte, können vom christlichen Standpunkte aus gebilligt werden; aber jene falsche Auffassung darf man nicht ihm persönlich zur Last legen; sie war ein Irrthum der Kirche seiner Zeit und auch zu den angedeuteten Fehlgriffen kam er durch die fast allgemein herrschenden Anschauungen. Und achtet man, dessen eingedenk, dann auf ihn selbst, so wird man trotz aller seiner Irrthümer seine hingebende Thätigkeit im Dienste der Kirche bewundern, seine kräftige, aber dabei selbstlose und demuthsvolle Lenkung derselben rühmen müssen.

Die Zeitlage, in welcher Gregor den bischöflichen Stuhl Roms bestieg, war eine höchst schwierige und unglückliche. Seit zwei Jahrhunderten war Italien der Schauplatz der wildesten Kämpfe ge-

wesen und noch immer konnte man keine Hoffnung auf einen dauernden Frieden fassen. Die Macht des römischen Reiches war im ganzen Westen durch die heranstürmenden deutschen Völker gebrochen, der größte Theil des bisherigen Gebietes war an sie verloren. In Italien besaß der Kaiser zwar noch eine Provinz, die von Ravenna aus durch einen Statthalter, den Exarchen, regiert ward. Zu ihr gehörte auch Rom. Aber auch dieser Rest des Westreiches war den unaufhörlichen Angriffen der Langobarden ausgesetzt, welche den Norden Italiens beherrschten und auf ihren verwüstenden Zügen nicht nur Rom bedrohten, sondern bis an die Südgrenzen der Halbinsel vordrangen. Die Macht des Kaisers war zu schwach, um diesen so ausgesetzten Theil seines Reiches nachdrücklich zu schützen, dem Exarchen fehlte es oftmals selbst an dem guten und ernstlichen Willen hierzu und doch wollte man dem römischen Bischofe nicht gestatten, in solcher Noth selbst und auf eigne Verantwortung hin mit dem Feinde Frieden zu schließen. Die Folge dieser langandauernden Kämpfe war, daß alle Künste des Friedens darnieder lagen und mehr und mehr Verwilderung einriß. Von wissenschaftlicher Bildung war auch in Italien wenig mehr zu finden und die Zuchtlosigkeit hatte nicht nur alle weltlichen Kreise ergriffen, sondern auch im geistlichen Stande und den von Benedict erst kurz zuvor geordneten Mönchsgenossenschaften überhand genommen. Dazu kam die tiefgehende Störung und Zerrüttung des ganzen kirchlichen Organismus. Schon im zweiten Jahrhunderte hatte Rom in der abendländischen Kirche als der Todesort der Apostel Petrus und Paulus eine hervorragende Stellung gewonnen. Zwar war von einer Unterwerfung der übrigen Bischöfe und ihrer Gemeinden unter den römischen noch durchaus keine Rede; alle Bischöfe galten als gleichberechtigt; aber unter diesen gleichberechtigten ward doch der römische Bischof Roms wegen und als der auf dem Stuhle Petri Sitzende als der Erste angesehen. Man räumte ihm allgemein einen Ehrenvorrang ein; in Rom, der Stätte gewisser apostolischer Ueberlieferung fragte man in zweifelhaften Fällen um Rath; ja seit dem vierten Jahrhunderte hatte man dem dortigen Bischofe bei Streitigkeiten auch entfernter Bischöfe ein wenngleich beschränktes Recht der Entscheidung eingeräumt. So war die alte Weltstadt auf natürlichem Wege, nicht, wie man vorgiebt, durch ausdrückliche göttliche Anordnung, wieder zu einer Art kirchlicher Hauptstadt geworden. Doch auch diese

Stellung hatten dieselben Völkerstürme, welche Roms Weltherrschaft brachen, gewaltig erschüttert. Die Mehrzahl der deutschen Völkerschaften, von denen die seitherigen römischen Provinzen besetzt waren, hatten sich der arianischen Ketzerei angeschlossen; mit ihnen also, den Leugnern der Gottheit Christi, konnte Rom nicht in kirchliche Gemeinschaft treten; und sie, die Herren, hinderten die Bewohner der eroberten Gebiete vielfach, die bisher bestandene Kirchengemeinschaft mit Rom zu unterhalten und zu pflegen. Aber auch nicht einmal diejenigen Theile der abendländischen Kirche, in welchen Glaubensgemeinschaft herrschte, waren unter sich einig. Es bestanden Spaltungen, welche den Wirkungskreis des römischen Bischofs noch mehr beschränkten.

So verwickelt und schwierig waren die Verhältnisse, als Gregor den Bischofssitz einnahm. Sie erforderten einen ganzen Mann; und eben der trat ihnen in Gregor entgegen. Er kannte die Sachlage auf das Genaueste; mit dem Umfange der Mittel, die ihm zu Gebote standen, war er vertraut, und wußte sehr wohl, sie rechtzeitig und zweckmäßig zu verwenden. Seine Ueberzeugung von der Würde des Amtes, das er überkommen, war eine feste und darum sein Muth und seine Standhaftigkeit in Erfüllung der damit übernommenen Pflichten auch in den schwierigsten Augenblicken unerschütterlich.

Seine erste Bemühung war darauf gerichtet, dem schwerbedrückten Lande und der Stadt den so lang entbehrten Frieden zu geben, aber sein Arbeiten nach dieser Richtung war fast ganz ohne Erfolg. Die meisten der einander folgenden Exarchen in Ravenna widerstrebten ihm, und auch der kaiserliche Hof wollte von einem mit Abtretungen zu erkaufenden Frieden nichts wissen. Der Kampf mit den Langobarden begann immer aufs Neue, denn auch als Gregor 592 für sich Frieden mit den Feinden schloß, brach der kaiserliche Feldherr diesen. Die römische Kirche mußte trotz der unermüdlichen Friedensbestrebungen ihres Bischofs die Leiden des Krieges weiter erdulden. Doch suchte Gregor diese unvermeidlich gewordenen, so weit es ihm möglich war, wenigstens zu lindern, indem er mit den Mitteln der Kirche und unter strenger persönlicher Einschränkung eine großartige Wohlthätigkeit entfaltete. Mit größter Sorgsamkeit ordnete er die Vermögensverhältnisse der römischen Kirche; über die zum Theil sehr zerstreuten Güter derselben setzte er tüchtige Verwalter, welche die Einnahmen erheben mußten,

aber dabei die Pachtbauern nicht schinden durften. So konnte er über beträchtliche Geldsummen verfügen und was davon nicht für die Bedürfnisse der Kirche gebraucht ward, gehörte den Armen.

Ernsten Sinnes war er dann auf eine Reformation der Kirche und die Abstellung der eingerissenen Mißbräuche bedacht, und hiermit begann er am römischen Hofe selbst. Allen Luxus in seiner Umgebung entfernte er; er selbst befliß sich der Einfachheit in der Kleidung, der ganzen Lebensweise, und verlangte ein Gleiches von seinen Untergebenen. Alle Laien entfernte er aus seinem Dienste; nur Geistliche und Mönche sollten ihm Hausgenossen und Vertraute sein, denn, sagte er, wer den Herrschersitz inne hat, soll sich mit solchen Zeugen umgeben, die ihn auch in der Zurückgezogenheit seines Lebens sehen und daraus ein Vorbild rechten Wandels entnehmen können. Doch mag bei dieser Zurückdrängung der Laien die damalige falsche Ueberschätzung des geistlichen Standes mitgewirkt haben. Wenn Gregor aber die Geistlichen und die Mönche so hoch stellte, so steigerte er auch die Forderungen, die er an sie richtete. Er stellte sie unter strenge Aufsicht und Zucht; nur tüchtige Geistliche sollten erwählt werden; die in ihrem Amte Lässigen ermahnte er ernst und entfernte die Unwürdigen schnell. Was er von ihnen verlangte, zeigt die zu Anfang seines Pontifikats von ihm verfaßte regula pastoralis, eine ausgezeichnete Schrift voll trefflicher Winke für die Führung des geistlichen Amtes, die noch bis weit ins Mittelalter hinein den Priestern zur Richtschnur vorgelesen, deren Besitz vielfach von ihnen verlangt ward. — Ebenso sorgte er für Zucht und Ordnung in den Klöstern. Man hat ihn wohl den Vater der Mönche genannt, und es ist wahr: er war ihnen mit einer Vorliebe zugethan, die von Einseitigkeit nicht freigesprochen werden kann. Die Meinung der Zeit, daß das Mönchsleben ein sonderlich Gott wohlgefälliges sei, beherrschte auch ihn; darum gründete er Klöster, wo die Gelegenheit sich gab, und stattete sie mit hinreichenden Gütern aus. Aber seine Liebe war keine blinde. Darum, wie sehr er auch den Eintritt ins Kloster wünschte, hielt er doch streng darauf, daß hierbei keine Ungesetzlichkeiten vorkämen, daß Niemandem ein Zwang geschähe und Keiner in zu jungen Jahren aufgenommen würde. Dazu trat er den in der letzten Zeit eingerissenen Ausartungen entgegen und verbot besonders, daß Mönche und Nonnen unnöthiger Weise außerhalb des Klosters sich aufhielten. — Die Wache über Zucht und Ordnung

in der Kirche lag ja vornehmlich den Bischöfen ob. Um so mehr ließ Gregor es sich angelegen sein, darauf hinzuwirken, daß nur tüchtige und würdige Männer zum Bischofsamte gewählt würden. In die Wahl selbst mischte er sich nicht, aber er hielt darauf, daß die kanonischen Bestimmungen dabei streng beobachtet würden, und bestätigte nur solche, von deren Tüchtigkeit er sich vergewissert hatte. Vornehmlich trat er der Unsitte entgegen, daß man die Wahl mit Geld oder Geldeswerth erschlich, wie er auch für die ganze Amtsthätigkeit der Geistlichen nicht gelten lassen wollte, daß sie für irgend eine Handlung Lohn oder Bezahlung in Anspruch nähmen. Und auch hierin ging er Allen mit dem löblichsten Beispiele voran, denn an Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit übertraf ihn Keiner. So nahm Gregor die Reformation der verfallenen Kirche mit fester Hand in Angriff, und wenn wir schon sagen müssen, daß er den Grundschaden nicht erkannte und darum auf seine Heilung nicht hinwirken konnte, so blieb diese Arbeit strengen sittlichen Ernstes nicht ohne gute Wirkungen.

Nicht minder lag es ihm am Herzen, die vielfach geschädigten Ansprüche und Gerechtsame der römischen Kirche zu vertheidigen und daraus erwuchsen ihm die heftigsten Kämpfe. Denn einmal wollten nicht alle Bischöfe in diese Ansprüche einwilligen. Vornehmlich die Metropoliten widerstanden und am meisten von Allen der Patriarch von Constantinopel. Dieser hielt sich zum Mindesten für gleichberechtigt und nahm, um dies zu bekunden, den Titel episcopus universalis oder allgemeiner Bischof an. Allein das tadelte Gregor auf das Schärfste, und brach, als jener dem Titel nicht entsagen wollte, die Kirchengemeinschaft mit ihm ab. Ein solcher Titel sei, was freilich die spätern Päpste nicht mehr wahr haben wollten, ein Zeichen unverzeihlichen Hochmuthes, und setze alle anderen Bischöfe herab: Niemand solle sich seiner bedienen; auch er, der römische Bischof, der es doch der Stellung nach am ersten könnte, wolle ihn sich nicht zulegen, wie er es denn auch zurückwies, wenn man ihn Papa nannte. Harte Kämpfe entstanden über diesen Ansprüchen, aber durch unerschütterliches Ausharren setzte Gregor sie fast immer durch und befestigte so wieder das Ansehen des römischen Bischofs im Abendlande, ohne daß er darum schon die unbedingt herrschende Stellung für ihn verlangt hätte, welche später das immer mehr entartende Papstthum erstrebte und auch vorübergehend errang. — Daneben ward er auch in Streitig-

keiten mit den Kaisern und ihren Statthaltern verwickelt. Denn diese, welche die morgenländische Kirche in schmählicher Weise knechteten, wollten ähnlich auch die abendländische beherrschen. Gregor dagegen, und man kann ihm dies nur zum Verdienste anrechnen, war darauf aus, die Kirche gegen die Eingriffe der Despoten zu schirmen und ihre Freiheit zu sichern. Allerdings sah er sich hierbei öfter veranlaßt, die Rolle eines Diplomaten zu spielen; seine Briefe an die Kaiser und ihre Vertrauten enthalten oft mehr des Schmeichelnden, als einem Bischofe geziemt. Doch fehlt es auch nicht an offenen und mannhaften Erklärungen und man darf nicht vergessen, daß seine Lage eine sehr schwierige war. Dabei bekundete er wieder seinen klaren Blick. Es entging ihm nicht, daß die Macht des Kaisers, die ihn vielfach belästigte, doch nicht hinreichend sei, um Rom wirksam zu schützen, sondern in Italien mehr und mehr den Fuß verliere. Er erkannte, wie im Abendlande das Reich der selbst von den Langobarden gefürchteten Franken mächtig aufstrebte[1], und so setzte er sich, da die Franken den orthodoxen Glauben angenommen hatten, mit ihnen in Verbindung. Dies und die Unterstellung Britanniens unter Rom war ein Ereigniß von der größten Bedeutung, grundlegend für die ganze Geschichte des Mittelalters. — Man hat nun wohl Gregor wegen seiner Bemühungen für die Machtstellung Roms schwere Vorwürfe gemacht; und gewiß ist nicht Alles, was er dafür that, zu billigen; aber man ist im Tadeln doch zu weit gegangen. Persönliche Herrschsucht kann man ihm nicht vorwerfen; er war aufrichtig und von Herzen demüthig. Und was er für Rom beanspruchte, galt in seinen Augen, und nicht blos in den seinigen, sondern in den Augen der meisten abendländischen Christen als gutes Recht der römischen Kirche. Dies bestehende Recht wollte er zur Anerkennung bringen, und sprach dabei oft genug aus, daß es ihm keineswegs in den Sinn komme, die Rechte Anderer zu kränken.

Doch mit alledem sah er seine Aufgabe noch nicht erfüllt. Er wußte, daß es dem Priester vor Allem zukomme, das Volk zu lehren. Darum verlangte er von den Bischöfen, daß sie predigen sollten, und ließ sich selbst das Predigen angelegen sein, soweit seine vielen Geschäfte und seine geschwächte Gesundheit es erlaubten. Noch mehrere Sammlungen seiner Homilien sind uns erhalten, und zeigen, wie er in einfacher und praktisch erbaulicher Weise die Schrift auslegte. Er hatte nicht nur große Liebe zum Worte Gottes, son-

dern auch hohe Achtung vor ihm und dachte noch nicht daran, ihm die kirchliche Ueberlieferung gleich zu stellen oder gar überzuordnen. Aber seine, d. h. die damals herrschende Weise der Schriftauslegung war eine falsche und ließ ihn in mancherlei Irrthümer gerathen, oder vielmehr schützte ihn nicht davor. Man war nämlich überzeugt, daß es neben dem einfachen Wortsinne noch einen mehrfachen, nicht gleich beim ersten Blicke findbaren tieferen Sinn der Schrift gebe. So beugte man sich denn nicht unter das einfache, klare Wort, sondern hielt sich nur allzuoft für berechtigt, eigene Weisheit den Worten der Schrift unter und in sie einzulegen. Ein Muster dieser Schriftbehandlung ist das berühmteste Buch Gregors, eine Auslegung des Buches Hiob, seines Inhaltes wegen gewöhnlich Moralia genannt. Dies Werk bietet für das Verständniß des biblischen Buches soviel wie nichts, enthält dagegen eine Fülle von nicht werthlosen moralischen Betrachtungen, welche es den Zeitgenossen und der Folgezeit so lieb und nutzbar machten. — Wie Gregor mit Eifer das Predigtwesen hob, so wandte er auch dem geistlichen Gesange seine Aufmerksamkeit zu. Er sorgte für die Vereinfachung des seit den Zeiten des Ambrosius kunstvoll ausgearteten, nahm ihm den regelmäßigen Rhythmus und entzog ihn der Gemeinde. Ebenso wird ihm die Einführung von vier neuen Kirchentönen wie von einer festen Musikschrift zugeschrieben. Doch läßt sich nicht mehr mit Gewißheit ausmachen, was von dem Gregorianischen Gesange und dem damit Zusammengehörigen auf Gregor selbst zurückzuführen ist. Gleichermaßen ist sicher, daß auch die liturgischen Schriften Gregors schon auf Arbeiten Früherer beruhen, wie daß wir sie jetzt nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt haben.

Diese ganze Wirksamkeit zeigt uns Gregor als einen Mann des Lebens, nicht der Wissenschaft. Ueber den Theologen können wir uns, wie schon oben bemerkt, kurz fassen. Gregors Theologie ist durchaus keine selbstständige. Vorwiegend schließt er sich an Augustin an und seine Abweichungen von diesem stehen wieder in Einklang mit der die damalige Kirche überhaupt beherrschenden theologischen Anschauung. Er sprach nur klar und bestimmt aus, was die Mehrzahl der Andern auch dachte, und dadurch, daß seine von seinem Namen getragenen Schriften bei der Nachwelt zu so hohem Ansehn gelangten, kam es dazu, daß diese oder jene Lehrsätze, die bei Ihm zuerst zu lesen waren, als von ihm stammend angesehen wurden. So gilt er als der Urheber der Irrlehre vom

Fegfeuer; so wird ihm besonders die Ausbildung der schriftwidrigen Meßopferlehre beigemessen. Doch wird man wohl nur sagen können, daß Gregor hierin auf den Schultern seiner Zeit stand und auch in diesen Einzelheiten ihre theologischen Irrthümer theilte, wie er im Ganzen in ihren Anschauungen lebte. Er faßte als einer der wenigen Schriftsteller zu dieser Zeit der Barbarei die theologische Anschauungsweise der Kirche auf der Stufe ihrer damaligen Entwicklung und Verirrung zusammen. Dadurch ward er, als man später wieder anfing zu lernen und bewußt an die Vergangenheit anzuknüpfen, der Mann, auf den man zuerst und mit Vorliebe zurückging. Er galt im Mittelalter als der letzte der Kirchenväter. Uns Evangelischen aber ist er, eben weil jene Stufe der Entwickelung schon eine Verirrung war, als Lehrer und als Theologe von geringer Bedeutung. Wir schauen über diese seine schwache Seite hinweg, und gedenken dessen, was Gott Großes durch ihn seiner Kirche erwies. Er war ein Mann, wie ihn die Kirche seiner Zeit brauchte, und weil er das leistete, was die Zeit von ihm forderte, ist ihm nicht mit Unrecht der Beiname des Großen beigelegt worden.

Haben wir so sein Lebensbild uns vorgeführt, so wollen wir auch noch die Worte hören, mit denen sein Biograph uns die Gestalt seines Leibes beschreibt. Er hatte eine schlanke Figur, ein längliches Gesicht, einen blonden, nicht starken Bart, der um das Kinn herumging, einen kahlen Scheitel; nur auf der Stirn saßen zwei kleine, dünne, schwärzliche Locken, und von beiden Seiten des Kopfes hing sein Haar bis zu den Ohren herab. Er hatte eine hohe Stirn, lange, dünne Augenbrauen, kleine Augen mit röthlicher Pupille, eine Habichtsnase, unten ein wenig breit, rothe große Lippen, ein hervorragendes Kinn, eine schwarzgelbliche Gesichtsfarbe, die später erdfahl ward, einen milden Blick, schöne Hände und runde Finger.

Das war Gregor, seines Namens auf dem römischen Stuhle der Erste. Er starb am 12. März 604 und ward beerdigt in einer Halle der Kirche des Apostels Petrus.

G. L. Plitt in Erlangen.

---

152. Remigius, Bischof von Reims.

1. October.

Die römische Kirche verehrt unter ihren Heiligen einen Mann, dem wir zwar, so wenig als andern, diesen hohen Titel beizulegen vermögen, der aber dennoch würdig ist im Andenken des christlichen Volkes zu leben. Es ist Remigius, der Bischof von Reims. Aus dunkler Zeit ragt er hervor, reichbegabt und fromm, und von Gott ausersehn eine That zu vollbringen, die eine neue Epoche in der Weltgeschichte begründet. An dem Wendepunkt der Zeiten, wo das alte römische Reich für immer zu Grunde geht, ist er es, der durch die Taufe des mächtigen Königs der salischen Franken, den Eintritt der Germanen in römische und christliche Sitte und somit den Sieg des katholischen Glaubens im Abendland über Heiden und Häretiker bewirkt. Von seinen Lebensverhältnissen ist zwar im Ganzen nur wenig bekannt, und zudem ist dieses Wenige mit Legenden und Sagen durchflochten, allein gehörig gesondert, reicht es doch hin, um uns einigermaßen das Bild des Mannes zu entwerfen.

Remigius war von gallo-römischer Abkunft, seine Eltern, Aemilius und Cilinia, von vornehmem Geschlecht, werden als gottesfürchtige Leute geschildert, dem gelehrten Bischof und Dichter Sidonius Apollinaris befreundet. Im Distrikte von Laon bewohnten sie, wie die meisten damaligen gallischen Großen, ohne Zweifel eine Villa, wo Remigius, um das Jahr 435, geboren wurde. Ein älterer Bruder, Principius, wurde Bischof von Soissons; ob er noch einen zweiten gehabt, den heiligen Lupus, oder ob dieser, des Principius Nachfolger als Bischof auch dessen Sohn war, geht aus den Urkunden nicht deutlich hervor. Später hat die Sage die Geburt des berühmt gewordenen Mannes mit Wundern umgeben: seine zukünftige Stellung und Bedeutung soll der schwangern Mutter durch einen Mönch, Montanus, geweissagt worden sein. Als seine Amme wird Balsamia genannt, zu Reims als Sainte-nourrice in einer eigenen Kirche verehrt. Wahrscheinlich erhielt er seine Bildung zu Reims selbst, wo er seine Jugend in stiller, den Studien gewidmeter Zurückgezogenheit verlebte, bis zum Tode des Bischofs Bennadius, um 457. Obgleich erst 22 Jahre alt, wurde er vom Volke als kirchliches Haupt ausgerufen; nach einer damals noch nicht abgeschafften Sitte, erklärte die Gemeinde, er sei der wür-

digste, seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit wegen solle er, und kein andrer, Bischof sein. Er weigerte sich zwar, das hohe Amt anzunehmen, denn er hatte das von frühern Kirchenversammlungen bestimmte Alter noch nicht um geweiht zu werden; allein die Volksstimme nöthigte ihn und setzte seine Wahl durch. Um die Uebertretung der kirchlichen Ordnung zu rechtfertigen, läßt auch hier die Sage ein Wunder dazwischentreten: ein himmlischer Lichtstrahl fiel auf des Jünglings Haupt und weihte ihn, vor aller Augen, auf übernatürliche Weise. Sidonius Apollinaris und der Geschichtschreiber Gregorius von Tours rühmen die Beredtsamkeit und eindringliche Kraft seiner Predigten, so wie die Tugenden, durch die er sich die Liebe des Volkes erhielt. Auch Wunder werden ihm zugeschrieben, Heilungen von Besessenen und Blinden, Stillung einer Feuersbrunst durch sein bloßes Gebet, und andre Wirkungen mehr, wie der phantastische Volksglaube des Mittelalters sie denen andichtete, in welchen er besondre Werkzeuge Gottes erkannte.

Wahrer und wichtiger als diese fabelhaften Züge, die von dem Bilde des Mannes entfernt werden müssen, wenn man es sich mit einiger Treue vorstellen will, sind seine Verhältnisse zu dem Könige der Franken. Seit 486 hatten letztere beinahe das ganze noch römische Gallien erobert. Nachdem der Feldherr Syagrius von Chlodwig bei Soissons geschlagen worden war und so die römische Macht ihr Ende erreicht hatte, war auch Reims, die Hauptstadt der das zweite Belgien genannten Provinz, in die Hände der Franken gefallen. Es war seit alter Zeit ein durch Größe und Reichthum berühmter Ort; christliche Kirchen standen bereits in seinen Mauern; von den Römern hatte er bürgerliche Ordnung und Municipal-Verwaltung ererbt. Wie auch anderswo, war der Bischof der Vertheidiger, defensor, der Bürger und ihrer, in jener Zeit vielfach beeinträchtigten Interessen. Als nun die Eroberer die Kirchen plünderten und die Einwohner bedrängten, trat ihnen Remigius muthig entgegen; als christliches Gemeindehaupt nahm er Freiheit und Recht gegen die heidnische rohe Gewalt in Schutz. Es ist zwar nur eine hierauf bezügliche Thatsache bekannt, aus der sich jedoch schließen läßt, wie wenig dem Bischof der Barbarenhäuptling Furcht einflößte. Da er nicht Alles, was aus den Kirchen war weggeschleppt worden, wieder zurückbekommen konnte, drang er wenigstens auf die Erstattung eines besonders kostbaren Gefäßes. Chlodwig verweigerte es nicht; bei der Theilung der Beute verlangte er es als seinen An-

theil voraus zu erhalten; nur ein einziger Franke widersetzte sich diesem Begehren und, auf das Gesetz seines Volkes sich berufend, nach dem die Beute unter alle vertheilt werden müsse ohne Rücksicht auf den König, zerschlug er mit seiner Streitaxt das Gefäß. Chlodwig mußte schweigen; allein er rächte sich bei der nächsten Musterung seines Heeres, indem er den Krieger, eines unbedeutenden Versehens wegen, mit eigener Hand erschlug.

Man hat aus der Bereitwilligkeit Chlodwigs, dem Bischof zu willfahren, schließen wollen, er sei schon damals dem Christenthum nicht abgeneigt und selbst dem Remigius befreundet gewesen. Letzteres ist aber durch kein Faktum erwiesen, und der Hinneigung zum christlichen Glauben widerspricht die blutige, an dem das Recht seines Volkes behauptenden Franken genommene Rache. Nur soviel darf angenommen werden, daß damals den Franken das Christenthum nichts fremdes mehr war; durch mancherlei Umstände und Berührungen war es ihnen, wenn auch nur äußerlich, bekannt geworden; theils römische Kriegsgefangene, theils in römische Gefangenschaft gerathene Germanen hatten in die verschiedenen Gegenden Deutschlands die Kunde von dem Kreuze und der es verehrenden Kirche gebracht; hauptsächlich war aber diese Kenntniß eine Folge der Eroberung selbst; war ja doch Gallien längst ein christliches Land, wo römische Kultur und kirchliche Ordnung herrschten; die gallische Kirche war bereits mächtig und blühend, sie allein so zu sagen war in der Zerrüttung des Reichs aufrecht geblieben, ihre Bischöfe genossen bedeutendes Ansehn, nicht nur in der religiösen, sondern auch in der bürgerlichen Gemeinde und in politischen Angelegenheiten. Naturgemäß mußte nun die germanische Rohheit der Sitte, ja selbst der Sprache derer weichen, die sie unterjochte; dazu nehme man den Eindruck des glänzenden Kultus, der prächtigen Aufzüge unter Gesang und Gebet, der damals schon reich geschmückten Kirchen, auf die noch durch nichts geschwächte Phantasie der aus dunkeln Wäldern herübergekommenen Eroberer; man denke an die Wirkung der edlen Persönlichkeit von Männern wie Remigius, die in Bildung weit über den mächtigsten Heerführern standen und in ihrem Gottvertrauen Muth und Festigkeit schöpften, auf die der sittlichen Größe nicht unzugänglichen Barbaren: und man wird leicht den Einfluß begreifen, den es dem Bischof von Reims nach der Eroberung gelang, auf Chlodwig und dessen Gefolge auszuüben.

Dieser Einfluß wurde erleichtert durch des Königs Gattin, Chlotilde, die aus dem burgundischen Königsgeschlechte gebürtig, bereits Christin, und zwar orthodoxe Christin war, während ihr Stammvolk sich noch zum Arianismus bekannte. Sie hatte sich längst schon bemüht, auch ihren Gemahl zur Annahme des Christenthums zu bewegen; merkwürdiger Weise hatte er, obgleich sich selbst noch weigernd, die Taufe seiner Söhne gestattet; auch eine seiner Schwestern, Lantechild, war Christin, allein Arianerin, geworden. Aus diesen Umständen dürfte man nicht mit Unrecht schließen, daß, nicht nur Häresie und Orthodoxie, sondern überhaupt Christenthum und Heidenthum ihm damals noch gleichgültig waren. Möglich ist es indessen, daß, nach der Einnahme von Reims und der einmal angeknüpften Bekanntschaft mit dem Bischof, der Vorsatz, ein Christ zu werden, nach und nach in ihm sich regte, und daß er mit der Ausführung nur zögerte, weil er den Eindruck auf die an ihren alten Göttern noch hängenden Franken befürchtete. Erst in der Schlacht bei Zülpich, als seine Schaaren vor den Alemannen zu weichen anfingen, gelobte er den Uebertritt, wenn der als so mächtig ihm geschilderte Christengott ihm den Sieg verliehe. Er siegte, und, an der Macht des Herrn nicht mehr zweifelnd, hielt er sein Gelübde. Schon während der Rückkehr vom Feldzuge ließ er sich durch Vedastus, den er zu Toul traf, unterrichten, dieser begleitete ihn nach Reims, wo Chlotilde Remigius bat des Königs Lehrer zu sein. Chlodwig sagte zu dem Bischof: ich will dich gerne hören, heiliger Vater, nur eins macht mich bedenklich, daß nemlich das Volk, das mir nachfolgt, seinen Göttern nicht wird entsagen wollen; ich will jedoch, nach dem, was ich von dir hören werde, mit ihm reden. Viele seiner Genossen folgten hierauf seinem Beispiel und ließen sich mit ihm durch Remigius zur Taufe vorbereiten. Letztere wurde gefeiert am Weihnachtsfeste 496. Remigius wandte alles auf, um die heilige Handlung auch durch äußere Pracht in den Augen der Franken zu erhöhen: die Marienkirche wurde mit bemalten Tüchern geschmückt, Weihrauchdüfte füllten die Räume, auf den Altären brannten zahlreiche Kerzen. Von der Wohnung des Königs ging der Zug in die Kirche, Remigius den Eroberer an der Hand führend, unter Gesang von Hymnen und dem Zurufen der Einwohner. Eine Frage, die während der Prozession Chlodwig an den Bischof gethan haben soll, beweist, wie unvollkommen und sinnlich seine christlichen Ansichten noch waren:

„ist dieß," sagte er, „ist dieß schon das Reich Gottes, das du mir verheißen hast?" „Nein", antwortete zwar Remigius, „es ist blos der Anfang des Weges, der dahin führt"; indessen schritt er zur Taufe trotz der lückenhaften Erkenntniß seines königlichen Katechumenen. Mit letzterem wurde seine noch heidnische Schwester Albofledis und viele Franken getauft; Lantechild schwor den Arianismus ab. Bei der Taufe sprach der Bischof zu dem Könige die bekannten Worte: beuge dein Haupt in Demuth, Fürst der Sicambern, verehre von nun an was du bisher verbranntest und verbrenne was du verehrt hattest. Der Sage zufolge, konnte der Träger des Salböls, wegen des Drängens des Volkes, nicht alsobald zur Stelle kommen; da sei auf des Remigius Gebet, eine Taube erschienen, im Schnabel ein Oelfläschchen vom Himmel bringend. Dieß soll der Ursprung sein der heiligen Flasche, der sainte ampoule, von der übrigens erst viertehalb hundert Jahre später Erwähnung geschieht, und die in der Kathedrale von Reims bei der Salbung der französischen Könige diente, bis sie in der Revolution zerbrochen wurde.

Welches waren die tieferen Beweggründe, die den Frankenführer zur Abschwörung seines alten nationalen Heidenthums veranlaßten? Wie bei Constantin dem Großen mögen sie manchfacher Art gewesen sein: jedoch die nemlichen waren es nicht wie bei dem hochgebildeten römischen Kaiser. Politische Rücksichten, zumal die Erwartung in seinen weitern Unternehmungen durch den Einfluß der katholischen Bischöfe unterstützt zu werden und sich den Besitz des eroberten christlichen Landes zu sichern, sind allerdings dabei thätig gewesen: sie allein genügen aber nicht, um den großen Entschluß zu erklären; ebensowenig kann dieser aus einer klaren, vollen Ueberzeugung von der christlichen Heilswahrheit hervorgegangen sein; dazu war Chlodwig lange nicht reif. So wie in seinen Unterredungen mit Chlotilden und in der Alemannenschlacht, so hat sich wohl auch im Momente der Taufe, als der mächtige Sicamber vor dem geistig nicht minder mächtigen Remigius auf den Knien lag, vorzugsweise die Ahnung in ihm geregt, mit Wodan's Reich gehe es zu Ende, die alten Götter müssen in Nebel verschwinden vor dem Lichte des Christengotts. Als die Franken sich beugten vor der imposanten Gestalt des Bischofs — es wird berichtet seine Größe betrug sieben Fuß — da beugte sich die Barbarei vor der Kirche und diese nahm von dem neuen Geschlechte Besitz, durch welches, nach Gottes Rathschluß, die abendländische Welt wieder-

geboren werden sollte. Allerdings war es eher der Gott der Heerschaaren, als der Gott der Gnade, den die Franken von nun an verehrten; allein der Anknüpfungspunkt war gegeben, von dem aus, unter des heiligen Geistes Leitung, das Weitere sich entwickelte.

Auch des Remigius Eifer für des Königs Belehrung hat man nur aus politischen Gründen erklären wollen; es ist möglich, daß er an zu erweiternde Herrschaft der Kirche dachte, und die Freude der andern gallischen Bischöfe theilte, welche von Chlodwigs Taufe den Sieg des Katholicismus über den unter Burgundern und Westgothen verbreiteten Arianismus hofften: wir sind es die in euerm Kampfe siegen, so schrieb unter Andern der Bischof Avitus von Vienne, unter burgundischer Herrschaft, an Chlodwig; allein es wäre unpsychologisch und unhistorisch, wenn man bei einem Manne wie Remigius keine höhern als solche weltliche Motive annehmen wollte. Es geht dieß auch aus den wenigen Briefen hervor, die von ihm erhalten sind. Als bald nach ihrer Taufe Albofledis starb, sandte Remigius ein in ächt christlichem Tone abgefaßtes Trostschreiben an den König ab; und als dieser, 507, gegen die Gothen auszog, schrieb er ihm über die Pflichten eines christlichen Fürsten, indem er ihm Mildthätigkeit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit gegen Alle aufs dringendste empfahl. Freilich blieb der evangelische Sinn dem rauhen Germanen fortwährend fremd; Gefühl der Sündhaftigkeit und Bedürfniß der Erlösung kannte er wohl kaum dem Namen nach; denn gerade seine grausamsten Thaten beging er erst nach seiner Taufe, allein in einzelnen Momenten regte sich doch der bessere Geist in ihm, der ihn veranlaßte, den Vorstellungen und Bitten christlicher Rathgeber sich zu fügen; so versprach er, nach dem gothischen Kriegszuge, den Bischöfen milde Behandlung der Gefangenen; auch darf die Dankbarkeit hierher gerechnet werden, die er dem Remigius durch bedeutende Güterschenkungen bewies. Remigius selbst fuhr noch während einer langen Reihe von Jahren fort, für die Bekehrung sowohl der noch heidnisch gebliebenen Franken als der Arianer, die sich Chlodwig in seiner letzten Zeit unterworfen hatte, zu wirken; er benutzte seinen Einfluß, um die Verhältnisse der sich immer mehr ausbreitenden Kirche zu regeln; er bildete tüchtige Schüler, die, wie er, thätig waren für Abschaffung unsittlicher Gebräuche und Errichtung wohlthätiger Anstalten; zugleich wachte er mit Eifer über die Vertheidigung der Metropolitanrechte, die, wohl schon seit langer Zeit, die

Bischöfe von Reims ausübten, und sorgte für Vermehrung der Güter und Freiheiten seiner Kirche. Er starb hochbejahrt, den 13. Januar, wahrscheinlich 530, nachdem er 73 Jahre lang sein bischöfliches Amt versehen. Um sein Geburts- und sein Todesjahr zu bestimmen, sind verschiedene Rechnungen angestellt worden; die von uns angegebenen Zahlen scheinen bis jetzt die richtigsten zu sein. Er wurde begraben in einem dem h. Christoph geweihten Kirchlein, das bald durch Wundergeschichten berühmt, sich später zu einer reichen Abtei erhob. Vorgebliche Reliquien des heilig gesprochenen Mannes, Zähne, Haare u. dgl. wurden im Mittelalter an verschiedenen Orten verehrt; sie zeugen wenigstens von dem dankbaren Andenken, in dem sein langes, segensreiches Wirken bei dem, wenn auch abergläubigen Volke geblieben. Interessanter wären für uns die Ueberbleibsel seiner literarischen Thätigkeit; von seinen Reden ist jedoch nichts mehr vorhanden; von Gedichten, die er verfaßt, ist nur noch eine Grabschrift auf Chlodwig übrig; dieß ist, außer den zwei oben angegebenen Briefen, Alles, was wir noch von ihm besitzen; das unter seinem Namen bekannt gewordene Testament, durch das er die Kirche von Reims als Haupterbin seines reichen Gutes, des Remigilandes, einsetzt, ist schwerlich ächt, so wenig, als ein ihm später zugeschriebener Kommentar über die Briefe des Apostels Paulus. C. Schmidt in Straßburg.

---

153. Chlotilde, Gemahlin Chlodwigs I.

3. Juni.

Chlotilde, frühe als Heilige verehrt, ist eine hohe, bald anziehende, bald unheimliche Gestalt. Sie war eine eifrige kirchliche Christin, jedoch des Evangeliums milder Einfluß hatte ihren heftigen Sinn nicht ganz zu besänftigen vermocht. Sie erscheint als die Heilige eines rohen Volks und einer wilden Zeit, mehr düster als liebenswürdig, reiner und edler Gefühle nicht unfähig, aber voll ungezügelter Leidenschaften, eine Germanenfürstin durch und durch. Sie stammte aus dem burgundischen Königsgeschlechte; in ihrer frühsten Jugend schon prägten sich Eindrücke in ihr Gemüth, die sich nie verlöschten und großentheils ihr späteres Leben erklären.

Nachdem die Burgunder ihre Wohnsitze am Rhein verlassen, hatten sie längs des Juragebirges ein Reich gegründet, das sich

von den Alpen bis an den Rhone und die Saone ausdehnte. Unter dem Einfluß der bereits gebildetern, aber zur arianischen Häresie sich bekennenden angränzenden Westgothen, wurden auch die meisten der Burgunder zum Arianismus hingezogen; doch blieben Viele der alten Einwohner, Gallier und Römer, dem orthodoxen katholischen Glauben treu. Selbst in der Königsfamilie drang die Irrlehre nicht völlig durch. Von vier Brüdern, die sich nach Gundicars Tod in das Reich theilten, war Chilperich, der zu Genf seinen Sitz hatte, katholisch; er bezeugte hohe Achtung dem Bischof Patiens von Lyon, der den Arianismus der Burgunder bekämpfte, und schenkte beträchtliche Güter dem heiligen Lupicinus, dem Gründer des Klosters Condat (später S. Claude). Auch seine Gattin war orthodox, ebenso seine Töchter Chrona und Chlotilde. Bald brach zwischen den burgundischen Fürsten einer der so häufigen Bruderkriege aus die, jene Zeit mit blutigen Gräueln erfüllend, ein Zeugniß sind, wie wenig noch das Christenthum die Herzen dieser kühnen, aber rohen Menschen umgebildet hatte. Der katholische Chilperich und der arianische Gundobald entzweiten sich; nach langen Kämpfen ward jener besiegt, im Jahre 477; auf Gundobalds Befehl ward er durchs Schwerdt getödtet und seine Gattin in einem Strom ertränkt. Chilperichs Töchter allein wurden verschont; ihr Oheim, der Mörder ihrer Eltern, nahm sie an seinen Hof. Was die Erziehung der jungen Fürstinnen an einem solchen Hofe sein mußte, ist leicht abzusehn; unter dem Kriegslärm und den Trinkgelagen der ungebändigten, sieben Fuß hohen Riesen, wie der Bischof und Dichter Sidonius Apollinaris die Burgunder beschreibt, konnte schwer ein sanfterer Sinn gedeihen; dazu kam die Erinnerung an den schrecklichen Tod der Eltern, stets genährt durch die Gegenwart des brudermörderischen Gundobald. Doch ließ dieser die Mädchen in ihrem katholischen Glauben; Chrona ging später in ein Kloster; bei Chlotilde verschmolz sich der Haß gegen den Oheim mit dem gegen die Lehre der er anhieng.

Die Besiegung Chilperichs hatte die Unterdrückung der katholischen Kirche in seinem, von Gundobald eroberten Lande, zur Folge; der Arianismus wurde mit Gewalt aufgedrungen, die orthodoxen Bischöfe verfolgt und aus dem Land verjagt. In diesen Verhältnissen wandten sich die Blicke der Katholiken auf Chlotilden und auf den jungen Frankenkönig Chlodwig, der zwar noch Heide war, dessen Siege aber in ihm den Mann erwarten ließen, der das zer-

theilte Gallien wieder unter einer Herrschaft vereinigen würde die Bischöfe hofften, er würde einst auch der Wiederhersteller der kirchlichen Einheit, der Retter der reinen Lehre werden. Chlotilde war die einzige katholische Fürstin in Gallien; die Bischöfe des von den Franken bereits eroberten Gebietes dachten daran sie Chlodwig zur Gattin zu geben, um durch sie ihn zu bekehren, und durch ihn die Ketzerei zu besiegen. Gundobald, dem dieser Plan nicht verborgen blieb, und der befürchtete, Chlotilde, mit dem siegreichen Frankenkönige verbunden, möchte einst die Rächerin des Todes ihrer Eltern werden, verwies sie nach Genf, weit von den Gränzen von Chlodwigs Land. Letzterer aber sandte einen vertrauten Boten ab, um den Aufenthaltsort der Fürstin zu erforschen; es war Aurelianus, einer jener klugen Römer, die damals den, in der diplomatischen Kunst durchaus unwissenden germanischen Häuptlingen vielfach wichtige Dienste leisteten. Aurelianus entdeckte Chlotilden zu Genf; eine nicht unwahrscheinliche Sage berichtet, er habe sich, als Bettler verkleidet und seine Gefährten im Walde zurücklassend, um von Gundobalds Leuten nicht erkannt und verhindert zu werden, in die Stadt begeben und sich unter die Armen vor der Kirche niedergesetzt, in welcher Chlotilde ihre Gebete zu verrichten pflegte. Als sie beim Ausgang des Gottesdienstes ihre gewöhnlichen Almosen austheilte, habe sie auch dem fremden Bettler ein Geldstück in die Hand gelegt; dieser habe ihren Mantel erfaßt, zum Zeichen daß er sie zu sprechen wünschte; sie habe ihn zu sich kommen lassen, und da habe er ihr Chlodwigs Wunsch eröffnet sie als Gattin zu besitzen, und ihr einen Ring und kostbaren Brautschmuck angeboten, die er heimlich im Bettelsack mitgebracht hatte; sie aber soll gesagt haben: „es geziemt einer Christin nicht sich mit einem Heiden zu verbinden; es möge indessen geschehn was Gott von mir will; sprich mit Niemanden von der Sache und ziehe in Frieden." Aurelianus kehrte zurück unbemerkt; er berichtete seinem Herrn, er habe Chlotilden wohlgebildet und weise gefunden. Nach Verlauf eines Jahres sandte Chlodwig Aurelianus an Gundobald um Chlotilden zu begehren; der Burgunderkönig, die ihm bevorstehende Gefahr erkennend, erschrak und weigerte sich; als aber der fränkische Bote mit Krieg und Verwüstung drohte, gab Gundobald, auf den Rath seiner Leute, seine Einwilligung. Chlotilde wies den heidnischen Bräutigam nicht mehr ab; sie sah in ihm den Mann, der der Rächer ihrer Eltern und der Zerstörer des ihr ver-

haßten Arianismus werden würde. Schon als sie, von Aurelianus begleitet, Burgund verließ, ließ sie auf ihrem Wege die Felder verheeren, als erste Befriedigung ihres Rachedurstes.

Mit Chlodwig vermählt, war ihre höchste Sorge ihn zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Daß neben allen andern, äußern Beweggründen auch die Ueberzeugung von der Wahrheit und Kraft des christlichen Glaubens bei ihr mitwirkte, soll nicht bezweifelt werden; das gerade ist das Characteristische dieser Zeiten, daß in dem nemlichen Herzen, das von der frohen Botschaft des Heils eine Ahnung hatte, dennoch die alten Leidenschaften und Begierden rege blieben; der mit der Welt versöhnende und zu Vergebung und Feindesliebe geneigt machende Friede Gottes war noch nicht in die Tiefen des Gemüthes eingedrungen; es war noch mehr eine äußerliche Verehrung als innere Umkehr und Wiedergeburt; doch hatte sicher Chlotilde in einzelnen Stunden, besonders am Ende ihres Lebens, lichtere Momente, wo das mit dem heidnischen kämpfende christliche Element jenes zurückdrängte und sie als solche erscheinen läßt die, in andern Zeiten, vielleicht eine reine Heldin des Glaubens geworden wäre.

Als sie ihren Gatten zu bereden suchte, ihren ersten Sohn Ingomer taufen zu lassen, stellte sie ihm die Falschheit des Heidenthums und die Vortrefflichkeit des Evangeliums vor. Nach dem Geschichtschreiber Gregorius von Tours soll sie, um ihm die Nichtigkeit der Götter zu beweisen, ihre Gründe aus der Mythologie der Griechen und der Römer genommen haben; sie soll ihm die Laster vorgehalten haben, welche die Dichter von Jupiter und seinen olympischen Genossen erzählen und beigefügt daß bloße Erz- und Steinbilder keiner Anbetung würdig sind. Man sieht, daß diese Reden ausschmückende Erfindung des klassisch gebildeten Geschichtschreibers sind; es waren Beweise, die ihm aus den Schriften der Vertheidiger des Christenthums in den ersten Jahrhunderten der Kirche geläufig waren, von denen aber eine germanische Fürstin wenig wissen mochte und die noch viel weniger auf einen germanischen Heiden Eindruck machen konnten; wußte er ja doch nichts von Jupiter oder Venus, noch von Götterbildern aus Stein oder Erz. Viel natürlicher und angemessener war die Antwort, die Chlodwig dem Drängen seiner Gattin entgegensetzte; er, der bisher über die gallischen Christen stets Sieger gewesen war, und mit Stolz seines Volkes Abkunft auf Wodan zurückführte, sagte: der Christen

Gott ist ein unmächtiger Gott, er stammt nicht aus unserm alten Göttergeschlecht. Indessen gab er doch den Bitten Chlotildens nach, und Ingomer wurde getauft. Da aber das Kind bald darauf starb, ward der König unwillig und rief: „wäre er im Namen meiner Götter geweiht worden, so hätte er gelebt." Chlotilde erwiederte: „was mich betrifft, so danke ich meinem Gott, dem allmächtigen Schöpfer, daß er mich für würdig genug hielt, um den von mir gebornen Sohn in sein Reich aufzunehmen; ich klage nicht, denn ich weiß, daß der nach der Taufe aus der Welt abgerufene, nun vor des Herrn Blicken erzogen wird." Auch den zweiten Sohn, Chlodomer, ließ Chlodwig taufen; als auch dieser in Krankheit verfiel, murrte der Vater abermals, doch das Kind genas, durch die Gebete der Mutter erhalten, wie die Chronik erzählt. Erst die Alamannenschlacht zu Zülpich ward für Chlodwig entscheidend; er gelobte den Glauben seiner Gattin anzunehmen, wenn ihr Gott ihm den Sieg verliehe; er siegte, und von nun an widerstrebte er den Bitten Chlotildens nicht mehr. Wir haben schon früher berichtet (S. 299), wie er getauft wurde und was von seinem Christenthum zu halten ist. Die Hoffnungen der Bischöfe wurden erfüllt: Chlodwig und seine Söhne eroberten den größten Theil von Gallien, besiegten den Arianismus und legten den Grund zu dem mächtigen fränkisch-katholischen Reich.

Durch seine Verheirathung mit Chlotilde hatte sich Chlodwig in Burgund unter den Katholiken eine zahlreiche Partei erworben. Aus Politik schonte er zwar König Gundobald, aber hinderte Chlotilden nicht, ihren Einfluß anzuwenden, um die Burgunder zum Abfall vom Arianismus zu bewegen. Gundobald selbst widerstand, verfolgte jedoch die Katholiken nicht mehr, die namentlich in den Gebirgen zahlreich waren. Alle diejenigen übrigens, die in Bedrängniß kamen, fanden bei Chlotilden Zuflucht und günstige Aufnahme. Nach ihres Gatten Tod, 511, zog sich die Königin nach Tours zurück; in einer stillen Wohnung, in der Nähe der Martinskirche, wollte sie sich einem einsamen, frommen Leben weihen; nur selten besuchte sie Paris, die Hauptstadt des Reiches ihres Sohnes Childebert. Aber ihr Herz war noch von der alten Leidenschaft erfüllt. Seit langen Jahren nährte sie den Gedanken, den Tod ihrer Eltern zu rächen; sie war immer noch die Germanin, wie Tacitus das Volk schildert: sie meinen sowohl die Freundschaft als den Haß ihrer Väter oder Angehörigen übernehmen zu müssen.

Ihre Söhne hatte sie in diesem Hasse gegen das burgundische Königshaus erzogen. Gundobald war todt; sein Sohn Sigmund war eifrig katholisch und wurde selbst zum Heiligen gemacht; der Vorwand des Arianismus war also nicht mehr vorhanden und der Sohn war nicht mitschuldig an des Vaters Greuelthat. Nichtsdestoweniger regte die unversöhnliche Chlotilde, 523, ihre Söhne gegen die Burgunder auf; Sigmund, obgleich von seinem tapfern Bruder Godemar unterstützt, wurde geschlagen; er floh in das Kloster S. Moritz in Unter-Wallis, ward aber ausgeliefert und zu Orleans mit seiner Familie in einen Brunnen gestürzt und unter Steinen begraben. Jetzt erst war der Königin Rache völlig befriedigt; allein auch sie traf schweres Geschick, als Prüfung für ihren harten Sinn. Nachdem ihr Sohn Chlodomir im Kampfe gegen die Burgunder gefallen war, nahm sie dessen drei Söhne zu sich und erzog sie mit mütterlicher Sorgfalt. Ihre eigenen übrig gebliebenen Söhne aber, befürchtend diese Kinder möchten einmal das Erbtheil ihres Vaters zurückverlangen, wußten sich durch List zweier der Knaben zu bemächtigen, und ließen hierauf Chlotilden fragen, ob sie geschoren oder getödtet werden sollten. In trotzigem Schmerze sagte sie: sie wolle sie lieber todt sehn als des Ehrenschmucks der Freien beraubt; da tödtete sie Chlotar mit eigener Hand. Der trauernden Großmutter blieb nichts, als die kleinen Leichen ehrenvoll begraben zu lassen. Der dritte Sohn Chlodomirs, Clodoald, war in ein Kloster geflohen; er ward Priester und, unter dem Namen S. Cloud, ein Heiliger der fränkischen Kirche. Chlotildens Tochter, die ihren Namen trug, war an den Enkel des großen Gothenkönigs Theodorich, Amalarich verheirathet, dessen Reich Spanien und einen Theil des südlichen Frankreichs umfaßte. Amalarich, fanatischer Arianer aber feiger Fürst, hatte nur aus Furcht vor den mächtigen Franken, Chlodwigs Tochter zur Gattin genommen; er schmähte und mißhandelte sie wegen ihres katholischen Glaubens. Da sandte einst die von ihm Geschlagene an ihren Bruder Childebert ein von ihrem Blute geröthetes Tuch; alsobald brach dieser, 531, nach dem Süden auf; bei Narbonne, seiner damaligen Residenz, unterlag Amalarich dem Angriff der Franken; er wollte, nach der Sitte der Zeit, in einer Kirche Zuflucht suchen, allein bevor er das geweihte Asyl erreichte, ward er von einem von Childeberts Kriegern durchbohrt. Letzterer wollte die Schwester nach Paris zurückführen; sie starb auf der Reise, so

daß er der Mutter nur den Leichnam brachte. Von diesen Schlägen schwer getroffen, führte von nun an die alte Königin ein immer stilleres Leben; in einfachem, wollenem Gewand, nur von Brod, Gemüse und Wasser sich nährend, versagte sie sich alle Freude des Daseins; ihr Herz wandte sich inniger zu Gott, dem sie in den Armen und Elenden diente; vielleicht sollten auch ihre Liebeswerke eine Sühne sein für die rohen Thaten der Rache, deren Sündhaftigkeit ihr jetzt erst, in ihrer Verlassenheit, zum Bewußtsein kam. Ihren Schatz erschöpfte sie durch Almosen für Nothleidende aller Art, und durch reiche Schenkungen an Kirchen und Klöster. Noch mit ihrem Gatten hatte sie zu Paris die den Aposteln, und später der h. Genovefa geweihte Kirche gebaut; jetzt gründete sie zu Tours das Kloster des h. Petrus (später S. Petri puellarum), und zu Andely in der Gegend von Rouen, eine Kirche der heiligen Mutter. Um 540 starb sie zu Tours und ward zu Paris, in der Genovefakirche, neben ihrem Gatten beigesetzt. Als ihr Todestag ward der dritte Juni gefeiert. Alte Legenden erzählen von Wundern, die an ihrem Grabe geschehn, und von Erscheinungen und himmlischen Eingebungen, die sie, während ihres Lebens, gehabt haben soll. Man begreift, daß die französische katholische Kirche der Bekehrerin Chlodwigs, der der Besieger der Ketzerei in Gallien wurde, hohe Ehre erwies, sie zur Heiligen erhob und ihr Wunder andichtete; allein im Lichte der Geschichte betrachtet, erscheint sie nicht anders, als wie wir sie geschildert haben, als ein Bild des Streites zwischen dem alten und dem neuen Geist, der innern Widersprüche zu Anfang der lange noch schwankenden Uebergangszeit von der germanischen Ungebundenheit zur christlichen Bildung und Milderung der Sitten. C. Schmidt in Straßburg.

---

154. Arnulf, Bischof von Metz.

18. Juli.

Im Reich der Franken jenseit des Rheins hatte die keltisch-römische Bevölkerung den germanischen Staatsformen sich fügen müssen; dafür aber war der Trägerin der römischen Ueberlieferung und Bildung, der Kirche, von Anfang an dieselbe Herrschaft über die fränkischen Sieger zugefallen, welche sie später noch an so vielen andern Orten zu gewinnen verstand. Darum mußte auch, als es

galt, das zerfallende Reich aus den Händen seiner entarteten Herrscher zu retten, mit der Kirche im Bunde stehen, wer diesen Dienst der deutschen Nation und ihrer Zukunft leisten wollte. In der That sehen wir, während noch im Jahre 549 auf dem großen zu Orleans gehaltenen Concil der fränkischen Kirche unter 69 Bischöfen sich nur 8 germanisch-keltische Namen finden, seit dem Ende des Jahrhunderts auch die fränkische und die aus der Mischung der Stämme entstandene Aristokratie zu den geistlichen Würden sich drängen, und den Bischöfen, die in der vordersten Reihe der Kronvasallen standen, mußte in den politischen Kämpfen der Zeit ein Hauptantheil zufallen. In keinem stellt sich dieses Wechselverhältniß der kirchlichen und der politischen Macht so anschaulich dar, wie in dem großen Staatsmann, Bischof und Klausner Arnulf, dem Ahnherrn Karls des Großen. Leider berichtet der gleichzeitige Biograph, welchem Arnulfs Sohn Chlodulf, als der dritte Nachfolger seines Vaters auf dem bischöflichen Stuhle zu Metz, den Auftrag ertheilte, Arnulfs Leben zu schreiben, von dem Wirken des Bischofs und Staatsmanns nur wenig, weil dem beschränkten Mönch, der wesentlich erbauen will, der Einsiedler Arnulf wichtiger ist; aber auch das Wenige zwingt uns tiefe Achtung ab.

Arnulfs Jugend fällt in jene Schreckenszeit, welche allein schon durch die Namen Fredegunde und Brunhilde für immer gebrandmarkt ist. In Austrasien, dem Reiche Childeberts und seiner Mutter Brunhilde, vielleicht zu Lay bei Nancy, wurde er um das Jahr 582 als der Sohn vornehmer reichbegüterter Eltern aus fränkischem Geschlecht geboren. Nachdem er, in den Wissenschaften wohl unterrichtet, das reifere Alter erreicht hatte, wurde er dem ersten Hof- und Staatsbeamten des Königreichs, dem Herzog Gundolf zur Einführung in die Staatsgeschäfte übergeben. Bald hob seine Tüchtigkeit im Felde und am Hof, unter König Theudebert II. (596—612), den jungen Mann zu hohen Würden: sechs Provinzen, welche vor ihm eben so viele königliche Haushofmeister verwaltet hatten, wurden ihm allein übertragen. Dem Drängen seiner Freunde und Verwandten nachgebend, nahm er die Tochter eines edlen Hauses zum Weibe, die ihm zwei Söhne, Chlodulf und Ansgisil, schenkte. Aber weder das Glück des Hauses noch der Glanz seiner einflußreichen Stellung gab dem, wie es scheint, für ein beschauliches Leben angelegten Arnulf volle Befriedigung: zu Zeiten dachte er mit seinem ascetischen Freunde Romarich an ein zurück-

gezogenes Leben in dem berühmten Kloster Lerinum im Mittelmeer. Ist es ein Wunder, daß die Schrecknisse der wildbewegten Zeit ein ernstes Gemüth auch in innere Kämpfe führten, wie der von Arnulf berichtete, daß er einst einen Ring in die Mosel geworfen, um sein Wiederfinden als Zeichen erlangter Sündenvergebung zu betrachten; aus dem Bauche eines Fisches sei ihm derselbe wiedergebracht und seitdem in der Familie aufbewahrt worden? Nur der Wunsch des Königs erhielt den nach Ruhe sich sehnenden dem politischen Leben, das ihn schon frühe in enge Verbindung mit Pippin von Landen brachte. Als aber bei Erledigung des bischöflichen Stuhls von Metz, der Hauptstadt des Reichs, das Volk Arnulf dringend zum Bischof begehrte, weil es von seiner Freundschaft mit dem König und seiner Vertrautheit mit den geistlichen Amtshandlungen wußte, ließ ihn der Fürst das Pallium unter der Bedingung annehmen, daß er sein Haushofmeister auch fernerhin bliebe. Durch die geistliche Würde und sein segensreiches Wirken in den Augen des Volks noch höher stehend als zuvor, war der Bischof jetzt wohl der einflußreichste unter den Großen des Landes; freilich auch der geplagteste, so daß Arnulf noch mehr denn früher sich nach der Einsamkeit sehnte und oft zu frommen Uebungen nach dem Hofgut Dodiniace am Fuße der Vogesen oder in das unfern Metz gelegene Calciacum sich zurückzog.

Gleich Pippin hatte besonders Arnulf zum Sturz der wilden Brunhilde und dazu beigetragen, daß Chlothar II. das gesammte Frankenreich wieder unter einem Scepter vereinigte (613). Der König dankte dem Bischof dadurch, daß er ihm die Erziehung seines Sohnes Dagobert anvertraute und, als er an diesen 622 die Regierung Austrasiens abtrat, Arnulf mit Pippin zu des jungen Fürsten Beistand und Rathgeber ernannte. In dieser Stellung gelang es Arnulf, einen gefährlichen Störenfried im Reich, Chrodoald aus dem bairischen Herzogsgeschlecht der Agilulfinger, zu stürzen, auch eine Streitigkeit zwischen Vater und Sohn über den Umfang des Ostreichs im Westen und Süden, wo Chlothar eine Schmälerung zu Gunsten Burgunds beabsichtigte, in einem Schiedsgericht beizulegen, so daß Champagne und Lothringen für Dagoberts Reich erhalten blieb (625). Der junge König wußte auch wohl, was er an dem Bischof besaß: als dieser immer dringender, besonders unter Berufung auf seine Unfähigkeit zu predigen, die Entlassung begehrte, versuchte Dagobert ihn durch die Drohung, daß er seinen

Sohn tödten werde, ja durch Bedrohung seines eigenen Lebens zu schrecken. Aber der Heldenmuth des ehrwürdigen Mannes und die Fürsprache der Königin brachten den König zur Besinnung, und in Frieden wurde der treue Diener entlassen. Als er aus dem Palast trat, fand er die Thür umlagert von Lahmen, Blinden, Bettlern, Witwen und Waisen. Die riefen, wie sie ihn sahen: O frommer Hirte, was gehest du von uns? Wer wird sich nun unser erbarmen? Wer wird uns Nahrung und Kleidung geben? Wir bitten dich um Christi willen, verlaß uns nicht! Weinend und mit bewegter Stimme tröstete sie der Bischof: Gott wird euch einen Hirten geben, der euch fürder weiden und sich euer erbarmen soll, auch wenn ihr mich auf lange Zeit nicht mehr sehen werdet.

Auf die Kunde von Arnulfs Rücktritt machte sich sein Freund Romarich, der in den Vogesen an der obern Mosel das Kloster Remberg (Remiremont) gestiftet hatte, auf nach Metz, ihn nach dieser Gott geweihten Stätte zu geleiten (zwischen 625 und 628). Hier verbrachte der des Weltlebens müde Mann den Abend seines Lebens, umgeben von wenigen Mönchen, in Niedrigkeit und stillem Gottesdienst. Als sein Ende nahte (um 640), sprach er zu Romarich: O du frommer, Gott wohlgefälliger Mann, flehe zu Christo, daß ich Gnade erlange; denn nichts Gutes habe ich gethan, so lange ich in der Welt lebte, sondern Sünden und Verbrechen drücken mich. Den Todten begrub Romarich unter geziemenden Ehren in Remberg; seine Leiche aber ließ Goerich, Arnulfs Nachfolger auf dem Bischofsstuhl zu Metz, acht Jahre darauf nach der Hauptstadt bringen, unter dem Zusammenströmen einer großen Menge Volks, das seinen Wohlthäter nicht vergessen hatte.

Die Aufgabe, in der schreckensreichen Zeit die rohe Gewalt zumal der Großen zu zügeln, dem niedern Volk ein Schirm und Schutz zu sein, der Gesittung und Geistesbildung eine wenn auch enge Zufluchtstätte zu bewahren, theilte Arnulf mit der Kirche, mit den besseren Geistlichen seiner Zeit überhaupt. Aber keiner kam ihm an Umfang und Tragweite des Einflusses im Staate gleich, und auch von den weltlichen Großen des Reichs überragt ihn keiner; mit dem größten, seinem Freunde und Genossen Pippin, hat er, durch die Verheirathung seines Sohnes Ansgisil mit Pippin's Tochter Begga, das Haus der Karolinger begründet.

J. Hartmann in Schönthal, jetzt in Widdern in Württemberg.

---

155. Eligius, Bischof von Noyon.

1. December.

Eligius wurde im Jahre 588 n. Chr. G. im südlichen Gallien zu Chatelot, unweit Limoges am Ufer der Vienne geboren.[1]) Sein Vater gehörte einer von Alters christlichen Familie an. Vor seiner Geburt hatte seine Mutter einen bedeutsamen Traum. Sie sah einen schönen Adler über ihrem Bette schweben, der sie zu wiederholten Malen beim Namen rief und ihr etwas Herrliches, sie wußte nicht was, verkündigte. Da sie, in Folge einer schweren Geburt, dem Tode nahe war, wurde ein frommer Priester herbeigerufen, um für sie zu beten; und dieser, von jenem Traume hörend, beruhigte sie, indem er gleichsam prophetisch sagte, sie habe nichts zu fürchten, Gott wolle ihr großen Segen bereiten, ihr Kind werde ein heiliger, auserwählter Mann werden, ein großer Priester in der Kirche des Herrn.

Eligius wurde im katholischen Glauben streng erzogen und zeigte, als er in's Jünglingsalter trat, bei rastlosem Fleiße, eine bewundernswürdige Gewandtheit der Auffassung für die mannigfaltigsten Arbeiten. Deshalb that ihn der Vater in die Lehre zu einem geschickten Goldschmidt, der zu Limoges seine Werkstätte hatte, und sich mit Anfertigung der damals gangbaren Münzen beschäftigte. Hier erwarb Eligius bald eine namhafte Kunstfertigkeit, und wurde in seinem Kreise hochgeachtet. Denn mit einer liebenswürdigen Einfalt und Lauterkeit der Sitten verband er große Umsicht und Klugheit, und zeigte sich zu Allem geschickt; auch bemerkte man an ihm schon damals eine leichte und reine Ausdrucksweise. Den Gottesdienst besuchte er fleißig, prägte seinem Herzen ein, was er dabei vom Worte Gottes zu hören bekam, und fand darin reichen Stoff für seine stillen Betrachtungen. Nach einigen Jahren bot sich ihm die Veranlassung in das damalige große Frankenreich überzusiedeln, wo er längere Zeit bei einem Schatzmeister des Königs arbeitete, und sich auch dort allgemeine Liebe erwarb. Der König der Franken, Chlotar II. wünschte einen goldenen, mit Edelsteinen verzierten Sessel zu besitzen, fand aber Niemand, der ein solches Werk unternehmen konnte und wollte. Da wurde ihm

[1]) Die Provinz hieß zur Zeit Karls des Großen Aquitanien, später Güyenne, insbesondere Limousin. Jetzt liegt Limoges im Departement der Haute Vienne.

Eligius als ein ausgezeichneter Arbeiter empfohlen, und seinen Händen vertraute man das kostbare Material. Er machte sich flugs an die Arbeit, und da er gewissenhaft verfuhr, und sich nicht, wie die Anderen, unter dem Vorwande, die Feile und das Feuer verzehrten einen Theil der Stoffe, Unterschlagungen erlaubte, so gelang es ihm, statt eines, zwei Sessel herzustellen. Zuerst lieferte er den einen ab, und als der von der Arbeit hocherfreute König ihn reichlich belohnen wollte, brachte er den andern zum Vorschein. Das Staunen war groß. Man mußte sich erst durch genaue Nachforschungen überzeugen, daß es möglich sei, aus dem gegebenen Material das Doppelte zu leisten. Dann aber stieg Eligius durch diesen Vorfall zu hohem Ansehn bei dem Könige und seinem ganzen Hofe, und durch die Fülle der Aufträge, die ihm zuflossen, machte er immer bedeutendere Fortschritte in seiner Kunst. Der König fühlte wohl, daß man einem solchen Manne mehr und Größeres anvertrauen könne. Einst, wahrscheinlich um seine Treue zu erproben, forderte der König von ihm einen Eid auf die Reliquien der Heiligen. Aus frommer Scheu, diese zu berühren, weigerte sich Eligius bescheiden aber standhaft, und als der König lebhafter in ihn drang, brach er in Thränen aus; denn er fürchtete, seinen Wohlthäter durch Ungehorsam zu beleidigen, und konnte doch, von heiliger Ehrfurcht vor dem Heiligen durchdrungen, seinem Gewissen nicht zuwider handeln. Diese Frömmigkeit und Aufrichtigkeit mußte der König anerkennen, stand von seinem Verlangen ab, und entließ ihn mit freundlichen Worten, indem er ihn versicherte, er besitze sein Vertrauen in viel höherem Maße, als wenn er tausend Eide geleistet hätte.

Gott läßet es den Aufrichtigen gelingen. Spr. 2, 7. Das erfuhr Eligius nicht blos in weltlichen Dingen. Schon hatte er das männliche Alter erreicht, da trat für ihn durch Gottes Fügung die Zeit des Bußkampfes ein. Er wollte den Willen thun deß, der Jesum gesandt hat; darum mußte er gar bald inne werden, daß Jesu Lehre von Gott sei. Joh. 7, 17. Mitten in dem Streben, dem Herrn ein geheiligtes Rüstzeug darzubringen, fielen ihm seine Sünden schwer auf's Herz. Er fing damit an, seinem Beichtvater das ganze Thun und Treiben seiner Jugend ohne Rückhalt zu bekennen. Sodann unterwarf er sich den ernstesten Bußübungen. Dem Feuer der Begierde hielt er das Feuer der Hölle entgegen, suchte mit brennendem Eifer im Geist alle Regungen des Fleisches

zu unterdrücken, und betete Tag und Nacht zu Gott um die himmlischen Gaben Seiner Gnade. Oft vergaß er es, sich satt zu essen, weil die geistliche Speise ihm viel lieber war. Sein Antlitz wurde bleich, seine Glieder magerten ab, seine Seele entbrannte immer heftiger vor Liebe und Sehnsucht nach ihrer ewigen Heimath. Die Gedanken des Todes und des Gerichts standen ihm unablässig vor Augen, und eingedenk des apostolischen Wortes: Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern! (Philipp. 2, 12.) lag er ganze Nächte zu den Füßen seines Herrn, den er mit seinen Sünden beleidigt zu haben fürchtete, schlug unter strömenden Thränen seine Brust, und seufzete zum Himmel hinauf mit den Worten des einundfunfzigsten Psalms. Auch des frommen Hiob Klagen (7, 7. 16. 31, 23. u. s. w.) dienten zum Ausdruck seines demüthigen Schmerzes. Zuweilen fühlte er sich dann wie über sich selbst erhoben zu den Dingen, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, die in keines Menschen Herz gekommen sind, Gott aber hat sie bereitet denen, die Ihn lieben. 1 Kor. 2, 9. Je mehr Fortschritte, desto tiefer die Demuth; je tiefer die Demuth, desto näher die Vollendung! — Zu Häupten seines Bettes hingen viele Reliquien und gottesdienstliche Geräthe, und er pflegte, wenn er zur Ruhe ging, gerade unter denselben den Kopf auf den Teppich zu legen, und, gleichsam von ihrem heiligen Schutze umhüllt, betend des nahenden Schlummers zu harren. Einst lag er so und flehte mit inbrünstigem Gebete zu Gott um ein Pfand, ein Zeichen, daß seine Buße angenommen sei. Da, in dem Augenblicke, als der Schlaf sich auf ihn niedersenkte, war es ihm, als träte Jemand zu ihm und spräche: Siehe, Eligius, deine Bitten sind erhört, was du begehrt, das Zeichen wird dir gewährt. Zugleich empfand er einen balsamischen Geruch, der wie tropfend aus den heiligen Gefäßen auf sein Haupt herniederfloß. Staunend erwachte er. Der Geruch blieb nicht blos derselbe, sondern verstärkte sich immer mehr, so daß er es kaum ertragen konnte. Da erinnerte er sich seines Gebets, fühlte sich von dem Reichthum der Güte Gottes durchdrungen, und dankte aus vollem Herzen und pries den Herrn, der sich nimmer unbezeugt läßt an denen, die auf Ihn hoffen. Was ihm geschehen, theilte er nur seinem vertrautesten Freunde unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mit. Dieser wurde dadurch zu gleicher Inbrunst entzündet, und er und sein Bruder, beide gehörten zu den vornehmsten Hof-

beamten, verbanden sich von Stund' an mit dem Eligius zur innigsten Seelen- und Lebensgemeinschaft im Dienste des Herrn.

Inzwischen befestigte sich Eligius immer mehr in dem Vertrauen und in der Gunst seines Fürsten. Chlotar II. starb, und sein Sohn Dagobert gelangte zur Regierung. Die Freundschaft, welche ihm dieser erwies, erweckte den Haß Vieler gegen ihn, obgleich er, allem Stolze fern, nur Wahrheit in Liebe suchte. Er ließ sich dadurch nicht irre machen, und wendete seine thätige Fürsorge mit desto größerem Eifer den Armen, Kranken, Leidenden, Hülfs- und Trostbedürftigen zu. Bei der Arbeit hatte er gewöhnlich eine aufgeschlagene Handschrift, meist das Wort Gottes vor sich liegen, worin er las, um seinen Geist nicht unbeschäftigt und unerbaut zu lassen. Einheimische und Fremde, die bei Hofe Etwas zu suchen hatten, besuchten ihn vor Allen, und fanden stets bei ihm wirksame Unterstützung, oder doch guten Rath. Mit besonderem Eifer ließ er sich die Befreiung der Sklaven angelegen sein. Es waren vornehmlich Sachsen, welche damals haufenweis der Freiheit beraubt, ihrem Vaterlande entrissen wurden. Seine Vorliebe für dies Volk erklärt sich daraus, daß sein vertrauter Kunstgehülfe demselben angehörte. War ihre Zahl so groß, daß das Lösegeld seine Mittel überstieg, so entbehrte er lieber Alles, und gab selbst Kleider und Schuhe hin, um ihnen zu Hülfe zu kommen. Die Befreiten schickte er entweder auf seine Kosten in ihre Heimath zurück, oder er verschaffte ihnen Arbeit je nach ihren Fähigkeiten und Kräften, womöglich in seinem eigenen Hause, oder er bestimmte sie, sich dem Klosterleben zu widmen, und diesen letzteren bewies er sodann fort und fort am meisten Aufmerksamkeit mit leiblicher und geistlicher Pflege. Sein Haus vergleicht ein Augenzeuge mit einem Bienenkorbe, den die Bienen umschwärmen. Unzählige Arme strömten täglich daselbst zusammen, oder gesellten sich auch zu ihm, wenn er ausging, so daß den Fremden, die nach ihm fragten, nur diese oder jene Richtung angegeben wurde, mit der Weisung: Wo ihr Arme versammelt seht, da werdet ihr den Eligius finden. Selten oder nie ging er allein zu Tische. Von Zeit zu Zeit, oft auch täglich sendete er seine Diener aus, um alle Bettler und Kranke, die sie auftreiben konnten, zur Speisung herbeizurufen. Dann bediente er sie eigenhändig, und nahm nur zuletzt, stehend, oder am untersten Ende des Tisches auf einem niedrigen Sessel sitzend, auch etwas Speise zu sich. Oft hatte er nicht einmal Brod genug, sie zu sät-

tigen, weil er an demselben Tage Alles weggegeben. Wenn dann seine Diener mitleidig oder spottend dabei standen und ihre Bemerkungen machten, so schalt er ihren Unglauben, und ermahnte sie zu kühnerem Vertrauen auf den Herrn. Der den Elias und den Johannes in der Wüste gespeis't hat, sagte er, der sollte in diesem Kreise uns Seinen gnadenreichen Beistand versagen? ich glaube, daß mein Schöpfer und Heiland, wenn wir's auch nicht werth sind, diese Armen Christi nicht unerquickt aus meinem Hause wird weggehen lassen. Dies Vertrauen hat ihn niemals getäuscht. Nicht selten geschah es, bevor er noch ausgeredet hatte, daß man die Tritte der Boten draußen hörte, welche allerlei Nahrungsmittel herbeibrachten. Der König oder andere wohlhabende und fromme Freunde schickten das Nöthige. Denn Alle wußten, was Eligius brauchte und wie er mit dem Seinigen haushielt. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. 2 Kor. 9, 7.

Für sich selbst brauchte Eligius natürlich äußerst wenig. Sein Wahlspruch war das Wort des Apostels: Wenn wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns begnügen; denn die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke, und viele thörichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen in's Verderben und Verdammniß. 1 Timoth. 6, 8—9. Anfangs hatte er sich, seiner Stellung gemäß, prächtig gekleidet. In dem Maße wie seine Wohlthätigkeit an Ausdehnung wuchs, legte er ein Stück nach dem andern ab, und ging einher wie ein Bettler. Dies verhinderte den König nicht, ihn auf's Freundschaftlichste zu behandeln, und ihn häufig allein in seiner Wohnung zu besuchen. Auch war Eligius ihm vor Allen zu jedem Pflicht- und Liebesdienst bereit. Er verfertigte nicht blos für ihn die kunstreichsten Arbeiten in edeln Metallen und Steinen. Auch wichtigere Aufträge mußte er übernehmen. Einst wurde er sogar als Abgesandter nach Britannien geschickt, um mit dem Könige dieses Landes Frieden zu schließen, und er vollbrachte diese schwierige Sendung mit dem glänzendsten Erfolge. Dafür belohnte ihn Dagobert mit wachsender Hingebung. Was Eligius fordern mochte, das war er gewiß sofort zu erhalten. So erbat er sich das Landgut Solignac in der Nähe von Limoges. Er wollte, sagte er, dem Könige und sich selbst dort eine Leiter zum Himmel bauen. Was er meinte, war ein Mönchskloster. Und da der König nicht anstand ihm seine Bitte zu gewähren, so wurde der Bau unverzüglich ausgeführt,



für hundert Coenobiten unter einem Abte eingerichtet, und aus den Einkünften der Ländereien reichlich ausgestattet. Eligius widmete diesem Werke eine sichtbare Vorliebe. Was er irgend an Gaben und Mitteln erzielen konnte, das verwendete er auf die Vervollkommnung und Ausschmückung seiner Stiftung. Es mochte wohl die Absicht und der Wunsch in seiner Seele liegen, dereinst, wenn Gott nicht anders über ihn bestimmte, sich dorthin zurückzuziehen. Das Kloster lag am Ufer eines klaren Flusses, über welchen sich ein theils felsigter, theils reich bewaldeter Berg erhebt. Ein Zeitgenosse rühmt die Lieblichkeit und Fruchtbarkeit der Gegend, so wie die ernste Sitte, den christlichen Wandel und die Kunstfertigkeit der Mönche, die sich, außer dem Garten- und Ackerbau, mit vielerlei Handarbeiten beschäftigten. Er habe, sagt er, den Eindruck gehabt, als sei er im Paradiese gewesen. Bald folgte dem Bau des Mönchsklosters die Einrichtung eines Nonnenklosters für dreihundert Schwestern zu Paris selbst, in dem eigenen Hause des Eligius, auch einem Geschenk des Königs. Sodann wurde eine Kirche zu Ehren des heiligen Apostels Paulus, und unmittelbar darauf eine andere zu Ehren des heiligen Martialis erbaut. Erstere sollte den Kloster-Schwestern zur Grabstätte dienen. Das Kloster und die beiden Kirchen wurden später, bei einer Feuersbrunst, welche fast die ganze Stadt in Asche legte, durch eine wunderbare Fügung gerettet, indem, unter den inbrünstigen Gebeten des Eligius, ein Windstoß plötzlich die Flammen nach der entgegengesetzten Richtung hintrieb. Den Eifer seiner Frömmigkeit bethätigte Eligius auch dadurch, daß er zum Oefteren die Klöster und heiligen Oerter des Landes besuchte, um überall seine Andacht zu verrichten, seine Almosen zu spenden, und, da er in der Bildhauer- und Baukunst ebenfalls eine große Geschicklichkeit besaß, die Kirchen und Altäre zu verschönern und zu schmücken. Die reichen Mittel, welche ihm dabei zu Gebote standen, verdankte er meist der Freigebigkeit des Königs. Auf diesen Reisen soll er viele Kranke mit seinem Gebet geheilt, und andere, als Wunder gepriesene Thaten vollbracht haben. Ueberall war seine eifrigste Sorge darauf gerichtet, in herzlicher Demuth sein Verdienst in den Schatten zu stellen, alle Huldigungen von sich abzuweisen, und dem Erlöser Christo und Seinen Heiligen allein die Ehre zu geben.

Unter dem jugendlichen Sohn und Nachfolger des Dagobert,

dem König Chlodwig, wurde Eligius zur Theilnahme an den Angelegenheiten der Kirche im engeren Sinne herangezogen. Vom Morgenlande aus hatte sich nämlich eine Irrlehre, welcher der römische Kaiser Constantin selbst anhing, bis nach Rom hin verbreitet. Die Irrlehrer leugneten, daß der Erlöser Jesus Christus die menschliche Natur von der Jungfrau Maria angenommen habe, und in Knechtsgestalt erschienen sei. Dagegen ließ der Papst Martinus, auf einer Kirchenversammlung zu Rom, genaue Bestimmungen zum Schutz des kirchlichen Lehrbegriffs festsetzen. Auch nach Gallien sandte er das betreffende Bekenntniß, mit einem Briefe, worin er den König beschwor, erfahrene Männer zu seiner Unterstützung bei Unterdrückung jener Ketzerei nach Rom abzuordnen. An dieser Sendung sollte Eligius theilnehmen, wurde aber durch andere Geschäfte verhindert. Als aber einer der vertriebenen Ketzer nach Gallien kam, und im Geheim seine Meinungen zu verbreiten anfing; da veranlaßte Eligius mit seinen Freunden die Berufung einer Kirchenversammlung, auf welcher, nach langer, anfangs fruchtloser, endlich siegreicher Verhandlung, die Irrlehre verurtheilt, und der Urheber derselben verbannt wurde. Von der Zeit an wirkte Eligius auch gegen andere Häretiker und Schismatiker mit gleicher Entschiedenheit und gleichem Erfolge. Ueberhaupt ließ er es sich angelegen sein, wohin er kam, aus tiefer Schriftkenntniß, mit ernster und männlicher Beredtsamkeit, das christliche Volk zu ermahnen, und gegen alle Irrlehren in dem katholischen Glauben zu befestigen. Dies verhinderte ihn nicht, sich unablässig, enthaltsam und streng gegen sich selbst, mit barmherziger Fürsorge und aufopfernder Hingebung, als einen Vater aller Armen und Nothleidenden zu erweisen, und in allen Stücken seinem Heiland Christo nachzufolgen, hungernd und dürstend nach der Gerechtigkeit und dem ewigen Leben. Oft hörte man ihn mit tiefer Empfindung die Worte des Psalmisten wiederholen: O hätte ich Flügel wie Tauben, daß ich flöge und etwa bliebe! Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue? Ps. 55, 7. 42, 3.

So war durch Gottes gnadenreiche Führung das ganze Leben des Eligius bis zum dreiundfunfzigsten Jahre seines Alters, wie in christlicher Erkenntniß und thätiger Liebe, so im Wachen, Fasten und Beten, in wachsender Selbst- und Weltverleugnung, unter Kampf und Sieg, eine ununterbrochene, aber unbewußte

Vorbereitung auf das Amt, wozu der Herr ihn bestimmt hatte und berufen wollte, das Amt, welches die Versöhnung predigt, das priesterliche Amt eines Haushalters über die Geheimnisse Gottes.

Eligius hatte schon seit längerer Zeit aus allen Kräften mitgewirkt, daß das Verbrechen der Simonie, welches in ganz Gallien, besonders seit der Regierung der Königin Brunhilde herrschend geworden war, unmöglich gemacht würde. Es ergingen, unter königlicher Sanction, die bestimmtesten Gesetze, wonach keine geistliche Stelle mehr käuflich sein, wonach kein Geistlicher mittelst Entrichtung einer Summe Geldes zum Amte zugelassen werden sollte. Man war vornehmlich darauf bedacht, zu Bischofssitzen nur solche Männer zu erwählen, welche sich in christlicher Uneigennützigkeit als vorwurfsfrei und rein bewährt hatten. Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß, bei vorkommender Gelegenheit, die Blicke und Wünsche Aller sich auch auf Eligius richteten, dessen Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, Zuverlässigkeit allgemein bekannt war. Auf den Nachweis eines bestimmten Maßes theologischer Erkenntniß und wissenschaftlicher Bildung kam es damals nicht an. Und wäre es der Fall gewesen, der fromme Goldschmidt hätte auch in dieser Beziehung allen Anforderungen genügt. Eligius wurde zum Bischof von Noyon mit Vermand, Tournay, Gent und Courtray ausersehen. Dies geschah um's Jahr 640, nach dem Tode des dortigen Bischofs Acharius. Seine bescheidenen Weigerungen halfen ihm nichts. Doch erlangte er einigen Aufschub, um sich, seinem Wunsche gemäß, zuvörderst einer geistlichen Regel zu unterwerfen, und in der Einsamkeit eines Klosters theologischen Studien und frommen Uebungen hinzugeben. Danach erhielt er die Weihen, zugleich mit seinem Freunde und Lebensbeschreiber Ouen (Audoënus) Erzbischof von Rouen, am 14. März 640, und nahm den ihm bestimmten Bischofssitz ein, unter großen Feierlichkeiten und dem Zusammenströmen einer unzähligen Menge Geistlicher und Laien. Seine Erhebung erhöhte nur seine Demuth. Sonst blieb er sich in Gesinnung und Lebenswandel vollkommen gleich, mit jeglicher christlichen Tugend durch Gottes Gnade geschmückt.

Die Bewohner von Flandern waren zu jener Zeit noch großentheils dem blinden Heidenthum und dem finstersten Aberglauben ergeben, und hatten sich bisher für das Wort der Wahrheit

ganz unzugänglich gezeigt. Zum Theil war die Predigt des Evangeliums noch gar nicht bis zu ihnen gedrungen. Eligius fing damit an, seinen Sprengel fleißig zu bereisen, und alle einzelnen Städte, Flecken, Dörfer und Niederlassungen zu besuchen. Zuerst wurde er besonders zu Antwerpen, bei den Friesen, so wie auch unter den Sueven und längs der ganzen Meeresküste hin nur mit feindseligem Sinn aufgenommen, und fand überall den heftigsten Widerstand. Mehr als einmal gerieth er in Todesgefahr. Und wie erwünscht wäre es ihm gewesen, ein Blutzeuge seines Herrn zu werden! Aber auch sein unblutiges Märtyrerthum trug reiche Früchte. Wer hätte sich seinen Worten, geschweige denn seinem Vorbild in Sitte und Wandel auf die Länge verschließen können? Allmählig wurden die Barbaren, durch seine Unerschrockenheit und Geduld, durch seine liebevolle Milde, Nachsicht und Freundlichkeit, für die Kirche gewonnen, zum christlichen Glauben herübergeführt, und ihre Götzentempel sanken, und ihre rohen Sitten verschwanden. Rings umher entstanden neue, blühende Gemeinden, fest im Glauben, eifrig in der Liebe, seinem Beispiel zu folgen. Zu Noyon stiftete Eligius ein Nonnenkloster. Aehnliche Anstalten, so wie auch Kirchen und Kapellen wurden von seinen Freunden und Schülern gegründet und ausgestattet, deren mehrere die umliegenden Abteien und Bischofssitze einnahmen. Unermüdlichen Fleiß verwendete er auf die Auffindung der Ueberreste der Märtyrer, um sie der Verehrung des Volkes zurückzugeben. Dabei erfuhr er manche wunderbare Gebetserhörung. Insbesondere als er das Grab des heiligen Quintin nach langem vergeblichen Suchen entdeckte, wider alle Erwartung seiner Gehülfen, die schon jede weitere Nachforschung aufgegeben hatten und ihn entschieden davon abzumahnen suchten. Sein Lebensbeschreiber bezeugt ausdrücklich, er habe mit Gott geredet, wie mit seinem irdischen Herrn und Freunde, in der festen Zuversicht, was er im Namen Christi und um Seines Reiches willen bitte, das müsse ihm gegeben werden; bei dieser Gelegenheit habe er sogar gelobt, keine Speise zu sich zu nehmen, bevor er nicht erhört worden, ja sein Amt niederzulegen, wenn er nicht erhört werden sollte. Dem heiligen Quintin, so wie mehreren anderen widmete er, im Geiste der früher von ihm ausgeübten Kunst, die kostbarsten Denkmäler und Kapellen. Dem Feuereifer seines Gebets gelang es auch, die Heilung vieler Kranken herbeizuführen, insbesondere solcher, welche zu jener Zeit

für Besessene gehalten wurden. Die Befreiung der Gefangenen und der Sklaven ließ er sich fort und fort angelegen sein. In seinen Predigten trug er die herrschende Kirchenlehre vor, drang aber zugleich mit großer Kraft und edler Einfalt auf ein praktisches Christenthum, das sich in der wachsenden Heiligung des Lebens bethätigen müsse. Die Auszüge aus denselben, welche sein Biograph uns aufbehalten hat, beweisen jedoch, daß er nicht frei war von der irrigen, später in der katholischen Kirche immer stärker hervortretenden Vorstellung, es lasse sich die Seligkeit durch fromme Werke, Bußübungen, Entbehrungen und Almosen, so wie auch durch Schenkungen und Vermächtnisse zu Gunsten der Kirche, verdienen. Nur muß man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß, wie in seinem ganzen Leben, so in seinen Reden, keine Spur des Eigennutzes oder der Heuchelei, kurz nichts Pharisäisches zu Tage kommt. Es war ihm vielmehr heiliger Ernst mit seiner Lehre. Was er von Anderen verlangte, das strebte er allererst selbst zu erfüllen. So predigte er mehr und besser noch mit seinen Thaten, als mit seinen Worten. Im Laufe seiner gesegneten Wirksamkeit steigerte sich sein Ansehn dergestalt, daß er einen mächtigen und entscheidenden Einfluß in geistlichen und in weltlichen Dingen ausübte, überall ohne andere Absicht, als das Reich seines Herrn zu bauen, die Seelen Aller dafür zu gewinnen und in der Nachfolge Jesu zu stärken, die demselben entgegenstehenden feindlichen Mächte aber zu Schanden zu machen. Auf dem Grunde seiner reichen Erfahrung und seines innigen, ununterbrochenen Umgangs mit Gott im Gebet, offenbarte sich an ihm auch eine prophetische Gabe, meist durch Träume und Visionen. Zuletzt ward es ihm gegeben, seinen eigenen Tod vorherzuwissen und vorherzusagen.

Eligius hatte das siebzigste Lebensjahr überschritten. Auf einem Spaziergang bemerkte er, daß an der Front der Kirche des heiligen Medardus eine Mauer einen gefährlichen Riß bekommen hatte, und befahl, sofort den Baumeister zu rufen, um dem Schaden abzuhelfen. Auf den Vorschlag seiner Begleiter, er möge doch eine günstigere Jahreszeit abwarten, damit die Arbeit leichter und solider ausgeführt würde, erwiederte er: Lasset nur, wenn es jetzt nicht geschieht, so werde ich die Vollendung nicht erleben. Hierauf geriethen alle Anwesende in Bestürzung und Schrecken, suchten solche Gedanken abzuwenden, und drückten ihm ihre Wünsche aus,

daß er noch lange eine Zierde der Kirche und eine Zuflucht der Armen bleiben möchte. Eligius aber blickte mit tiefem Seufzen flehend gen Himmel und rief: Nicht euer, des Herrn Wille geschehe; Er hat meine Zeit bestimmt. Und als er die tiefe Trauer seiner Freunde und Schüler sah, fügte er hinzu: Betrübet euch nicht, freuet euch lieber mit mir, Geliebte, denn längst habe ich jene Zeit herbeigewünscht, längst habe ich mich gesehnt, nach den Mühseligkeiten dieses Lebens, der ewigen Erndte theilhaftig zu werden. Nicht lange danach wurde er von leichten Fieberanfällen heimgesucht, und seine Eßlust verschwand. Jetzt war er seines Scheidens gewiß, redete darüber mit seinen Hausgenossen ohne Rückhalt, und ermahnte sie zum Frieden und zur Liebe. Noch fünf bis sechs Tage hielt er sich aufrecht und verbarg die Abnahme seiner Kräfte, nur daß er sich eines Stabs bediente, um seinen gewohnten Beschäftigungen nachzugehen; selbst die nächtlichen Gebetsübungen setzte er nicht aus, sondern zwang die matten Glieder, im Dienste des Geistes, mit diesem der zukünftigen Seligkeit entgegenzuwachen und zu harren. Endlich als er seine Auflösung nahe fühlte, versammelte er alle seine Schüler und Diener, es war am letzten Tage des November, nahm feierlich Abschied von ihnen, und beschwor sie, bei ihrer Liebe zu ihm, seiner Lehren eingedenk zu sein, und in der Liebe Jesu für ihr Seelenheil zu sorgen, damit sie stets bereit wären, aus diesem ungewissen Leben dem Tode, dem Gericht und der Ewigkeit entgegenzugehen. Alle brachen in lautes Schluchzen aus, und baten ihn auf's Beweglichste, sie nicht zu verlassen, oder sie mit sich hinüberzunehmen, sie wollten viel lieber mit ihm sterben, als ohne ihn leben, sie könnten seine Abwesenheit nicht ertragen, denn sie würden nimmer seines Gleichen finden. Eligius wurde bis zu Thränen gerührt; doch suchte er sie mit sanften Worten zu trösten. Dann, während jene nicht aufhörten zu weinen und zu klagen, wendete er sich im Gebet zu Gott, bald leise bald laut, wie seine Kräfte es ihm erlaubten, meist mit Worten der heiligen Schrift. Man hörte ihn insbesondere Gott bitten, Er möge sich seiner verlassenen Heerde annehmen, und derselben einen frommen und treuen Hirten senden. Auch bezeugte er auf's Entschiedenste, vor Gott sei kein Lebendiger gerecht, er wisse, daß er als ein unnützer Knecht aus diesem Leben gehe, und setze seine Zuversicht allein auf die allmächtige Gnade seines Erlösers, unter dessen Schutz und durch dessen Verdienst er

hoffe, in Frieden zu fahren, der Verdammniß zu entgehen und mit allen Seligen in die Wohnungen des ewigen Friedens aufgenommen zu werden. So ließ er nicht ab mit inbrünstigem Flehen, bis er den letzten Seufzer aushauchte, eine Stunde nach Mitternacht, am ersten December 659. Gegen Morgen kam die Königin Bathildis herbeigeeilt, mit ihren Söhnen und einem zahlreichen Gefolge, trostlos, ihn nicht mehr am Leben zu finden. Auch sie gab dem Entschlafenen alle Beweise der innigsten Verehrung und Liebe. Ueber den Ort, wo er bestattet werden sollte, entstand ein Wettstreit, ob in einem Lieblingskloster der Königin, oder zu Paris, oder zu Noyon. Endlich mußte man den stürmischen Bitten des Volkes nachgeben, und er wurde, wenige Tage später, unter großem Zudrang, tiefer Trauer, lauten Klagen und feierlichen Gesängen in der bischöflichen Kirche zu Noyon beigesetzt, und sein Grab mit einem kostbaren Denkmal geschmückt.

Wie schon bei Lebzeiten des Eligius, so knüpften sich auch nach seinem Tode an die Person dieses ausgezeichneten und einflußreichen Bischofs mannigfaltige Wundersagen. Wir sind gewöhnt und berechtigt, alle diese Legenden auf die Rechnung des Aberglaubens zu setzen, und als dem Worte Gottes fremd und zuwider zu verwerfen. Dies darf uns jedoch nicht verhindern, zugleich lebendige Zeugnisse darin zu erblicken von der Ehrerbietung, welche in jenen finstern aber glaubensvollen Zeiten das christliche Volk den auserwählten, gewaltigen Rüstzeugen der göttlichen Gnade zu widmen pflegte. Von diesem Standpunkte aus sollten wir Gott bitten, daß er fort und fort ähnliche Zeugen und Arbeiter in unsre Mitte senden, und denselben eben so eifrige Verehrer und Nachahmer erwecken wolle. Unsere Zeit bedarf, vielleicht mehr als irgend eine andere, solcher Männer, wie der Bischof Eligius war, zur Verbreitung und Vertiefung des christlichen Glaubens, zur Befestigung und Reinigung der christlichen Sitte, zur Sammlung neuer Gemeinen, zum Aufbau neuer Kirchen, zur Förderung aller Werke der inneren Mission, deren Träger damals insbesondre noch das Kloster war. Weniger Kritik und dogmatische Aengstlichkeit, mehr tiefe, treue, thatkräftige Frömmigkeit! Das wäre die Erhörung unsers täglichen Gebets: Dein Reich komme! — A. Fournier in Berlin.

---

156. Balthilde, Gemahlin Chlodwigs II.

3. März.[1])

Nicht alle die zahlreichen fränkischen Heiligen aus der rauhen merovingischen Zeit umstrahlt der Schein eines, im Bewußtsein der göttlichen Gnade, dem Evangelium geweihten Lebens. Neben kleinen Kindern, wie die siebenjährig gestorbene Radegunde, erscheinen, zum Staunen der Nachwelt, Bischöfe, deren Herz voll wilder Leidenschaft war, wie Leodegarius von Autun, Audoenus von Rouen, Neolus, Metropolitan von Reims. Doch ragen aus der Menge auch einige Gestalten hervor, die, wie unvollkommen auch ihr Glaube gewesen sein mag, sich dennoch wie Lichtbilder zeigen auf dem dunkeln Grunde dieser Jahrhunderte. Darunter sind mehrere Frauen, wie jene andre Radegunde, die fromme Gemahlin Lothars I., die sich zur Diakonissin weihen ließ, um den Armen und Kranken zu dienen, und Balthilde, die demüthige, milde Gattin Chlodwigs II. In ihnen sehn wir die Sanftmuth des weiblichen Gemüths, verschönert durch den Einfluß des Christenthums. Neben den düstern Königinnen Brunhilde und Fredegunde, selbst neben der noch so rachsüchtigen heiligen Chlotilde, machen sie einen freundlichen, lieblichen Eindruck.

Balthilde, oder Bathilde wie sie später auch genannt wurde, war von unbekannter Herkunft. Die Sage hat sich früh ihres Namens bemächtigt und allerlei Abenteuerliches über ihre erste Erscheinung unter den Franken gedichtet. Es wurde erzählt, sie sei die Tochter Beringers, eines fabelhaften Fürsten des Schwarzwaldes gewesen, sei von Chlodwig II. geraubt, und in Frankreich im Christenthum unterrichtet worden, worauf sie der König zum Weibe nahm. Nach Andern war ihr Vater ein König von Köln; während eines Spaziergangs außerhalb dieser Stadt, wurde sie von Sarazenen entführt, nach Syrien gebracht und dort von einem Franken losgekauft; Köln hatte aber nie einen besondern König, und die Sarazenen machten noch keine Streifzüge in's Abendland. Nur das ist wahr in diesen Sagen, daß Balthilde nicht zum Volke der Franken gehörte, sondern als geraubte Sklavin aus fremdem Lande kam. Diese Züge waren im Gedächtniß des Volkes geblieben und, bei der historischen und geographischen Un-

---

1) Ihr Todestag ist der 30. Januar.

wissenheit des Mittel-Alters, wunderlich ausgeschmückt worden. In einer alten, kurz nach Balthildens Tode verfaßten Lebensbeschreibung, heißt es einfach, sie sei jung in einem überseeischen Lande geraubt und in Frankreich als Sklavin verkauft worden. Dieses überseeische Land war ohne Zweifel das von den Angelsachsen eroberte Britannien; es war nichts Seltenes damals, daß kühne Piraten an den Küsten landeten, um Beute und Menschen zu entführen, welche Letztere sie als Sklaven verkauften. Als solche wurde nun Balthilde Eigenthum Erchinoalds, des Hausmaiers Chlodwigs II., des Königs von Neustrien. Chlodwig war ein Sohn Dagoberts, des letzten der Merovinger, der mit Kraft und Einsicht über sein unruhiges Volk zu herrschen gewußt hatte. Mit Chlodwig beginnt die Reihe der trägen, geistig und körperlich verdorbenen Fürsten, mit denen die alte Kraft des ersten fränkischen Königsstammes elend erlosch. Er war ein Kind, als er zum Throne gelangte; Jüngling geworden, ließ er die Sorge der Regierung seinem Hausmaier, um in schändlichen Ausschweifungen seine Jahre zu vergeuden. Bei Erchinoald sah er Balthilden; sie war schön, voll Verstand und natürlicher Würde, dabei demüthig und keusch; sicher war sie schon Christin als sie nach Frankreich kam; denn schon seit Ende des sechsten Jahrhunderts hatte das Evangelium angefangen sich unter den Angelsachsen zu verbreiten. Der König verlieh ihr das Amt einer Mundschenkin; Erchinoald selber wollte sie sich als Geliebte verbinden. Ernst wies sie aber diesen Antrag zurück, floh vor dem sie verfolgenden mächtigen Hausmaier, und erklärte zuletzt, lieber in ein Kloster gehn zu wollen, als ihrer reinen Ehre zu entsagen. Da entbrannte auch des Königs Liebe zu ihr; sie nahm sie jedoch nur an, unter der Bedingung seine Gattin zu werden. Vielleicht hoffte sie ihn zu einem bessern Leben bewegen zu können; sie empfahl ihm Ehrfurcht vor den Geistlichen und Milde gegen die Armen; er aber, der sich selber um nichts Sorge machen wollte, gab ihr den Abt Genesius, später Bischof von Lyon, zum Almosenier, zum Voraus Alles gutheißend was sie thun würde. Sie begann ein frommes, den Werken der Liebe gewidmetes Leben. Durch Genesius ließ sie zahlreiche Arme speisen und kleiden, und die Todten anständig begraben; in den damals so häufigen Hungersnöthen erwies sie sich als wohlthätige Helferin; Wittwen und Waisen verehrten sie als ihre Mutter; ihres frühern Standes eingedenk, kaufte sie

Tausende von Sklaven los, zog Viele derselben, die ihrem eigenen Volke angehörten, an ihren Hof oder ließ sie in Klöster aufnehmen, um sie vor Gewalt zu sichern.

Chlodwig starb um 656, kaum 22 Jahre alt. Balthilde hatte drei Söhne von ihm, Lothar, Childerich und Theodorich, sämmtlich noch Kinder. Die Franken übertrugen das Königthum Lothar, dem Aeltesten, um mit seiner Mutter, die von Großen und Volk geliebt war, zu regieren. Die drei Reiche, Neustrien, Austrasien und Burgund, die schon in den letzten Zeiten Chlodwigs II. unter einem Könige vereinigt waren, blieben es auch jetzt noch einige Jahre lang. Erchinoald starb kurz nach seinem Herrn; zu seinem Nachfolger wählten die Franken Ebroin, einen Mann von mächtigem Sinn, von dem Schlage des ersten Chlodwig. Balthilde regierte unter seinem Einfluß. Es war kein leichtes Ding, die ehrgeizigen, reizbaren Franken an ein geordnetes Wesen gewöhnen und Frieden unter ihnen erhalten zu wollen. Ebroin versuchte mit Gewalt die Widerstrebenden niederzubeugen; die Königin wünschte aber durch andre Mittel die Gemüther zu einigen und die Sitten zu mildern; sie meinte es thun zu können, indem sie Bischöfe zu Rathe zog, wie Chrodobert von Paris und Audoenus (S. Ouen) von Rouen; zugleich berief sie einen Mann an ihren Hof, der später in den fränkischen Verwirrungen eine bedeutende Rolle spielte. Es war Leodegar (S. Léger), seit einigen Jahren Abt des Klosters des h. Maxentius. Er stand im Rufe, tüchtig und weise zu sein; Balthilde machte ihn zum Bischof von Autun. Ebenso unbeugsam wie Ebroin, dessen gefährlichster Gegner er ward, zeigte sich Leodegar mehr als germanischen Politiker und Kriegsmann, denn als christlichen Bischof. In den ersten Zeiten der fränkischen Herrschaft in Gallien waren die Bischöfe Römer oder Gallier gewesen, Männer, welche noch friedlichere Sitten hatten und denen Theologie und literarische Bildung nicht fremd waren. Bald aber gelangten auch vornehme Franken zu kirchlichen Würden, die ihnen Reichthum und Ansehn sicherten, zu denen sie aber, statt Kenntnissen und evangelischer Tugend, meist nur ihre ungezähmten Leidenschaften mitbrachten. Viele von ihnen hatten, bevor sie in den Dienst der Kirche traten, Hofämter versehn oder Heere befehligt und in Schlachten gekämpft. Daher geschah es daß, besonders unter Balthildens Regierung, die Bischöfe sich in die stets blutigen, politischen Händel

mischten, daß sie Komplotte schmiedeten und zu den Waffen griffen. Die Königin bemühte sich unter diesen rauhen Männern, die mit staunender Achtung zu der sanften Frau hinaufblickten, Ordnung und Eintracht zu erhalten, und die Bischöfe zur Ausübung ihrer Hirtenpflichten in ihren Gemeinden zurückzuführen. Die zerrüttete Kirche suchte sie durch weise Maßregeln wieder zu regeln und zu beleben; sie verlangte strenge Beobachtung des wenig Jahre vorher gefaßten, aber immer übersehenen Beschlusses des Concils von Châlons von 644, gegen die Simonie, den Verkauf der geistlichen Aemter; sie wollte, daß Bischöfe und Aebte nicht ohne Noth die Sprengel und Klöster verließen, die ihrer Aufsicht anvertraut waren. Die von ihr an die Geistlichen deshalb erlassenen Schreiben fanden aber wenig Gehorsam; es fehlte ihr an Kraft ihrem Willen Nachdruck zu geben; Gewalt ließ sie ungern zu; Worte vermochten nichts; man verehrte die Königin, handelte aber nach Willkür in alter Ungebundenheit. Nur Eins war ihr möglich, die Ausübung der Barmherzigkeit an den Armen und Verlassenen und an denen, welche in jenen stürmischen Tagen sich nach Ruhe sehnten. An solche besonders dachte sie bei ihren freigebigen Schenkungen an zahlreiche Klöster. Große Ländereien, ausgedehnte Waldungen, königliche Villen kamen durch sie an die berühmten Klöster Luxeuil in den Vogesen und Jumièges in der Diöcese von Rouen, an die Frauenklöster Joaire und Ste-Fare in der Diöcese von Meaux. Sie stiftete Corbie an der Somme unter dem Abte Teudofred, den sie aus Luxeuil kommen ließ, und woraus unter Ludwig dem Frommen eine, unter dem Namen Corbeia nova durch ihre Gelehrsamkeit so bekannt gewordene Kolonie hervorging; um 662 gründete sie die Frauen-Abtei von Kala (Chelles) in der Nähe von Paris, wohin sie Bertilia aus Joaire als Aebtissin berief; dieser, später heiliggesprochenen Frau, empfahl sie vor Allem Sorge für Arme und Reisende. Sie wachte ferner über die Handhabung des von dem schon genannten Concil von Châlons erlassenen Verbots, Sklaven in's Ausland zu verkaufen, aus Furcht sie möchten immer im Stande der Dienstbarkeit bleiben oder in die Hände von Juden oder Heiden kommen; sie bestrebte sich dem alten barbarischen Gebrauche ein Ende zu machen, nach dem ein Vater seine Kinder eher der Knechtschaft oder dem Tode Preis gab, als Abgaben zu bezahlen, die freilich oft ungerecht und schwer genug waren. Mit inniger Verehrung

hing sie an den wenigen Geistlichen, die wirklich dieses Namens würdig waren, zumal an Eligius (S. Eloi), dem frommen, kunstreichen Bischof von Noyon[1]), der christlichen Ernst mit gelehrter Bildung verband. Als dieser treffliche Mann 659 starb, begab sie sich mit zweien ihrer Söhne und großem Gefolge nach Noyon um seiner Todtenfeier beizuwohnen. Sie wünschte seinen Leichnam in ihr geliebtes Chelles bringen zu lassen, die Einwohner weigerten sich aber ihn herzugeben; die Sage hat dies so gestaltet, es sei durch ein Wunder unmöglich geworden die Last des todten Körpers vom Boden zu erheben; Balthilde mußte sich begnügen ihm ein reichgeschmücktes Grab errichten zu lassen; ihre Kleinodien gab sie zu Almosen für die Armen der Stadt.

Die fromme Frau war unmächtig den heftigen Sinn der Franken zu bändigen. Ihr Hausmaier Ebroin, der den großen Zweck verfolgte das Ansehn des Königthums fest zu begründen, reitzte die Großen und die aus ihnen hervorgegangenen und mit ihnen verbündeten Bischöfe gegen sich auf; um sie zu unterwerfen, bediente er sich der gewaltsamsten Mittel. Mehrere Bischöfe wurden auf seinen Befehl hingerichtet, ohne daß die Königin es verhindern konnte. Diese grausame Energie erregte zuletzt offenen Widerstand. Außer Leodegar war Ebroins Hauptgegner der ehrgeitzige Sigebrand, Bischof von Paris, der des Vertrauens Balthildens genoß. Dieser wurde von Ebroins Partei getödtet. Aus Furcht, die Königin möchte seinen Tod rächen, ward sie, um's Jahr 664, mit Bezeugung tiefer Ehrfurcht nach der Abtei Chelles abgeführt, wohin sie sich ohnedies seit einiger Zeit zurückzuziehen wünschte; sie wollte einem immer trüber werdenden Zustande entfliehen, den sie nicht zu bessern vermochte. In der stillen Einsamkeit von Chelles, von damals noch meilenweitem Wald umgeben, an dem lieblichen Ufer der Marne, blieb sie von nun an den Verwirrungen und Kriegen fremd, die das Reich der Franken der Auflösung nahe brachten. Traurige Erfahrungen verkümmerten ihre letzten Lebensjahre; ihr Sohn Lothar III starb 670, jung und elend wie sein Vater; ihr zweiter Sohn, Childerich II von Burgund, wurde mit seiner Gattin und seinem Kinde getödtet, wahrscheinlich auf Anstiften ihres früheren Beraths Leodegar; auch dieser ward 678 hingerichtet. Immer wildere

[1]) Sein Lebensbild s. zuvor S. 312 ff.

Stürme brachen aus, der kraftlose merovingische Königsstamm ging einem unvermeidlichen Untergang entgegen. Balthilde lebte still in ihrem Kloster, glücklich nur in dem Gedanken jetzt Dienerin des Herrn geworden zu sein, nachdem sie, selbst als Königin noch, Sklavin der Menschen gewesen war. Ihre Sanftmuth, ihre Barmherzigkeit, ihr demüthiges Leben werden selbst von ihrem sonst so ungeschickten Biographen mit begeisterten Worten gepriesen. Als ihr Ende nahte, soll ihr durch ein Traumgesicht ihr baldiger Tod geoffenbart worden sein. Sie verbot den König und den Hof von ihrer Krankheit zu benachrichtigen; sie wollte still hinübergehn, ohne durch den Lärm der Menge in ihren letzten Gedanken gestört zu werden. Als ihr Todesjahr wird gewöhnlich und wahrscheinlich das Jahr 680 angegeben; nach Andern starb sie erst 685. Der älteste Bericht nennt den 30. Januar; jüngere Berichte geben den 26. oder 27. dieses Monats an. Sie ward begraben in der von ihr erbauten, zum Kloster Chelles gehörenden kleinen Kirche zum heiligen Kreuz; später, unter Ludwig dem Frommen, brachte man ihre Ueberreste in eine größere, neu für Chelles errichtete Kirche. Daß Wunder an ihrem Grabe geschehen sein sollen, war eine unausbleibliche Erdichtung der Sage; das Nemliche wird von allen Gräbern von Heiligen berichtet. Etwa zwei Jahrhunderte nach ihrem Tode ward sie von Papst Nicolaus I. in die Reihe der Heiligen versetzt. Dies wäre, wenn man sich an so viele andere sogenannte Heilige der fränkischen Zeit erinnert, kein hinreichender Grund sie in ehrenvollem Andenken zu behalten. Ihr Name verdient aber nicht vergessen zu werden; sie glänzt als milder Stern in einer dunkeln Zeit. Der das Herz umwandelnde Einfluß des Evangeliums ist sichtbarer bei ihr als bei Chlotilden, der Gattin des ersten christlichen Frankenkönigs. Ihr Christenthum war zwar auch noch unvollständig, und mit Irrthum vermischt; wer hätte ihr aber in jener Zeit ein anderes mittheilen können? Was sie in sich aufzunehmen vermochte, genügte indessen um sie demüthig und barmherzig zu machen. Unter einem wilden Volke, umgeben von Kriegern und kriegerisch gesinnten Bischöfen, hat sie ihr mildes Herz bewahrt, hat Mitleid gehabt mit der vielfachen Noth, deren Zeuge sie war, hat Liebe geübt, so viel in ihrem Vermögen stand. Selbst was sie für die Klöster gethan hat, darf dankbar anerkannt werden; die Klöster allein waren damals die Zufluchtstätten der

stillern Gemüther, von ihnen ging meist die Hilfe aus für Arme und Bedrückte, in ihnen wurde noch Ordnung und Zucht gehalten und selbst Wissenschaft gepflegt. Der spätere Verfall soll uns nicht hindern das Gute zu erkennen, das in den ersten Zeiten von den Klöstern ausgegangen ist, noch diejenigen zu ehren, die ihre Beschützer oder Gründer waren.

C. Schmidt in Straßburg.

157. Columba, Abt auf der Insel Jona.

9. Juni.

Columba führte in der Sprache seiner irischen Heimat den Namen Colum und Columkill. In der Reihe jener gesegneten Männer, die im frühen Mittelalter das weite Feld der Mission bestellten, tritt uns Columba als eine der bedeutendsten und ansprechendsten Erscheinungen entgegen. Ausgezeichnet durch alle Vorzüge des Geistes und Gemüthes der größten Glaubensboten, nimmt er durch Demuth, Milde und jene Freiheit evangelischer Gesinnung für sich ein, die schon zu seiner Zeit einen gewissen Gegensatz gegen die Missionsthätigkeit der römischen Mönche hervorrief. Leider ist die von Adamnanus († 704), etwa hundert Jahre nach dem Tode Columba's, mit Benutzung einer Schrift Cumin's Albe († 669) verfaßte ausführliche Lebensbeschreibung des Heiligen, dessen Nachfolger Beide waren, durch Uebertreibungen aller Art und durch Erzählungen von blendenden Wundern und leuchtenden Engelerscheinungen so entstellt, daß es zur Ausscheidung der Thatsachen aus diesen frommen Erfindungen großer Sorgfalt bedarf. Aus jener Legende Adamnan's, den wenigen Nachrichten in Beda's Kirchengeschichte und vereinzelten Notizen der Chroniken läßt sich indessen folgendes Lebensbild gewinnen.

Columba war aus königlichem Geschlecht entsprossen; sein Vater Phelim, der Sohn Fergus', leitete seine Herkunft ab von dem irischen Könige Niell Naighiallach, d. i. Niell von den neun Geiseln; seine Mutter Ethene stammte aus der Familie Lorn's, eines der ältesten schottischen Fürsten in dem Gebiete der Dalriaden von Argylshire. Sein Geburtsjahr läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen; die Angaben schwanken zwischen den Jahren 520 und 523; wir folgen den Annalen Tigernach's, welcher das Jahr 520 als dasjenige seiner Geburt, das Jahr 596 als sein Todesjahr bezeichnet. Der edlen Abkunft entsprachen die reichen Anlagen des Knaben, der schon in früher Jugend der Leitung des Presbyters

Cruinechan übergeben wurde, und von diesem die erste Richtung auf die Studien und die Beschäftigung des Mönchsstandes erhielt; „von Kind an war er dem Streiterdienste Christi ergeben.“ Seine Frömmigkeit erhielt weitere Nahrung in der Umgebung Finnian's, des Bischofs von Clonrad, der ihn zugleich in die theologische Wissenschaft einführte und ihm den Namen Sanctus beilegte. Zu dem Rufe von seiner Heiligkeit gesellte sich der eines Propheten, als der junge Diacon zu der Zeit, wo er unter German (oder Gemman), einem greisen Lehrer in der Landschaft Leinster seinen Studien weiter oblag, den plötzlichen Tod eines Räubers voraussagte, der vor Beider Augen ein Mädchen ermordet hatte. Columba war noch nicht viel über 22 Jahre alt, als er in das von Ciaran gegründete Kloster Cluan-mac-nois heute Clon oder Clones am Shannon eintrat und bald des geliebten Abtes geliebtester Schüler wurde. Die innige Anhänglichkeit an den würdigen Lehrer spricht sich in Columba's Ode auf seinen Tod aus, in welcher er ihn die Leuchte der (heiligen) Insel d. i. Irlands nannte. Ciaran starb im Jahr 549, 7 Jahre nach Gründung seines Klosters, also im 29. Lebensjahre Columba's, der dasselbe wahrscheinlich bald darauf verließ. Der Einfluß, den Ciaran auf Columba geübt hat, kann nicht hoch genug angeschlagen werden; es erhellt deutlich, daß Columba während seines etwa siebenjährigen Aufenthaltes in dem Kloster Cluan-mac-nois den Plan zu seinem künftigen Lebenslaufe gefaßt und sich dabei seinen Lehrer zum Vorbilde genommen hat. Zunächst folgte er den Fußstapfen desselben darin, daß er das Kloster Dearmach (Dairmagh, jetzt Durrough in King's County) gründete und in diesem ohne Zweifel die Cloenserregel einführte. Die hohe Verehrung, welche ihm gefolgt war, beweist Adamnan's Schilderung eines Besuches, den er seinen Brüdern in Clon abstattete. Die Zahl der von Dearmach aus gegründeten Töchterklöster soll sich auf hundert belaufen haben. Bedenken wir, daß es zu so großen Erfolgen vieler Arbeit und langer Zeit bedurfte, so haben wir nicht nöthig auf die grundlose Meinung derer zu achten, die Columba vor seiner, im Laufe des zweiten Jahres nach der Schlacht bei Culedebrine (Culdrevan), etwa im Jahre 562, also in seinem 42. Lebensjahre, bewerkstelligten Ueberfahrt nach Britannien, noch Frankreich und selbst Italien besuchen lassen.

Es entsteht hier die Frage, wie ein fürstlicher, in allen Ehren der Kirche stehender Mann dazu kommen konnte, mit Verläugnung

seines Ranges und Hintansetzung aller irdischen Auszeichnung, als einfacher Prediger des Evangeliums Christi die wegen ihrer Rohheit schon bei den Römern verschrieenen Völkerschaften jenseit der unwirthbaren, mit Schnee bedeckten Bergrücken des nördlichen Schottlands aufzusuchen. Diese Frage ist leicht zu beantworten, wenn man erwägt, daß bereits Ciaran den südlichen Pictenstämmen, den Attacotti oder Dalriaden von Cantyre, gepredigt hatte, und daß Columba's Mutter aus einer Fürstenfamilie desselben großen Volksstamms entsprossen war. Wenn daher Columba sich entschloß, diesen das Evangelium zu bringen, so setzte er gewissermaßen das Werk seines Lehrers fort und folgte gleichzeitig dem verwandtschaftlichen Zuge seiner Familie. Der stärkste Antrieb zum Missionsberufe lag für ihn indessen in seinem lebendigen Glauben an Jesum Christum, um dessen willen er, wie früher Ciaran, ein Fremdling sein, d. h. nach der Auffassung der mittelalterlichen Legendenschreiber, sich dem Werke der Heidenbekehrung widmen wollte.

Ehe wir dazu übergehen, Columba's Missionsthätigkeit näher in's Auge zu fassen, möchte darauf aufmerksam zu machen sein, daß die apostolische, rein evangelische Richtung, welcher Columba und sicher auch Ciaran, huldigte, ihn in einen gewissen Conflict mit der römisch-gesinnten Majorität der irischen Geistlichkeit gebracht hatte. Erwägen wir nämlich, daß Columba den Ostercyclus der orientalischen Kirche beobachtete, und die von ihm gegründete irisch-schottische Missionskirche der römischen endlich das Feld räumen mußte, weil Columba's Schüler an diesem Lehrpunkte ihres Meisters unverbrüchlich festhielten; so bedürfen wir nicht des Auskunftsmittels prophetischer Gaben, dessen Adamnan sich bedient, um uns seinen, bei dem eben erwähnten Besuche im Kloster Cluan-mac-nois gethanen Ausspruch zu erklären, der darauf hinwies, „es würden, wegen Verschiedenheit der Osterfeier zwischen den Kirchen Schottlands viele Zwistigkeiten entstehen." Wie gering man auch ferner die bestimmte Nachricht seines Lebensbeschreibers anschlagen mag, „er sei von einer Synode wegen gewisser verzeihlicher und zu entschuldigender Ursachen, wie zuletzt sich gezeigt habe, mit Unrecht excommunicirt worden;" so bleibt doch soviel sicher, daß die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen nicht den Ruf seiner allgemein anerkannten Frömmigkeit, ja Heiligkeit, treffen konnten, vielmehr sich auf eine abweichende Auffassung bestimmter Lehrsätze

beziehen mußten, die nicht zulässig oder mit der augenblicklichen Strömung in der irischen Kirche unvereinbar erschien. Vielleicht hat sich diese Differenz auf den Verfassungsgrundsatz bezogen, den Columba für seine Stiftung auf Jona festhielt, daß, „ein Abt nie Bischof sein solle,“ — ein Grundsatz, den auch seine Nachfolger achteten, obschon hieraus ein Gegensatz gegen die bischöfliche Gewalt nicht abgeleitet werden kann, wie dies in dem heftigen Streite über die Kirchenverfassung in England noch am Schluß des 17. Jahrhunderts geschehen ist.

Ungeachtet der eben ausgeführten Thatsachen dürfen wir nicht annehmen, daß Verstimmung oder irgend ein anderes unchristliches Gefühl den großen Apostel der Picten aus seiner Heimath geführt habe. Das eben ist das Fesselnde und Liebenswürdige an seinem Wesen, daß er, bei aller Energie des Willens und bei rastloser Thätigkeit, frei ist von jener auch bei sehr gefeierten Heiligen nicht selten wahrnehmbaren Heftigkeit und Eitelkeit, die große Erfolge im Reiche Gottes oft lange aufhalten oder geradezu vereiteln. Vielmehr ist aufrichtige Demuth die ihm von Gott verliehene Gnadengabe, mit welcher ausgerüstet er den Widerstand eines barbarischen Königs und der fanatischen Priester desselben brach, der ihm alsbald entgegentrat, als er zu Pfingsten 562, begleitet von zwölf auserlesenen Gefährten, auf einer kleinen Insel an der Küste Westschottlands gelandet war.

Die Gruppe, welcher diese kaum 2000 Morgen große Insel beigezählt wird, stand damals unter der Herrschaft Bride's (eines Sohnes Mailcun's), des mächtigsten Königs der Nordpicten, der am Loch Ness Hof hielt. Nicht ohne Grund hatte Columba diese Insel, (die von den Schriftstellern des frühen Mittelalters Hy, Hyona, Jova, später und noch jetzt gewöhnlich Jona d. i. Insel der Heiligen, und J-Colmkill d. i. Colmkill's Insel genannt wird) zu seiner ersten Niederlassung ausersehen. Vor seiner Landung, und noch heute bei den Hochländern, die Druideninsel (Inisnan-Druidneach) geheißen, war Jona ein altes Nationalheiligthum, das zugleich als Begräbnißstätte der nordischen Könige in ehrwürdigem Ansehen stand. Der Verkündiger des neuen Glaubens errichtete also sein Zelt mitten in dem Lager seiner Feinde.

Bald nach seiner Ankunft suchte Columba den König auf, der, vielleicht aus abergläubischer Furcht vor dem Priester eines unbekannten, mächtigen Gottes, die Thore seiner Burg schloß und

ihm den Eingang versagte. Aber die Druiden, unter ihrem Haupte Broichan, dem Erzieher Bride's, vereinigt, vermochten ihren Einfluß auf den König nicht mehr geltend zu machen, sobald Columba ihnen mit thatsächlichen Beweisen seiner Wunderkraft entgegentrat. Sehr bezeichnend und an heidnische Erinnerungen anklingend ist in dieser Hinsicht z. B. die Erzählung, wie Broichan, der die Auslieferung einer schottischen (d. i. irischen) Sclavin an Columba geweigert hatte', nach der Vorhersage desselben plötzlich erkrankt und mittelst eines von dem Heiligen aus dem Flusse Ness genommenen, weißen und mit dem Kreuzeszeichen gesegneten Steines gesund gemacht wird, nachdem er von dem Wasser, auf welchem der Wunderstein schwimmt, getrunken hat. So wurde die Gefangene befreit und der Widerstand der Druiden auf immer beseitigt.

Nach Bride's bald darauf erfolgter Bekehrung stand der Verbreitung des Christenthums von Jona aus nichts mehr entgegen. Den Mittelpunkt des Missionswerkes bildete das von Columba errichtete, einer einfachen Ordensregel unterworfene Kloster, in welchem sich zu den irischen Gefährten bald bekehrte Heiden und aus der Ferne herzupilgernde Christen versammelten, unter ihnen nicht wenige Büßer, die der wachsende Ruf von der Heiligkeit und Wunderthätigkeit des Abtes angezogen hatte. Wie weit auf dem Festlande und über die Inseln hin Columba, anfänglich durch Dolmetscher, bald durch eigene Predigt, das Evangelium verkündet hat, und in welcher Reihenfolge die durch seine Vermittelung gegründeten vielen Kirchen und Klöster, deren mehrere von Adamnan namhaft gemacht werden, entstanden sind, läßt sich aus den Berichten nicht mit Gewißheit erkennen. Zu den Gebieten, welche sich des wiederholten Besuches Columba's zu erfreuen hatten, gehörten außer der Provinz am Loch Ness, die Inseln Hymbria, Hymba, Rechrea, auch Scia (Skye) u. a.; und es ist wohl anzunehmen, daß an allen diesen Orten Stiftungen erwuchsen, als deren Haupt das Kloster auf Jona betrachtet wurde. Nach allem scheint es, daß Columba keine weiten Reisen unternommen hat, während seine Schüler bis zu den Orkaden vordrangen und auf den wüsten Inseln der Hebriden Stätten für einsiedlerische Andacht aufsuchten. Andrerseits versammelten sich gelegentlich die Aebte berühmter irischer und schottischer Klöster um Columba, wie wir von einer solchen Zusammenkunft auf der Insel Hymba erfahren; während die Sage Columba auch mit Columbanus, dem häufig mit ihm verwechselten

Glaubensboten im fränkischen Reiche, und mit Kentigern, dem Apostel der Südpicten, in Verbindung bringt. Auf dem großen Concil zu Drimceat vermittelte Columba zwischen Königen; Aedan, der König Schottlands, der in der Schlacht bei Degsastan im Jahre 603 den Uebergriffen Aethilfriths, des heidnischen Königs der Northumbrier, Einhalt zu thun vergebens bemüht war, hatte von ihm die Salbung erhalten; am Hofe Conall's, des Sohnes Comgil's, begegnen wir ihm bald nach seiner Niederlassung unter den Picten; Rhydrich, der Fürst von Strathcluyd, stand mit ihm in Verbindung, und die irischen Könige zählten ihn zu ihren Verwandten. Wie wichtig aber auch dieser Zusammenhang Columba's mit mächtigen Fürsten und Volkskönigen für die Ausbreitung des Evangeliums sein mochte, sie würde Jona nimmer zu einer Jahrhunderte hindurch bewunderten Stätte christlicher Frömmigkeit und Bildung erhoben haben. Eine solche Auszeichnung konnte nur die Frucht lange und sicher gepflegter Einrichtungen und in dem siegreichen Kampfe gegen das Heidenthum gestählten und bewährten Glaubens sein. Die Richtigkeit dieser Behauptung ergibt sich aus Adamnan's Lebensbeschreibung Columba's, wenn man die überflüssigen Wunderdinge auf ihren wahren Werth zurückführt.

Was zunächst das persönliche Glaubensleben Columba's betrifft, so war er ein Mann des Gebets; Alles, was er unternahm, Großes wie Kleines, begann er mit Gebet, führte er fort unter Gebet, und nach der Vollendung vergaß er nie das Gebet des Dankes. Wo er die Seinen, zu Wasser oder zu Lande, in Gefahr wußte, wo er von der Noth anderer Brüder hörte, wo Seuchen und Tod drohten: da trat er mit seinem Gebete ein. Auf dem einsamen Hügel, der Jona überragt (dem colliculus angelorum bei Adamnan), oder an dem öden Meeresufer, erhebt er seine Arme in brünstiger Fürbitte für das Bruderhaus, für die Heiden, für Alle, deren Bedrängniß ihm kund ist; oder er ruft plötzlich die Brüder zu feierlichem Gebet in die Kirche zusammen, weil ihm geoffenbaret worden ist, daß große Trübsal über irgend ein geliebtes Haupt in den fernen, mitverbundenen Klöstern hereinzubrechen im Begriff sei. Als einst sein frommer Diener Diormid todtkrank darniederlag, trat Columba an sein Bett und flehte im Namen Jesu Christi, daß der treue Diener erhalten bleiben und ihn überleben möge. Die Erhörung erfolgte, und Diormid war es, der später Columba die Augen zudrückte. Alles, was in seine Nähe kam, segnete er

(war es selbst nur ein Eimer Milch, der ihm hingehalten wurde), und oft ertheilte er den von ihm begehrten Segen mit solcher Inbrunst, daß die Herzen der Menschen vor ihm offenbar wurden, die Sünder Buße thaten, die Büßenden ihn um Lösung von ihrer Schuld anflehten. Daß er die Menschen durchschaute, daß er auch den Unreinen in dem reinen Gewande des Priesters herauszufinden verstand und in einem augenblicklich noch Geringgeachteten einmal ein wichtiges Werkzeug für die Verkündigung des Evangeliums richtig erkannte, vermehrte den Ruf seiner Prophetengabe und steigerte sein Ansehen zu einer geistigen Macht, vor welcher die Schuldbewußten erbebten, der Trotz der Räuber sich brach, die Wuth der Mörder unschädlich wurde. Wie er dem Bösen und Unbußfertigen mit der härtesten Strenge entgegentrat, so zeigte er andererseits dem Reuigen die theilnehmendste Milde und war zu jedem Dienste bereit, durch den er die Heiden, deren geistlicher, wie leiblicher Armuth er sich gleichmäßig erbarmte, für Christum gewinnen konnte. Noth zwang einst einen Heiden, von der Insel Mull (Malea) aus, Seehunde zu rauben, die, als ein für die Brüder in Jona werthvoller Besitz, auf einer nahen Insel von ihnen gehegt wurden. Columba ließ den Dieb einfangen, hielt ihm sein Vergehen vor, beschenkte ihn sodann mit einigen frisch geschlachteten Hämmeln, damit er der Versuchung zum Stehlen nicht wieder unterliegen möchte und empfahl ihn schließlich seinem treuen Gefährten Baithen, der damals Abt in Campo Lunce war, zu weitern Wohlthaten. Fridehan, ein Heide, glaubte sich von Columba beeinträchtigt, weil dieser einige Bürden Ruthenholz (virgarum fasciculos), dessen er zum Baue einer Herberge bedurfte, auf dem Grunde und Boden Jenes hatte abhauen lassen. Kaum erhielt Columba Kunde von Fridehans Unzufriedenheit, als er ihm sechs Scheffel Gerste mit dem Auftrage zuschickte, sie, ungeachtet der vorgerückten Jahreszeit noch zu säen: eine aus dieser Saat erwachsene reiche Ernte gewann den Heiden für den heiligen Abt und für seine Lehre. Auf der Insel Rechrea trennte ein schwerer Familienzwist Mann und Frau. Der heidnische Ehegatte wandte sich an den eben anwesenden Columba, der das getrennte Ehepaar dazu bewog, mit ihm einen Tag lang zu fasten und zu beten, und auf diese Weise den Hausfrieden wieder herstellte. Wenn eine Seuche auf dem Festlande verderblich einherzog, unterließ Columba nicht, seine Schüler mit wirksamen Heilmitteln gegen sie auszusenden. Von Räubern und Plünderern

Verfolgte nahm er in seinen Schutz und half den Armen auf. Ueberall war er thätig; überall war seine Thätigkeit nur Wohlthun. Eigennutz war ihm fremd; mit der Uebung des Fastens und Betens verband er Nüchternheit und Wachsamkeit. Seine Frömmigkeit trug allerdings den Charakter der Mönche jener Zeit an sich, allein seine Askese hatte nichts Selbstquälerisches, Widernatürliches an sich; war auch ein nackter Fels sein Ruhebett und ein Stein sein Pfühl, so lesen wir doch nichts von unmenschlichen Geißelungen und systematischer Abtödtung des Fleisches; auch mit dem selten gefeierten Meßopfer wurde von ihm kein magisches Spiel getrieben. Die Ordensregel befolgte er streng, als der Erste unter seinen Brüdern; aber nie erschien er mürrisch; immer wohlwollend, immer heiter gewann er die Herzen durch eine warme und edle Beredsamkeit. In angestrengtester Arbeit harrte er unverdrossen aus; kein Augenblick blieb ungenutzt: Beten, Lesen, Schreiben wechselten mit Handarbeiten, die einen kräftigen Körper verlangten. Unter seiner Leitung lernten die Brüder das wüste Land bebauen und aßen ihr eigen Brot (der Bäcker des Klosters war ein Angelsachse); selbst genießbares Obst wurde auf dem früher unfruchtbaren Boden gezogen. Dabei dehnte sich seine Fürsorge bis auf die Thierwelt aus: er ließ z. B. einen verwundeten Kranich drei Tage lang pflegen, bis er seinen Wanderzug weiter fortsetzen konnte; das alte, treue Roß, das die Milch nach dem Kloster trug, liebkoste er noch am Tage seines Todes, dessen Nähe das Thier zu ahnen schien. Auch der niedrigste, verachtetste Mann hatte Zutritt zu ihm; keinen Stand schloß er von seiner Gesellschaft aus: selbst einem heidnischen Barden, dessen Beruf den Christen besonders sündhaft erscheinen mußte, ward es vergönnt, in der Unterredung mit dem Gottesmanne Stärkung zu seinem letzten Gange zu holen. Mit gutem Rechte durfte Colman, ein Abt des von den Hiensern auf der northumbrischen Insel Lindisfarne (jetzt holy island) gestifteten Klosters, auf der für die schottische Kirche verhängnißvollen Synode zu Streoneshalch (im J. 664) seine römischen Gegner auf Columba's und der Seinigen heiliges Leben verweisen; es war eine anerkannte Thatsache, daß sie das Wort Gottes zur Grundlage ihres Glaubens und Wandels machten, daß sie, nach der Weisung ihres Meisters, ihre Lehren aus den Zeugnissen der heiligen Schrift begründeten, und als wahrhaft apostolische Männer in Einfalt, Demuth, Enthaltsamkeit und aufopferndem Muthe gesunden evan-

gelischen Glauben diesseit und jenseit der grampischen Berge verbreiteten.

Vier und dreißig Jahre hindurch hatte Columba auf Jona segensreich gewirkt; jetzt stellten sich die Schwächen des Greisenalters ein und mahnten ihn an seinen Heimgang, den er vier Jahre lang vorausgesehen hatte. Am 9. Juni, dem Sonnabende vor Pfingsten im Jahre 596, ließ sich der im 77. Lebensjahre stehende Gottesmann von seinem treuen Diener Diormid in die Scheuer des Klosters geleiten, wo er die aufgeschütteten Fruchthaufen segnete, voller Freude, daß auch nach seinem Hinscheiden für den Unterhalt der Brüder gesorgt sei. Diormid war über solche Rede betrübt; aber Columba forderte ihn auf mit ihm sich zu freuen, weil er an dem heutigen Sabbath, von Jesu Christo geladen, um die Mitternachtsstunde zur Sabbathruhe eingehen werde. Auf dem Heimwege bestieg er die Höhe des Hügels, welcher das Kloster überragt, und sprach, mit zum Himmel erhobenen Händen, einen prophetischen Segen über den Ort seiner langjährigen Wirksamkeit aus. Dann kehrte er in's Kloster zurück und begab sich in das Scriptorium, um in der Abschrift der Psalmen, die er unter Händen hatte, fortzufahren. Als er im 34. Psalm an die Worte gekommen war: Inquirentes autem Dominum, non minuentur omni bono (aber die den Herrn suchen, haben keinen Mangel an irgend einem Gut), erhob er sich von der Arbeit und sagte: „Hier ist die Seite zu Ende, und hier will ich aufhören; was folgt, mag mein lieber Baithen schreiben." (So geschah es auch; Baithen, von Columba längst zum Nachfolger bestimmt, vollendete die Abschrift). Mittlerweile war die Vesperzeit herbeigekommen, welche ihn mit den Brüdern zur Kirche rief. Von da zurückgekehrt, ruhte er auf seinem harten Lager und trug dem geliebten Diener seinen letzten Willen an die Brüder auf: „Das ist mein letzter Befehl an Euch, meine Kindlein, daß Ihr ungeheuchelte Liebe unter einander habt und friedfertig seid; und wenn Ihr dem Beispiele der Heiligen folgt, so wird Gott, der die Guten stärkt, Euch beistehen." Das waren Columba's letzte Worte. Bis zur Mitternachtsstunde ruhte er schweigend. Als dann die Glocke zur Nocturn rief, erhob er sich rasch, eilte vor den Uebrigen in die Kirche, und sank vor dem Altare auf die Knie nieder. In dieser Stellung fand ihn Diormid, der ihm nachgeeilt war.

Schon lag der Ausdruck des Todes in den Zügen des verklärten Antlitzes. Da versuchte Diormid ihn aufzurichten, und

die geschlossenen Augen öffneten sich noch einmal, die Umstehenden munter und freundlich anblickend; aber der Arm that seinen Dienst nicht mehr, als er die Hand zum Segnen erheben sollte. Deßhalb hob denn Diormid des Sterbenden Hand, deren schwache Bewegung bezeichnete, was der Mund nicht mehr auszusprechen vermochte. So verschied Columba, während er die Seinigen segnete.

Nach drei Tagen wurden seine Gebeine zur Ruhe bestattet, aus der sie im neunten Jahrhundert erhoben und in das Kloster zu Dunkeld gebracht wurden, wo man Partikel derselben in verschiedenen Schreinen aufbewahrte.

Das Andenken Columba's führt noch heute viele Reisende nach Jona, dessen großartige in Trümmer zerfallene Bauten, mit den neun Reihen von Gräbern, auch nordischer Könige, seinen Ruhm hinreichend bezeugen würden, selbst wenn die Geschichte nichts Näheres berichtete. Seit der Reformation wird auf Jona das Evangelium wieder lauter und rein gepredigt, wie zu Columba's Zeit. Zwei Kirchen, die eine der schottischen Staatskirche, die andere der schottischen freien Kirche angehörend, mit den dazu gehörenden Schulen, machen das unscheinbare Eiland auch noch heute zum Sitze lebendiger christlicher Erkenntniß und evangelischen Lebens. Bouterwek in Elberfeld †.

---

158. Augustinus, erster Erzbischof von Canterbury.

25. Mai.

Der Name Augustinus, der durch den heiligen Bischof von Hippo (Bona) in Nord-Afrika († 28. August 430) für das innere Leben der Christenheit so wichtig geworden ist, hat auch durch einen Mann der äußern Mission eine hohe Bedeutung erhalten, durch den Begründer der christlichen Kirche unter den heidnischen Angeln und Sachsen, die ohngefähr seit dem Jahre 450, etwa zwanzig Jahre nach dem Tode des großen Afrikaner Augustinus, vom gegenüber liegenden Festland aus sich der Ostküste Britanniens zu bemächtigen begonnen haben.

Die alten Bewohner Britanniens vom celtischen Stamme, die Julius Cäsar zuerst in ihrem eigenen Lande bekriegt hatte, waren seit Jahrhunderten als Unterthanen des römischen Reichs mit dem Christenthum bekannt gewesen und hatten, wiewohl mäßig und nur

auf kurze Zeit, die diocletianische Christenverfolgung erfahren. Aber der Geist des Christenthums hatte nicht die ganze Bevölkerung durchdrungen und die Nation hatte im Ganzen das Geschick der celtischen Bevölkerung des Festlandes getheilt, daß ihr inneres Leben durch die zersetzende Macht des römischen Reiches aufgelöst und die alte Kraft erloschen war. Als nun das römische Reich im Abendlande zerfallen war und keine Legionen mehr ihr Land beschützten, da vermochten sie sich nicht gegen die von Norden her eindringenden wilden Horden der Picten und Schotten zu vertheidigen; der König Vortigan, der in der Landschaft Kent herrschte, rief die sächsischen Seekönige zu Hülfe und diese eroberten nach einer Reihe heißer Kämpfe, die mit furchtbaren Verwüstungen verbunden waren, nach einiger Zeit den ganzen südöstlichen Theil der Insel, die von ihnen den Namen Angelland oder England erhielt. Die Götter der celtischen Druiden waren früher dem Christenthum gewichen: nun aber breiteten die heidnischen Angeln und Sachsen den blutigen Dienst ihres Wodan auf der schönen Insel aus. Sie waren ein schönes, starkes, großes, blondes Geschlecht, aber verwildert, und kannten nur eine Tugend, den kriegerischen Muth, und ein furchtloser Unternehmungsgeist, der in ihnen wohnte, trotzte auf leichtem Kiele den Wogen und schreckte die friedlichen Menschen, denen sie mit ihren Streitärten naheten. Der Ueberwundenen zu schonen lag ihnen ganz fern und ihr Zorn gegen Feinde war so heftig und nachhaltig, daß sie auch eigne Stammgenossen, die ihrer Wuth erlagen, tödteten oder als Sklaven verkauften. Dennoch schlummerte ein edler Kern in diesen wilden Gemüthern und ihre schöne tapfre Gestalt zeigte, daß sie zu einem trefflich vom Schöpfer angelegten Menschenstamme gehörten.

Die britischen Christen waren nicht so verdorben, daß sie den Eroberern nicht hätten den Segen des Christenthums mittheilen können, und, wenn auch die Städter entartet waren, die Landleute und Gebirgsbewohner hatten sich reiner erhalten und von Irland aus war seit dem heiligen Patricius (seit 430) durch fromme Aebte und ihre Klosterstiftungen nicht nur über die schottische Küste, sondern auch über das südwestliche Britannien, ein neuer Eifer für heiliges Leben und christliche Wissenschaft verbreitet. Besonders berühmt war das britische Kloster Bangor, wo Tausende von Mönchen versammelt waren, die mit ihren Händen arbeiteten, fasteten, beteten und Seelsorge trieben. Aber Gott hatte zwischen

den Beraubten und den Räubern des Landes eine Feindschaft gesetzt, die durch erneuerte Kämpfe immer neue Nahrung erhielt und für lange Zeit eine innige Berührung zwischen Britten und Angeln unmöglich machte. Weit näher lag den Angeln eine Verbindung mit den christlichen Franken jenseits des Canals, besonders nachdem ein König von Kent, Namens Ethelbert, mit Bertha, einer Tochter des fränkischen Königs Charibert zu Paris, gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts sich vermählt hatte. Dieser Fürstin war bei Schließung der Ehe zugestanden worden, ihren christlichen Gottesdienst unter Leitung eines Bischofs Luidhard, der ihr zum Begleiter gegeben war, auszuüben und ihre Andacht in einer Kirche, die bei Canterbury, das damals Dorovernum hieß, noch aus der Römer Zeiten sich erhalten hatte, zu verrichten. Aber nicht vom Frankenlande, sondern von Rom aus sollte die christliche Mission unter den Angeln beginnen und der angelsächsische Geschichtschreiber Beda, der mit Recht der Ehrwürdige genannt wird († 735), erzählt die Veranlassung dazu nach folgender anmuthigen Legende.

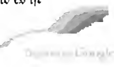
Einst waren in Rom Kaufleute mit neuen Waaren erschienen, die sie auf dem Markte ausgestellt hatten, und viele Kauflustige fanden sich ein. Gregor (der später als Papst der Große genannt wurde) kam auch und sah unter Anderen einige Knaben von glänzender Gestalt mit schönem Antlitz und wallendem Haupthaar, die auch zum Verkauf ausgeboten wurden. Bei ihrem Anblick soll er gefragt haben, aus welchem Land man sie hergebracht hätte, und man sagte, sie wären von der Insel Britannien, wo die Leute so aussähen. Wieder fragte er, ob diese Inselbewohner Christen wären oder Heiden: man erwiederte, sie wären Heiden. Da seufzte er tief und sprach: „O, Schade! daß Menschen von so leuchtendem Antlitz der Fürst der Finsterniß in seiner Gewalt hat und soviel äußere Anmuth der inneren Anmuth entbehrt." Weiter fragt er nun, wie dieß Volk heiße, und man sagt ihm: „Angeln" (Angli). „Schön," sagt er: „sie haben auch Engels-Angesichter und sie müssen Miterben der Engel (Angeli) im Himmel werden." Und ferner fragt er, wie die Provinz heiße, aus der man sie gebracht hätte. „Deiri," sagt man. „Schön!" ruft er wieder: „de ira (vom Zorn) errettet und zur Barmherzigkeit Christi berufen. Und wie heißt der König jener Provinz?" Man antwortet: „Aella."[1]) Nun

[1]) Aella, König von Deiri, einem kleinen Reiche im Norden der Mündung des Flusses Humber, im östlichen Theile des jetzigen Yorkshire, † 588.

versetzt er mit Anspielung an diesen Namen: „Alleluja! Lobet den Herrn! muß dort gesungen werden." Es ließ ihm keine Ruhe und er bat den Papst Pelagius ihm zu gestatten, daß er als Heilsbote zu den Angeln nach Britannien gehen dürfe. Es wird ihm erlaubt, er reist ab: aber das römische Volk will ihn nicht missen und bewegt den Papst ihn zurückzurufen.

Bald darauf starb Pelagius und Gregor wurde zum Papst erwählt. Nun ließ er im fränkischen Reiche Englische Jünglinge von siebzehn bis achtzehn Jahren, Kriegsgefangene, kaufen und in Klöstern zu Rom im christlichen Glauben unterrichten, um sie dereinst zur Bekehrung ihrer Landsleute zu gebrauchen. Aber, sei es, daß diese Jünglinge für seinen Zweck nicht tauglich waren, oder daß er es nicht abwarten wollte, bis sie reif wären, oder ob vielleicht die Königin Bertha ihn anregte, bald in kräftigerer Weise das Werk anzugreifen, er entschloß sich einen Priester, Namens Augustinus, der nach klösterlicher Regel mit ihm in seinem Hause gelebt hatte, mit vierzig Mönchen nach Kent abzusenden. Schon früher hatte Gregor, der aus einer vornehmen reichbegüterten Familie abstammte und hohe Staatsämter verwaltet hatte, sich ganz in den Dienst der Kirche begeben und sein Haus zu einem Kloster gemacht, in welchem er Mönche für den Dienst der Kirche erzog: es war ein Predigerseminar und Missionshaus nach den Begriffen und Bedürfnissen jener Zeit, was er dabei im Sinne haben mochte. Auf dem cölischen Berge in Rom, wo man auf das Colosseum herabschaut, wo jetzt die Kirche des heiligen Gregorius emporragt, da soll sein Haus gestanden haben und da dürfen wir uns die Bildungsstätte denken, in welcher Augustinus zu seinem Werke vorbereitet worden war.

Im Jahr 596 reiste der Missionar mit seinen Begleitern ab. Die Aufgabe war nicht leicht: doch hatte Gregor seinem Sendboten den Weg durch das Frankenland geebnet, ihn mit Empfehlungen an die Könige und Machthaber in dem fränkischen Reiche ausgestattet und um jede Art der Hülfsleistung, auch um Besorgung von Dollmetschern, für ihn gebeten. Aber die Franken, die mit dem Leben und den Sitten der Angeln und Sachsen jenseits der Meerenge genau bekannt waren, konnten die Rohheit und Wildheit dieser Völker nicht schrecklich genug schildern und riethen von der gefahrvollen Unternehmung, die gewiß erfolglos bleiben würde, ab. Diese Schilderung war nicht grundlos, aber wohl übertrieben, und es ist



die Vermuthung erlaubt, daß irische, schottische und britische Glaubensboten und Flüchtlinge, die mit den Angeln und Sachsen in bitterer Feindschaft lebten, ihre Feinde und Bedrücker den Franken so schwarz als möglich gemalt haben. Die Glaubensboten wurden eingeschüchtert und Augustinus kehrte nach Rom zurück, um dem Papst die eingezogenen Nachrichten mitzutheilen und ihn zu bewegen, daß er die Sache aufgeben und den Sendboten erlauben möchte heimzukehren. Gregor sprach ihm Muth ein und beharrte auf seinem Gebot.

Augustinus war ein Mann des Gehorsams und des Gebets. Er ging, und im Jahre 597 landete er unweit Dover auf einer Insel, welche die Britten Ruithina, die Angeln Thanet nannten, auf dem östlichsten Vorsprung von Kent, wo die Themse schon mit dem Meere sich vermischt hat. Diese Insel, die als fruchtbar und anmuthig gerühmt wird, ist jetzt nicht mehr zu erkennen, da sie schon längst nur noch durch einen Bach (Wantsum-River) von dem festen Lande getrennt wird, der zwischen den Seestädten Ramsgate und Margate fließet. Merkwürdig! dieselbe Insel Thanet war es, wo ungefähr anderthalb hundert Jahre früher die Angeln zuerst landeten, um den Britten erst Hülfe, bald aber Verderben zu bringen: dort landeten nun die Boten Christi aus Rom, die ihnen selbst das Heil brachten, freilich auch nicht ohne menschliche Zuthat und Sünde, die Ursachen späterer Kämpfe und Nöthe. Von Thanet aus ließ Augustinus dem König Ethelbert melden, er sei von Rom gekommen, um ihm eine gute Botschaft zu bringen: wer dieselbe annähme und ihr folgte, dem sei ewige Freude im Himmel und ein Reich ohne Ende in der Gemeinschaft des wahren Gottes gewiß. Der König wies ihm zunächst die Insel Thanet als Wohnsitz an, versorgte ihn und seine Genossen mit den nöthigen Bedürfnissen und befahl ihm zu warten, bis er seinerseits die Sache überlegt und einen Beschluß gefaßt haben würde. Nicht lange darnach begab er sich mit Gefolge auf die Insel, ließ sich unter freiem Himmel nieder und beschied die Missionare Christi vor sich. Er wollte sie nicht in einem Hause empfangen, weil sein Volk meinte, in einem geschlossenen Raume würden die Fremdlinge, wenn sie etwa in Zauberkünsten erfahren wären, ihn leichter berücken und überwältigen können. Die Mönche stellten sich mit dem ganzen Pomp der römischen Kirche zu der Unterredung ein: voran ein silbernes Kreuz statt der Fahne, dann ein gemaltes Christusbild, dann der

Zug der Mönche unter dem Gesang von Litaneien und Gebeten, worin sie sich und das Volk der Angeln der Gnade Gottes befahlen. Der König ließ sie niedersitzen und hörte ihren Vortrag an. Dann erwiderte er ihnen: „Es sind wohl schöne Worte und Verheißungen, die ihr mir bringet: da sie aber neu und ungewiß sind, so kann ich nicht sogleich ihnen Folge geben und Altes fahren lassen, was ich so lange mit der ganzen Nation der Angeln geglaubt habe. Weil ihr aber als Fremdlinge so weit her gekommen und, wie es mich däucht, was ihr für wahr und gut haltet, auch uns mitzutheilen geneigt seid, so wollen wir euch nicht beunruhigen, sondern euch eine freundliche Herberge und den nöthigen Unterhalt gewähren: auch verwehren wir euch nicht zu predigen, um so viele, als ihr vermöget, zu euren Glaubensgenossen zu machen."

Diesem freundlichen und verständigen Empfange entsprach das Weitere. Die nahe Hauptstadt von Kent, Dorovernum, das später Cantwaraburk genannt wurde, jetzt Canterbury heißt, wurde der Missions-Colonie zum Wohnplatz angewiesen, wo die römischen Sendboten mit ähnlicher Feierlichkeit wie bei der ersten Unterredung ihren Einzug hielten. Hier fingen sie sogleich an, unter Gebet, Fasten und andächtigen Nachtwachen das Evangelium zu verkündigen, nahmen nur den nothdürftigsten Unterhalt an und zeigten sich bereit, Alles, auch den Tod, für ihren Glauben zu erleiden. Ihren Gottesdienst durften sie öffentlich in der Kirche der Königin feiern und bald gewannen sie durch die süßen Verheißungen des Evangeliums, durch ihren heiligen Wandel und auch durch Wunder, welche in Folge ihrer Gebete geschahen, das Herz des Königs, welcher sich mit nicht wenigen Männern aus dem Volke taufen ließ. Es entstand eine allgemeine Erweckung und der König freute sich über die Zunahme der Gemeinde, enthielt sich aber aller Zwangsmittel und umfaßte nur die Gläubigen mit einer besonders innigen Liebe, als Mitgenossen des Himmelreichs: denn Augustinus hatte ihn gelehrt, der Dienst Christi müsse freiwillig, nicht erzwungen sein.

Zu Pfingsten des Jahres 597 war Ethelbert getauft worden; bis zum Schlusse dieses Jahres waren gegen 10,000 seines Volks ihm gefolgt und Augustin reiste nun nach Gregors Anweisung zum Erzbischof von Arles, um durch ihn die Weihe zum Bischof zu empfangen. Die alte aus der Römer Zeiten herstammende St. Salvator-Kirche in Canterbury wurde wiederhergestellt

und zur Kathedrale eingerichtet: außerhalb der Stadtmauern ward ein Kloster nebst Gotteshaus zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus erbaut und christliche Bethäuser entstanden da und dort. Augustin erbat sich von Gregor, dem er Alles treulich berichtete, neue Gehülfen und neue Anweisungen für das schnell erweiterte Kirchenwesen: Gregor aber unterstützte ihn aufs kräftigste, warnte ihn auch, durch seine Erfolge und durch die Wunder, die Gott durch ihn verrichtete, sich nicht zum Stolz verleiten zu lassen, da der Herr wohl auch durch Verworfene Wunder geschehen lasse, den Jüngern aber befohlen habe: „Freut euch nicht darüber, daß euch die Geister unterthan sind, sondern darüber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind." Der neue Bischof fand sich mit richtigem geistlichem Takt in seine große Aufgabe, aber für die liturgischen und kirchenrechtlichen Einrichtungen, die ihm oblagen, war er nicht genügend vorbereitet und hatte auch keinen Amtsbruder in der Nähe, den er befragen konnte. Doch wußte er die Wichtigkeit alles Einzelnen auf diesem Gebiete zu schätzen. Augustin hatte bemerkt, daß in dem Gottesdienst der römischen und der gallicanischen Kirche Verschiedenheiten obwalteten, obgleich derselbe Glaube in beiden war, und fragte bei Gregor darüber an, um zu hören, ob er für die neue anglicanische Kirche streng an die römische Liturgie sich zu binden habe, oder nicht. Dieser antwortet ihm: „Du, mein Bruder, bist an die römische Sitte, in der Du aufgewachsen bist, gewöhnt. Aber ich rathe Dir, wo Du in der römischen oder in der gallicanischen oder in sonst irgend einer Kirche etwas findest, was dem allmächtigen Gott wohlgefälliger sein mag, so wähle dieß sinnig aus und richte die anglicanische Kirche, die im Glauben noch neu ist, aufs Beste ein, indem Du das Beste, was Du aus den vielen Kirchen hast sammeln können, in sie eingießest. Denn man soll nicht die Sachen um der Orte, sondern die Orte um der Sachen willen werth halten. Also wähle Du nur aus den einzelnen Kirchen, welche es auch seien, das Fromme, das Andachterweckende, das Richtige, binde dieß gleichsam in einen Strauß zusammen und lege es für die Herzen der Angeln in ihren kirchlichen Gebrauch nieder." So öffnete er dem neuen Bischof die Thür, um auch manches Gute aus der unterdrückten Kirche der Britten aufzunehmen. Auch nahm Gregor das anfänglich von ihm gegebene Gebot die Götzentempel zu zerstören, zurück und rieth vielmehr, diese zum christlichen Gottesdienste einzurichten und die den

Heiden liebgewordenen Opferstätten zum Dienste des lebendigen Gottes zu weihen. An einem Tage, den die Heiden mit Rinderopfern und Schmäusen früherhin zur Ehre ihrer Götzen gefeiert, solle man das Kirchweihfest zur fröhlichen Erinnerung an die Heiligen mit heiligen Gesängen und Mahlzeiten in Laubhütten im Umkreis der Kirchen begehen. Denn so habe der Herr auch zu Israel sich herabgelassen, da es unmöglich sei, den harten Gemüthern Alles auf einmal abzuschneiden, woran ihr Herz hängt.

Kaum waren im Königreiche Kent die ersten Anfänge herrlich gelungen, so gedachte der Papst schon das ganze Angelland in Britannien mit dem Netze des Evangeliums zu umspannen und in die gegliederte Ordnung der abendländischen Kirche einzuverleiben. Er ordnete zwei erzbischöfliche Sprengel an, von welchen jeder zwölf Bisthümer unter sich haben sollte. London und York sollten die erzbischöflichen Sitze sein. Beide Städte waren damals noch unter heidnischen Königen: doch wurde des Papstes Glaubensthat nicht zu Schanden und, ehe hundert Jahre vergingen, war die ganze Nation für das christliche Bekenntniß gewonnen: nur blieb der erzbischöfliche Stuhl Augustins für alle künftige Zeiten an Canterbury gebunden. Einer aber von den Mönchen, die als Gehülfen der Mission nachgesandt wurden, Mellitus, wurde noch von Augustin zum Bischof von London, ein anderer Justus genannt, zum Bischof von Rochester geweiht.

Als Augustinus das erzbischöfliche Pallium empfing, ertheilte ihm der Papst auch die Oberaufsicht über die Reste der altbritischen Kirche, die wenig zahlreich, aber durch heilige Gottesmänner in einigen engverbundenen und blühenden Klöstern vertreten, sich aufrecht erhielt und eifersüchtig über ihre bisher behauptete Selbständigkeit wachte. Diese hatten Recht, wenn sie ihre Kirche nicht für eine Tochter der römischen halten wollten; ihre Ueberlieferung von der Zeit der Osterfeier, ihre Tonsur, die nicht kranzförmig sondern halbmondförmig war, und manche andre eigenthümliche Sitte deutete theils auf eine andre Abkunft, theils auf originale Fortbildung und sie fühlten eine freie geistliche Lebenskraft in sich. Andrerseits mußten sie zugestehen, daß sie in dem wesentlichen Bekenntniß des Glaubens von der römischen Kirche sich nicht unterschieden, und fühlten schmerzlich genug, daß sie einer hoffnungslos absterbenden Nationalität angehörten: ja sie konnten auch nicht leugnen, daß sie der lateinischen Sprache

als der allgemeinen Kirchensprache sich bedienten, und daß sie des Zusammenhangs mit einem größeren Kirchenkörper bedurften, wie sie denn aus dem südlichen Gallien die Elemente ihres geistlichen Lebens und ihrer gelehrten Bildung noch im fünften Jahrhundert geschöpft hatten. Aber das dunkle Gefühl einer bitteren Wahrheit schärft nur den Widerstand. Der König Ethelbert veranstaltete im Jahre 601 eine Zusammenkunft zwischen dem Abt des Klosters Bangor, das im westlichen Britannien in der Nähe von Chester der Insel Angelsey gegenüber lag, und dem Erzbischof Augustin: der Ort der Zusammenkunft war ziemlich in der Mitte des Wegs, den beide zu machen hatten, in der Gegend von Worchester unter einer Eiche, welche deshalb Augustins-Eiche benannt worden ist. Der Abt von Bangor, Dinooth genannt, soll vorher das schriftliche Ansinnen der Unterordnung mit einer Erklärung in altbritischer Sprache folgenden Inhalts zurückgewiesen haben: „Es sei euch kund und unzweifelhaft, daß wir allesammt und jeglicher insonderheit gehorsam und unterthan sind der Kirche Gottes, dem Papst zu Rom und jedem wahren und frommen Christen, um jeden nach seinem Stande in vollkommener Liebe zu lieben und zu jedes Beistand uns mit Wort und That als Kinder Gottes zu beweisen. Und ich weiß nichts davon, daß man einen andern Gehorsam als diesen dem schuldig sei, den ihr Papst nennt, noch daß er ein Recht habe und fordern dürfe, Vater der Väter zu heißen. Aber jenen Gehorsam sind wir bereit ihm und jedem Christen allezeit zu geben und zu leisten. Uebrigens stehen wir unter der Leitung des Bischofs Caerlio auf Osca, der unter Gott uns zu beaufsichtigen hat, daß wir den geistlichen Weg inne halten.“ Sollte auch diese Erklärung nicht ächt sein, so drückt sie wenigstens ziemlich richtig den unabhängigen Sinn jener „Gottesmänner“ aus, wie er sich auch in den folgenden Verhandlungen unter der Augustins-Eiche bewiesen hat.

Augustin richtete nach einem langen Vortrag weder mit Bitten, noch mit Ermahnungen, noch mit Scheltworten etwas aus, die er und seine Begleiter verschwendeten: die Britten beriefen sich auf ihre Ueberlieferungen. Um dem langen mühseligen Streit ein Ende zu machen, schlug er endlich ein Gottesurtheil vor, das ganz im Geiste seiner Zeit war. Ein Kranker soll herbeigeschafft werden und wer durch sein Gebet ihn heilet, dessen Glaube und Werk soll als Gott wohlgefällig und Alle zur Nachfolge bindend aner-

kannt werden. Die Gegner gehen, wiewohl ungern, darauf ein, und man bringt einen Blinden von der Nation der Angeln. Die Britten versuchen vergeblich die Heilung: Augustin heilt ihn durch sein brünstiges Gebet. Nun erkennen die Britten an, daß der Weg des Heils, den Augustinus predige, der rechte sei, aber sie könnten nicht ohne die Einstimmung ihrer Kirchengenossen ihre alten Sitten verlassen. Es solle eine zweite Zusammenkunft veranstaltet werden, bei welcher ihre Parthei zahlreicher vertreten sei. Bei dieser zweiten Zusammenkunft (im J. 603?) erschien Dinooth mit sieben britischen Bischöfen und mehreren ihrer gelehrtesten Männer aus dem Kloster Bangor. Unterwegs besuchten sie einen wegen seiner Heiligkeit und Weisheit berühmten Einsiedler und befragten ihn, ob sie gegen Augustins Lehre ihre Ueberlieferungen verlassen sollten. Er erwiderte: „Wenn er ein Mann Gottes ist, so folgt ihm." „Und woraus sollen wir dieß erkennen?" sagten sie. Er versetzte: „Der Herr spricht: Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. Wenn also Augustinus sanftmüthig und von Herzen demüthig ist, so kann man glauben, daß er das Joch Christi selbst trägt und Andern tragen lehrt. Ist er aber hart und stolz, so ist er nicht von Gott und seine Worte gehen uns nicht an." Darauf Jene: „Und wie können wir dieß erproben?" „Richtet es so ein, — sprach er, — daß Jener mit seinen Begleitern früher als ihr zu dem Ort der Unterredung kommt und, wenn er bei eurer Annäherung aufsteht, so wisset, daß er ein Diener Christi ist, und hört ihn willig an: verachtet er euch aber und will nicht vor euch aufstehn, da ihr doch die Mehrzahl seid, so verachtet ihn auch." Dieser Rath wurde befolgt und Augustin stand nicht vor ihnen auf, um seiner erzbischöflichen Stellung nichts zu vergeben. Das nahmen sie ihm übel, warfen ihm Stolz vor und beflissen sich, ihm in Allem zu widersprechen. Er aber sprach mild zu ihnen: „Obwohl ihr in vielen Stücken unserer Gewohnheit, ja dem Gebrauch der allgemeinen Kirche zuwider handelt, so will ich doch Alles gern mir gefallen lassen, wenn ihr nur in diesen drei Dingen mir folgen wollt: 1) das Pascha zur richtigen Zeit zu feiern; 2) die Taufe, das Sacrament der Wiedergeburt, nach dem Gebrauch der heiligen apostolischen römischen Kirche zu verwalten; 3) den Angeln vereint mit uns das Evangelium zu predigen." Aber sie verweigerten Alles und sagten unter einander: „da er



nicht hat vor uns aufstehn wollen, so wird er uns erst recht gering schätzen, wenn wir uns ihm erst als unserm Erzbischof unterworfen haben." Da brach endlich Augustin die Unterhandlung mit den weissagenden Worten ab: „Wenn ihr den Frieden mit den Brüdern nicht nehmen wollt, so werdet ihr Krieg von euren Feinden nehmen müssen, und wenn ihr den Angeln den Weg des Lebens nicht predigen wollt, so werdet ihr zur Strafe von ihrer Hand den Tod erleiden." Es gehörte in der That nur ein gesunder Blick in die damaligen Verhältnisse der Britten dazu, um dieß voraus zu sehen. Aber es geschah in so auffallender Weise, daß man um so mehr den Finger Gottes darin erkennen mußte. Augustin starb im J. 605. Aber acht Jahre später, etwa zehn Jahre nach jener unfruchtbaren Zusammenkunft überfiel der heidnische König Ethelfried von Northumbrien die Britten mit großer Heeresmacht. Die britischen Priester und die Mönche von Bangor fasteten drei Tage, versammelten sich dann auf freiem Felde und riefen Gott um Sieg für die Ihrigen an. Das Heer der Britten wurde geschlagen und, als der Sieger vernahm, wie die Mönche wider ihn gebetet, rief er aus: „Nun wenn sie wider uns zu Gott schreien, wahrlich, so kämpfen sie auch gegen uns, wenn sie auch keine Waffen tragen." Er ließ sie sämmtlich niederhauen, an 1200 Männer, und Bangor wurde zerstört.

Später haben britische Mönche von der Insel Hy (Jona) den Northumbriern unter dem frommen König Oswald diese grausame That durch die Predigt des Evangeliums christlich vergolten und noch später, im J. 664 erfolgte die friedliche Vereinigung zwischen den britischen und römischen Christen. Das Evangelium trug unter den Angelsachsen herrliche Früchte: aber nach einigen Jahrhunderten thaten die Normannen ihnen, wie sie den alten Britten gethan.

Diejenigen, welche darüber grollen, daß die Geschichte des Reiches Gottes nicht nach ihrem Kopfe gehet, verkleinern die Wohlthat, welche der treue Knecht Augustinus den Angeln gebracht, weil er zugleich die angelsächsische Kirche dem römischen Papst unterworfen hat, ohne zu bedenken, daß die Kämpfe mit Rom später ebenfalls zur Stärkung und Erhebung des englischen Volkes dienen mußten. Man grolle doch gegen die Sünde, auf welcher Seite sie auch sei: Gott wird richten. Aber gesegnet ist jeder Mann, der einem heidnischen Volke den Glauben an den

Weltheiland bringt: gesegnet ist auch mit Recht der Name Augustins, des ersten Bischofs von Canterbury. „Er hat gethan, was er gekonnt" (Marc. 14, 8).

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

159. König Ethelbert
und das Christenthum unter den Angelsachsen.

24. Februar.

Das celtische Volk der Briten, in grauer Vorzeit von den Abdachungen des Himalaya auf die ferne Westinsel gewandert, war längst für die Religion des Kreuzes gewonnen, als die germanischen Stämme der Jüten, Angeln und Sachsen, in der Hand das Schwert der Eroberer nach Britannien überfuhren (445). Ein lockender Preis winkte ihnen: war doch unter Nero schon London, schon vor Constantius York ein hochwichtiger Platz. „Das Christenthum aber mit seinen auch irdischen Segnungen hatte seit Constantin, wie sonst auch hier seine gesicherte Stötte.

Die Römer waren bereits abgezogen (427), als die Deutschen kamen: unter Hengist und Horsa. Ein vielfach entartetes Christenthum fanden sie freilich bei den Briten, die immer mehr in die westlichen Berge zurückgingen. Anderthalb Jahrhunderte haben die Deutschen dort als Heiden gehaust, Erinnerungen lassend ihren christlichen Nachkommen: den Stein des Horsa sieht noch Beda der Ehrwürdige in dem östlichen Kent (731). Die frohe Botschaft endlich kommt den Heiden von Rom (597): von den tief verfeindeten Nachbarn hatten sie sie nicht nehmen wollen. Ethelbert von Kent wird nun der erste christliche König. — Ein junger Kriegsheld hatte Ethelbert bereits seine Herrschaft über die östlichen Angelsachsen bis an den Humber ausgedehnt, da suchte er, seine Macht zu stärken, auch die Freundschaft des Auslands. Bertha, Chilperichs Nichte, eine Nachkommin jenes Chlodowech, der einst seinen stolzen Nacken vor Bischof Remigius gebeugt hatte (496), wurde das Weib seiner Wahl. Zwar Berthas Oheim wollte zunächst von der heidnischen Verwandtschaft nichts wissen. Als aber Ethelbert ihr freie Uebung des väterlichen Glaubens zusicherte, wurde die Heirath vollzogen. Liudhard, ein fränkischer Bischof, durfte die Princessin begleiten und in dem heidnischen Albion selbst



ein christliches Kirchlein einweihen. Das längst vorhandene, aber lange unbenutzte Gotteshaus trug den Namen des heiligen Martin, (geb. 336), dessen in den Römertagen weit verbreiteter Cultus auch nach Britannien verpflanzt war. —

So stand es, als (597) jene vierzig römischen Mönche auf der Insel Thanet landeten, in der Gegend des heutigen Ramsgate[1]). Eine Thür schien aufgethan, aber ungebrochen war zunächst das altgermanische Heidenthum.

Wuotan galt dort, zwar nicht als Schöpfer, doch als Ordner der Welt, zugleich als Kriegsgott und Stammvater der Könige. Wie der Moloch Phöniciens liebt er die Menschenopfer; und die im Kampf Erschlagenen nimmt er in Walhalla auf. Und wie der Gott, so die Menschen: Krieg ist ihre Lust; Seeräuberleben hat ihnen die Kunde von diesen „weißen Küsten" vermittelt; Straßenraub gilt ihnen für viel edler als Diebstahl. Auch beim Trunk und Würfelspiel erwacht die alte „Wilde": Mord und Todtschlag bezeichnet nicht selten das Ende ihres Zechens. — Ihre Kleidung sind Thierfelle; in der Neujahrsnacht gar treiben sie seltsamen Mummenschanz: Hirsch- und Schaf- und Kalbsköpfe zieren da die feiernden Helden. — Ihre Begriffe von Schönheit sind seltsam: sie ritzen die Haut auf und gießen farbige Stoffe hinein in die Wunden, wie so viele Heiden von heute. Ihre Speise sind Fische, die sie ungeschickt fangen, und zumal das leckere Pferdefleisch, dem Augustin hier in England, wie später dem Ansgar in Schweden ein Anstoß. Ihr Getränk ist der Meth, denn der Wein ist gar kostbar, er ist Göttergetränk und nur selten die Labe der Helden. — Ihre Wohnungen sind schlechte hölzerne Häuser, ihre Städte sind klein. Auch von Lese- und Schreibekunst haben sie noch nichts erfahren.

Gleichwohl köstlich ist die natürliche Ausrüstung dieses angelsächsischen Volksstammes. Mochte Ovid immerhin ihre Urväter geschmäht haben, die noch in Deutschland saßen, „ihre rohen Züge, bedeckt von langem Haar"; gerechter, wie es scheint, wußte Bischof Gregor zu rühmen das „engelgleiche Angesicht, umspielt von blonden Locken." Dazu ist Scheu vor den Frauen und Gastfreundschaft ihr altgermanisches Erbtheil. Selbst Kunstanfänge sind bei ihnen zu finden. Gesänge in Stabreimen sind bei ihnen in Umlauf. Bei ihren Gelagen „wecket der Kriegsmann die Leier und

---

[1]) S. oben S. 344.

singt ein treues Lied oder eine traurige Weise von dem Jammer der Erschlagenen oder von dem angstreichen Weltmeer." Selbst über des Lebens niedrigen Durchschnitt erhebt die holde Gabe des Gesangs; ist wüst das Gelage, so thut der Sänger Einspruch: „Nur die Siegeslust werde den Helden im Ehrensaale entsiegelt." Finden wir sie dazu frei von den „unnatürlichen" Lastern, so mag uns durchklingen jenes paulinische Wort von Heiden, „die sich selber Gesetz sind."

Als Augustin in das Land dieser Deutschen gelangt war, schickte er an Ethelbert Dollmetscher, um seine Ankunft und deren Absicht zu melden. Ethelbert hieß sie bleiben und ihnen Unterhalt reichen. Nach einigen Tagen kommt der König, und, im Freien Platz nehmend, läßt er die Mönche zu sich zum Gespräch herantreten. Furcht vor Zaubermitteln hatte ihn Bedachungen meiden heißen. Auf des Königs Geheiß lassen auch die Mönche sich nieder, und der König hebt an: Schön seien ihre Versprechungen, aber zugleich neu und unsicher; nicht könne er sogleich entsagen alle dem, was er so lange Zeit mit allen Angeln bewahrt habe. Gleichwohl sei ihm unverborgen, wie sie aus fernem Lande zu ihm als Freunde gekommen, wie sie gewiß, was sie selber für wahr und trefflich hielten, mitzutheilen die Absicht hätten. Nicht wolle er sie störend behelligen, vielmehr mit Treuen aufnehmen. Auch solle den Boten die Verkündigung, seinen Leuten die Annahme der neuen Ueberzeugungen frei stehen. In seines Reiches Hauptstadt wird ihnen dann Wohnung gewährt. Singend ziehn die Mönche ein, voran das Bild ihres Königs Christus.

Bald wird der König auch persönlich gewonnen. Sein christliches Weib, die vollendete Bekehrung der Franken, die heilige Süßigkeit der neuen himmlischen Wahrheit, der Mönche selbstloses Leben muß wirksam geworden sein auf die Entschließung des kentischen Fürsten. Und sein Glaube trug Früchte. Bald wird Kloster und Kirche bei Canterbury gegründet, die Kirche den Aposteln Peter und Paul geweiht. Die Steine der Abtei sollten vielen Segen beherbergen, auch dann wieder, als sie in unsern Tagen für ein Missions-Seminar mitverwandt wurden. Schöner endlich als in kirchlichem Bauwerk leuchtete Ethelberts Glaube, wenn er seiner Unterthanen keinen zum Uebertritt nöthigte, wohl aber freiwillige Brüder mit Freuden zu sich heranzog, „als Glieder des himmlischen Reichs."

Neuen Antrieb empfängt dieser „ruhmvolle Sohn“ von dem „Vater“ Gregor, dem „Knecht der Knechte Gottes“, wenige Jahre nachher. Brieflich wird er ermahnt, den Glauben auszubreiten unter dem ihm befohlenen Volk: „stelle Du den Götzendienst ab, die Heidentempel zerstöre; rein geworden Du selber, mahne fleißig die Andern, schrecke, locke, bessere mit Eifer, thue Gutes und baue.“ Wie weiland Constantin, so gesegneten Angedenkens, soll er den Ruhm seiner Vorfahren weit zu überstrahlen bestrebt sein. Fremde Flecken abwischend soll er selber getroster werden vor Gottes schrecklichem Stuhl. Des Augustinus Aufträge soll er „willig anhören, demüthig vollbringen, eifrig im Gedächtniß bewahren.“ Er wird gemahnt des Endes der Dinge: Sturm, Krieg, Hunger, Pestilenz, Erdbeben und Schrecken vom Himmel, all' das werde sich zutragen. Er solle nicht erschrecken, wohl aber mit dem Tode vertraut sein. Mit dem Brief gingen Geschenke und der Segen des heiligen Petrus.

Wie im Einzelnen Ethelbert sich die Mahnungen Gregors und später ähnliche von Papst Bonifacius zu Nutze machte, wird nicht von Beda berichtet. Er stirbt 21 Jahre nachdem Augustinus gelandet (618), nach 56jähriger Herrschaft. In dem Säulengang des heil. Martin, neben den Gebeinen der bereits früher entschlafenen Bertha, wird seine Hülle beigesetzt; ihn überlebt seine zweite Gemahlin. Die Kirche seines Landes rühmte es ihm spät noch nach, daß er ihre Bischöfe, Geistlichen, Klöster noch über sein Grab hinaus gegen Raub und Gewaltthat geschützt habe. Das Strafgesetzbuch, das solche Wirkungen übte, hatte er von Rom her entlehnt, aber mit Weisen seiner Heimath den englischen Verhältnissen angepaßt. Sein Sohn Eadbald nahm seine Stiefmutter zum Weibe (1. Cor. 5); wieviel Schuld daran des Vaters Erziehung getragen, ist nunmehr schwer zu entscheiden.

In Ethelbert sehen wir den ersten Vertreter des Christenthums seines Volks. Mag so an seinen Namen sich knüpfen eine Ueberschau dessen, was die Religion des Kreuzes unter dem deutschen Seevolke gewirkt hat. — Der geschichtliche Sinn träumt freilich von einem Utopien auch hier nicht, wie es soviel später ein Landsmann Ethelberts in verschwimmenden Farben zeichnete. Zumal wer die Runzeln kennt, welche selbsterlebte Gegenwart an der Braut des Herrn noch aufzeigt, erwartet nicht, daß sie getilgt sind

in Tagen, wo nach dauernder Entstellung der „Ebenbilder" sie eben erst anfangen konnte, sich mit Christi Schmuck zu zieren. So klagt denn noch, nachdem seit Ethelbert schon etliche Jahrhunderte verflossen sind, der Angelsachse Aelfric über vielfache Reste des Heidenthums († 1051). Es giebt, die bei Frühlingsanfang noch Zauberkünste versuchen, um Leben und Gesundheit zu stärken, es giebt, die den Mondschein deuten und danach ihre Reisen einrichten, es giebt, die da Tage wählend, den Montag als Unglückstag fürchten, es giebt, die ihr Vieh verfluchen — denn die Thiere gehörten dem Teufel und Fluch wirke wie Segen —, es giebt, die da sagen, „sie müßten ihr Geschick erfüllen, als ob Gott sie zu bösen Werken antriebe."

Aber die Nacht verging und der Tag kam herbei. Eine Menschlichkeit, deren Wurzeln in Christus allein liegen, mildert jetzt das früher furchtbare Sclavenloos, wenn auch diese tiefe Wunde des Gesellschaftslebens noch nicht völlig sich zuschließt. Kein Angelsachse darf nun mehr seinen Landsmann verkaufen; auch der Kinder Recht wird gesichert gegenüber der Willkühr der Väter (Mal. 4, 6). Christliche Frömmigkeit, ob auch unter mönchischer Hülle, zieht ein in die Herzen; die angelsächsische Kirche liefert den Apostel der Deutschen und zeitigt im Heimathlande die Frucht preiswürdiger Bildung.

Das Einzelne anlangend, so hatte die Kindertaufe bereits Augustinus mitgebracht. Dabei hielt auch noch Aelfric deren Begründung für Noth. „Lasset uns bedenken," sagt er, „was wir Gott bei unsrer Taufe versprochen haben. Man fragt: wie so? versprochen? was kann ein Kind versprechen?" Dann geht er zurück auf das Alterthum: erwachsene Täuflinge haben dereinst freilich dem Teufel sich ab- und Christo zugesagt mit ausdrücklichen Worten. Jetzt giebt es einen stellvertretenden und bürgschaftleistenden Glauben. Beweggrund zu früher Taufe aber ist namentlich der, daß man nicht wissen könne, ob die Kinder am Leben blieben. — Die Eheschließung steht unter Einflüssen altnationalen Brauchs, den die Kirche durchdringt mit dem neuen Geist. Nach altem Herkommen wird den Eltern oder Pflegern der Braut vom Bräutigam eine Summe Geldes entrichtet, der Braut selber ein Geschenk gemacht, auch ein Witthum gleich bei der Verlobung gestiftet. Die letztere ist nicht schlechthin bindend, wenn auch die Aufhebung mit bestimmten Bußen belegt wird, wonach also jene Praecontracte, die

in Heinrichs VIII. Geschichte eine so verhängnißvolle Rolle spielen, die Weihe hohen Alters für sich hatten. — Die Trauung selbst geschah 3 Tage vor Vollzug der Ehe (Tob. 8, 4). Braut und Bräutigam mit ihren Angehörigen kamen in der Kirche zusammen. Der Priester nahm den Ring, segnete ihn mit Gebet, gab ihn dem Bräutigam, der ihn auf den Mittelfinger der linken Hand seiner Braut schob. Darauf die Worte des Priesters: Gott der Vater segne, Jesus Christus bewahre, der heil. Geist erleuchte Euch! — Erst jetzt wird das Paar in das hohe Chor geführt. Bei dem dreimal heilig fallen sie nieder auf die untersten Stufen des Altars, während eine Purpurdecke über ihnen ausgebreitet gehalten wird. Der Priester wendet sich zu ihnen und spricht den Ehesegen mit erhobenen Händen. Der Braut wird die Lieblichkeit Rahels, die Weisheit Rebeccas, Sarahs Glaube und hohes Alter erbeten. Am Schluß giebt der Priester den Frieden zunächst dem Bräutigam, dieser übermacht ihn mit einem Kuß an die Braut und beide feiern des Herrn Mahl. — Begreiflich, daß trotzdem auch hier das Leben in der Ehe für unvollkommener gilt als das ehelose. Beda, in den Homilien, hat freilich noch ausdrückliche Worte des Mißfallens für die, die diesem Stande seine Ehre nehmen und beruft sich auf die Hochzeit zu Cana. Dagegen weiß Aelfric nicht nur, wie schon Beda, von einer Stufenfolge der Stände, des jungfräulichen, des Wittwen-, des Ehestandes, sondern ist fertig und entschlossen das Zahlenverhältniß von Matth. 13, 8 als maaßgebend hinzustellen für den himmlischen Lohn. — Bei Begräbnissen auch klingt noch heidnisches nach. Ist etwa bei den stammverwandten Sachsen im heutigen Siebenbürgen noch laute Klage um den Verblichenen Sitte, gelten die Wortkargen da „für undankbare Seelen", kommt man zum Begräbniß, um zu hören, wie „schön" oder wie „schwach" da geklagt wird; so trauern auch die alten Sachsen, eben entwachsen dem Heidenthum, wohl noch als „die keine Hoffnung haben" und zerschlagen sich nicht selten in der Fülle des Schmerzes das Antlitz. Es berührt sich freilich Entgegengesetztes: auch Leichenschmäuse mit „heidnischen" Gesängen, mit lautem Gelächter werden Gegenstände priesterlichen Tadels. Anderes war unschuldiger: mit Eifer sind Frauen gewohnt am Beerdigungslinnen zu spinnen, und kostbarerer Stoff wird gern auf der letzten Reise getragen als je auf der irdischen Pilgerfahrt. Zur Pracht der Exequien gehören auch die Lichter vom Klerus getragen, minder allgemein ge-

braucht freilich als im späteren Mittelalter. Eine schöne Sitte dabei war die Almosenvertheilung an Arme.

Der öffentliche Gottesdienst bevorzugte das Latein: Evangelium und Epistel wurden zwar angelsächsisch gelesen, die Predigt bediente sich im Allgemeinen der Mundart des Volkes, aber alles Liturgische tönte die Sprache Roms. Seltsam klangen ins Ohr mitten in englischer Predigt lateinische Entschuldigungen an die kundigen Hörer, etwa, daß sie die Ausführlichkeit der Erzählung von Hiobs Geschichte mit der Unwissenheit der Menge entschuldigen möchten. Wie die überlieferten Predigten überhaupt an Worterklärungen reich sind, hören wir Aelfric auch wohl an das Halleluja eine Sprachvergleichung anknüpfen. „Keine Sprache so erhaben als Hebräisch! Das Latein klinge niedriger, demüthiger, darum stimme auch nur Latein zur Fastenzeit." — Die lateinische Bibel ist natürlich dem Volke verschlossen: und nicht ohne Selbstgefühl wird auf diese „Verborgenheit" hingedeutet von Priestern. Indessen gesteht man unbewußt, wie das Latein denn doch die Ketzereien nicht hindere: „häretische Bücher sind englisch und lateinisch zu haben." Priester- und Laienbesitz wird scharf in der Predigt geschieden: „das ist für euch Laien genug, die Geheimnisse sind nicht für euch da."

Die Sonntagsfeier war gesetzlich geschützt. Garten- und Waldarbeit, Zimmern und Bauen, Weben und Waschen ist zumal ausdrücklich verboten. Auch Wollkämmen und Schaafschur; ein Schutz des Feiertages, der es freilich — begreiflicher Weise — nicht gehindert hat, daß später des Morus Utopien in dieser Gattung der Viehzucht ein national-ökonomisches Unglück, in den Lämmern Verschlinger von Städten und Dörfern erblicken konnte, oder daß die Gesetzgebung Heinrichs VIII. geradezu in gewaltthätiger Weise gegen diese gefährliche Einseitigkeit der Landescultur vorging. — Indessen wird die Speisebereitung, unaufschiebbares Reisen ausdrücklich freigegeben: schottische Gesetzesstrenge wird den Angeln und Sachsen nicht anbefohlen.

Von den Jahresfesten sei des Palmsonntags und der Lichtmeßfeier gedacht. Die letztere — 2. Februar — weist bekanntlich zum Theil auf das heidnische Rom hin (Lupercalien und Amburbalien). Wunderbar: so entschieden ist die christliche Heptarchie an den Kirchenmittelpunkt gekettet, daß selbst die Uebersetzung des römischen Heidenthums in die christlichen Anschauungen hierhin

verpflanzt wird und daß sie der näher liegenden Umdeutung des Wuotanglaubens die Wage hält. Hatte die römische Kirche an die Stelle römisch-heidnischer Fackelzüge die Weihe der Kerzen und die Procession mit denselben treten lassen, so wurde in dem starken Drange nach Gleichheit dieses Pfropfreis auch dem andern wilden Oelbaum des germanischen Heidenthums aufgesetzt. „An diesem Tage," sagt Aelfric, nunmehr in ausschließlicher Betonung des biblischen Factors des Festes, „tragen wir unsre Lichter zur Kirche, um sie dort segnen zu lassen, ziehen dann zu Gottes Häusern und singen den verordneten Hymnus. Obgleich nun manche nicht singen können, mögen sie doch das Licht tragen; ward doch heute der Heiland das wahrhaftige Licht zu dem Tempel getragen." — Am Palmsonntag vollzog sich eine ähnliche Symbolik, nur ungemischt christlichen Ursprungs. Das neblige England, „von dem ganzen Erdkreis getrennt", bedurfte für den Tag einer reichen Zufuhr von Palmzweigen: mag sie vielleicht minder schwierig gewesen sein, als die regelmäßige Zufuhr des Laienweins nach dem kalten Schweden hinauf in nachreformatorischen Zeiten. So standen am Palmsonntag die angelsächsischen Priester, segneten die Zweige ein, vertheilten sie an das Volk. „Gottes Diener singen den Hymnus, den das jüdische Volk sang. Wir ahmen den gläubigen Juden nach: die Palme bezeichnet den Sieg, und siegreich ist Christus." —

Hochbeliebt waren Wallfahrten. Wanderlustig waren alle Germanen, die Angelsachsen besonders. Hauptziel war das heil. Land; die weite Entfernung, die Herrschaft der Ungläubigen an den geweihten Stätten, die fremden Zungen der zu durchreisenden Lande, nichts konnte hemmen den frommen Drang. Ein Verwandter Winfrieds, später Bischof von Eichstädt, hat eine solche Fahrt unternommen. Größere Mengen aber wurden von dem näheren Rom angezogen. Karl der Große und der Salier Konrad hatten nacheinander Schutz versprochen auf der sehr gefahrvollen Reise. Freilich nicht allem Unheil konnte so man steuern. Bonifacius weiß über die Landsmänninnen zu klagen, deren tiefe Schande die lombardischen Städte bezeugen; sündenschwanger nicht selten erwies sich die „sündentilgende" Wallfahrt. — Noch boten freilich in der Heimath die Reste des Märtyrers Thomas kein Ziel für einen bequemeren Sommerritt; noch schwach war die Anziehungskraft — auswärts — des vielberühmten St. Jago, des Heiligen von Compostella, das dann selbst im Morgengrauen der

großen Reform so viele Pilgerschiffe aus englischen Häfen entlocken sollte, — diese freilich nun unterworfen einer peinlichen Staatscontrolle, die Ausführung von Staatsgeheimnissen oder zahlreichen Baargeldern zu hindern.

Das Loos der Sclaven war gemildert, aber auch so noch ein schweres: Anfänge der Aufhebung der schädlichen Institution sind vorhanden. Hatten dereinst, schon in dem noch heidnischen Römerreich, vornehme Christen Tausende von Sclaven freigegeben, hatte man solcher Entlassung selbst kirchlichen Stempel aufgedrückt — hier findet sich Aehnliches. Auf einer Synode zu Calcuith hören wir einmüthig beschließen, daß jeder sterbende Prälat alle Leibeigenen von englischem Blut entlassen solle, die seine Kirche während seiner Verwaltung erworben, eine testamentarische Freilassung, wie sie schon in den Römerzeiten vorwog.

Kein Stand aber ist so innig mit dem Culturleben des angelsächsischen Stammes verflochten als der mönchische: liegen doch in ihm die Wurzeln des angelsächsischen Christenthums. Zwar die bunte Mannichfaltigkeit des späteren Mittelalters fehlt noch. Der Bettelmönche Schwarz und Grau, die weißen Carmeliter, die schwarz und weißen Carthäuser, der Templer rothes Kreuz und das weiße der Johanniter, das war alles eben dieser Morgenzeit des Mönchthums fremd. Aber Benedicts Regel mit Gregors Besonderheiten war doch mit Augustin nach England gekommen. Mit ihnen wirkt später um die Wette der herrliche Aidan von Jona, und Lindisfarne wird bald im Osten, was Jona im Westen war. Wie volksthümlich war das Verfahren dieser trefflichen Mönche!

Wie einst St. Patrick in Irland mit Paukenklang zu der Predigt des Worts geladen hatte, so war's hier Abt Aldhelm von Malmesbury, der mit Harfenspiel auf Brücken und an Kreuzwegen lockte: ein wohlgefälliger Orgelklang vor dem Beginn der Verkündigung. — In der Gründung von Klöstern wetteifern die Könige; manche berühmte Abtei dieser christlichen Urzeit sollte erst in dem allgemeinen Zusammensturz des klösterlichen Wesens untergehn. So die von Winchcombe im heutigen Gloucestershire, 811 von Coinulf von Mercia gestiftet. Auf den Stufen des Altars der Klosterkirche hat er zur Einweihungsfeier seinen Gefangenen, den König von Kent, freigegeben. 985 zum zweiten Mal gegründet, fällt dieses wichtige Kloster erst unter Heinrich VIII. auf den Be-

richt der Commissare des Westens. — Wichtiger noch waren Glastonbury im Westen, Westminster im Osten des Landes: beide stolz auf ihre Gründer, angelsächsische Fürsten. Der hohe Ruhm dieser Abteien ließ sie bald zu mächtigem Reichthum gelangen: als endlich ihre Todesstunde schlägt, sind sie auf ein Jahreseinkommen von 4000 Pfunden gestiegen; die Namen Benson von Westminster und Whiting von Glastonbury bezeichnen ihren tragischen Ausgang. — An Glastonbury vornehmlich knüpfen sich theure Erinnerungen aus den angelsächsischen Zeiten: da hat der heil. Dunstan seine Klosterreformen begonnen; da bereits seinen ersten Unterricht von irischen Mönchen empfangen; von da aus ist er zum Primas Englands berufen worden. So fürstlich erschienen später die Bauten, die vier großen Parks der Abtei, daß die „Commissare des Westens" sie nur für einen König passend achten. Westminster aber ruft uns noch eine eigenthümliche Institution ins Gedächtniß, welche in den angelsächsischen Zeiten gegründet und tief gewurzelt, sogar noch den Sturz jener ehrwürdigen Klöster überdauern sollte: die der Freistätten. Die alttestamentliche (5. Mos. 4, 41—43) und die classisch heidnische Grundlage drängt sich hier bestimmt genug auf. Im christlichen Römerreich hatte, zumal seit Theodosius, die Sache Verbreitung gefunden: von hier aus ist sie zu den Angelsachsen verpflanzt worden. Und gewiß — in Tagen blutiger Selbsthülfe, die das junge Christenthum zauberisch verscheuchen nicht sollte, mußte es als ein Segen erscheinen, wenn an heiliger Stelle auch der Verbrecher fürs Erste gegen den Grimm des Geschädigten, die Wuth der Verwandten desselben geschützt war. Freilich wurde die Weisheit des großen Königs Alfred († 901), der den Zeitraum des Schutzes auf 3 Tage bestimmt hatte, allmählig überboten, bis auf 7 und 9, in der Folge bis auf 40 Tage, während deren jede Pfarrkirche Schuldige beherbergen durfte. Und waren von den gemeinen Freistätten auch bestimmte Klassen von Verbrechern — wie schon Diebe im Rückfall — ausgeschlossen, so gab es doch — so Westminster — bevorzugte, die jeden ohne Ausnahme sicherten. So mochte es denn freilich bald vorkommen, daß auch der frechste Missethäter seine Freistatt verließ, lärmend die Straßen durchzog, und in seinen Hafen zurückkam, straflos für neue Schuld. So zähe hielt sich diese Pflanzung der angelsächsischen Zeiten, daß selbst das Reformparlament (1529—1536) in englisch hartnäckiger Liebe zu dem

geheiligten Alten die Freistatt zu Westminster in seiner nächsten Nähe bestehen ließ.

Schließlich noch ein Blick auf angelsächsische Baukunst. Hier ist Wilfrieds Name hervorragend, desselbigen, der flüchtig aus York, in Sussex das Christenthum gründete (668). Er war es, der z. B. die Cathedrale von York durch ein bleiernes Dach zu schützen wußte, der statt der leinenen Vorhänge sie mit Glasfenstern versehen ließ. Das Kloster in Hexham an der Grenze Schottlands war sein letztes viel bewundertes Werk. Wie Salomo einst von Tyrus, so nahm er von Rom die Bauleute: und kühn wurde verkündigt, daß diesseits der Alpen nichts Schöneres sei als Hexham. Nach einem Jahrtausend freilich war die alte Pracht verschwunden: als Lee, des Erasmus Gegner, auf dem Stuhle Wilfrieds saß, konnte er wohl auch noch eine Lanze brechen für die Erhaltung des alten „Hagustald", das bei den Grenzkriegen seinen Frieden und Segen anbiete: auf seine architectonische Herrlichkeit weiß er nicht mehr einzugehn.

Mit eben den Tagen der Reformation gilt es geschichtlich abrechnen, will man insgesammt ein Urtheil über das angelsächsische Christenthum. Bale, Bischof von Ossory, unter der blutigen Maria zu der Zahl der Verbannten gezählt, Parker, Elisabeths Lehrer und durch sie Erzbischof von Canterbury, sie konnten das ihrige etwa dahin abgeben: Lobredner römischer Bräuche, nicht Boten des Glaubens habe England im 6. Jahrhundert empfangen. Das Urtheil ist erklärlich in der Hitze des Kampfs, des guten Kampfs. Aber, wo man jetzt immer Christus als den Anfänger und Vollender bekennt, wo man irgend nicht verblendet genug ist, in dem Werk unsrer seligen Reformatoren auch Christus dem Herrn gegenüber etwas ganz Neues zu rühmen, da wird die umsichtige Nachforschung auch bei den Angeln und Sachsen, auch in Ethelberts Hause die köstliche Perle finden, deren man heute sich freuen darf: liegt sie uns nicht in mönchischen Hüllen, nur um so freier muß der Blick und unbestochener die Schätzung sein, mit der man den Erfolgen der höchsten Führung nachgeht.

E. Noeldechen in Magdeburg.

---

160. Aedan, Bischof auf der Insel Lindisfarné.

31. August.

Zu Anfang des 7. Jahrhunderts, als bereits im Süden Britanniens das erneute Licht des Evangeliums hell zu leuchten begann und seine Siege feierte, war der Norden, das Land jenseit des Humber, noch von druidischem Heidenthume umnachtet. Doch war der Augenblick nicht mehr fern, wo, durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen, das Christenthum in Nordhumbrien eingeführt wurde. Edwin, Aelle's von Deira Sohn, als Kind des väterlichen Thrones beraubt, wuchs in der Verbannung zum Helden heran und ward endlich zum Herrscher über Nordhumbrien erhoben. Die Bewerbung des mächtigen Heidenfürsten um die Hand Aethelburhs, des christlichen Königs von Kent Tochter, wurde nicht zurückgewiesen. Von ihrem Beichtvater, dem Bischof Paulinus, einem römischen Missionar, begleitet, bewahrte sie christlichen Glauben und christliche Sitte auch an dem heidnischen Königshofe und sah ihre Bekehrungsversuche schnell gekrönt: Edwin, von der Gattin darum angefleht, von dem klugen Bischofe dazu gedrängt, gestattete, daß ihr erstes Töchterlein getauft wurde. Bald folgte er selbst in der Taufe, am Ostersonntage 627. Die Mitglieder des Königshauses, die druidischen Priester und Tausende seiner Unterthanen nahmen die neue Religion an; Bethäuser und Taufkirchen erhoben sich überall. Nordhumbrien war ein christliches Land geworden. Da wurde das vielversprechende Saatfeld plötzlich niedergetreten: Edwin fiel 633 in einer mörderischen Schlacht gegen die britischen Erbfeinde seines Reiches, die in wenigen Wochen alle Kirchen niederbrannten und in wildem Morde das ganze Angelnvolk in Nordhumbrien auszurotten gedachten. Schon im nächsten Jahre wagte das Volk muthig den Kampf um seine höchsten Güter: es rief Oswald, Edwin's verbannten Neffen, aus Schottland herbei, schaarte sich um das von seinem Führer aufgepflanzte Kreuz bei Denisburn und warf sich mit unwiderstehlicher Tapferkeit auf den heidnischen Feind, der vor ihm erlag. Der Christenglaube war gerettet, und die nordhumbrische Kirche trat, von dem frommen Könige geschirmt, in das Stadium einer freieren, von Rom unabhängigeren Entwickelung ein.

Oswald war in Schottland für das Christenthum gewonnen

worden: er hatte den Glauben in der Form überkommen, in welcher die Brüder auf der Insel Hy oder Jona (vgl. S. 112 ff.) ihn verbreiteten. Von ihnen rühmte man, daß sie nur an das Wort Gottes sich hielten, der Menschen Satzungen nicht folgten und ihre Lehre durch einen ihr entsprechenden demüthigen Wandel zierten. Es war natürlich, daß Oswald, wo möglich, aus ihrer Mitte einen Apostel für sein Volk zu erhalten bemüht war. Corman, ein glaubenseifriger Mann, ward ihm zuerst gesandt; aber seine Strenge und der herbe Ernst seines Wesens gewann die Gemüther der heilsbegierigen Angeln nicht; niedergeschlagen über die Fruchtlosigkeit seiner Predigt kehrte er in die Heimath zurück und klagte den Brüdern sein Mißgeschick. Der Gegenstand war ernst genug, um ein Concil der Aeltesten zu berufen: Alle erfüllte der Schmerz über Corman's Schicksal und zugleich das Verlangen, den armen Heiden zu dienen; den Grund, warum Corman vergeblich gearbeitet hatte, fand nur Aedan, ein Hienser: „Lieber Bruder, sprach er zu Corman, mir scheint, daß Du mit Deinen ungelehrten Zuhörern zu hart verfahren bist und ihnen nicht, wie der Apostel uns anweist, zuerst die Milch der weicheren Lehre dargereicht hast, bis sie allmählich aufgenährt durch das Wort Gottes zur Aufnahme des Vollkommneren und zur Erfüllung der höheren Gebote Gottes, erstarkt wären.“ Aedans anspruchslose Worte trafen die ganze Versammlung: Aller Augen richteten sich auf ihn, Aller Mund erklärte ihn für würdig, Bischof zu sein. Es ward entschieden, ihn solle man zu den Ungläubigen und Ungelehrten schicken; denn vor Allem eigne ihm die Gabe der Unterscheidung, welche die Mutter aller Tugenden sei. So ward Aedan im J. 635 inmitten seiner Brüder zum Bischofe Nordhumbriens geweiht. Seine gesegnete Wirksamkeit rechtfertigte das ihr voraneilende Vertrauen.

Der anglischen Landessprache unkundig, aber ausgerüstet mit der Gabe, die Geister zu unterscheiden, mit menschenfreundlicher Milde und lauterer Frömmigkeit, verließ Aedan das Kloster auf Jona, dem damals Segeni als Abt vorstand, und begab sich an König Oswalds Hof. Er fand eine mehr als brüderliche Aufnahme. In freundlicher Zuvorkommenheit gestattete Oswald dem neuen Bischofe sich einen Bischofssitz zu wählen. Aedan, in der Erinnerung an sein geliebtes Jona, ersah sich hierzu eine kleine Insel an der Ostküste Nordhumbriens, Lindisfarné genannt, seit seiner Zeit aber, bis auf den heutigen Tag, „die heilige Insel“

(holy Island). Lindisfarné ist nur durch ein eine halbe Stunde breites Watt vom Festlande getrennt, das man, zur Zeit der Ebbe trockenen Fußes, bei niedrigem Wasserstande zu Wagen erreichen kann. Von dieser Insel aus unternahm Aedan seine Missionszüge. Zu Fuß, in apostolischer Einfachheit, suchte er die Hütten der Armen, wie die Wohnungen der Reichen auf und brachte ihnen den Trost der evangelischen Wahrheit. Nicht selten begleitete ihn König Oswald und diente ihm als Dolmetscher. Die villae regiae boten ihm Gelegenheit zur Anlage von Missionsstationen. Aedan hielt sich in ihnen Tage lang auf und unternahm von hier aus seine Wanderungen durch das Land. Bald aber zog der steigende Ruf seiner Frömmigkeit und herzgewinnenden Milde Scharen von Heiden auch aus den angrenzenden Landstrichen Schottlands und aus den nordanglischen Provinzen zu seiner Predigt herbei; Tausende ließen sich taufen. Einfache Taufkirchen wurden errichtet, über denen allmählich prächtige Basiliken sich erhoben; die Klöster stattete des Königs Gnade mit Ländereien aus, um dem heranwachsenden Geschlechte die Wohlthat einer christlichen Erziehung und Schulbildung zu sichern. Aedan begann seine Schule mit 12 Knaben, von denen Eata zum Abte von Mailros und zu Colmans Nachfolger in Lindisfarné erwählt wurde. Die Lehrer wurden aus Schottland berufen; es waren meist Mönche, die aus dem Mutterkloster auf Jona oder aus den mit diesem verbundenen Stiftungen von Aedan herbeigezogen waren, um ihn in der Predigt des Evangeliums zu unterstützen. So wurden die Klöster Pflanzstätten der Bildung und Mittelpunkte kirchlichen Lebens.

In dem Eifer für die Religion standen die Frauen den Männern nicht nach. Aedan rief Hild, die Tochter Hererics, eines Enkels Edwins, die mit ihrer Schwester Hereswith in Chelles den Schleier genommen hatte, in die Heimath zurück, damit sie am Flusse Viuri (Wear) mit einigen frommen Frauen zu klösterlichem Leben sich verbände. Ein Jahr später setzte Aedan sie dem von Heiu, der ersten von ihm geweihten nordhumbrischen Nonne, gestifteten Kloster Heruteu (Hartlepool) vor, und von hier aus gründete sie, nach einer Reihe von Jahren das so berühmte Kloster Streaneshalch (Whitby), dem reiche Schätze zuflossen. Schon jetzt begann unter den anglischen Fürsten und Fürstinnen die fromme Sitte, geistliche Stiftungen nicht nur anzulegen und auszustatten, sondern auch an ihre Spitze zu treten und sie zu regieren. Hier-

durch wurde eine Verbindung der weltlichen und geistlichen Macht hergestellt, die dem öffentlichen Leben Englands, das ganze Mittelalter hindurch, seinen besondern Charakter verlieh.

So häufig indessen Aedan mit den Großen dieser Welt verkehrte, so selten fand man ihn als Gast an ihren Tafeln. Konnte er der Einladung des Königs nicht ausweichen, so erschien er in Begleitung eines oder mehrerer seiner Kleriker und begab sich möglichst rasch wieder an seine geistlichen Uebungen: Gebet in der Einsamkeit und Lesen der heiligen Schrift, wozu er Jeden in seiner Umgebung ernstlich anhielt.

Geschenke aus der Hand der Reichen und Großen nahm er nur an, um sie sofort an Dürftige auszutheilen, oder er kaufte mit dem erhaltenen Gelde Sclaven los, machte sie zu seinen Schülern und bildete sie zu Geistlichen heran. Nie suchte er selbst die Gunst der Gewaltigen durch Geschenke, um die Freimüthigkeit, mit der er, furchtlos und unbekümmert um ihre Ungnade, ihre Laster rügte, nicht zu verlieren. Doch hielt er auch gerechtes Lob nicht zurück. Als er einst an Oswalds gastlicher Tafel saß, und man eben das Mahl beginnen wollte, trat ein Beamter des königlichen Hauses ein und meldete, Bettler seien auf der Gasse versammelt und begehrten das königliche Almosen. Sofort schickte Oswald eine silberne Schüssel hinaus, um deren Inhalt an die Hungrigen zu vertheilen, und gebot, wenn dies geschehen, die Schüssel selbst in Stücke zu zerbrechen und diese den Armen als Almosen zu reichen. Aedan ward gerührt durch den Anblick solcher Frömmigkeit, faßte des Königs Rechte und sprach: „Möge diese Hand nimmer veralten!" — Worte, die offenbar auf die Freigebigkeit des Königs sich bezogen, aber von dem frommen Glauben jener Zeit als Weissagung auf die Unverweslichkeit des Armes gedeutet wurden, der, nach des Königs Tode in der Schlacht auf dem Maserfelde, im J. 642, als eine Reliquie von der Wahlstatt aufgehoben und in einer silbernen Kapsel zu Bebbanburh (Bambrough) aufbewahrt wurde. Oswalds letzter Seufzer war ein Gebet für sein Volk.

Aedan stand hinter seinem königlichen Freunde in der Freigebigkeit keineswegs zurück. Hiervon nur ein Beispiel. Zu Aedans fürstlichen Anhängern gehörte Oswin, der demüthige, liebenswürdige, auch durch Körperschönheit ausgezeichnete König von Deira. Er lebte mit seinem Nachbar Oswald, dem Könige von Bernicia, in enger Freundschaft. Als dieser aber gefallen war, trübte sich

das Verhältniß zwischen den zwei Höfen: Oswiu, Oswalds Bruder und Nachfolger, faßte einen tödtlichen Haß gegen Oswin, man weiß nicht, aus welchem Grunde. Aedan sah dies mit Schmerz und befürchtete für seinen Liebling das Schlimmste. Aus treuer Freundschaft hatte Oswin dem geliebten Bischofe ein schönes, königlich ausgerüstetes Roß geschenkt, dessen er sich bei weiten Wanderungen und zum Uebersetzen über Flüsse bedienen sollte. Aedan hatte sich des Rosses nur selten bedient, und als ihn, nach einiger Zeit, ein Armer unterwegs um das Almosen ansprach, stieg der Kirchenfürst vom Rosse und schenkte es dem Bettler. Oswin erfuhr die zu weit gehende Freigebigkeit Aedans und machte ihm, bei einem Besuche, freundliche Vorwürfe darüber. Da sprach der Bischof: „Was redest du, König? Ist dir jener Sohn einer Stute mehr werth, als jener Sohn Gottes?“ Durch diese Worte wurde Oswins Herz getroffen; sie kamen ihm, während der Jagd, auf die er sich mit seinem Gefolge begab, nicht aus dem Sinne. Nach seiner Rückkunft stellte er sich an den Herd, um sich zu wärmen, übergab sein Schwert einem Diener und fiel dem Manne Gottes zu Füßen, indem er ihn um Verzeihung bat: „In Zukunft, sagte er, will ich nie wieder ein Urtheil darüber aussprechen, was, oder wie viel du von meinem Gelde den Söhnen Gottes giebst.“ Unter Thränen hob Aedan ihn auf; er war nicht blos gerührt über solche freiwillige Demüthigung eines Fürsten, sondern es drängte sich ihm auch der Gedanke auf, daß ein demüthiger Fürst zu gut für diese Erde sei. Zu dem begleitenden Presbyter gewandt, sagte er auf schottisch, das die übrigen Anwesenden nicht verstanden: „Ich weiß, daß der König nicht lange leben wird; denn nie vorher habe ich einen demüthigen König gesehen. Daraus schließe ich, daß ein jäher Tod ihn aus dem Leben fortraffen wird; denn dies Volk ist nicht werth, einen solchen Herrscher zu besitzen.“

Kurze Zeit nach diesem Vorfalle fiel Oswin unter dem Meuchelstahle Ethelwins, den Oswiu zu der Mordthat gedungen hatte: Aedans Ahnung war eine Weissagung gewesen. Er überlebte seinen königlichen Schüler nur um 12 Tage. Im eben angetretenen 17. Jahre seines Episcopats, am 31. August 651, starb er zu Bebbanburh (Bambrough), einer Villa regia in der nächsten Nähe von Lindisfarné. Hier besaß er eine Kirche und, neben derselben, ein Gemach, in dem er sich aufhielt, wenn er, was häufig geschah, die Insel verließ, um zum Predigen auszuziehen. Als er sich

krank fühlte, spannte man ihm an einem Außenpfeiler der Kirche ein Zelt, in welchem er, an den Pfeiler gelehnt, sein Leben ruhig aushauchte. Sein Leib ward nach der Insel hinübergeführt und auf dem Kirchhofe der Brüder bestattet. Als aber Finan, Aedans Nachfolger, auch ein Hienser, später auf Lindisfarné die Kathedrale St. Petri, nach der Schotten Brauch, aus Eichenholz erbaut und mit Rohr eingedeckt hatte, wurden die Gebeine des ersten Abtes erhoben und zur Rechten des Altars beigesetzt. Einen Theil derselben nahm Colman, der dritte Abt von Lindisfarné, im J. 664 mit sich, als er mit seinen Schotten für immer die Insel verließ. Daß Aedans irdischen Ueberresten Wunderkräfte zugeschrieben wurden, lag im Geiste der Zeit und der Kirche, der seine Thätigkeit angehört hatte.

Beda spendet Aedan, als dem zweiten Apostel Nordhumbriens, das wohlverdiente hohe Lob eines vollendeten Christen und Lehrers, wenn er auch an ihm, wie an den übrigen Brüdern von Jona, tadeln muß, daß sie in Berechnung des Ostercyclus auf Seite der schismatischen Quartadecimaner standen.

Bouterwek in Elberfeld †.

---

161. Wilfrid, Bischof von York.

24. April.

Wilfrid ist für die Entwickelung des Christenthums im alten Britannien von hohem Interesse. Die liebliche Gestalt der christlichen Kirche, wie sie sich in aller Stille in Irland und dem schottischen Hochlande zu schöner Blüthe entfaltet hatte, hat er leider überwinden helfen, dafür aber mit sichtbar großem Erfolge die Einführung des römischen Ritus gefördert, der für die nächsten Jahrhunderte zu einem Haupthebel für die allgemeine Ausbreitung des Christenthums in der Welt bestimmt war. Er war 634 in Northumbrien von angesehenen Eltern geboren und kam 648 mit der Gemahlin des Königs Oswiu von Bernicia, Königin Eanfled in Verbindung, welche in strengster römischer Rechtgläubigkeit erzogen war.

Ein Jüngling von vortrefflichen Geistesanlagen, ungewöhnlicher Schönheit und einnehmendem Wesen, übertraf er seine Altersgenossen eben so sehr in den Spielen der ritterlichen Jugend,

wie in der Aneignung von feiner Zucht und Sitte. Die Härte einer Stiefmutter machte den muntern Knaben ernster; kaum vierzehn Jahre alt, zog er, mit Einwilligung seines Vaters, der ihn und seine Diener mit Waffen, Rossen und Kleidern versah, an den Königshof. Eansled nahm ihn liebreich auf, begünstigte sein Vorhaben, sich dem Mönchsleben zu widmen, und übergab ihn einem ihrer Kämmerer, Cudda mit Namen, der im Begriff war, sich in das Kloster Lindisfarné zurückzuziehen. Wilfrid ward Cuddas Diener und bald der Liebling seines Lehrers Aedan und der übrigen Mönche. In kurzem wußte er die Psalmen der Reihe nach aufzusagen und konnte die üblichen Liturgieen auswendig.

Im Jahre 651 erwachte in dem achtzehnjährigen Wilfrid das Bedürfniß nach höherer Ausbildung in den kirchlichen Disciplinen. Dem Herkommen zuwider, begab er sich zu diesem Zwecke nicht nach Irland, sondern wollte Rom sehen und die Kirche des heiligen Petrus näher kennen lernen. Eansled billigte diesen Entschluß und war zu seiner Ausführung behilflich: sie sandte Wilfrid im J. 652 zu ihrem Vetter Earconberht, dem Könige von Kent, der ihm zur Fortsetzung der Reise passende Gelegenheit verschaffen sollte, und empfahl ihn ihrem Freunde, dem Erzbischofe Honorius, unter dessen Leitung er einen bezeichnenden Schritt auf der Bahn zum römischen Ritus vorwärts that: er prägte sich nämlich die Psalmen, die er, wie unter den Schotten gewöhnlich war, nach der Uebersetzung des h. Hieronymus auswendig gelernt hatte, jetzt nach der in der römischen Kirche geltenden Uebertragung aus der Septuaginta ein.

Nach einigen Monaten traf ein zweiter, für Rom begeisterter Nordhumbrier bei Earconberht ein, Biscop Baduking, ein junger Ritter, der den Hofstaat Oswius verlassen hatte, um „dem wahren Könige" zu dienen; in der Kirchengeschichte ist Baduking, unter dem Namen Benedict Biscop, hoch berühmt. Seiner Führung wurde Wilfrid übergeben.

Von der Municicenz des Königs reich ausgestattet, bestiegen die Reisegefährten ein Schiff und kamen, in kurzer Frist, nach Lyon zu dem fränkischen Erzbischofe Dalfin Annemund, einem mächtigen und reichen Herrn. Wilfrids glänzende Erscheinung, sein heitres Antlitz, „das auf einen hellen Geist schließen ließ," seine Lebhaftigkeit und Gewandtheit im Umgange fesselte den Kirchenfürsten so sehr, daß er ihm die Hand seiner Nichte und das Regiment über

einen guten Theil Galliens versprach, falls er bei ihm bleiben wolle. Wilfrid widerstand dieser Versuchung und riß sich endlich von seinem väterlichen Freunde los, um dem in Unmuth voraus gereisten Genossen nachzueilen. Er mußte Dalfin versprechen, auf der Rückreise wieder bei ihm einzukehren.

Noch im Jahre 654 langte Wilfrid in Rom an. Mit offner Seele gab er sich den neuen Eindrücken hin. Der reiche Schmuck der Kirchen, der ergreifende Gesang bei den Gottesdiensten, die Kleiderpracht der hohen Geistlichen und ihres Gefolges, vor Allem die Gleichförmigkeit 'inmitten der Verschiedenheit, die feste Regel, die auf eine höhere Einheit der Gläubigen zurückwies: Alles ergriff seinen lebendigen Geist mit unwiderstehlicher Gewalt und beschäftigte seine jugendliche Phantasie. Mit Inbrunst verrichtete er seine Andacht in den berühmtesten Kirchen. Wenn er in der Kirche des h. Andreas auf den Knieen lag und zu dem Altare emporschaute, auf welchem die vier Evangelien standen, da bat er Gott um die Gabe lernen zu können, damit er einst im Stande sei zu lehren, auch unter den Heiden. Wenige Monate reichten hin, ihn, unter Anleitung des Archidiaconen Bonifacius, mit dem römischen Kirchenwesen vertraut zu machen. Als ihn Bonifacius dem Papste vorstellte und er sich zum Abschiede den apostolischen Segen erbat, war er bereits ein vollendeter Anhänger des römischen Stuhls: geübt in der orthodoxen Berechnung des Ostercyclus, eingeschult in alle Formen des römischen Ritus und überzeugt, daß die römische Kirche die rechtgläubige und wahre, die Kirche seiner nordhumbrischen Heimat eine schismatische sei.

Auf der Rückreise lebte Wilfrid drei Jahre lang, bis 658, bei Dalfin und bildete sich im Umgange mit gelehrten und frommen Männern zum höheren Kirchendienste weiter aus. Noch immer hoffte der Erzbischof ihn an Gallien zu fesseln; gern erfüllte er ihm den Wunsch, die römische Tonsur, „nach der Form der Dornenkrone, welche das Haupt Christi umgab, durch seine Hand zu erhalten;" die schottischen Priester ließen sich das Haupt scheren von Ohr zu Ohr, wie die Briten. Er wurde aber in einer von dem Hausmaier Ebroin über neun Bischöfe verhängten Verfolgung von dem Märtyrertode überrascht. Wilfrid wich seinem Wohlthäter nicht von der Seite; er verlangte mit ihm zu sterben und entkleidete sich bereits, um den Todesstreich zu erhalten, als Dalfins Mörder erfuhren, der schöne Jüngling sei ein Angelsachse und ihn frei ließen,

weil Baldhild, die fränkische Königin, dem angelsächsischen Volke entstammt war. Sobald Wilfrid für ein ehrenvolles Begräbniß Dalfins gesorgt hatte, eilte er Britannien zu. Der Ruf seiner in Rom gewonnenen Gelehrsamkeit und seines Heldenmuthes, um des Glaubens willen, der ihn den Bekennern der Kirche beigesellte, eilte ihm voraus.

Kaum war er angekommen, als ihn Alchfrid, der älteste Sohn und Mitregent Oswius, zu sich einlud. Er hatte durch Cenwealh, den König von Wessex und dessen Bischof Agilberht, einen gebornen Franken gehört, „daß Wilfrid, der mit seinen Gefährten so eben von dem apostolischen Stuhle angekommen sei, das wahre Pascha verkündige und die mannigfache Disciplin der Kirche des h. Apostels Petrus erlernt habe." Alchfrid war König der Provinz Deira, ein politischer und kirchlicher Gegner seines Vaters: es freute ihn in Wilfrid einen Mann zu finden, durch welchen er den Einfluß der Schotten in Nordhumbrien brechen konnte; er nahm ihn zu seinem Lehrer in kirchlichen Dingen an und theilte bald alle Ueberzeugungen desselben. Ein Gnadenact folgte dem andern: Alchfrid machte Wilfrid zu seinem Kaplan, schenkte ihm 10 Hufen Land in Stánford (wahrscheinlich in Yorkshire) zur Errichtung eines Klosters; kurz darauf erhob er ihn zum Abte von Inhrypum (Ripon), das er den Schotten, die es besaßen, abnahm und zusammt den auf 30 Hufen geschätzten Ländereien an jenen vergabte; endlich ließ er ihn zu Anfang des Jahres 664 durch den Bischof Agilberht, der die nordhumbrischen Könige besuchte, zum Presbyter weihen: „er solle ihm künftig als Gefährte, als Priester und Lehrer beständig zur Seite sein." Noch wenige Schritte waren zu thun, um die Katholisirung Nordhumbriens zu sichern; Agilberht wurde mit ins Interesse gezogen und leistete den nöthigen Beistand. Auf die Bitte der beiden Könige lieh er einem Concile, das dieselben für den 26. März 664 nach Streaneshalch (später Whitby) berufen hatten, sein Ansehn, um die Frage über die richtige Zeit der Osterfeier, welche die angelsächsische Kirche in Aufregung erhielt und den Hausfrieden König Oswius nicht unbedeutend störte, zu einer für die römische Kirche günstigen Entscheidung zu bringen. Wurde die römische Berechnung des Ostercyclus auch in Nordhumbrien herrschend, wo bisher die der schottischen Kirche eigene Berechnungsweise galt, so war die Einigung des Südens der angelsächsischen Kirche mit dem Norden gewonnen, und es konnte nicht

mehr vorkommen, daß der eine Theil der Gläubigen sich noch den Bußübungen der Fasten hingab, während der andere bereits die frohe Feier der Auferstehung des Herrn, mit dem der frühern Kirche eigenthümlichen Jubel, beging. Zugleich fiel die Schranke, welche das Königreich Nordhumbrien von den Kirchen des Festlandes trennte, und es erhielt zugleich durch den nähern Anschluß an dieselben eine größere politische Bedeutung. Diese Vortheile sollten auf dem Concil von Streaneshalch gewonnen werden; gelang es, die römische Ansicht zur Geltung zu bringen, so war hiermit auch der zweite Controverspunkt, über die Tonsur, erledigt und die Suprematie Roms ausgesprochen.

Der Ausgang des Concils von Streaneshalch war sehr günstig. König Oswiu, seiner Gemahlin und seinem Sohne gegenüber offenbar der schwächere, trat durch eine halb scherzhafte Wendung, welche er dem Streite zwischen dem Abte Wilfrid von Ripon und dem Abt-Bischofe Colman von Lindisfarné gab, auf die von Wilfrid mit großer Beredsamkeit und Energie vertheidigte römische Seite über. Colman hatte zu Gunsten der schottischen Ansicht unter Anderen auch Columba, den Gründer der schottischen Kirche, angeführt. Da rief Wilfrid aus: „Euer Columba mag ein heiliger Mann gewesen sein; dürft ihr ihn aber deshalb dem seligsten Apostelfürsten vorziehen, zu dem der Herr gesprochen hat: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen," und abermal: „Dir werde ich des Himmelreichs Schlüssel geben?"" Diese Worte griff Oswiu auf. Seine Frage: ob unser Herr dem h. Petrus wirklich die Schlüssel des Himmelreichs versprochen habe, beantworteten beide Theile natürlich bejahend; ebenso bestimmt mußte die weitere Frage: ob Columba einer ähnlichen Auszeichnung sich zu erfreuen habe, verneint werden. „So erkläre ich Euch denn, schloß der König, daß ich dem Himmelspförtner nicht widersprechen will; er möchte mir sonst nicht aufthun, wenn ich an das Himmelsthor poche." Hoch und Niedrig rief dem Könige Beifall zu; einer Erwägung und Würdigung der vorgetragenen Behauptungen war man somit überhoben. Colman mit seinem kleinen Anhange verließ das Concil, bald auch das Land, und die katholische Partei war fortan die gebietende. Ihre Herrschaft sollte nun durch die Erhebung Wilfrids zum Bischofe von Nordhumbrien für immer befestigt werden. Die Veranlassung hierzu trat ein, als, noch im Jahre 664, Tuda, der Nachfolger Colmans in Lindisfarné, an der Pest starb. In

öffentlicher Versammlung erwählten Oswiu und seine Räthe (die witan) Wilfrid zum Bischofe, und Alchfrid ersuchte, mit Zustimmung seines Vaters, den nach Paris zurückgekehrten Bischof Agilberht, den Gewählten „für sich und die Seinigen," wie er sich ausdrückte, also für seine Provinz Deira, deren Bischofssitz York seit 31 Jahren erledigt war, zum Bischofe zu weihen. Die römische Consequenz gestattete nicht, daß Wilfrid sich in Britannien ordiniren ließ, weil es hier keine canonisch-geweihten Bischöfe gab; „er begehrte von katholischen Bischöfen, ohne den Widerspruch des apostolischen Stuhles hervorzurufen, den Bischofsgrad erhalten zu dürfen." So geschah es, daß Wilfrid im Jahre 665 zu Compendium (Compiègne) durch seinen Freund Agilberht, unter Assistenz von 11 andern katholischen Bischöfen ordinirt wurde. Dem alten fränkischen Gebrauch gemäß hoben ihn die Bischöfe, nachdem die Weihe vollzogen war, auf einen goldenen Stuhl und trugen ihn eigenhändig durch die Oratorien.

Wilfrids Rückkehr verzögerte sich bis ins dritte Jahr. Nach einer stürmischen Ueberfahrt, die ihn und seine zahlreichen Begleiter an das Gestade von Sussex trieb, wo nur die tapferste Gegenwehr verhinderte, daß die heidnischen Küstenbewohner an den Verschlagenen das Strandrecht übten, erreichte Wilfrid den Hafen von Sandwich. Hier erfuhr er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß inzwischen Oswiu den Stuhl von York mit Ceadda, einem früheren Schüler Aedans, besetzt habe, und war genöthigt, sich in sein Kloster Ripon zurückzuziehen, von wo aus er aber die katholischen Kirchengebräuche unter den Angelsachsen mit so überraschendem Erfolge verbreitete, daß alle Schotten entweder den neuen Einrichtungen sich fügen oder in ihre Heimath zurückkehren mußten. Auch zur Ausübung bischöflicher Functionen fand er Gelegenheit: auf die Einladung des Königs Ecgberht von Kent, weihte er in dessen Lande Presbyter und Diaconen, weil das Erzbisthum einstweilen unbesetzt war. Aehnliche Aushilfe leistete er in Mercien, auf Bitten des Königs Wulfhere.

Indeß hatte Papst Vitalianus Theodor, einen aus Tarsus in Cilicien gebürtigen, durch hohe Bildung ausgezeichneten Mönch nach Britannien abgeordnet, „als den Lehrer der Wahrheit und den Bischof, den sie sich vom römischen Pontifex erbeten hätten." Der trachtete zwar römische Einheit in die angelsächsische Kirche einzuführen, zugleich aber aus ihr eine Nationalkirche zu schaffen,

deren anerkanntes Haupt er selbst sei, als der einzige Erzbischof des Landes, die also der Jurisdiction des päpstlichen Stuhles nicht unterliege. Und Theodor setzte Wilfrid in das Bisthum von York wieder ein.

Jetzt erhielt dieser Gelegenheit, eine umfangreiche Thätigkeit zu entfalten. Die reichen Einkünfte seiner großen Diöcese, die ganz Nordhumbrien und das Pictenland umschloß, verschafften ihm die Mittel, den Glanz der römischen Kirche auch in die nordhumbrische einzuführen. Vor Allem zog er die Kunst in den Dienst der Kirche. Die alte Kathedrale von York war dem Verfalle nahe: Wilfrid stellte sie prächtig her, deckte sie mit Blei und versah die mit dünner Leinwand oder hölzernen Gittern ausgefüllten Fenster, die nur ein mangelhaftes Licht eingelassen hatten, mit Glasscheiben. Zu Ripon erbaute er eine St. Peterskirche aus geglättetem Stein: Säulen von kunstreicher Arbeit trugen das Dach, und Bogengänge umgaben sie ringsum. In Erinnerung an die St. Andreaskirche in Rom, schenkte er dem neuen Gotteshause die vier Evangelien, mit goldenen Buchstaben auf purpurfarbene mit Malereien gezierte Pergamentblätter geschrieben; eine goldene mit Edelsteinen reich geschmückte Kapsel umschloß dieses Meisterwerk. Das Kirchweihfest verherrlichten der König Ecgfrid, Oswius Sohn und Nachfolger, und sein Bruder Aelfwin durch ihre Gegenwart. Wilfrid dankte ihnen vor allem Volke für die reichen Schenkungen, die sie der Kirche gemacht hatten. An die kirchliche Feier schloß sich eine dreitägige rauschende Festfreude. Wir erblicken hier Wilfrid in freundlichstem Einverständnisse mit seinem Könige: Staat und Kirche haben sich die Hand zu gesegnetem Bunde gereicht, freilich nur auf kurze Zeit. Die St. Andreaskirche zu Hagustaldesea (Hexham) war das dritte und letzte Prachtgebäude, das Wilfrid errichten ließ: nach einstimmigem Urtheile der Zeitgenossen hatte diese Kirche „nicht ihresgleichen diesseit der Alpen."

Auch auf die erhebende Feier des Gottesdienstes verwandte Wilfrid großen Fleiß. Er nahm sich hierbei die römische Kirche zum Muster; nicht blos das Innere der Kirchen stattete er mit allem Schmucke aus, der geeignet war, die Andacht zu beleben, sondern führte auch den römischen Altardienst und den kunstreichen, bisher nur in Kent bekannten, gregorianischen Kirchengesang durch Aeddi Stephanus, einen Benedictinermönch aus Kent, in Nordhumbrien ein. Aeddi wurde Wilfrids unzertrennlicher Gefährte;

wir verdanken ihm eine werthvolle Lebensbeschreibung seines hohen Freundes.

Immer größer wurde Wilfrids Bisthum und seine Macht. Dem rastlos thätigen Bischofe gingen von allen Seiten die unzweideutigsten Beweise allgemeiner Verehrung zu. Seine große Mäßigkeit — auf seinem frugalen Tische erschien selten mehr als Ein Gericht, und nie leerte er seinen Becher ganz —, die Kasteiungen, denen er sich gewohnheitsmäßig bis zu den peinlichsten Quälereien hingab; noch mehr aber seine Leutseligkeit und Freundlichkeit, die seiner beredten Verkündigung des Evangeliums williges Gehör verschafften, gewannen ihm die Herzen der Gläubigen in bisher unerhörtem Maße. Aebte und Aebtissinnen, — viele schon bei ihren Lebzeiten — setzten ihn zum Erben ihrer Klöster ein; Söhne von Fürsten und Vornehmen des Landes wurden ihm übergeben, damit er sie, je nach ihren Anlagen, zum Dienste der Kirche oder zum Kriegsdienste heranbilden lasse. Sein wachsendes Glück erregte schon den Neid seiner Mitbischöfe, bald auch die Eifersucht weltlich gesinnter Großer. Daß er über Tausende von Mönchen gebot, daß seine Mahlzeiten in goldenen und silbernen Geschirren aufgetragen wurden, daß ihn eine durch Pracht der Kleidung und Waffenschmuck auffallende Schar von Clienten umgab und auf seinen Ausflügen regelmäßig begleitete, erregte allmählich den Verdacht, Wilfrid strebe danach, dem Stuhle von York seinen alten erzbischöflichen Glanz wieder zu gewinnen und von dem Könige unabhängig zu werden. Theodor aber war nicht gesonnen, seine oberste Kirchengewalt mit Wilfrid zu theilen; und Ecgfrids Langmuth ermüdete endlich, als jener seiner Gemahlin Aethelthryd (671) den Schritt erleichterte, Nonne zu werden. Beide vereinigten sich nun und entsetzten Wilfrid seiner Würde. Es folgten Jahre für ihn, welche ihm den Ruf eines vielverfolgten Athanasius seiner Zeit verschafften.

Wieder im J. 677 machte sich Wilfrid nach Rom auf, um seine Angelegenheit der Entscheidung des Papstes persönlich vorzulegen. Ein starker Westwind verschlug ihn nach Friesland, dessen heidnischen Bewohnern er, als erster angelsächsischer Glaubensbote auf deutschem Boden, während des Winters von 677 auf 678 das Evangelium verkündete: „alle Fürsten, mit wenigen Ausnahmen, und viele Tausende aus dem Volke wurden getauft." König Aldgils unterstützte den vornehmen Ankömmling, zusammt seinem Ge-

folge, in jeder Weise. Nach seiner Ankunft zu Rom (im J. 679) wurde ihm durch ein Concil das Bisthum wieder zuerkannt. Auch wohnte er noch dem großen Concile zu Ostern 680 bei, das die Monotheleten verurtheilte, und erreichte im Herbste desselben Jahres seine Heimath, wo man auf seinen Empfang schon vorbereitet war und Ecgfrid ihn ins Gefängniß setzen ließ. Später befreit, wurde er von Land zu Land vertrieben, fand endlich eine Zuflucht in Sussex und verkündigte dort das Evangelium. Der Umstand, daß eine dreijährige Hungersnoth gerade bei Wilfrids Ankunft ihr Ende erreichte, und seine Anweisung, wie sie mit Netzen auch im Meere Fische fangen und dadurch der entsetzlichen Plage, die Tausenden das Leben gekostet hatte, inskünftige vorbeugen könnten, machte die rohen Heiden zur Annahme des Christenthums willig. So wurde Wilfrid der Apostel des letzten angelsächsischen Gebietes, das sich bisher der Christianisirung entzogen hatte. Aethelwald bewies sich dankbar; er schenkte Wilfrid in Seolesea (Selesey) 87 Hufen Land und gab so die Veranlassung zur Errichtung eines Klosters, dem ersten Bischofssitze in Sussex. 250 Leibeigene, die Wilfrid mit den Ländereien geschenkt bekommen hatte, taufte er und schenkte ihnen dann die Freiheit.

Während seines fünfjährigen Aufenthaltes in Seolesea, gewann er, im Genusse eines wohlverdienten Ansehns, die Freundschaft Cädwalla's, eines jungen heidnischen Fürsten aus dem westsächsischen Königsstamme, der auf den Höhen von Ciltern und in der Wildniß des Andredeswaldes, zwischen Wessex und Sussex, als Verbannter umherirrte und bei ihm Theilnahme und Rath, bald auch Unterstützung zu seinen kühnen Unternehmungen fand. Cädwalla eroberte Sussex und Wessex, dessen Thron er bestieg, verwüstete die Insel Wight, rottete die noch heidnischen Bewohner derselben fast ganz aus, und schenkte Wilfrid den vierten Theil der Insel, 300 Hufen, angeblich als einen Gottestheil. So erntete Wilfrid in seiner Verbannung die Frucht gesegneter Arbeit und gelangte, seinen Feinden zum Trotz, aufs neue zu Macht und Reichthum. Endlich bahnte sich auch der Weg zu ehrenvoller Rückkehr nach Nordhumbrien an. Sie wurde durch Theodor vermittelt, der das an dem Gegner begangene Unrecht bereute und jetzt, da Ecgfrid in einer Schlacht bei Nichtanes mere gegen die Picten gefallen war, keinen Anstand nahm, sich mit dem Verbannten zu London zu versöhnen. In Folge davon erlangte er den größten

Theil seiner früheren Macht und behauptete sich in derselben eine Zeit lang, mußte aber zum zweitenmale Nordhumbrien verlassen im Jahre 691. Zunächst, durch König Aethelred eingesetzt, verwaltete er das Bisthum Mercien bis zum Jahre 703. Ein Versuch König Aldfrids aus diesem Jahr das Verhältniß Wilfrids zu Nordhumberland auf einem Concile zu Eastrefeld (Nesterfield) zu ordnen, mißlang. Schwer gekränkt und mit Absetzung bedroht, berief er sich auf den Papst. So wandte er sich wieder nach Rom.

Wilfrid nahm seinen Weg über Friesland, wo er seinen alten Schüler, den Bischof Wilbrord besuchte, und erreichte Rom noch im December 703, wo er von jeder Schuld freigesprochen wurde. Er kehrte im Jahre 704 in die Heimat zurück. Hier brachen neue Verwirrungen aus, bis er endlich seine zwei Lieblingsklöster, die er gegründet, Ripon und Hagustaldesea wieder erhielt.

Seine letzten Jahre verlebte Wilfrid in Ruhe und Frieden. Im Kloster zu Undalum (Oundle) ereilte ihn der Tod im Jahre 709, an einem Donnerstage, wahrscheinlich nicht vor dem Monate Juni; seine Leiche wurde im Kloster Ripon, zu dessen Abte er einen Verwandten, Tatberht, erhoben hatte, feierlich beigesetzt. Zur Zeit Odo's, Erzbischofs von Kent († 958), wurde Wilfrids Leib nach der Kathedrale zu Canterbury übergeführt; diese seine translatio feiert die Kirche am 24. April. Im elften Jahrhundert ließ Erzbischof Lanfranc seine Ueberreste aus dem Schreine, in welchem sie sich befanden, an der nördlichen Seite des Hauptaltars in einer Gruft niederlegen; die Kirche beging Wilfrids depositio am 12. October und zählte ihn wegen der angeblich von ihm verrichteten Wunder bald den Heiligen bei.[1] Bouterwek in Elberfeld †.

(F. Ranke in Berlin).

---

162. Beda der Ehrwürdige.

26. Mai.

Die ersten Jahrhunderte des Mittelalters sind in unserem westlichen Europa eine dunkle und arme Zeit gewesen. Ganz mit Unrecht würde man das vom Mittelalter überhaupt sagen. Aber vom

[1] Die weitere Ausführung einiger Abschnitte dieses Lebensbildes enthält der erste Druck desselben, Evang. Kalender Jahrg. XVI. 1865. S. 106 ff.

Anfang der mittleren Zeit ist es vollkommen zutreffend. Das weströmische Reich war im Laufe der Völkerwanderung von den germanischen Stämmen zertrümmert worden. Auch die letzten Ueberreste desselben in den Provinzen waren zu Grunde gegangen. Die neuen germanischen Staaten Mittel- und Westeuropas befanden sich im Stadium ihrer ersten Entwicklung. Es fehlte nicht an jugendlicher Kraft, aber auch nicht an jugendlicher Rohheit. Die Lichter klassischer Wissenschaft und Kunst waren erloschen, nur ein schwacher Schimmer derselben glimmte noch fort. Und ein neues Leben und Weben der Wissenschaft und Kunst war bei den vom Christenthum unlängst erst ergriffenen Völkern kaum im Beginnen.

Wenn inmitten eines solchen Zeitalters ein Mann auftritt, der nicht allein die Errungenschaften der Vergangenheit treu bewahrt, sondern auch mit reiner Frömmigkeit und ernstem Eifer für Gottes Sache sein Licht leuchten läßt vor seinen Zeitgenossen, so hebt sich auf dem dunklen Hintergrunde der Zeit eine solche Erscheinung in desto strahlenderem Glanze hervor. Das ist mit Beda dem Ehrwürdigen der Fall.

Er gehört dem angelsächsischen Stamme an. Welches war die Lage seines Volkes und Landes? Noch dauerte die Theilung der einzelnen Landschaften Englands nach Stammesgrenzen der germanischen Eroberer, Sachsen und Angeln, Friesen und Jüten fort; noch bestand die sogenannte Heptarchie. Unter den sieben Königreichen: Kent, Südsachsen, Ostsachsen, Westsachsen, Ostangeln, Mercia, Northumberland, war letzteres, das ausgedehnteste von allen, die engere Heimath Beda's. Als diese deutschen Stämme von der Mitte des fünften Jahrhunderts an sich des Landes bemächtigten, und die bereits der Kirche Christi zugethanen Britten nach den westlichen Marken zurückdrängten, waren sie selbst noch Anhänger des germanischen Heidenthums. Anderthalb Jahrhunderte später kam, von Gregor dem Großen ausgesandt, Augustinus mit seinen Mönchen als Missionar in's Land. Und schon nach drei Generationen war, nicht ohne einige bedeutende Rückschläge in der Zwischenzeit, der Sieg des Christenthums entschieden.

In dieser Zeit ist Beda geboren. Sein Geburtsjahr läßt sich bestimmt genug aus seinen eigenen Angaben ermitteln, die überhaupt (da die mittelalterlichen Lebensbeschreibungen des Mannes von wenig Belang sind) die sicherste, wenn auch etwas magere Ausbeute in Betreff seiner Lebensverhältnisse gewähren. In einer

chronologischen Uebersicht, die Beda seiner Kirchengeschichte der Angelsachsen als Anhang beigegeben hat, sagt er selbst: „dieß ist der gegenwärtige Zustand Britanniens, ungefähr 285 Jahre nach der Ankunft der Sachsen, und im 731. Jahr der Menschwerdung unseres Herrn." Und in dem gleichen Zusammenhang erwähnt der Verfasser, daß er selbst jetzt das 59. Lebensjahr erreicht habe (attigisse). Hiemit scheint eher der Anfang als der Schluß des 59. Jahres gemeint zu sein. Das führt also auf das Jahr 673 nach Christo als das Geburtsjahr Beda's. So hat schon Mabillon dasselbe berechnet. Das war zugleich das dritte Regierungsjahr Egfried's, des ersten Königs von Northumberland, seitdem die Landschaften Deira und Bernicia zu einem Königreich vereinigt waren. Nun erstreckte sich das Ländergebiet des genannten sächsischen Königs vom Flusse Humber als der Südgrenze, bis zu dem Meerbusen, an welchem jetzt Edinburgh liegt (Frith of Forth), nördlich. Mit andern Worten, dasselbe umfaßte das südliche Schottland und das nördliche England. Einer der Großen dieses Reichs, Biscop, mit dem Klosternamen Benedictus (s. S. 368), wurde Mönch, und baute auf einem von König Egbert ihm verliehenen Landstrich nach und nach zwei Klöster, ein St. Peters- und ein St. Paulskloster, das erstere am nördlichen Ufer des Flusses Wear, unweit der Mündung desselben, daher Wearmouth genannt, das andere mehrere Jahre später in einer Entfernung von beiläufig einer geographischen Meile nordwestlich davon, am südlichen Ufer des Flusses Tyne zu Jarrow. Beide Klöster standen unter einem und demselben Abt, und bildeten, vermöge der gleichen Regel und der Harmonie, die zwischen ihnen obwaltete, mit Beda zu reden „ein Kloster auf zwei verschiedenen Plätzen gebaut." Wearmouth, jetzt Monk Wearmouth genannt, gegenüber dem lebhaften Seehafen Sunderland, in der Grafschaft Durham, ist heute eine Stadt von mehr als 12,000 Einwohnern; in der Nähe seiner alten Kirche stehen noch Ueberreste des ehemaligen Klosters. Das heutige Dorf Jarrow, in dem Kohlenbassin von Newcastle gelegen, zeigt in der Nähe der Kirche nur noch einige Pfeiler und Gräber von dem Kloster, das einst daran gestoßen hatte. In der Nachbarschaft dieser beiden Klöster nun kam Beda zur Welt, genauer läßt sich sein Geburtsort nicht bestimmen, vermuthlich war es in dem Dorfe Jarrow.

Von seinen Eltern ist gar nichts bekannt. Nur so viel wissen

wir aus Beda's kurzen Nachrichten über sein Leben, daß seine Eltern ihn als siebenjährigen Knaben dem obengenannten Abt Benedict im Kloster Wearmouth übergeben haben. Das Kloster Jarrow stand damals noch nicht. Als aber letzteres gegründet war (das geschah im Jahr 682), begab sich Beda in dieses und blieb sein Lebenlang darin.

Das war eine für seinen Fleiß und seinen Durst nach Erkenntniß überaus günstige Lage. Der Stifter und nachherige Abt des genannten Klosterpaares, Biscop Benedictus, war unermüdlich darauf bedacht gewesen, alles was Kunst, Wissenschaft, Schriftthum betrifft, zu fördern; er hatte von seinen wiederholten Reisen nach Rom nicht nur Steinmetzen und Glaser, zum Behuf seiner Bauten, sondern auch eine Vorliebe für die Liturgie und die Art des Gesangs in den römischen Kirchen, überdies werthvolle Bücher, Reliquien und Kunstgegenstände mitgebracht. Und diese Schätze wurden von den späteren Aebten nicht allein sorgfältig bewahrt, sondern auch beträchtlich vermehrt. Somit stand dem eifrigen Jüngling in dem Kloster eine Büchersammlung zu Gebote, so reich wie sie damals nicht leicht anderswo außer in Italien (namentlich in Bobbio) zu finden sein mochte.

Auch fehlte es ihm nicht an tüchtigen Meistern und Lehrern. Den Gesang, wie er in Rom geübt wurde, lernte er von Johannes, dem Vorsänger der römischen Peterskirche, der den Gründer des Klosters, Biscop Benedictus mit Genehmigung Papst Agatho's, im Jahr 678 nach Britannien begleitet hatte. Dieser Mann machte so großes Aufsehen mit seiner Kunst, daß eine Menge Menschen aus der Umgegend in die Klosterkirche zu Wearmouth strömte, nur um seinen Gesang zu hören. Im Studium der heiligen Schrift und der Theologie unterwies ihn Trumberht, ein Mönch, der seine eigene Ausbildung dem heiligen Ceadda, Bischof von Lichfield verdankte. Beda hat tüchtig Latein und Griechisch gelernt; die Kenntniß letzterer Sprache verdankte man in England dem gelehrten Erzbischof von Canterbury Theodor, der selbst aus der morgenländischen Kirche, aus der Geburtsstadt des Apostel Paulus, stammte. Daß Beda es im Griechischen weit gebracht hat, läßt sich theils aus seiner Metrik, die auf uns gekommen ist, entnehmen, theils daraus, daß er eine damals vorhandene Uebersetzung des Lebens von Anastasius aus dem Griechischen, welche ungenügend war, verbessert herausgegeben hat. Ja selbst des Hebräischen scheint

er kundig gewesen zu sein. Das meiste jedoch errang Beda durch eigenen Fleiß und persönliche Anstrengung, obwohl seine Mönchspflichten und die Hausordnung des Klosters ihm keineswegs eine stetige Muße ließen. Er selbst sagt von sich: „Meine ganze Lebenszeit habe ich in demselben Kloster zugebracht und mit allem Fleiß in der Schrift geforscht, auch bei Beobachtung der Regel und täglichem Singen in der Kirche es für eine süße Beschäftigung angesehen, immer zu lernen oder zu lehren oder zu schreiben."

Schon diese Beschreibung läßt erkennen, daß der äußere Gang seines Lebens gleichmäßig und ziemlich einförmig gewesen sein muß. Gewisse Stufen in demselben heben sich nur durch die verschiedenen geistlichen Weihen gegen einander ab, die er nach und nach erhielt. Und zwar wurde ihm, wie er gleichfalls selbst erzählt, die Diaconatsweihe in seinem 19., die Priesterweihe im 30. Jahr ertheilt, beide durch die Hand des Bischofs Johann, auf Verlangen des Abtes Ceolfrid. Johann war Bischof von Hagustald, jetzt Hexham, in Northumberland; er ist sonst unter dem Namen Johann von Beverley, als gelehrter Schüler des oben erwähnten Erzbischofs Theodor rühmlich bekannt. Es war dies eine seltene Ausnahme von der Regel, daß niemand unter 24 oder 25 Jahren die Diaconatsweihe erhalten solle. Die Thatsache selbst spricht also dafür, daß der 19jährige Jüngling vermöge seiner wissenschaftlichen und sittlichen Reife schon der Ordination würdig befunden wurde, und das sowohl von seinem Abt als von dem Bischof, zu dessen Sprengel das Kloster gehörte, und der selbst ein Mann der Wissenschaft war.

Die Priesterweihe indessen hat Beda erst 11 Jahre später, in dem kanonisch vorgeschriebenen Alter von 30 Jahren, empfangen. Nun war er „Meßpriester", und besaß das Recht und die Pflicht, Messe und Beichte zu halten, die Taufe und letzte Oelung zu spenden, und das Predigtamt zu verwalten. Höher als bis zum Priesterstande ist Beda nicht gestiegen. Die Würde eines Abtes soll er abgelehnt haben, um nicht durch das Regiment des Klosters und alle die mannigfaltigen Sorgen, die dasselbe mit sich bringe, zerstreut und den Studien entfremdet zu werden. Denn, wie er selbst sagt, lernen, lehren und schreiben war ihm die liebste und süßeste Beschäftigung. Und so hat denn Beda nicht nur eine Reihe von Predigten über die Evangelien, sondern auch zahlreiche Werke zur Auslegung der Bibel herausgegeben, worunter 16 kleinere

und größere Auslegungen, beziehungsweise Abhandlungen zum Alten Testamente, und 8 Commentare zu neutestamentlichen Schriften sich befinden. Seine Bibelerklärungen stützen sich freilich, wie das sein Zeitalter mit sich brachte, weitaus zum größten Theil auf die Arbeiten der griechischen und lateinischen Kirchenväter; doch fehlt es darin nicht ganz an Bemerkungen, die auf eigener Forschung des ehrwürdigen Mannes beruhen. So hat er z. B., nachdem er die Apostelgeschichte des Lucas früher erklärt hatte, etliche Jahre später, nachdem er eine griechische Handschrift des Neuen Testaments verglichen, (wahrscheinlich dieselbe, welche seit dem XVII. Jahrhundert codex Laudianus heißt, d. h. Uncialhandschrift E), Nachträge dazu unter dem Titel retractatio geschrieben.

Aber nicht auf Bibelauslegung und biblische Wissenschaft allein beschränkten sich seine Studien, sondern über alle Zweige des Wissens dehnten sie sich aus, so zwar daß Beda ein Meister der Wissenschaft im weitesten Sinne, nach dem Maaßstab seiner Zeit, geworden ist. Sprachwissenschaft und Poesie, Naturwissenschaft und geschichtliche Wissenschaften, alles hat er umfaßt und selbst bearbeitet.

Von poetischen Leistungen nennt er in dem Verzeichniß seiner Werke, welches am Schluß seiner angelsächsischen Kirchengeschichte steht, zwei Bücher, ein Buch der Hymnen d. h. geistlicher Lieder in verschiedenen Versmaßen, und ein Buch Epigramme. Beide sind verloren. Denn die Hymnen in seinen Werken sind unächt. Und außer dem „Leben des h. Cuthbert", in Hexametern, sind uns nur einige kleinere Proben seiner Dichtkunst erhalten. Dafür ist seine Abhandlung über Metrik auf uns gekommen, die fast nur aus Sammlungen besteht, die er aus antiken Schriftstellern entnommen hat. Einige Abhandlungen zur Sprachwissenschaft, als: „von der Orthographie" (ein kleines Wörterbuch) und „von den Schemen und Tropen" (lediglich zum Dienst der Bibelerklärung) dürfen wir hier nur kurz nennen. Auch die naturwissenschaftliche Schrift „von der Natur", welche alles Astronomische, Physische, Geographische u. dgl. umfaßt, was jener Zeit zu Gebote stand, interessirt uns hier nicht, zumal alles das nur noch von historischem Interesse sein kann.

Die wichtigsten Leistungen Beda's aber bewegen sich auf dem geschichtlichen Gebiete. Schon seine chronologischen Arbeiten (de

temporibus, und die größere Abhandlung de temporum ratione) sind nicht unbedeutend, zumal die letztere Schrift, welche ein für jene Zeit meisterhaftes System der Chronologie und einen Ueberblick über die Universalgeschichte enthält. Bemerkenswerth ist, daß Beda die von dem römischen Mönch Dionysius dem Kleinen aufgebrachte Berechnung der Jahre nach der „Menschwerdung" Christi sich angeeignet und durch sein Ansehen weit und breit eingebürgert hat. Sodann bearbeitete er einige Heiligengeschichten, namentlich das Leben des frommen Bischofs Cuthbert von Lindisfarn, und die Lebensbeschreibungen der drei ersten Aebte des Doppelklosters Wearmouth-Jarrow, in welchem Beda selbst lebte. Er ging hiebei von dem ihm nahe Liegenden aus: sein Kloster und dessen Schwesterstiftung, die ersten Aebte des Doppelklosters und der verehrteste Bischof desjenigen Sprengels, zu welchem das Kloster gehörte, das waren die Gegenstände, auf die sich sein Augenmerk richtete. Es war nur eine Erweiterung dieses Gesichtskreises, als er sich entschloß, die Kirchengeschichte seines ganzen Landes und Volkes zu schreiben. Die vaterländische Volksgeschichte, unter dem durchschlagenden Gesichtspunkt der christlichen Religion, ist der Gegenstand seiner „Kirchengeschichte der Angeln." Ein in mehr als einer Beziehung unschätzbares Werk. Dasselbe umfaßt zwar die Geschichte Englands von den frühesten Zeiten an, hat jedoch erst von Bekehrung der Angelsachsen an, also vom Jahr 596 bis 731, wo Beda es schloß, wirkliche Bedeutung; vorzugsweise reichhaltig und zuverlässig ist aber die Behandlung des letzten Zeitabschnittes, vom Ende des siebenten Jahrhunderts an bis zum Jahr der Abfassung, weil hier Beda theils aus eigener Erfahrung, theils auf Grund vielfacher Zeugnisse von Zeitgenossen Bericht erstatten konnte.

Wir haben zuletzt vor lauter gelehrten Erzeugnissen den Mann selbst und seine Persönlichkeit fast aus den Augen verloren. Und doch wünschten wir eben ihn selbst und seine Seelengestalt möglichst kennen zu lernen. Und in der That, wir dürfen uns den Mann gewiß nicht als einen bloßen Gelehrten vorstellen, der vor lauter Eifer für die Wissenschaft und für Bücher keinen Sinn mehr für das Leben gehabt hätte. Dazu war er schon viel zu fromm. Er führte ein Leben des Gebets, und war redlich darauf bedacht, ein Diener des Herrn Jesu zu sein, damit dieser ihm einst zurufen möge: „ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines

Herrn Freude!" (Worte Beda's in einem sogleich anzuführenden Briefe). Den tiefsten Blick in Beda's Seele gestattet ein, wie uns scheint, allzu wenig beachteter Brief von ihm, an Erzbischof Egbert von York gerichtet. Dieser war Mönch gewesen und jüngst erst zum Bischof dieses sehr volkreichen Sprengels ernannt und geweiht worden. Es muß im Jahr 734 oder vielleicht erst 735, kurz vor Beda's Tode gewesen sein, daß der Bischof den ihm nahe befreundeten Mönch zu einem Besuche einlud. Allein Beda war unwohl und entschuldigte sich brieflich, schrieb jedoch sehr ausführlich an den Erzbischof. Er redet ihm so bescheiden und liebreich und doch so nachdrücklich und eindringlich in's Gewissen, daß dieser ächte Hirtenbrief an einen Oberhirten auf jeden aufmerksamen Leser den Eindruck redlichster Gottesfurcht des Briefstellers selbst machen muß. Wie mahnt er den Bischof, mit Lehre und Leben sein Amt zu „bestätigen", seine Zunge zu behüten vor unnützem Geschwätz, und den Gemeinden das Wort Gottes zu predigen, wohin er immer in seinem Sprengel komme! Und weil es ein Ding der Unmöglichkeit sei, daß der Bischof persönlich in allen Dörfern seines Sprengels Gottes Wort predige, sei's auch nur einmal im Jahr, so möge er tüchtige Pfarrer anstellen, welche hauptsächlich darauf Bedacht nehmen müßten, es so weit zu bringen, daß jedes Gemeindeglied den apostolischen Glauben und das Vater Unser auswendig könne, wo nicht lateinisch, so doch englisch. Und hiebei erwähnt Beda gelegentlich, daß er selbst manchen Priestern, die des Lateinischen unkundig gewesen, den apostolischen Glauben und das Gebet des Herrn in englischer Uebersetzung gegeben habe. Dieser Brief ist zugleich ein sprechendes Zeugniß davon, welch' ein offenes Auge für alle Lücken und Schäden seiner Heimath in kirchlichen Dingen Beda gehabt, und wie eifrig er darauf bedacht gewesen, denselben abzuhelfen. So beklagt er, daß die Anzahl der Bischöfe im Königreich Northumbrien viel zu klein sei, und fordert den Bischof Egbert auf, in Gemeinschaft mit König Ceolwulf Abhülfe zu schaffen und für Vermehrung der Bischofssitze Sorge zu tragen. Ferner beklagt er, daß so manche Klöster in die Hände von Laienäbten übergegangen und dadurch selbst verweltlicht worden und verwildert seien. Für die Hauptquelle aller Mißbräuche in der Kirche hält Beda sichtlich die Habsucht und den Geldgeiz. Um so nachdrücklicher schärft er dem Bischof das Wort des Herrn ein: „umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebet es auch!" Und

in dieser ganzen Zuschrift ist überall das Bibelwort maaßgebend: nicht nur verweist Beda den Bischof auf die Schrift, und empfiehlt ihm z. B. das Studium der paulinischen Pastoralbriefe, sondern stets schweben ihm selbst Beispiele aus der biblischen Geschichte alten und neuen Bundes vor, und Bibelsprüche strömen ihm so reichlich zu, daß wir ihn als einen ganz bibelfesten Mann charakterisiren dürfen. Daß er neben der h. Schrift auch auf Gregor des Großen Pastoralregeln verweist, daß er auf das Kreuzeszeichen als eine Art Gnaden- und Schutzmittel große Stücke hält, kann uns, in Betracht des Jahrhunderts, worin er lebte, in jenem Urtheil nicht irre machen. Wohl aber bekommen wir den Eindruck: wenn nur in den folgenden Jahrhunderten diese Lauterkeit des frommen Sinnes, dieser offene Blick in die Mängel und Schäden der jeweiligen Gegenwart, dieser Eifer gegen alles ungöttliche Wesen, und dieser biblische Geist herrschend geblieben wäre, dann würde die mittelalterliche Kirche nicht so weit von dem schmalen Wege abgekommen sein, als sie in der That abgekommen ist.

Vor Ostern 735 wurde Beda sehr leidend, und am Himmelfahrtsfest darauf, den 26. Mai, starb er. Einer seiner liebsten Schüler, Cuthbert, welcher später Abt des Doppelklosters Jarrow-Wearmouth wurde, hat bald darauf, in einem Briefe an den Mönch Cuthwin, über die letzten Wochen Beda's und über sein Abscheiden Bericht erstattet. Und aus dieser schlichten Erzählung ergiebt sich ein so rührendes liebes Bild des edlen Mannes, daß es der Mühe werth ist, die Züge desselben hier mit aufzunehmen.

Beda hatte einige Wochen an kurzem Athem gelitten. Als diese Beschwerde etwas nachließ, war er so heiter und froh gestimmt, daß er Tag und Nacht, ja alle Stunden dem allmächtigen Gott Dank sagte. Jeden Tag gab er seinen Schülern, unter denen eben der Briefsteller selbst sich befand, Unterricht; die übrige Tageszeit verwendete er zum Psalmensingen; auch die Nacht, mit Ausnahme der kurzen Zeit, wo er schlafen konnte, brachte er in fröhlicher Stimmung und mit Danken zu. Sobald er aufwachte, fing er an mit ausgebreiteten Händen Gott zu danken, und Cuthbert gesteht, daß er nie jemand gesehen habe, der so emsig und unermüdlich gewesen wäre im Danken. Er sang Worte wie die: „es ist schrecklich in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen" (Hebr. 10), tröstete sich mit Sprüchen wie der: „Gott züchtiget einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt". Er sang auch einen Lieder-

vers, den er, ein Meister in nationaler Dichtung, in Stabreim gefaßt hatte, und den uns sein Schüler sowohl angelsächsisch als lateinisch aufbewahrt hat. Der Vers hat folgenden Sinn: „Ehe er dahinfahren muß, wird Niemand so weise, als er sein sollte, zu bedenken, bevor er von hinnen geht, was seine Seele Gutes oder Uebles gethan hat, und wie er dafür ein Urtheil empfangen wird." Da das Himmelfahrtsfest nahe bevorstand, sang er kirchliche Antiphonen, welche dieser Festzeit angehörten, z. B. folgende: „O König der Herrlichkeit, Herr der Kräfte, der du heute triumphirend über alle Himmel aufgefahren bist, laß uns nicht Waisen bleiben, sondern sende uns die Verheißung des Vaters, den Geist der Wahrheit! Hallelujah!" Und als er an die Worte kam: „laß' uns nicht Waisen bleiben!" brach er in Thränen aus und weinte lange. Nach einer Stunde wiederholte er die obigen Worte. Seine Schüler aber trauerten mit ihm, bald lasen bald weinten sie, meist konnten sie nur unter Thränen lesen. Uebrigens war Beda die meiste Zeit über freudig gestimmt und dankte Gott für seine Krankheit, indem er den Spruch: „welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er" und andere Schriftworte wiederholte. In jenen Tagen beschäftigte er sich, außer mit Psalmensingen und dem Ertheilen von Lectionen, auch noch mit zweierlei Arbeiten: einmal mit einer Uebersetzung des Evangeliums Johannis in's Angelsächsische, und dann mit Auszügen aus Isidor von Sevilla. Am Tage vor Himmelfahrt wurde sein Athem kürzer, und seine Füße schwollen an. Dessen ungeachtet diktirte er noch mit einer gewissen Heiterkeit, und sagte seinen Schülern: „lernet, so schnell ihr könnt! ich weiß nicht, wie lange ich noch bleiben darf, und ob über ein Kleines mein Schöpfer mich hinwegnimmt!" Ihnen aber kam es vor, als wüßte er recht wohl, daß es nahe am Sterben sei. Die Nacht brachte er wachend und mit Danken zu. Als es Tag wurde, am Himmelfahrtsfeste selbst, trieb er seine Schüler an, fleißig an demjenigen fortzuschreiben, was sie angefangen hatten. Als dieselben Vormittags 9 Uhr der Festsitte gemäß weggingen, um an einer Procession Theil zu nehmen, und nur ein einziger bei ihm geblieben war, sagte dieser: „Liebster Lehrer, jetzt ist noch ein einziges Kapitel übrig. Fällt es dir schwer, wenn man dich noch fragt?" „Nein, erwiederte er, nimm deine Feder und schreibe flugs!" Und das that dieser auch. Um 3 Uhr Nachmittags schickte er den Cuthbert selbst, der diesen Brief geschrieben hat, zu den Priestern im

Kloster, um sich von ihnen zu verabschieden. Er theilte seine geringen Habseligkeiten, als Taschentücher, Weihrauch u. dgl. unter sie, und bat jeden fleißig für ihn beten und Seelenmessen halten zu wollen, was sie denn auch unter Thränen versprachen. Er sagte, „es ist Zeit, daß ich zurückkehre zu dem, der mich gemacht und aus nichts erschaffen hat. Ich habe lange gelebt, und mein frommer Richter hat über mein Leben gut verfügt; nun steht die Zeit meiner Auflösung bevor, denn ich wünsche abzuscheiden und bei Christo zu sein!" Unter solchen Reden verlebte er den Tag heiter bis zur Abendstunde. Da sagte der oben genannte Knabe: Jetzt, geliebter Lehrer ist nur ein einziger Satz, der noch nicht abgeschrieben ist: Beda erwiederte: Schreibe nur flugs! Bald darauf sagte der Knabe: Eben ist der Satz geschrieben! Darauf antwortete Beda: „Gut! Du hast die Wahrheit gesagt: es ist vollbracht! Richte mich auf und halte meinen Kopf mit deinen Händen, denn es macht mir große Freude, wenn ich dem heiligen Platz gegenüber sitze, auf welchem ich zu beten pflegte, damit ich auch sitzend meinen Vater anrufen kann." Und so sang er denn, auf dem Fußboden seiner Zelle sitzend: „Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem heiligen Geist!" Als er den h. Geist genannt, gab er seinen Geist auf und so ging er hin in das himmlische Reich. Und alle, die das Hinscheiden des seligen Vaters mit ansahen, sagten, sie hätten niemals einen Andern in solcher Andacht und Seelenruhe sterben sehen; denn so lange seine Seele noch im Leibe war, sang er: „Ehre sei Gott!" und andere geistliche Worte zur Ehre Gottes, und dankte unaufhörlich dem wahren und lebendigen Gott, mit ausgebreiteten Händen.

So erzählt der ergebene Schüler Cuthbert, bald nach dem Tode seines verehrten Meisters. Der Todestag Beda's war also das Himmelfahrtsfest, der 26. Mai des Jahres 735. Bestattet wurde seine Leiche in der Kirche des Klosters von Jarrow, in welchem er gelebt und gewirkt hatte. Sehr bald nach seinem Tode verbreitete sich sein Ruhm als Lehrer und als ein Muster ächter Frömmigkeit weit und breit in der abendländischen Christenheit. Winfried, sein nur wenig jüngerer Zeitgenosse, hegte die größte Verehrung für ihn; in einem seiner Briefe von Deutschland aus, worin er um Zusendung einiger Schriften Beda's aus England bat, nennt er ihn das Licht der englischen Kirche. Und Winfried's Schüler und Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz,

Lull, erbat sich gleichfalls Abschriften von Beda's Werken, und schickte dem Cuthbert, welcher uns das Ende seines Lehrers beschrieben hat, als derselbe Abt von Jarrow geworden war, ein seidenes Gewand, dazumal eine fürstliche Kostbarkeit, um die Ueberreste des „seligen Vaters“ darin einzuschlagen. Ehe das achte Jahrhundert schloß, galt Beda bereits als ein Heiliger; Altäre wurden ihm geweiht, der 27. Mai wurde sein jährlicher Feiertag. Im neunten Jahrhundert ist der Beiname des „Ehrwürdigen“ für ihn Sitte geworden. Und manche Sagen, die sich im Laufe der Zeit an sein Gedächtniß knüpften, geben Kunde von der hohen Verehrung, die das Mittelalter ihm widmete. Dieser Art ist z. B. die folgende Legende: als Beda zu hohem Alter gekommen, seien seine Augen dunkel geworden. Da habe ihn einmal einer von seinen Schülern geführt, und als sie an einem Platz angelangt seien, wo eine Masse von Steinen umherlag, habe der Führer den Muthwillen gehabt, seinem blinden Meister zu sagen, es sei hier eine Menge Volks versammelt, und erwarte in tiefer Stille und Andacht, daß er ihnen eine Predigt halte. Und richtig der heilige Mann habe eine wunderschöne Predigt mit großem Feuer gehalten. Als er aber mit den Worten schloß: „von nun an bis in Ewigkeit“, so haben die Steine geantwortet: „Amen, ehrwürdiger Priester!“ Und daher sei der Name des „Ehrwürdigen“ dem frommen Manne zu Theil geworden. Ferner, im späteren Mittelalter wollte man wissen, der römische Bischof Sergius habe, weil er die Gelehrsamkeit Beda's überaus hoch schätzte, den Abt von Jarrow, Ceolfried, schriftlich gebeten, jenen unverzüglich nach Rom zu senden; das sei denn auch geschehen, und so sei Beda nach Rom gereist. Das beruht jedoch auf vollkommen unzuverlässigem Grunde; in der That ist Beda sein Leben lang nicht viel über den Bezirk seines Klosters hinaus gekommen, geschweige, daß er je einmal seine heimathliche Insel auf einige Zeit verlassen hätte.

Bezeichnend für den Geist der mittleren Jahrhunderte ist das Schicksal der Gebeine Beda's. Die Reliquien eines so allgemein und so hoch verehrten Heiligen übten eine gewaltige Anziehungskraft; Tausende pilgerten zu denselben; das war zugleich eine reiche Quelle der Einkünfte für das Kloster zu Jarrow. Kein Wunder, daß die Geistlichkeit der benachbarten Kathedrale von Durham eifersüchtig wurde. Und richtig ist es einem Priester von Durham, Namens Aelfred zwischen 1021 und 1041 gelungen, die Gebeine

des ehrwürdigen Beda aus der Klosterkirche, wo sie ruhten, zu entwenden, und in die bischöfliche Kirche von Durham zu bringen! Etwas über hundert Jahre später ließ ein Bischof von Durham, Hugo Pudsey, einen prachtvollen Schrein bauen von Silber und Gold mit Edelsteinen, in welchem nebst den Gebeinen anderer Heiligen auch die Reliquien Beda's niedergelegt wurden. Im XVI. Jahrhundert wurde aber auf Heinrichs VIII. Befehl dieser Schrein entfernt; wohin Beda's Gebeine gekommen, weiß kein Mensch. Nur der Stein ist geblieben, auf welchem jener Schrein einst gestanden hatte. Aber dem wahrhaft ehrwürdigen Manne, dem unermüdeten Lehrer, der schlichten, kindlich frommen Seele, sind auch wir ein treues ehrendes Gedächtniß schuldig.

G. Lechler in Leipzig.

---

163. Columbanus.

21. November.

Bald nachdem die Irländer durch den heil. Patricius zum Christenthum bekehrt worden waren, erwachte unter den dortigen Mönchen ein wunderbares Sehnen, das Evangelium auszubreiten, und ließ sie in ihrer Heimath keine Ruhe finden. Zu diesen gehörte auch Columban, der gefeierte Lehrer des Gallus[1]), geboren um 550 in der Provinz Leinster, erzogen und ausgebildet durch die Schätze des heiligen Worts und alle Mittel edlen Wissens, insbesondere auch durch die Schriften des classischen Alterthums, deren wirksame Kraft neben der Macht des Evangeliums in seinen nachmaligen ziemlich zahlreichen Schriften unverkennbar ist. Eingetreten auf den Rath einer ehrwürdigen Einsiedlerin in das, unter der Leitung des frommen und gelehrten Abts Comgall stehende, dreitausend Mönche umfassende, Kloster Bangor oder Bankor in Ulster, trieb ihn ein innerer Drang schon um 590, nach mühsam erlangter Zustimmung seiner Vorgesetzten, als Glaubensbote über das Meer nach Gallien zu gehen, wohin ihn zwölf seiner Brüder begleiteten. Von dorther hatten ja zuerst die irländischen Mönche sich ihre Kenntnisse geholt, und diese schienen nun also bestimmt zu sein, die Frucht derselben verbunden mit dem lebendigen Samen des Christenthums dankbar wieder dahin zurück zu bringen. Aber es herrschte hier eine verwilderte Zucht des sittlichen und kirchlichen Wesens; das steigerte jedoch den Eifer der Brüder um so mehr und entflammte ihre Gluth: die Menge derjenigen, die sich dem Columban anschlossen und seiner Ordensregel unterwerfen wollten, ward bald sehr groß, die Tage des Martin von Tours schienen wiederkehren zu wollen. Der herrschenden Entartung setzte Columban mit seinen Genossen ein strenges und enthaltsames Leben voll Lauterkeit des Sinnes und Einfalt des Glaubens entgegen, so daß

---

[1]) Dessen Lebensbild zunächst folgt.

sich bald der Ruf der Heiligkeit um sie verbreitete. Der burgundische König Guntram lud sie ein, sich in seinem Gebiete niederzulassen, und nach dessen bald erfolgtem Tode setzte sein Nachfolger Childebert II. dieselbe Gunst gegen sie fort unter Verheißung königlicher Belohnungen. Columban sollte sich in einem Kloster niederlassen, das neben behaglicher Ruhe ihm großes Ansehen vor der Welt versprach. Aber er zog es vor, in demüthiger Selbstverleugnung das Kreuz Christi auf sich zu nehmen und ihm nachzufolgen. Er bauete sich also lieber auf den Ruinen eines alten Castells in einer öden Gegend des Vogesengebirges zu Anegray ein Kloster, verlegte jedoch bald, wie es scheint, seinen Sitz nach einem zweiten, Luxovium oder Luxeuil, worauf die Errichtung noch anderer in der Nähe, sowie bei Besancon und im Juragebirge folgte. Die aus diesen Stiftungen gebildete Congregation, für welche Columban eine überaus strenge Ordnung entwarf, gewann bald den mächtigsten Einfluß und genoß eine allgemeine Verehrung; sie war fleißig und enthaltsam und schuf die unwirthbaren Strecken ihrer Ansiedelungen bald in blühende Felder um. Freilich fehlte es dabei an Arbeit und Mühe, Mangel und Entbehrung nicht; aber Columban war getrost in der Zuversicht des Psalmisten: Ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brod gehen. Und es hat ihn nicht getäuscht. Als sie einst drei Tage lang für einen kranken Bruder gebetet, hielt ein mit Lebensmitteln bepackter Reiter vor der Klosterpforte, gesendet von einem anderen Abte.

Aber eine wesentliche Veränderung brachte in diese so selbstständig und glücklich sich entwickelnden Verhältnisse der Tod des burgundischen Königs Childebert. Nicht blos zerfiel das Reich in zwei Theile, sondern es sollte auch Columban bald genug in diese weltlichen Händel verwickelt werden. Die herrschsüchtige Großmutter Brunhild suchte den älteren Sohn Theoderich, der in Burgund folgte, vom Eingehen einer ehelichen Verbindung abzuhalten und verleitete ihn, um ihn zum Throne unfähig zu machen, zu allerlei Ausschweifungen. Columban führte ihn durch ernste Ermahnung zur Pflicht zurück; er weigerte sich, die unehelichen Kinder desselben zu segnen und das sündliche Verhältniß, dem sie entsprossen waren, anzuerkennen. Da entzündete sich der ganze Haß der in ihren tückischen Plänen gestörten Brunhild gegen die Congregation, deren strenge Zucht ohnehin bei den weltlich gesinnten Bi-

schöfen und Großen leicht in Ungunst zu bringen war. Die Bedrängnisse und Gewaltthätigkeiten, die daraus folgten, besiegte Columban unter nicht geringen Gefahren mit standhaftem Muthe. Hierzu kam noch ein Streit über die Zeit der Osterfeier, der selbst vor den Papst gelangte. Columban wünschte sich für seine Person und seine Klöster dem mit Ueberzeugung vertheidigten, wenn auch vom nicänischen Concile verworfenen orientalischen Gebrauche anschließen zu dürfen, und entwickelte die ganze Freimüthigkeit seines christlichen Standpunkts, treu seinem Grundsatze, „kühn zu sein in der Sache der Wahrheit, unüberwindlich dem Bösen." Brunhild wußte es dem irre geleiteten Enkel als eine Verletzung der schuldigen Ehrfurcht und Unterthänigkeit darzustellen, daß Columban dem Könige selbst den, freilich gewaltsamen, Eintritt in seine Klöster verwehrt habe. Plötzlich befahl ihm der König nach Irland zurückzukehren, ließ ihn gewaltsam und, ohne daß ihm die Begleitung seiner heimathlichen Genossen zugestanden wurde, aus dem Kloster wegführen und zu Schiffe bringen. Zuvor noch richtete Columban von Nantes aus ein Schreiben an seine Brüder, ermahnte sie zur Eintracht und Unterwürfigkeit, und ergab sich dann in das, was über ihn verhängt schien. Aber der Herr hatte es anders beschlossen. Die Hindernisse der Winde und Wellen wurden von den Schiffern als ein Zeichen des göttlichen Zorns über die Behandlung ihres unfreiwilligen Gefährten angesehen; und als sie deshalb ihn mit allen seinen Sachen ans Land gesetzt, konnten sie wunderbarer Weise sofort absegeln. Wie es in der klaren Absicht seiner nachlässigen Beaufsichtigung lag, entfloh er und kam zum Könige von Neustrien, Chlothar II., der ihn willkommen hieß und seinen Rath in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten benutzte. Derselbe versah ihn auch mit dem nöthigen Geleite zu einer Reise nach Italien durch das austrasische Gebiet des Königs Theodebert. Aber hier, wo ihm die Gunst des Fürsten und mächtiger Vasallen entgegenkam, wo bald die Menge seiner Anhänger und Schüler zusammenströmte, wurde er festgehalten und zur Errichtung einer neuen Verkündigungsstätte evangelischer Wahrheit veranlaßt. Er drang über den Rhein tief in das Gebiet der Alamannen hinein, fand in Bregenz einen christlichen Geistlichen Willimar, stürzte in Tuggen oberhalb des Zürichersees die Götzenaltäre und vernichtete die heidnischen Opfergebräuche. Unterstützt von seinem Schüler Gallus, suchte er alle noch übrig gebliebenen schwachen Spuren des

Christenthums unter Alamannen und Sueven aus der früheren römischen oder aus der fränkischen Herrscherzeit auf und verkündete allenthalben die Botschaft des Heils. Aber auch diese friedliche Wirksamkeit störte der 612 ausgebrochene, von ihm im Geiste vorausgesehne Krieg. Theodebert unterlag bei Zülpich seinem älteren Bruder, gerieth in dessen Gefangenschaft und wurde von der unnatürlichen Großmutter ermordet. Aber nach dem bald darauf auch erfolgten Tode Theoderichs konnte sich dessen Sohn Sigebert nicht gegen Chlothar halten: das burgundische Reich ward gänzlich von Neustrien verschlungen.

Columban zog über die Alpen nach der Lombardei, wo er sich zunächst bei Mailand niederließ, das Vertrauen des Königs Agilulf genoß und erwünschte Gelegenheit fand, den unter den Lombarden herrschenden Arianismus mit den Waffen des Geistes zu bekämpfen. Er gründete dann in einer hohen und einsamen Gegend der Apenninen, wo dicht an der Trebia die Trümmer einer alten Basilika des Petrus gezeigt wurden, das nachmals so berühmt gewordene und über alle burgundischen Anstalten dieser Congregation sich weit erhebende Kloster Bobbio, südlich von Pavia. Hier fand er die ersehnte Ruhe wieder, die freilich zugleich seine letzte irdische war; er sollte sie nicht lange mehr genießen, denn schon das Jahr 615 wird als sein Todesjahr bezeichnet. Aber Bobbio blieb eine Muster-Anstalt, deren Richtung maaßgebend wurde und deren Segen unverkümmert fortdauerte durch lange Generationen. Sie wurde seine berühmteste Schöpfung und erwarb sich große Verdienste um die Pflege der Wissenschaften. Ihr wollte er treu bleiben und konnte daher auch der Einladung Chlothars zur Rückkehr nach Luxeuil nur mit einer angelegentlichen Empfehlung dieser Stiftung antworten. Zwar vereinigte sich sein Orden im 9. Jahrhundert mit dem der Benedictiner-Mönche, und im 12. Jahrhundert erlosch auch die letzte Spur von der Befolgung der Vorschriften Columbans: die Stiftung Benedicts brachte das römische Mönchthum zum vollkommenen Siege. Aber mit seinem Namen erlosch die Wirkung seines Geistes und der Segen seiner Arbeit nicht; man kann selbst sagen, sie sei noch in jener erneuerten prächtigen Schöpfung vom J. 1612 wieder aufgelebt, welche die alten Ordnungen herstellte und unter anderem auch die treffliche Ambrosius-Bibliothek in Mailand enthielt. Aber eben so schön als das Bild seiner äußeren Wirksamkeit ist der Spiegel seines inneren Lebens.

Columban gehörte zu jenen tiefen, geistlichen Naturen, in welchen das Leben Christi eine feste Wurzel schlägt. Das ist gerade so anziehend an ihm zu sehen, wie die tiefe Andacht eines stillen Gemüthes mit der mächtig nach außen hin wirkenden Kraft verbunden ist; das ist ein klarer Beweis, wie fest der Sinn in Gott gegründet, wie gesund die christliche Einfalt eines solchen Lebens ist. Oft ging er mit seiner Bibel tiefer in den Wald hinein, las und meditirte gehend oder ließ sich mit dem Buche auf einem hohlen Baumstamm nieder. An Sonn- und Festtagen zog er sich gern in Felsenhöhlen oder an andere einsame Plätze zurück und gab sich hier ganz dem Gebete und dem Nachdenken über göttliche Dinge hin. Sein Glaube und seine Frömmigkeit ruhten nicht auf Menschensatzungen, sondern rein auf dem Worte der heiligen Schrift; daraus zog er die Nahrung seines inneren Lebens, auf daß Christus in ihm eine Gestalt gewinne. Und diese unmittelbare Beziehung zu dem Herrn, der in seiner Kirche waltet und in seinen Gläubigen lebt, war die wesentlichste Erscheinung seines Charakters. Darum waren auch Selbstverleugnung, demüthige Hingabe und Gehorsam gegen den göttlichen Willen in Christo die Seele seines Lebens. „Der tritt die Welt zu Boden", sagt er, „wer sich selbst überwindet. Keiner, der sich selbst schont, kann die Welt hassen. In seinem eigenen Inneren allein liebt oder haßt er die Welt. — Keiner kann sich selbst absterben, wenn nicht Christus in ihm lebt. Wenn aber Christus in ihm ist, kann er nicht sich selbst leben. Lebe in Christo, damit Christus in dir lebe. Mit Gewalt müssen wir jetzt das Himmelreich an uns reißen, indem wir nicht nur von unseren Widersachern, sondern am heftigsten von uns selbst bekämpft werden. — Wenn du dich selbst besiegt hast, bist du der Sieger über Alle."

Freilich konnte ihm, der herrschenden Rohheit gegenüber, wohl begegnen, daß die Demuth sich auf den falschen theokratischen Standpunkt des Gesetzes bisweilen zurückversetzte, als ob der Christ, der die Gnade der Wiedergeburt zu einem neuen Leben empfangen hat, noch unter den Pflegern und Vormündern stehe. Nach dieser Seite hin gab er zwar seinem Orden eine überaus strenge sittliche Regel, damit das Leben in demselben bei dem herrschenden Mangel an Zucht im Volke nicht auch verwildere. Indessen wollte er doch nimmermehr, daß die strenge Zucht eine unerträgliche Last werden solle, die alles Leben erstícke; vielmehr forderte er, daß Alles, auch

was zunächst Aufgabe des Gesetzes war, durch den Geist hingebender Liebe zur Natur werde. Ehrwürdig erscheint dabei jedenfalls sein Streben, mitten im Kampfe mit der rohen Natur das Bedürfniß des inneren Menschen und das ewige Heil seiner Seele festzuhalten und jenen täglichen Kampf unter schwerer Arbeit und irdischer Sorge als Uebungsmittel der Selbstverleugnung, des dienenden Gehorsams und des Gottvertrauens zu benutzen. „Gott wird erkannt mit dem frommen Glauben eines reinen Herzens und nicht mit unreinem und eitlem Gerede. Willst du mit deinen Grübeleien den Unaussprechlichen erforschen, so wird die Weisheit noch ferner von dir sein als sie war; ergreifst du ihn hingegen mit dem Glauben, so wird die Weisheit vor deiner Thür stehen.“ Das letzte Ziel lag ihm nicht im Gesetze, sondern in der Gnade Gottes, die in Christo erschienen ist; das wahre Leben lag ihm in der Liebe zu dem, der uns zuerst geliebet. „Unser ganzes Leben ist wie die Wanderschaft eines einzigen Tages. Das Erste für uns ist, hienieden nichts zu lieben, sondern nur, was droben ist, zu lieben, nur nach dem, was droben ist, zu verlangen, nur auf das, was droben ist, zu sinnen, nur droben das Vaterland zu suchen, wo der Vater ist. — Die Liebe ist keine Arbeit, es ist vielmehr etwas Süßes, Heilsames, Gesundmachendes für das Herz. Wenn das Herz nicht an Sünden krank ist, so ist dessen Gesundheit die Liebe.“

Auf diesen Grundlagen eröffnet sich für uns denn auch der Einblick in den wahrhaft evangelischen Charakter seines Strebens; hier erscheint er voll kühnen Muthes und selbständiger Freiheit in einer für seine Zeit und Stellung großartigen Weise. In solchem Sinne hat er sich vor den römischen Bischöfen Gregor I. und Bonifaz IV. in ehrerbietiger Freimüthigkeit ausgesprochen. Wir wissen, daß verschiedene Streitigkeiten, auch noch am Ende seines Lebens die Veranlassung zu einer bedrohlichen Kirchenspaltung, sein ernst mahnendes Wort zum Frieden hervorriefen. „Das ist — spricht er zum Papste — der rechte Schlüsselträger des Himmelreichs, wer durch die wahre Erkenntniß ihn dem Würdigen öffnet und dem Unwürdigen schließt.“ Er wußte daher auch, daß der Friede Gottes, der höher ist denn alle Vernunft, die Geburtsstätte wahrhaftigen Lebens sei. „Kehret schnell zur Eintracht zurück,“ fährt er weiter fort, „und verfolgt nicht alte Streitigkeiten, sondern schweigt vielmehr und übergebt die Streitigkeit ewiger Vergessenheit. Ist etwas zweifelhaft, so stellet es der göttlichen Entscheidung anheim; was

aber offenbar ist, worüber Menschen urtheilen können, darüber richtet recht ohne Ansehen der Person. Erkennet einander gegenseitig an, daß Freude sei im Himmel und auf Erden über euren Frieden und über eure Vereinigung. Ich weiß nicht, wie ein Christ mit dem Christen über den Glauben streiten kann. Was der rechtgläubige Christ, der auf die rechte Weise den Herrn preist, sagen mag, so wird der Andere Amen dazu sagen, weil beide an dasselbe glauben und dasselbe lieben."

Und über dem Leben und Wirken Columbans erhebt sich in einfacher Wahrheit das Zeugniß der Schrift (Dan. 12, 3): Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.

Friedr. Lübker in Parchim, zuletzt in Flensburg †.

---

164. Gallus.

16. October.

Es mögen nun bald dreizehn Jahrhunderte vorüber sein, seit ein Häufchen frommer Männer, deren Führer Columban hieß, aus dem fernen Westen, dem Ende der damals bekannten Welt, sich nach Osten aufmachte, um das Licht des Christenthums in das Herz unsers Welttheiles zu tragen. Aus jenem Irland, dem grünen Erin, das in unsern Tagen so elend, in bürgerlicher und geistiger Beziehung fast unheilbar versunken ist, machten sie sich auf und begaben sich zuerst in das Kloster Bangor in Wales unter die Leitung des trefflichen Abtes Comgall. Dann zogen sie dem Kanal zu und durch der Franken Reich in's Wasgau, wo sie sich niederließen. Aber um ihrer Standhaftigkeit im Guten willen vertrieben, wandten sie sich dem südlichen Alamannien zu. Den ersten Versuch zur Christianisirung der östlichen Schweiz machten sie in Tuggen, nahe dem südöstlichen Ende des Zürichsees. Die rohen Alamannen, bei denen traurige Leibeigenschaft und Menschenopfer den Grad der Versunkenheit bezeichneten, wollten von ihren Götzen nicht lassen, mißhandelten die eifrigen Boten des neuen Gottes, und diese wichen endlich an den Bodensee. In der Gegend von Bregenz setzten sie ihr Werk fort, aber auch da verdrängte sie rohe Macht, gereizt durch den Eifer, mit dem sie Götzenthum und Schlechtigkeit bekämpften. Columban zog mit der Mehrzahl seiner Schüler in's

Hochgebirge, um über dasselbe nach dem nördlichen Italien zu gelangen. Gallus, einer seiner liebsten Schüler, ein schon bejahrter Mann, wollte zurückbleiben, mußte wohl wegen Krankheit, und Columban ließ ihm, wenn auch ungern, zwei jüngere Brüder als Gehülfen zurück. In Arbon, einer einst römischen Kolonie in der fruchtbarsten Gegend am Bodensee, beim dortigen Helfer der Kirche, erholte sich Gallus. Eingedenk seiner Gelübde, der Aufgabe seines Lebens, forschte er nach irgend einer Stelle des Landes, wo er dem Evangelium eine Stätte, sich einen Wohnort bereiten könne. Sein Gastfreund, ein rüstiger Jäger, des Hochgebirges kundig, nannte ihm eine kleine Fläche, 1½ Meile von Arbon gegen Süden, zwischen mäßigen Hügeln, die sich gegen den Alpstein, das Appenzellergebirg, immer erhöhen, an den Wasserfällen der klaren Steinach. Diese mochte für die Absichten Gallus' geeignet erscheinen. Sie zogen hin, man zählte ohngefähr 614. Ueber 60 Jahre war Gallus alt, als er an den Ort kam, an den sich seines Namens Gedächtniß geheftet hat. Nahe an der südlichen Seite des Thales wird jetzt noch die Stelle gezeigt, wo er bei einem Falle in's Gesträuche ermüdet und doch voll seines Vorsatzes ausrief: Hier meine Stätte, hier soll meine Ruhe sein! —

Wer Gallus eigentlich war, das wissen wir nicht. Die Sage macht ihn zu einem Königssohne, während doch sein Name auf nichts anderes zu deuten scheint, als auf seine Abstammung vom Galenvolke. Er war, wie seine Gefährten alle, für jene Zeit sehr gebildet, in heiligen und kirchlichen Schriften wohl bewandert. Die Sprache des Landes, das er nun bewohnte, redete er nicht geläufig, wohl aber die lateinische, die auch für die nicht von Rom ausgehende Mission das Mittel der Belehrung, das Band zwischen Kirche und Wissenschaft war.

Gallus baute mit seinen Freunden eine Zelle. Sie rangen der waldigen Wüste ihren Unterhalt ab. Einzelne Streiflichter des Christenthums mochten schon hin und wieder über der Gegend geschwebt haben; aber eine klare Quelle des göttlichen Wortes, ein Gott und dem Heile der Seelen geweihtes Leben, ein Ort des Heiligthums fand sich im ganzen Gebirge nicht. Strenge und uneigennützige Arbeit, mit Gebet und Wohlthun verbunden, war das Leben jener Männer. Und wenn die Sage erzählt, wie sie Schlangen und Drachen, die Sinnbilder böser Geister, vertrieben, die Bären zähmten und sich dienstbar machten, Aussätzige und Besessene heilten,

und eine Kirche, ja ein Kloster stifteten, wer erkennt nicht darin tiefe und tröstliche Wahrheit! Das Kloster St. Gallen nahm freilich seinen Anfang einige Jahrzehende nach Gallus, als von seinen Schülern die Benedictinerregel angenommen wurde. Vorher hieß es nur Galls Zelle, doch mochte einige klösterliche Einrichtung von Anfang an sich finden. Er und die Brüder wohnten bei einander in ärmlichen Hütten, eine Glocke, die jetzt noch gezeigt wird, rief sie zum Gebet und zur Arbeit. Sie lehrten und trieben Ackerbau und Wissenschaft, besser gesagt Christenthum; aus den Bewohnern des Landes mochten einzelne sich mit ihnen vereinigen, andere aus der Heimath sich später zu ihnen finden, da der Zug der Mission aus Schottland einmal Bahn gefunden hatte und lange fortströmte. Wie weit in Deutschland herum bis nach Wien hat er sich später ergossen! — Gallus war an seinem Orte die Seele des Ganzen. Er zog oft umher; wo Vorposten der christlichen Bildung sich fanden, knüpfte er Verbindungen an. Er war ein weiser, ernster Mann, hoch verehrt von allen, denen die Augen aufgegangen waren für das Göttliche. In Konstanz und in Chur waren schon früher christliche Bischöfe, aber von ihren Sitzen war das Licht noch nicht weit gedrungen. Gallus vermittelte mit seiner Stiftung die beiden alten Kirchen. Seine Schüler machten durch ihren Eifer, ihren Glauben, ihre Sittenreinheit aufmerksam auf den stillen, verborgenen Mann, der mehr vermochte, als die auf den alten Stühlen der Kirche Sitzenden. Da der Bischof zu Konstanz gestorben war, sollte Gallus an seine Stelle treten. Er wollte nicht, denn er gedachte zu bleiben wo er den Herrn und seine Gnade zuerst verkündigt hatte. Er schlug einen seiner Schüler, den Helfer Johannes in Grabs, vor, und dieser wurde zum Bischof gewählt. Gallus führte ihn ein, und hielt bei der Einsetzung des neuen Bischofs die Predigt. Er sagte dieselbe dem auf der Kanzel neben ihm stehenden Freunde lateinisch in's Ohr, und dieser trug dem Volke die Heilsbotschaft deutsch vor. Es wird im Stiftsarchiv zu St. Gallen eine Predigt von Gallus aufbewahrt, die zwar nicht gerade bei jenem Anlaß gehalten worden sein mag, aber wohl mit ihr Aehnlichkeit hat. Sie ist mehrmals in historischen Werken abgedruckt, auch einmal, aber nicht ganz genau in's Deutsche übersetzt worden. Sie erzählt die Geschichte des alten und neuen Testaments im Auszuge, bezeichnet das von Jesu gebrachte Heil in seinen Beziehungen auf das Leben der Zuhörer und schließt mit Ermah-

nungen und Segnungen. Es mußte damals in jeder Predigt so viel möglich alles Wesentliche des Christenthums gelehrt werden, da die Predigten selten zu hören und die Kirchen sehr fern von einander waren. Gallus wurde, ein rüstiger Greis, über 90 Jahre alt. Der Herr verläßt seine Diener nicht, und hat er einen zu einer Säule der Kirche bestimmt, so wählt er ihn fest und dauerhaft. Im 95sten Jahre seines Lebens, im Jahre 640, zog Gallus auf's Weihnachtsfest nach Arbon. Gleich nach dem Feste traf ihn eine Krankheit, die schnell seinem Leben ein Ziel setzte. Er entschlief an dem Orte, wo er den Vorsatz gefaßt hatte, im Lande zu bleiben und dem Herrn eine Stätte zu bereiten. Trauernd trugen die Jünger die Hülle zu seiner Zelle, aber reichlich und immer reichlicher erblühte über seinem Grabe die Stiftung, der er seine letzten Jahrzehende gewidmet hatte. Eine Pflanzstätte der Wissenschaft, eine reiche Quelle kirchlicher Stiftungen ringsherum, eine Schule, aus welcher eine große Reihe berühmter und verdienter deutscher Fürsten und Kirchenhäupter hervorging, das wurde Gallus' Zelle. Und schwere Stürme brausten von der Zeit der Ungarn an bis zur Zeit der Neufranken manchmal über sie, ohne den Leuchter des Evangeliums umstoßen zu können. Eine Stadt, die zu den gewerbsamsten und blühendsten der Schweiz gehört, legte sich um das Kloster an, und sie und der Kanton, dessen Hauptstadt sie ist, tragen den Namen St. Gallen, dem Fremdlinge zu Ehren, der vom fernen Nordwesten herkam, ein Apostel des Christenthums, und nun als Schutzheiliger des Landes von der Mehrzahl der Bewohner desselben verehrt wird.

Da die Aebte von St. Gallen Fürsten wurden und Krieger, strebte die Stadt von ihnen loszukommen. Sie nahm später das Evangelium an, wie es die Reformatoren verkündeten. Das Kloster, nach schweren Stürmen hergestellt, 1531, wurde wieder kirchlicher und jetzt erst recht römisch, ging dann aber am Ende des vorigen Jahrhunderts, vornehmlich durch den Eigensinn des letzten Abts zu Grunde. Stadt und Stift aber bleiben Denkmale jener Männer aus Erin, die als Morgensterne des Evangeliums über dem dunkeln Alamannien aufgingen. Und ringsherum ein Land, wo auf Bergen und in Thälern das Christenthum verkündigt wird, wo der frommen Stiftungen aus älterer und neuerer Zeit gar manche den Segen des Heils in Christo zu bewahren und zu verbreiten suchen. Daß das Nothwendigste nicht vergessen werde, hat auch der erste

Bischof von St. Gallen ausgesprochen, als er bei seiner, von der evangelischen Stadt, wie von den Katholiken aufrichtig gefeierten Einsetzung erklärte, die brüderliche Liebe solle und werde alle umschlingen, und der Unterschied der Bekenntnisse möge sich nur darin zeigen, daß jedes eifere, sich in seinen Werken als das bessere und christlichere darzustellen.[1])

[2]) Dieser Wunsch schien sich zu verwirklichen so lange er lebte (Bischof Peter Miner † 1863). Aber nach ihm hat das Verhältniß sich geändert; und wo einst Gallus' Zelle gestanden, ist in Wort und Schrift ein Kampf für und gegen Rom entbrannt. Was die immer höher steigenden Sturmfluthen der jetzigen Zeit auch unserer Gegend bringen oder rauben werden, wer kann das sagen? — Das aber hoffen wir, daß das Andenken der Glaubensboten aus Erin dennoch bei Katholiken und Evangelischen in Ehren und in Segen bleiben werde.

J. D. Rothmund in Krummenau, Kant. St. Gallen.

---

165. Placidus und die Stiftung von Dissentis.

11. Juli.

Wo ihr in eine Stadt oder Markt gehet, da erkundigt euch, ob jemand darinnen sei, der es werth ist, und bei demselben bleibet, bis ihr von dannen ziehet Matth. 10, 11.

In dieser ältesten Missionsregel hat der Herr die zwei Hauptpfeiler seiner auf Erden zu gründenden Gemeine bezeichnet, die so stark sind, daß auch die Pforten der Unterwelt sie nicht zu überwältigen vermögen. Man könnte sie vergleichen mit Boaz und Jachin, den zwei großen Säulen an Salomonis Tempel. Die eine sind die Sendboten, die ohne Gurt und Geld über die Erde pilgern, und den geflügelten Samen des Wortes nach allen Seiten hin ausstreuen; die andere findest du in den Wohnstätten des Friedens, in welchen häusliche Ruhe, erblicher Wohlstand und bürgerliches Ansehen der Sache des Evangeliums williglich zum Opfer

[1]) Wer aber lesen will, wie einer der großen Geister Deutschlands Gall und seine Stiftungen betrachtete, der lese in Herder's Legenden: Die Fremdlinge.

[2]) Zusatz des Verfassers vom Dec. 1873. Die Abfassung des Lebensbildes ist von 1849.



gebracht wird. Jene bringen den Frieden Christi, indem sie von einer Stadt in die andere fliehen, diese nehmen ihn aus der Hand der Flüchtlinge in Empfang. Wenn aber einem seiner flüchtigen oder gefangenen Knechte und Brüder auch nur ein Trunk frischen Wassers gereicht wird, so erklärt es der Herr als ihm selbst gethan, und nimmt so jede geringste selbst ganz unbeachtete That in die Annalen seines Reiches auf. Wie viel mehr ruht nun die Verheißung auf denen, welche den Pilgern nicht nur Obdach gewähren, sondern auch selbst Mitgenossen ihrer Freude werden!

Zu diesen letztern gehört auch Placidus, ein vornehmer Mann von römischer Abkunft im Lande Rhätien, und von ihm heißt es mit vollstem Rechte: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Der breite Gebirgsgürtel zwischen Italien und Deutschland, in dessen verborgenem Schooße die Quellen des Rheins sich befinden, wurde unter Augustus dem römischen Reiche einverleibt und die Provinz Rhätia genannt. Frühzeitig verbreitete sich dorthin das Christenthum, während im östlichen Helvetien noch lange alles heidnisch blieb. Schon im zweiten Jahrhundert n. Ch. sollen Glaubensboten in's Land gekommen sein; die Sage nennt Lucius und seine Schwester Emerita, die in der Gegend von Chur das Evangelium verkündet, und den Zeugentod erlitten haben sollen. Im Zeitalter Constantins war die christliche Gemeinde jedenfalls schon so weit begründet, daß Glaubensboten aus Rhätien hervorgingen, indem sehr wahrscheinlich ist, daß St. Felix und Regula aus Rhätien über Glarus nach Zürich kamen und daselbst die Botschaft von Christo mit ihrem Tode besiegelten. Geschichtlich nachweisbar aber ist das Dasein eines Bisthums in Chur seit der Mitte des fünften Jahrhunderts, als Asimo den Bischof Abundantius von Como mit seiner Zustimmung zu den chalcedonischen Schlüssen betraute. Die Römer hatten durch das Land Rhätien Heeresstraßen erbaut, von denen die eine über den Septimer vom Comersee aus über Chur an den Bodensee führte, die andere aber über den Lukmanier durch das Land Glarus nach Zürich geleitete. Da wo diese letztere an den jugendlichen Rheinstrom gelangte, erhebt sich noch heute die Abtei Dissentis (cella desertina), eine nun bereits zwölfhundertjährige Stiftung. Wie nun aber in jener Wildniß diese Stiftung entstehen konnte, sagt uns die Geschichte des Placidus.

Unter der Herrschaft der Merovingischen Könige war Colum-

banus aus Irland nach Gallien gekommen, und hatte als Abt von Luxeuil in Burgund eine ausgezeichnete Wirksamkeit gefunden, bis er durch den Zorn Brunhildens, der Großmutter Theoderichs, aus Neustrien verjagt, zu dem austrasischen Könige Theodebert kam, und in Südalamannien im Verein mit seinen Schülern gegen die Reste des Heidenthums und für den nicänischen Glaubenssatz wirkte. Auch diese Bemühungen fanden aber ein unerwartetes Ende durch den Sieg Theoderichs bei Zülpich, der den Columban auf's neue den Verfolgungen seiner Feinde preisgab. Er zog sich daher nach Italien zurück, wo er bei dem Longobarden-Könige Agilulf Schutz und Sicherheit fand, und sein Leben mit der Gründung des berühmten Klosters Bobbio beschloß. Von seinen Schülern war Gallus zurückgeblieben wegen Kränklichkeit; Sigisbert aber, der die Kirche zu Schadorf in Uri gegründet hatte, zog, als die Verfolgung ausbrach, der Reuß entlang hinauf, und gelangte über den Kreuzpaß in's Vorderrheinthal. Dort gedachte er sich des Schutzes und der Beihülfe des Placidus zu bedienen zur Weiterreise über das Hochgebirge, um seinen Meister wieder zu finden. Placidus beredete nun aber den Sigisbert zu einem längern Aufenthalt, und fand williges Gehör. Ein enger Freundschaftsbund ward zwischen den beiden Männern geschlossen, Sigisbert bekehrte den Placidus, — wahrscheinlich ist dieß nur von der Annahme des nicänischen Glaubensbekenntnisses zu verstehen, da im longobardischen Reiche der Arianismus herrschend war — und so reifte allmählich der Gedanke hier unter dem rauhen Volke der Lepontier und Aetuarier eine Zelle zu gründen zur Belehrung und christlichen Heranbildung der künftigen Geschlechter. Placidus ergriff mit Freuden diesen Gedanken, und bot zu diesem Zwecke dem Sigisbert sein Gut an. Allein Schenkungen an die Kirche fanden bei den Reichen jener Zeit wie aller Zeiten oft zähen Widerstand und manche übermüthige Gewaltthat wurde verübt, um die Werke der Frömmigkeit zu stören und zu vereiteln. Man weiß, wie Landulf dem Fridolin die Schenkung seines Bruders Ursus streitig machte. Eben so wollte auch Victor der Präses von Rhätien Einsprache thun gegen das Vorhaben seines Verwandten Placidus, und benutzte seine oberherrliche Gewalt, um den frommen Männern Placidus und Sigisbert Schwierigkeiten jeder Art zu machen. Hierüber beunruhigt und entrüstet beschloß Placidus durch persönliche Vorstellungen den Präses auf andere Gedanken zu bringen, ging

nach Chur und hielt ihm seine Ungerechtigkeit in kühner und freimüthiger Sprache vor. Das mochte nun aber Victor nicht ertragen, sondern ließ Placidus ergreifen und als Rebell enthaupten, den 11. Juli 630. Nun meldet die Sage, der Hingerichtete habe seinen Kopf genommen und nach Dissentis zu Sigisbert zurückgetragen, man sieht aber sogleich, daß dieß eine Wiederholung und Nachbildung der Sage von St. Felix, Regula und Exuperantius ist, deren enthauptete Figuren auf dem großen Staatssiegel von Zürich ausgeprägt sind. Wie von diesen berichtet wird, daß sie ihre Köpfe von der Stelle der jetzigen Wasserkirche in Zürich bis auf den Hügel, wo das Carlsmünster steht, getragen haben, so wurde auch bei Placidus die uralt symbolische Vorstellung, daß die Martyrer Gott ihr Haupt zum Opfer darbringen, durch den wundersüchtigen Sinn des Volkes und der Geistlichen dahin umgedeutet, daß er leiblich seinen abgeschlagenen Kopf zum Begräbnißplatz gebracht habe. Wie konnte nun Sigisbert hoffen, nach dem gewaltsamen Ende seines Freundes seinen gottgeweihten Beruf weiter fortsetzen zu können? Aber der Herr ist wunderbar in allen seinen Wegen; binnen kurzem stürzte Victor mit seinem Pferde von einer Brücke herab und fand den Tod im Strome. Alles Volk sah in diesem Ereigniß ein Gottesurtheil, und jedenfalls waren nun die Einsprachen eines gewaltthätigen Mannes für immer beseitigt, Sigisbert ging wieder getrost an sein Werk und brachte eine Zelle zu Stande, die er dem heiligen Martinus von Tours widmete. Wie St. Gallus' Stiftung, so blühte auch Sigisberts Zelle unter Gottes Segen rasch empor, zumal fortwährend eine enge Verbindung zwischen Bobbio, Dissentis, Schännis, St. Gallen und Rheinau bestand, die sich namentlich auch in einer förmlichen Vereinbarung zu gegenseitiger Fürbitte bethätigte. Freilich ward die junge Pflanzung noch einmal hart vom Sturm geschüttelt, als 670 die Hunnen hereinbrachen, und mehrere der Brüder tödteten. Sigisbert war damals bereits entschlafen, und sein Nachfolger Adalbero flüchtete die Gebeine der Stifter und die übrigen Paramente der Kirche nach Zürich; aber diese immerhin kurze Heimsuchung konnte nicht mehr zerstörend wirken. Die rhätischen Jünglinge strömten der cella desertina zu, die Wüste fing an zu blühen und zu grünen, Frömmigkeit und Gelehrsamkeit drangen den Rheinstrom entlang durch die rhätischen Gauen. Ursicinus und Tello, beide nachmals Bischöfe von Chur, empfingen ihre Bildung in Sigisberts Zelle.

Mit zarter Fürsorge nahm man sich dort auch der Wanderer an, die über das rauhe Gebirge hin und her reisten. So verpflegten die Mönche in der Mitte des 8. Jahrhunderts einen Grafen Wido von Lomello, der krank in Dissentis anlangte, und, wie es heißt, durch Anrufung der Schutzpatrone Martinus, Placidus und Sigisbertus wiederhergestellt wurde, dafür dann auch dieselben in seinem Testamente reichlich mit Besitzungen bei Italien begabte, so daß die Brüder sogar eine eigene Kirche des heiligen Gallus in der lombardischen Ebene zu unterhalten hatten. Auch die Hinrichtung des Placidus blieb nicht ungesühnt. Bischof Tello, ein Nachkomme des Präses Victor und der letzte seines Geschlechtes, der in Dissentis seine Bildung empfangen und in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts den bischöflichen Stuhl zu Chur inne hatte, vermachte sowohl aus Dankbarkeit gegen St. Sigisberts Zelle, wie auch zur Sühne der Sünden seiner Vorfahren, was er in seinem Testamente ausdrücklich bemerkt, sein gesammtes Erbgut den Kirchen Mariä, Petri und Martini in Dissentis. Erst durch letztere Schenkung erhielt die Abtei in ihrer unmittelbaren Umgebung einen naturgemäßen und dauerhaften Stützpunkt, der sie zugleich in Stand setzte, einen wichtigen Einfluß auf die künftige Entwicklung des Landes auszuüben. Wie viele gefährliche Zeiten Sigisberts Stiftung auch vom Einfall der Hunnen bis zum Einfall der Franken herankommen sah, wie sehr auch ihre eigene Unabhängigkeit lange Zeit durch die Bischöfe von Brixen bedroht war, so hat die Abtei dennoch in hohem Maße zur Erringung und Behauptung der Unabhängigkeit Rhätiens mitgewirkt. Jener Schwur unter dem Ahorne zu Truns, welcher in die Hände des Abts Petrus Pultinger geleistet wurde, und währen sollte, so lange „Grund und Grat steht", steht in immer gesegnetem Andenken bei dem Volke Rhätiens.

Placidus und Sigisbert sind jedenfalls die bedeutsamsten Namen der älteren Kirchengeschichte Rhätiens, an die sich jene große Umwandlung der älteren Landeskirche in den fränkischen Kirchenverband mit Rom anschließen läßt. Placidus der eingeborne, noch römischer Abstammung, der älteren Glaubensweise zugethan, wohlwollend und wohlthätig, öffnet Herz und Haus: Sigisbert, der irländischen Schule Columbans angehörig, voll Glaubenseifer und Strenge, die orthodoxe Lehre verbreitend, und unermüdlich sie durch dauernde Stiftungen zu sichern, fühlt sich auch in der Wildniß heimisch, und läßt selbst in unwirthlichen

26*

Gegenden das Licht höherer Erkenntniß und Bildung aufgehen. Aber wie merkwürdig: Nicht der Fremdling ist es, der mit dem Tode sein Werk besiegelt, nicht an ihm läßt sich der Zorn der einheimischen Gewalten aus, er kann vielmehr seinen Vorsatz durchführen und im Frieden sterben, sondern der Einheimische wird das Opfer seiner Hingebung an den Fremdling und an ihm, dem begüterten und vornehmen bricht sich die Gewalt des feindlichen Andrangs.

Christian Kind in Saas im Prättigau, jetzt in Chur.

---

166. Eustasius, Abt von Luxeuil.

29. März.

Es war eine große Zeit, da die germanischen Nationen mit der Urkraft ihres Wesens, eine nach der andern, dem Christenthum zugeführt wurden. Die rauhen Naturen waren in einer vielgestalteten, sagenreichen, mit allen Interessen des nationalen Lebens eng verknüpften Religion aufgewachsen, die ihnen vollkommen genügte, und nicht entrissen werden konnte, ohne sie von ihren Vätern zu trennen und auf ganz ungewohnte Bahnen zu lenken. Es war am schwersten ihnen beizukommen, wo sie mitten in den altgewohnten Gauen des geliebten Vaterlandes täglich die Spuren alten Götterdienstes vor Augen hatten, und auf den Fußtapfen ihrer Altvordern zu wandeln glaubten. Als Gegner mußten ihnen Alle erscheinen, welche zu ihnen kamen, um ihnen ihre Sagen und Götterlehren verdächtig zu machen und das Aufgeben derselben als eine heilige Pflicht zu empfehlen. Zur Wuth steigerte sich leicht ihr Wahneifer für die vaterländischen Sitten und Gebräuche; ihre Wälder und Felder wurden oft vom Blute derer geröthet, welche mit kühner Entschlossenheit, aber waffenlos herbeieilten, um sie von ihrem alten Aberglauben zu heilen, zumal da es meist Fremde waren, welche unter ihnen auftraten, um zugleich ihre Nation und ihre Religion zu bekämpfen. Mit größerer Weisheit und Geduld suchten andere an deren Stelle demselben Werke zu dienen; und auch sie retteten wohl ihr Leben und wurden vor dem Märtyrertode, den sie nicht scheuten, behütet: aber nur sehr langsam gedieh das mit Begeisterung und Aufopferung unternommene Werk: und oft mit den Personen zugleich verschwanden die Spuren, welche die Füße der Boten Gottes auf deutschem Boden eingedrückt hatten. Einzelne Seelen hatten sie gewonnen; die Völker aber waren unüberwunden und hielten das Erbe vergangener Zeiten um so hartnäckiger fest.

Die Betrachtung der Ereignisse, welche hier vorgehen, nimmt

unsere ganze Theilnahme in Anspruch. Wir sehen nicht ohne lebendige Anregung unseres eigenen nationalen Bewußtseins, mit welcher zähen Festigkeit unsere Altvordern an den geweihten Plätzen festhielten, und mit welcher unüberwindlichen Kraft sie das Schwert für ihre Götter und die ihrer Väter führten. Und doch neigt sich nothwendig das Herz den Männern zu, welche die Ausbreitung und Befestigung des Christenthums und damit die Grundlegung der Cultur sich zur Lebensaufgabe machten und als Träger einer neuen Lebensweise muthig und thatkräftig sich selbst zum Opfer brachten. Die Idee der Religion zeigt sich auf beiden Seiten wirksam: die Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit nur auf der einen, freilich auch da keineswegs in voller Reinheit, aber auch so ist sie die Grundlage geworden, auf welcher sich die deutsche Nation zu höherer Geltung in der Welt erhoben hat.

Eustasius gehört zu den Männern, welche unter germanischen Völkern und in deutschen Landen in solcher Weise gewirkt haben; und wenn auch seine Erfolge nur im Allgemeinen bekannt, im Einzelnen dagegen in Dunkel gehüllt sind und nicht denen eines Severinus oder eines Bonifacius gleichgeachtet werden dürfen, so ist doch auch sein Name unvergeßlich und darf in der Reihe der Apostel unseres Vaterlandes nicht verschwiegen werden. Auch solche Männer, deren Leben, wie es überliefert ist, mehr dem katholischen, als dem evangelischen Bewußtsein entspricht, werden bei uns freudig als Mitbegründer des Reiches Gottes in unserem Vaterlande gewürdigt und anerkannt. Wir lassen uns keine der Erinnerungen entgehen, welche aus jener reichen Zeit auf unsere Tage gekommen sind.

Eustasius war aus burgundischem Geschlecht und von vornehmer Abkunft. Als Columbanus, über dessen Leben bereits Bericht erstattet worden ist, aus der Insel der Heiligen, Irland, und von dem Kloster Bankor her in diese Gegenden von Gallien gelangte, um als Verkünder des Evangeliums dem Herrn zu dienen, war dies Land von einer bunten Völkermischung bewohnt, und in christlicher Beziehung in Verfall. Schnell eilten fromme Gemüther ihm zu und gesellten sich in Hingebung und Verehrung den Männern bei, die mit Columbanus im engen Bunde vereinigt thätig waren. Es gab keinen andern Weg, zum Ziele zu gelangen, als Klöster zu errichten und sie zu Culturstätten zu machen, um von ihnen, wie von festen Plätzen aus, den Kampf mit Irrthum und Verkehrtheit aufzunehmen. Eustasius erlebte in der Nähe seiner

Heimath die Gründung der Klöster von Anegray, Luxeuil und Fontenay, und beobachtete die schweren Arbeiten, welche Columbanus seinen Mönchen zumuthete, um durch Vorbild und Beispiel das lebendige Wort zu unterstützen. Männer des Friedens, rastlos in ihrer Arbeit, abgehärtet durch Mangel, stark in Bekämpfung einer noch ungebrochenen Natur, durch keine Leiden abgeschreckt, gewannen sie sich überall Nacheiferung und staunende Verehrung. Da legte auch Eustasius, von dem Anblick so seltener Tugenden ergriffen, das Mönchsgelübde nach Columbanus' Auffassung ab und hat daran mit Ausdauer bis an sein Ende festgehalten. Dadurch hat sein Leben seine eigenthümliche Gestalt gewonnen. Die That, auf welche es vorzugsweise ankam, war die Ueberwindung des Heidenthums in allen seinen Formen und die Einführung des Christenthums in die Gemüther, beides aber in der damaligen, mehr äußerlichen und auf asketische Werkthätigkeit gerichteten Weise. Studien und Gelehrsamkeit standen auch hier in hohen Ehren. Die Lesung der Bibel und anderer Andachtsbücher war die Hauptforderung, ihre Erklärung der Beruf der Aebte und Häupter der Mönche; mit einem Exemplar der Bibel zog man sich zuweilen in die Einsamkeit zurück, um in ihre Geheimnisse einzudringen. Das praktische Leben aber nahm die besten Kräfte in Anspruch. Man wollte Christi Vorbilde folgen, seine Armuth und Enthaltung theilen und durch Alles dies dem Herrn sich nähern und ähnliche Werke wie er vollbringen. Man enthielt sich möglichst sinnlicher Genüsse; man mied die Welt mit ihren Zerstreuungen, floh das eheliche Leben, ertödtete das Fleisch, betete und fastete; man trug geduldig das zugefügte Unrecht, übernahm demüthig auch die schwerste und niedrigste Arbeit, man nannte nichts sein Eigenthum als die tägliche Arbeit und die Nachtwachen, genoß die ärmlichste Nahrung, trug die einfachste Kleidung, kurz man suchte in äußerlicher Strenge des gesammten Lebens den Ruhm des alten Mönchthums zu erreichen oder zu überbieten. Die Regel des Columbanus ist nicht leer an Bestimmungen, welche die innere Gesinnung an die Spitze stellen, in Allem Maß zu halten und jede Uebertreibung zu meiden befehlen; sie fordert die liebevollste Theilnahme an dem Schmerz der Brüder, thätige Unterstützung aller Leidenden und Bittenden, Uebung lebendigen und innerlichen Christenthums, die Unterdrückung aller Ausbrüche der Zwietracht und des Hochmuths im eigenen Leben und in der Welt durch Milde und Freund-

lichkeit, Sanftmuth und Mäßigung; zugleich aber führte die Regel ein solches Brechen des eigenen Willens, so peinlichen Gehorsam, so strenge Zucht, so viele körperliche Strafen, so viele formelle und mönchische Grundsätze ein, daß die Glieder seiner Gemeinschaft eine sehr schwierige Stellung hatten. Eustasius unterzog sich derselben mit Freudigkeit. Als Columbanus im Jahre 610 aus seinem Wirkungskreise vertrieben wurde, weil er sich der Unordnung und Sittenlosigkeit widersetzte, welche am Hofe des Königs Dietrich II. eingerissen war, und namentlich dadurch die Königin Brunhilde verletzt hatte, durfte ihn Eustasius in die Verbannung nicht begleiten; vielmehr blieb er in Luxeuil zurück und wurde bald zum Abte dieses Klosters ernannt. Funfzehn Jahre blieb er an der Spitze des Klosters und diente den Zwecken desselben ganz im Sinne seines Meisters, dessen Grundsätzen er während seines ganzen Lebens treu blieb. Fast 600 Mönche hat er in dieser Zeit geleitet, und theils unter ihnen manche würdige Freunde gefunden, theils ausgezeichnete Männer für ihren Beruf vorgebildet, die ihm mit ganzer Seele ergeben blieben. Luxeuil gewann durch ihn hohen Ruhm und große Bedeutung in jenen Tagen und hat durch seine fortgesetzten Bemühungen unter allen Gründungen des Columbanus in Gallien am tiefsten auf die Zeitgenossen eingewirkt.

Aber seine Thätigkeit blieb nicht auf dieses Kloster eingeschränkt.

Als König Chlodwig zur Regierung gekommen war, wünschte er Columbanus wieder nach Gallien zurückzuführen. Zu diesem Behuf sendete er Eustasius nach Bobbio bei Pavia, wo Columbanus unter den Longobarden in der alten Weise wirkte, und trug ihm auf, durch Bitten und Ueberredungen denselben für seine Wünsche zu gewinnen. Alles aber war vergebens, da Columbanus an dem ihm von Gott angewiesenen Berufe festzuhalten entschlossen war. Eustasius kehrte mit wichtigen Briefen an den König zurück und hatte wenigstens die hohe Freude genossen, den alten geliebten Lehrer wieder zu begrüßen, und aus diesem letzten Zusammensein neue Kräfte für seine Lebensaufgabe geschöpft.

Mit dem Mönche Agil, einem seiner vertrautesten Schüler, wurde er von einer fränkischen Synode 613 zur Ausführung einer Missionsreise abgesandt, welche beide, weil sie auch Columbanus' Wünschen entsprach, gern übernahmen. Sie besuchten zuerst die Warasker, welche am Doubs wohnten, sodann die Bayern, vor-

züglich an der Donau, und bekehrten viele Glieder dieser Nationen zum Christenthum, ohne daß wir Genaueres darüber zu berichten wüßten.

Die letzten Jahre des Eustasius wurden durch eine Streitigkeit getrübt, welche ihm aus dem eigenen Kreise entstanden war. Agrestius, früher Secretair des genannten Königs Dietrich II., hatte plötzlich allen seinen weltlichen Beschäftigungen und Besitzungen entsagt, war Mönch geworden und wollte als Missionar wirksam sein, ohne die rechte Vorbereitung zu haben. Wie Eustasius vorhergesagt, war seine Reise zu den Bayern fruchtlos. Da wandte er sich zu andern Ansichten und bekämpfte seinen Lehrer und Freund. Columbanus' Regel hatte einige Abweichungen von den römischen Gebräuchen in Gallien eingeführt. Diesen Eigenthümlichkeiten, welche Eustasius von Columbanus angenommen hatte, setzte sich Agrestius entgegen. Auch dafür ward eine Synode berufen, in der eine Versöhnung zu Stande kam, welche aber, weil ungern von Agrestius angenommen, bald wieder aufgehoben wurde. Erst Agrestius' Tod endete die daraus hervorgehenden Kämpfe, welche sich lediglich auf vorgeschriebene Gebete, Tonsur und andere Aeußerlichkeiten bezogen, an denen viele nicht unbedeutende Geistliche für und wider Eustasius Theil nahmen.

Eustasius führte ein sehr thätiges Leben: wir haben zu bedauern, daß die Wundererzählungen des Mönches Jona aus Bobbio der Biographie fast allen andern Stoff entzogen haben. Deßungeachtet beobachten wir in ihm eine Lebensreinheit, wie wir sie in jener Zeit selten bemerken, eine Weisheit in der Behandlung der Gemüther, ein Vertrauen auf die inneren Kräfte des Gebets, eine immer bewährte Bereitwilligkeit zu Liebesthaten, welche uns von seinem Charakter ein erfreuliches Bild giebt. Er hat viele Herzen gewonnen und durch seine Schüler und gleichgesinnten Zeitgenossen, auch Frauen, wie die Aebtissin Fara oder Burgundofara, seine Wirksamkeit erweitert und über den Tod hinaus fortgesetzt. Er blieb verehrt und hochgehalten, bis Gott ihn aus seinem mühevollen Berufe durch einen sanften Tod abrief, der ihn in Luxeuil in seinem Kloster mitten unter seinen Untergebenen traf. Er starb am 28. April des Jahres 625. Seine Gebeine ruhen in Vergaville unweit Dieuze in Lothringen in einer Benedictinerabtei. Nach seinem Scheiden erlosch bald die Regel des Columbanus; Benedicts Regel trat mit dem Vorwiegen Roms an ihre Stelle, nicht

ohne das Bewußtsein davon, da sie wußte, daß sie mit der des Columbanus in so wesentlichen Dingen übereinstimme: die Männer Irlands aber und ihre Genossen haben sich bis auf den heutigen Tag den Ruf ächter Liebe zum Herrn und einer darauf gegründeten folgenreichen Wirksamkeit erhalten.

F. Ranke in Berlin.

---

167. Kilian, Glaubensbote im Lande am Main.

8. Juli.

Unter den Männern gesegneten Andenkens, welchen Deutschland nächst Gott das Kleinod des Evangeliums verdankt, nimmt der h. Kilian eine ehrenvolle Rolle ein. Der Schauplatz seiner Missionsthätigkeit, welcher mit seinem Blute befeuchtet und fruchtbar gemacht wurde, war besonders der jetzige unterfränkische Kreis Bayerns, ein Landstrich lieblich und blühend, wie nur einer im deutschen Vaterlande, reich an Weinbergen, Obstgärten und wogenden Kornfeldern und belebt durch den silberhellen, schiffbaren Main, welcher in weiten Krümmungen das Land durchströmt. Diese Gegend gehörte in alten Zeiten zu den Stammsitzen der urdeutschen, suevischen Hermunduren, die von den Gestaden der Donau bis in die Gegend von Magdeburg wohnten und später in der Geschichte unter dem Namen der Thüringer auftraten. Ihr großes Reich wurde in der ersten Hälfte des 6ten Jahrhunderts durch den Frankenkönig Theodorich mit Hilfe der Sachsen zerstört und hierauf alles Land südlich der Unstrut dem großen Frankenreiche einverleibt. Als jedoch Slaven und Avaren den Verfall der thüringschen Macht benützten, um westlich vorzudringen und erstere sich am Maine und der Rednitz festsetzten, stellte der Franke Dagobert ein Herzogthum Thüringen nördlich und südlich des thüringschen Waldgebirges wieder her und gab ihm eigene Volksherzoge. Der erste derselben war Hruodo oder Radulf, welchem sein Sohn Hedan I. folgte. Einen jüngeren Sohn des letztern, Gozbert, finden wir auf dem herzoglichen Stuhle zur Zeit, da Kilians Wirksamkeit im Lande beginnt.

Das Volk war zahlreich, ein starkes, freiheitgewohntes Geschlecht von Jägern und Kriegern, aber noch überall bedeckt von heidnischer Finsterniß. In dem Schlosse zu Würzburg, (jetzt Fe-

stung Marienberg) wo der Herzog residirte, war zugleich das Heiligthum einer weiblichen Gottheit, die vom Volke weit und breit verehrt wurde. Diana, die Göttin der Jagd, heißt sie bei den Alten; es wird aber wohl die Frau Holda der Deutschen gewesen sein. Zwar finden sich schon, wenn anders der Sage zu trauen ist, einzelne Spuren des Christenthums, wie Lichtstrahlen in dichter Finsterniß, etwas vor Kilian. Zu Hochheim am Maine soll ein angesehener Mann, Iberius mit Namen, nebst seiner Gattin Mechild, als Christ gelebt haben; dessen Tochter Bilihild wurde, der Sage nach, bei einem Einfalle der Hunnen, welche Deutschland öfters verheerten, in zarter Jugend nach Würzburg geflüchtet und dort im Christenthume erzogen. Später wurde sie die 2te Gemahlin des schon erwähnten Herzogs Hedan I. Allein die Geschichte der Bilihild ist sehr dunkel und zweifelhaft. Möglich wäre einige Bekanntschaft mit dem Christenthume in unsrem thüringschen Herzogthume allerdings gewesen, da es ja zu dem großentheils schon christlichen Frankenreiche gehörte und da Kriegszüge im Heergefolge der Franken auch in christliche Gegenden führen konnten. Kilian fand nur Heidenthum vor. Der Weg des Lebens war unbekannt. Doch war jetzt die Zeit gekommen, wo Gott sein Licht auch den in Finsterniß und Todesschatten sitzenden Thüringern erscheinen lassen und ihre Füße auf den Weg des Friedens richten wollte.

Sein erstes Werkzeug hiezu, Kyllena, oder, wie den Deutschen der Name mundgerechter war, Kilian, war gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts n. Chr. (c. 640) in einer angesehenen Familie in Irland geboren, in jener Insel also, welche sich lange Zeit hindurch ebensowohl durch ihr treues Halten an einem ursprünglichern und reinern Christenthume, wie durch ihren regen Missionseifer auszeichnete. Von seiner Jugend wissen wir nicht viel. Die Mönche des Mittelalters, welche zu ihrer Zeit fast allein die Feder geführt und uns Aufzeichnungen hinterlassen haben, gefielen sich in Ausschmückungen des Lebens der Heiligen Gottes; spätere Erzähler wußten immer mehr, als die früheren, sehr vieles trägt offenbar das Merkmal der Erdichtung an sich und dadurch ist die zuverlässige Geschichte der Heiligen leider! sehr verdunkelt worden. Wir müssen das sogleich von vorn herein bemerken. Wenn jedoch berichtet wird, daß Kilian schon von Jugend auf sich stark zum Studium der h. Schrift hingezogen fühlte, daß er von seinen Aeltern einem Kloster (Hii) zur Erziehung anvertraut wurde,

weil damals die Klöster allein die Stätten einer höheren Bildung waren, daß hier im Kloster das Wort des Herrn Luc. 9, 23. (wer mir folgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach,) ihn traf und den Wunsch in ihm rege machte, seinem Gotte und Heilande an den Heiden zu dienen, so ist dagegen wohl nichts aus innern oder äußeren Gründen einzuwenden. Mit mehrern Begleitern verließ Kilian Vaterland, Freundschaft und irdischen Besitz und erschien als Bote des Evangeliums in der Maingegend um Würzburg. Unter seinen Gefährten werden besonders die Priester Colonat (Colomann), Gallo und Arnwal und der Diacon Totnan (Donatus) genannt. Die Gegend ist schön, fruchtbar und stark bewohnt, das Volk kräftig an Leib und Seele, nur die allenthalben herrschende heidnische Blindheit betrübt die Missionare tief. Hier glaubt also Kilian die Stätte seiner künftigen Wirksamkeit gefunden zu haben. Doch ehe er wirklich mit der Arbeit beginnt, — erzählen nun unsere Berichterstatter aus dem Mittelalter, — reist er zuvor nach Rom, um vom Papste sich Vollmacht zu seiner Missionsthätigkeit geben zu lassen. Statt des Papstes Johannes, den er auf dem Stuhle zu Rom vermuthet, trifft er den Papst Conon, wird von diesem, welcher Kilians Hingabe und Tüchtigkeit leicht erkennt, freundlich aufgenommen, mit der gewünschten Vollmacht begabt und wieder nach Würzburg zurückgesendet. Allein diese Romfahrt eines Briten, wie Kilian war, ist nicht sehr wahrscheinlich und muß dahin gestellt bleiben. Wäre die Angabe über diese Reise richtig, so würde sich hienach Kilians Ankunft zu Würzburg für das Jahr 686 und der Beginn seiner Arbeit für 687 bestimmen lassen.

Kilian durchzog nun das Land am Main mit der Predigt von Christo, (der Sage nach bis auf die Höhen des Rhöngebirges,) treulich unterstützt von seinen Gefährten Colonat und Totnan. Eine alte, überaus treuherzige Lebensbeschreibung unsres Heiligen erzählt: „Kilian lehrt aus dem Evangelium Gottes, wie Gott vergeblich (aus Gnaden) um seines Sohnes willen uns die Sünd verzeihe, wie ein gnädigen, gütigen Gott wir hätten, was Barmherzigkeit er uns bewiesen; daneben ließ er auch nit unangezeigt den Zorn Gottes, der so gar wider die Sünder ergrimmet, strafet dabey die Sünd und warnet die Sünder, verschonet Niemands, Hohem und Niederm zeigt er die Wahrheit an und den rechten Weg des Lebens.“ Gott gab Gnade, daß Vieler Herzen für die

Predigt von dem allein wahren Gotte und Heilande aller Menschen geöffnet wurden. Auch der Herzog Gozbert hörte von dem heiligen Manne und seinen gewaltigen Worten, ließ ihn zu sich rufen, unterredete sich mit ihm und siehe! auch der Herzog wird vom Evangelium überwunden, wird ein Christ und läßt sich taufen. Welche Aussicht eröffnet sich nach solchem Vorgange für die Bekehrung des ganzen thüringschen Volkes! Doch ein Umstand trübte bei Kilian die Freude und mischte in die Hoffnung bange Besorgniß: Gozbert war mit der Wittwe seines ältern Bruders verehelicht, und eine solche Ehe war nach den Ansichten Kilians und seiner Zeit unstatthaft. Auch Corbinian in Freisingen hatte aus ähnlicher Ursache schwere Kämpfe zu bestehen. Den Glaubenszeugen jener frühen Zeit mochte das Vorbild Johannis des Täufers vorschweben, welcher zu Herodes sprach: es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib hast! Matth. 14, 4. Dabei übersahen sie etwa, daß doch der Fall mit Herodes ein anderer war, denn Herodes hatte seines noch lebenden Bruders Philippi Weib, nicht des Verstorbenen Wittwe zur Gattin. Freilich suchte jene Zeit schon Ehen unter Verwandten auf jede Weise zu beseitigen und gab dem freien Geiste des Evangeliums überhaupt schon eine gesetzliche Richtung. Daß auch Kilian von den Einflüssen seiner Zeit nicht frei war, darf uns nicht Wunder nehmen, denn auch die Heiligen Gottes sind und bleiben irrthumsfähige Menschen, so lange sie im Thale der Schwachheit wandeln. Um so ehrwürdiger muß uns die Gewissenstreue erscheinen, mit welcher er selbst das Leben auf das Spiel setzte, um zu thun, was er für recht und gut hielt und was er nicht unterlassen zu dürfen glaubte.

Eine Zeit lang schwieg Kilian, um den Herzog erst in christlicher Erkenntniß wachsen und in Liebe und Hingebung an das ihm gepredigte Wort stärker werden zu lassen. Endlich hielt Kilian die Zeit für gekommen, da er hoffen durfte, einen günstigen Eindruck auf den Herzog zu machen und ihn zur Trennung von seiner Gemahlin bewegen zu können. Er redete mit christlichem Freimuthe. Der Herzog erschrak, er kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst, aber er siegte endlich, denn er erbot sich, auch das Liebste, was er besaß, dem Herrn zu opfern. Ehe jedoch die Trennung vollzogen werden konnte, wurde Gozbert durch dringende Geschäfte abgerufen und nun war Kilian mit seinen Genossen der Rache des erzürnten Weibes preis gegeben. Geilane, so hieß des

Herzogs Gemahlin, war auf's Höchste ergrimmt über die Gefahr, verstoßen zu werden, welche sie bedrohte und entschlossen, sich um jeden Preis in Ehe und Würde zu behaupten, zugleich sich an ihren vermeintlichen Feinden zu rächen. Sie erschrickt nicht vor blutiger That. Die heiligen Männer Kilian, Colonat und Totnan, ahnen, was ihnen bevorsteht und bereiten sich darauf vor, Gott auch mit ihrem Tode zu preisen. Freudig ohne Traurigkeit, andächtig ohne Furcht liegen sie Tag und Nacht dem Gebete und Lobe Gottes ob, die Märtyrerkrone erwartend. Da, unter ihren Gebeten, treten die von Geilane gedungenen Mörder Nachts in das Gemach, Kilian ermahnt seine Gefährten, die nicht zu fürchten, welche blos den Leib, aber nicht die Seele vermögen zu tödten, und willig erleiden die drei den Tod durch das Schwert. Schnell, um jede Spur des Mordes zu vertilgen, werden die Leichname mit Kleidern, Crucifix und Büchern an der Stelle, wo die Unthat geschehen war, verscharrt. Als Todestag wird der 8. Juli 689 angegeben.

Die Sage fügt noch hinzu, daß dem Morde der heiligen Männer die Rache auf dem Fuße nachfolgte. Zwar als Gozbert zurückgekehrt war und nach seinen Lehrern fragte, antwortete Geilane trotzig: sie wisse nicht, wohin sie sich begeben hätten. Auch Kain hatte auf die Frage des Herrn: wo ist dein Bruder Habel? erwiedert: Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein? Vielleicht wäre das Geschehene verborgen worden, wenn nicht einer der Mörder, von Gewissensqualen gepeinigt und fast wahnsinnig von Angst, die ihn verzehrte, unter allem Volke herumgelaufen wäre und sich selbst des Mordes der Heiligen angeklagt hätte. So kam das Gerücht hievon auch dem Herzoge zu Ohren. Dieser versammelte hierauf die Getauften, um zu berathen, was zu thun sei. Da trat einer der Anwesenden im heimlichen Einverständnisse mit Geilane auf und machte den Vorschlag: man möchte den Mörder der Banden entledigen und ihn allein der Bestrafung des Christengottes überlassen; sei dieser Gott wirklich allwissend, allmächtig und gerecht, wie Kilian gepredigt habe, dann werde er nicht verfehlen, seine gemordeten Diener zu rächen; geschähe das aber nicht, so sollte es ein Zeichen sein, daß der Christenglaube falsch sei und dann wollten alle wieder zum Dienste ihrer väterlichen Götter zurückkehren. Dieser Vorschlag gefiel der Versammlung. Allein kaum war der Gefangene freigelassen, als er in wahnsinniger Wuth sich selbst so zerfleischte, daß er auf der Stelle starb. Auch der andere

Mörder soll sich mit einem Dolche getödtet haben und Geilane in einem traurigen Geisteszustande gestorben sein. Wir lassen diese und andre Berichte einer spätern Zeit dahingestellt und erwähnen nur noch, daß, so heimlich auch der Mord Kilians und seiner Genossen geschehen war, doch eine nicht weit von der Mordstätte wohnende christliche Matrone, Burgunda, etwas davon gemerkt hatte und auf diesem Wege später der Ort des Begräbnisses entdeckt wurde. Hier wurden die Gebeine der Knechte Gottes von dem ersten Würzburgischen Bischofe Burghard erhoben.

Obwohl Kilians Tod nach menschlichem Urtheile die Bekehrung des Volkes am Maine um mehr als ein Menschenalter verzögerte, so blieb doch der von ihm ausgestreute, mit seinem Blute gedüngte Saame des Evangeliums nicht verloren. Die herzogliche Familie blieb dem Christenthume treu, denn Gozberts Sohn und Nachfolger Hedan II. ist bis 716 als Erbauer einer Marienkirche auf dem Schlosse zu Würzburg und überhaupt als Wohlthäter der Kirche und ihrer Anstalten bekannt und dessen Tochter, Immina, führte erst auf dem Schlosse zu Würzburg, dann im Kloster zu Karlsburg ein stilles und frommes Leben. Ein solches Vorbild kann nicht ohne gesegnete Wirkung gewesen sein. Als der Apostel der Deutschen, Winfried oder Bonifazius im J. 719 zuerst nach den thüringschen Mainlanden kam, fand er wohl keinen eignen Herzog mehr vor, so daß anzunehmen ist, daß Hedan II. und sein Sohn Thuring in einem Feldzuge des Franken Carl Martell umgekommen sein mögen, worauf der herzogliche Stuhl Thüringens nicht mehr besetzt wurde. Das Land im Süden des thüringschen Waldes, von nun an unmittelbar von den fränkischen Regenten beherrscht, änderte sogar jetzt den Namen und wurde seitdem Neu- oder Ostfranken genannt. Doch fand Bonifaz schon überall Anhaltspunkte für seine christliche Wirksamkeit und wem sollten diese zu danken gewesen sein, als Kilian und seinen Gefährten? So geht es stets im Reiche Gottes: der Eine pflanzt, der Andre begießt, der Eine legt den Grund, der Andre baut darauf, Gott aber giebt das Gedeihen. Und an dem Gedeihen fehlte es im theuren Frankenlande nicht, seitdem durch die Stiftung des Bisthums Würzburg mit dem ersten Bischofe Burghard (741) eine feste kirchliche Ordnung eingerichtet war.

G. **Brock** in Auernheim bei Heidenheim, später in Sulzbach †.

168. Rupert, Bischof von Worms, Apostel der Baiern.

27. März.

Avaren, Slaven und Baiern haben vom Ende des 6. bis zum Ende des 8. Jahrhunderts die mittleren Donauländer inne. In die Zeit, wo die Baiern unter Volksherzogen stehen, fällt ihr Uebertritt zum Christenthum. Wenn man auch sagen kann, daß derselbe hier wie bei den Franken und Alamannen erleichtert war durch die Ansiedelung auf christianisirtem Boden, so wissen wir doch über den nächsten Verlauf desselben gar nichts. Schon waren die benachbarten Alamannen durch Columban und Gallus zum Christenthum bekehrt, als Volk und Herzog der Baiern noch im Heidenthum standen. Mögen immerhin schon im Lauf des 7. Jahrhunderts einzelne Missionäre in jenen Gegenden thätig gewesen sein; das Christenthum war äußerlich durch die Franken-Könige eingeführt, aber wohl wieder in Verfall gerathen, an Priestern Mangel. Da berief Herzog Theodo den heiligen Rupert zu sich (Hrodbert nennt ihn seine älteste Lebensbeschreibung), und dieser wurde der Begründer des nun fest und bleibend gepflanzten Christenthums in Baiern.

Der Streit, ob sein Auftreten ins Ende des 6. oder des 7. Jahrhunderts falle, darf nun wohl als entschieden betrachtet werden. Es ist das Streben alter Stiftungen und Einrichtungen sich dadurch noch ehrwürdiger zu machen, daß sie sich ein möglichst hohes Alter zuschreiben. Nun ist Rupert's Wirksamkeit hauptsächlich an den Stuhl von Salzburg geknüpft und eben die Salzburger Ueberlieferung hält zähe daran fest, daß der Stifter der dortigen Kirche schon am Ende des sechsten Jahrhunderts dahin gekommen sei und Baiern für das Christenthum gewonnen habe: diese Rechnung muß dazu dienen, die ausschließlichen Ansprüche Salzburgs auf die Würde der kirchlichen Mutterstadt in diesem Lande sicher zu stellen. So wortreich aber und zum Theil auch geschickt diese nicht unbefangene Ueberlieferung vertheidigt worden ist, so muß doch entschieden um ein volles Jahrhundert in der Zeitrechnung herabgegangen werden.

Rupert war Bischof von Worms zur Zeit des fränkischen Königs Childebert III. Er selbst stammte aus dem merovingischen Königsgeschlecht. Mit diesem Vorzuge der Geburt verband er aber weit edlere Eigenschaften. Ihn schildert uns sein ältester Biograph

als einen redlichen, frommen und klugen Mann, wahrhaftig im Reden, gerecht im Urtheil, vorsichtig im Rath und energisch im Handeln, hervorragend durch Nächstenliebe, durch sittlichen Adel in jeder Hinsicht ausgezeichnet. Sein Ruf als Lehrer des Glaubens und der Moral war groß, unzählige sollen bei ihm zusammengeströmt sein, um zu lernen. Weit und breit bekannt wurde sein heiliger Wandel; auch der Baiernherzog Theodo hört davon. Der läßt ihn durch seine Gesandten aufs dringendste bitten auch in sein Land das Licht seiner Lehre zu tragen. So kommt Rupert nach Baiern; ohne Zweifel bezieht sich hierauf die einzige Jahresangabe seiner obengenannten Lebensbeschreibung, es war im zweiten Jahre der Regierung des fränkischen Königs Childebert III., also 696. Mit allen Ehren nimmt ihn der Fürst in Regensburg auf. Und der Mann des Herrn dankt mit dem besten, was er geben kann, mit sittlichen Ermahnungen und Unterricht im christlichen Glauben. Bald ist der Herzog, sind viele andere aus Adel und Volk bekehrt und werden getauft. Theodo erlaubt dem heiligen Mann für sich und die seinigen einen passenden Ort auszuwählen, Kirchen im Lande zu bauen wo es ihm gefiele, und die übrigen Maßregeln für einen geistlichen Wohnsitz zu treffen. Erst aber unternimmt der bekehrungseifrige Glaubensbote eine wohl nicht mit Recht bezweifelte Reise auf der Donau bis nach Unter-Pannonien um den Samen des Lebens auszustreuen. Zurückgekehrt macht er sich von Lorch aus wieder auf den Weg und errichtet eine Kirche zu Ehren des Apostels Petrus des Schutzheiligen von Worms in Seekirchen beim Wallersee; der Herzog aber beschenkt ihn dort mit Grundstücken, immer das kräftigste Mittel, die Kirche auch irdisch zu sichern und mit allen Lebensbeziehungen zu verflechten. Der Missionar des Landes suchte aber auch einen Mittelpunkt für das kirchliche Leben im Lande zu gründen, es sollten wohl für alle Zeiten die christlichen Bestrebungen einheitlich zusammengefaßt und dadurch gefestigt bleiben. Die alte Römerstadt Juvavia, das wundervoll gelegene Salzburg, sah er sich dazu aus. Der Ort war in früherer Zeit mit vielen herrlichen Gebäuden geschmückt, jetzt fast verfallen und vom Wald überwuchert. Der Herzog fügte seiner Zustimmung zu dem Unternehmen eine bedeutende Schenkung von Landbesitz rings um den Ort hinzu. Dort baute nun der Bekehrer eine schöne Kirche, auch diese zu Ehren des Apostels Petrus; ein Kloster nebst Wohnungen für Geistliche schloß sich an.

Aber noch reichten die einheimischen Kräfte für das Werk der Predigt des Evangeliums nicht aus: Rupert reiste in die Heimath und brachte von da 12 Gehilfen mit. In seinem Gefolge befand sich eine gottgeweihte Jungfrau, mit Namen Arindrud, für sie wurde nun auch ein Nonnenkloster auf der obern Burg der Stadt gegründet. Und unermüdlich bereiste er selbst das Land, baute und weihte Kirchen, ordinirte Geistliche, darunter einen Nachfolger für sich. Ob er sein Apostelamt bis an sein Lebensende in Baiern geübt habe oder nicht, ob er in Salzburg oder in Worms gestorben sei, ist noch Gegenstand des Streits. Sein Todestag war der 27. März, das Jahr ist unbekannt.

Der Eindruck, den sein Wirken hinterließ, spiegelt sich in den Erzählungen von übernatürlichen Kräften, die ihm im Leben und im Tode zu Gebote standen. Was er mit Worten lehrt, das bestätigt er durch wunderbare Thaten. Schon nach seiner Rückkehr aus Pannonien macht er in Lorch viele Kranke durch Gebet gesund. Seinen Todestag weiß er lange voraus. Unzählige Heilungen werden den gläubig sich Nahenden an seinem Grabe zu Theil.

Dem h. Ruprecht den Versuch einer nähern Anknüpfung mit Rom zuzuschreiben, liegt kein Grund vor. Aber Herzog Theodo findet sich dort im Jahre 716, es war zu Anfang der Regierung Papst Gregor's II.: der erste Besuch eines Baiernfürsten in der ewigen Stadt. Es wird berichtet, er habe es gethan, um dort seine Andacht zu üben. Als Regent eines in die Reihe der christlich eingerichteten Länder eingetretenen Volksgebietes hat er wohl eben so sehr die weitere Organisation der neugewonnenen Zustände im Auge gehabt. Wohl in Folge dieses Besuches fertigte noch Gregor II. eine Gesandtschaft nach Baiern ab, deren Anweisung erhalten ist und eben die Regelung der bairischen Kirchenverhältnisse betrifft. Man kann nicht sagen, ob diese Gesandtschaft bis an den Ort ihrer Bestimmung gelangte. Denn als später Bonifacius dort zu wirken beginnt, ist nichts dergleichen vorhanden. Ihm war die festere Ordnung der kirchlichen Verhältnisse auch hier aufbehalten.

Julius Weizsäcker in Erlangen, jetzt in Straßburg.

169. Corbinian, Bischof von Freising.

8. September.

Sanct Rupert (s. das vorige Lebensbild) ist als der Apostel Alt-Baierns zu betrachten, sofern er, nach vereinzelten Anfängen der Christianisirung durch Eustasius, Agilus und Andere, in dem Land zwischen Donau, Lech und Enns um das Jahr 700 das Werk der Bekehrung vollendet hat. Dieses Werk zu befestigen und auch für Baiern die durchgreifenden Schritte des großen Apostels der Deutschen, Bonifacius, vorzubereiten, war die Aufgabe des heiligen Corbinian, der, als sie ungesucht, vielleicht unter fränkischem Einfluß, ihm geworden war, das Werk mit dem ganzen Eifer eines strengen, nächst dem Herrn der Kirche nur Rom über sich erkennenden Asceten erfaßte.

Corbinian ist zu Chartres, bei Melun an der Seine, als der Sohn eines gewissen Waldekise und einer frommen Mutter Corbiniana nach der Mitte des siebenten Jahrhunderts geboren. Der Vater starb vor des Kindes Geburt; Corbiniana ließ ihn in der Taufe nach dem Vater nennen, gab ihm aber in der Folge ihren eigenen Namen. In strenger Zucht und ernster Bußübung, unter anhaltendem Studium, besonders der heiligen Schrift, wuchs der Knabe heran. In reiferen Jahren bezog er in seinem Heimathsort, um ganz der Beschaulichkeit und der Unterweisung frommer Jünglinge zu leben, bei der Kirche des heiligen Germanus von Paris eine Wohnung für sich und wenige Schüler. Aber bald strömte das Volk in Schaaren herbei, ihn predigen zu hören, seine Uebung der Barmherzigkeit durch reiche Spenden zu unterstützen. Arme und Reiche empfahlen sich seiner Fürbitte; selbst der Majordomus Pippin schickte mit solcher Bitte einen Vertrauten zu Corbinian. Als der Zulauf immer größer wurde, machte ihn der Verlust der Einsamkeit und Armuth ganz unglücklich. Vierzehn Jahre hatte er in seiner Zelle gelebt, da beschloß er, beim heiligen Stuhl in Rom für sich und seine Genossen einen verborgenen Winkel zu erbitten, wo er wieder in Stille dem Dienste seines Herrn leben könnte. Aber der Papst erkannte seinen reinen Eifer und seine hohe Begabung und wollte nicht, daß ein solches Licht unter den Scheffel gestellt werde. Daher weihte er ihn zum Priester und führte ihn rasch durch die einzelnen Grade empor zur bischöflichen Würde. Corbinian unterwarf sich demüthig der nicht ge-

suchten Ehre und nahm das Pallium an, welches ihm als wanderndem Bischof ein freies Wirken an beliebigem Orte zuwies. So kehrte er nach Gallien zurück, und wieder floß die Rede von seinen Lippen wie Honigseim vor Versammlungen aus allen Ständen. Auch am Hofe wird er mit Ehren überhäuft. Aber am glücklichsten ist er in seinem Gotteshaus, wo er der Andacht, dem Predigtamt und der Wohlthätigkeit lebt, bis der Zudrang der Gläubigen ihn nach sieben Jahren zur abermaligen Flucht nöthigte. Wieder wollte er in Rom Hilfe suchen. Diesmal reiste er, statt durch das von seinem Ruf erfüllte Frankreich, durch Alamannien und Baiern, im letzteren Lande da und dort dem neubekehrten Volke predigend (um 721). Herzog Theudo versucht vergeblich, ihn als Bischof in seinem Fürstenthum (in Regensburg?) festzuhalten. Auch Grimoald, Theudo's Sohn, der in Freising als Herr von Oberbaiern residirte, vermochte nicht, ihn für seine Landeskirche zu gewinnen. Darum gab er dem Geleite, welches den Reisenden über die Alpen bringen sollte, den Auftrag, an der bairischen Grenze — in Süd-Tyrol — Anstalten zu treffen, daß Corbinian auf der Heimreise, wenn nöthig mit Gewalt, nach Freising zurückgebracht werde. In Pavia erweist der Longobardenkönig dem trefflichen Prediger hohe Ehre und sorgt für sicheres Geleite bis zum Ziel der Reise. Hier, in Rom, trägt Corbinian dem Papst, zuerst beim allgemeinen Empfang, dann unter vier Augen seine Bitte um Aufnahme in ein Kloster oder um Erlaubniß, in die Einöde zu gehen, auf's beweglichste vor. Der Papst befragt seine Räthe, welche einstimmig sich dahin äußern, daß eine solche Kraft einer weiteren Wirksamkeit erhalten werden müsse. Traurig, aber mit dem Gehorsam eines Sohnes, schied der abermals in seiner Hoffnung Getäuschte. Als er sich wieder auf bairischem Boden befand, ward er zu Majas (Meran), dem Befehl des Herzogs Grimoald gemäß, gefangen genommen und an den Hof in Freising gebracht. Er weigert sich, vor dem Herzog zu erscheinen, so lange er seines Bruders Theudobald Wittwe Piltrud als Weib besitze. Da der gestrenge Mann beiden keinen Zweifel an seiner auch vor dem Geschick eines Johannes des Täufers nicht zurückbebenden Entschiedenheit läßt, unterwerfen sie sich seinem Gebot. An der Marienkirche zu Freising errichtete nunmehr Corbinian seine bischöfliche Kathedra, erbaute auf einem Berge neben der Stadt eine Kirche zu Ehren St. Stephans, um welche sich bald die Benedictiner-Abtei Weihenstephan erhob; und in Majas, wo er

bei den Gebeinen St. Valentins gebetet, läßt er diesem ein Gotteshaus errichten. Noch wurzelte das Leben seiner Umgebung tief im alten Heidenthum. Sein Verhältniß zum Hof war auch nach der Trennung des fürstlichen Paares durch den Haß der Herzogin und durch Corbinians fast überstrenges Eifern für kirchliche Zucht fortan gefährdet. Einst war er zur herzoglichen Tafel geladen und hatte, ehe man sich niederließ, die Speisen mit dem Kreuzeszeichen gesegnet. Während des Essens warf der Herzog nach Gewohnheit seinem Lieblingshund ein Stück Brot zu. Alsbald sprang der Bischof auf, stieß den mit silbernen Gefäßen bedeckten Tisch um und eilte davon, weil des Segens unwerth sei, wer ihn den Hunden vorzuwerfen sich nicht scheue, und er mit einem solchen das Brot nicht mehr theilen könne. Das wollte die verstoßene Herzogin sofort für ihre Zwecke nützen, indem sie Grimoald vorstellte, wie sehr sein fürstliches Ansehen unter solcher Schmach leide und wie er des Bischofs sich entledigen müsse. Aber der Herzog hielt für besser, dem Erzürnten Genugthuung zu leisten. Bald darauf reizte Corbinian den Haß des rachedürstenden Weibes noch mehr. Eines Abends begegnete er auf dem Weg zur Marienkirche einer Frau vom Lande, welche bei ihm schon früher wegen Ausübung von mancherlei Zauberkünsten verdächtigt worden war; Männer, mit reichen Geschenken beladen, folgten ihr. Auf die Frage des Bischofs, woher sie komme, antwortete das Weib: vom Hofe, wo sie das Söhnlein des Herzogs durch ihre Sprüche und Künste gesund gemacht und mit diesen Geschenken belohnt worden sei. Auf's höchste erbittert springt Corbinian vom Pferd, züchtigt das Weib mit eigenen Händen und vertheilt ihre Geschenke am Thore der Stadt unter die Armen. Heulend, mit blutigem Antlitz und aufgelösten Haaren eilt die Mißhandelte zu Piltrud, welche jetzt den Todfeind rasch zu verderben beschloß. Ihr Geheimschreiber soll mit einigen Dienern den Bischof ermorden. Aber Erimbert, Corbinians Bruder, erfährt das Geheimniß und warnt den Bedrohten, worauf dieser mit seinem Clerus nach Majas entfloh (um 724). Vergeblich schickte Grimoald Gesandte dahin ab, Corbinian zurückzurufen. Dieser ließ antworten: die gottlose Isebel werde in die Grube, welche sie ihm gegraben, selber fallen und auch des Herzogs Tage seien gezählt. Rasch erfüllte sich die Ankündigung. Der Sohn und Erbe des Throns stirbt; die Franken unter Carl Martell fallen in's Land ein, siegen in einer großen Schlacht und führen

die Herzogin mit vielen Schätzen weg; Grimoald fällt durch Meuchelmord, während Piltrud in Italien im Elend endet. Das Herzogthum kam an Grimoalds Neffen Hucbert, der wieder ganz Baiern, aber in strenger Abhängigkeit vom Frankenreich, unter sich vereinigte. Nach seiner Thronbesteigung ist eine der ersten Sorgen Hucberts, den flüchtigen Corbinian an seinen Hof zurückzurufen und in alle Ehren wiedereinzusetzen. Doch nicht mehr lange sollte Corbinian sie genießen. Als er fühlte, daß sein Lebensende herannahe, ließ er durch seinen Bruder und designirten Nachfolger Erimbert bei dem Longobardenkönig Schutz für seine Stiftung in Meran, als seine letzte Ruhestatt, erwirken, und bestellte sein Amt und Haus. Noch am Tage seines Todes las er die Messe und nahm die heilige Wegzehrung, worauf er, kaum nach Hause zurückgekehrt, schmerzlos verschied (730, nach der kirchlichen Tradition am 8. September). Seine Priester bestatteten die Leiche, gegen das Testament, in der Marienkirche zu Freising. Aber anhaltender Regen zwang die Einwohner der Stadt, den letzten Willen des Todten zu ehren und die Leiche nach Meran, wo Corbinian neben St. Valentin ruhen wollte, zu verabfolgen. Als jedoch des Letzteren Gebeine durch die Longobarden nach Trient und durch eine longobardische Königstochter, welche den Baiernherzog Thassilo heirathete, nach Passau kamen, erwachte auch in den Freisingern wieder der Wunsch nach den Reliquien ihres Heiligen. Aribo, der dritte Nachfolger des Bischofs Corbinian, derselbe, dem wir auch die Lebensgeschichte seines großen Vorgängers verdanken, legte den Antrag auf Zurückführung der Gebeine einer Synode vor, und diese willigte ein, durch mancherlei Zeichen und Träume bestärkt (um 769). Damals hatte Bonifacius, in wiederholtem Besuch Baierns, die kirchliche Organisation des Landes unter den vier Bisthümern Salzburg, Passau, Regensburg und Freising längst vollendet; und wenn das im Uebrigen weit weniger begünstigte Freising fortan Jahrhunderte lang mit den glänzenderen Schwestern wetteifern konnte, so verdankte es dies zumeist seinem ersten Bischof, dem Franken Corbinian.

J. Hartmann in Schönthal, jetzt in Widdern in Würtemberg.

---

170. Trudpert, Klosterstifter im Breisgau.

26. April.

Unter den Zeugen und Dienern Gottes, von denen die Alten erzählen, sehen wir die einen ausgezeichnet durch Arbeit weiter Wanderungen, große Mühsal, Kämpfe mit dem Heidenthum, durch Lehre, Vorbild des Wandels, zahlreiche Stiftungen, während von Anderen nichts gemeldet ist, als ein still verborgener Gott geweiheter Wandel und ein fast unbemerkter Tod. So ist es mit dem Leben Trudperts, des Einsiedlers und Klostergründers in Breisgau. Des Beglaubigten in den alten Erzählungen ist nur wenig. Es umfaßt nur einen kurzen Zeitraum von drei Jahren, eigentlich nur die Geschichte seines Märtyrertodes.

Von Trudperts Herkunft und früheren Geschichte meldet die älteste Lebensbeschreibung, es seien zwei Brüder von hohem Geschlechte gewesen, Rudbert und Trudpert, die aus der Insel Irland gebürtig, nach der Vorschrift des Evangeliums Haus und Vaterland verließen und nach Rom gingen, um dort vom Papste sich anweisen zu lassen, in welchem Theile der Welt sie Gott dienen sollten. Rudbert sei nach Bayern gezogen, um dort das Evangelium zu predigen, Trudpert nach Schwaben.

Trudpert — so erzählt die Geschichte weiter — überschritt die Grenzen Italiens, kam an den Rhein, dessen Lauf er folgte, durchwanderte den größten Theil der Landschaft Alamannien, und gelangte in den Breisgau. Hier fand er (drei Stunden südlich von dem jetzigen Freiburg) ein Thal, das sich etliche Stunden an der Nordseite des Belchen in die Rheinebene herabzieht, nun das Münsterthal genannt. Diese Gegend erkannte er als den von Gott ihm angewiesenen Ort seines Bleibens, und erbat sich von dem Edlen, welchem das Thal als Erbgut gehörte, die Erlaubniß der Ansiedelung. Dieser, Othbert mit Namen, willfahrte ihm gerne, und gab ihm einige seiner Jäger mit, die ihn an einen Ort, wie er seinem Wunsche entsprach, führen sollten. Diese Menschen, wie um ihren Spott mit ihm zu treiben oder ihn auf die Probe zu stellen, führten den frommen Mann irre, so daß er seinen eigenen Weg durch die pfadlose Gebirgsgegend suchte. An einem freundlichen Platze, da wo der Bach Neumagen mit einem andern Bache zusammenfließt, warf er sich zu inbrünstigem Gebete nieder und bat den Herrn, an diesem Orte, wo er von der Welt abgeschieden

verweilen wollte, sein Leben zu bewahren und zu segnen. Seine Führer sandte er zu Othbert zurück mit dankendem Gruße und der Meldung, daß er nun einen ihm zusagenden Ort gefunden habe für den Dienst Gottes — so nannte man in jener Zeit das Einsiedlerleben. Othbert besuchte den Mann Gottes einige Zeit nachher in seiner Einsamkeit, erkannte, daß er lediglich durch frommen Sinn an diesen Ort geführt worden, und fühlte sich getrieben, auf jede Weise ihm förderlich zu sein. Er schenkte ihm den ganzen Platz, den er bewohnte, dazu den Ertrag einiger nahe liegenden Höfe zum Lebensunterhalt. Ja er gab ihm zur Ausrodung des Waldes sechs kräftige Leute von seinen Knechten bei, welche ihm ihre Dienste leisten sollten, so lange er sie begehrte.

Mit großem Eifer machte sich Trudpert an die Arbeit und schonte seine eigenen Kräfte nicht. Das Werk, das er sich jeden Tag vorsetzte, brachte er Gott als Opfer dar, und begnügte sich mit geringer Nahrung, während er den Knechten nichts mangeln ließ. Diese aber, rohe Leute, die nicht wie er die einfache Lebensweise in Gebet und Arbeit liebten, denen sein frommer Sinn ärgerlich, seine Ermahnungen zuwider waren, wurden allmählig ihres Dienstes überdrüssig und ergrimmten über den heiligen Mann. Zwei von ihnen erklärten den andern, sie könnten und wollten die Arbeit nicht länger ertragen, und faßten Anschläge wider sein Leben.

Drei Jahre schon war Trudpert in der Einsamkeit geblieben. Eines Tages lag er, von der Arbeit des Mittags ermattet, auf seiner Bank ausgestreckt, mit der rechten Hand das Haupt stützend und schlummerte. Da faßte einer der Mörder die Axt und schlug sie dem Manne Gottes ins Gehirn, und entfloh, ohne sie herauszuziehen. So gesellte sich dem heiligen Manne zu sanftem Schlafe der Märtyrertod. Die beiden Uebelthäter aber, von Gewissensangst hinweggetrieben, stürzten in den dichten Wald hinein, um dem Anblick ihres Verbrechens und der Strafe zu entgehen. Wie es der Angst widerfährt, sie kamen nicht weit; die Verwirrung ihrer Sinne brachte sie wieder an den vorigen Ort zurück, und da wurden sie am vierten Tage ergriffen. Man führte sie zu dem Gaugrafen Boppo, daß er über sie das Urtheil sprechen sollte. Unterwegs stürzte sich einer in den Speer des Führers, dem andern wurde der Galgen zu Theil. Das Jahr 643 wird in dem Konstanzer Brevier als Trudperts Todesjahr angegeben, der 26. April als der Tag seines Todes. An dem Platze, wo er getödtet worden,

baute Othbert ein Bethaus und begrub darin den Leichnam. Nach vielen Jahren, aber noch bei Othberts Lebzeiten, wurde das Grab geöffnet, der Leichnam unversehrt gefunden und in reine Leinewand eingehüllt neu beigesetzt.

Das Gedächtniß des heiligen Einsiedlers blieb in frommer Verehrung, seines Lebens Wirkung dauerte bis auf die neueren Zeiten. An dem Orte, wo Trudpert geweilt und gebetet, wurde später ein Kloster von Mönchen, die nach der Regel des heiligen Benedikt lebten, gestiftet, die Abtei St. Trudpert, die 1806 mit vielen andern aufgehoben ward. Ein späterer Zusatz zu der ältesten Lebensbeschreibung erzählt, wie der Ort, zu welchem lange Zeit andächtige Christen wallfahrteten, endlich in Vergessenheit kam, wie Othberts Abkömmling im vierten Gliede, Rambert, die ganz verwilderte Gegend wieder reinigte, das zerfallene Bethaus wiederherstellte und so der zweite Gründer des Klosters wurde, worin der Bischof unter Anwesenheit vieler Geistlichen den Leib des Märtyrers neu beisetzte. Das war im Jahre 815 oder 816, als Kaiser Ludwig regierte. Die Kirche verbrannte am Ende des neunten Jahrhunderts, der Abt Erchanbald baute sie wieder auf, schrieb auch eine neue Lebensbeschreibung des Heiligen. Graf Liutfried, Ramberts Enkel, machte im Jahre 902 mit seinen Söhnen eine Schenkung an das Kloster und erweiterte die Kirche. Im Jahre 962 wurden durch den Bischof Konrad von Konstanz die Gebeine Trudperts abermals versetzt.

Eine dritte Lebensbeschreibung, um 1279 abgefaßt, also 600 Jahre nach des frommen Einsiedlers Tode, hat nicht nur mit kurzen Worten, wie die erste, die Angabe, daß Trudpert der Bruder Ruperts gewesen, sondern eine wortreiche, nach dem Urtheil des Jesuiten Henschen von einem irländischen Mährchenerzähler gedichtete Jugendgeschichte Trudperts, worin von dem Bruder und von ihrer Schwester Erendrudis, dem frommen Wandel dieser drei, ihrem Abschiede von der weltlichen Herrlichkeit und ihrer Auswanderung aus Irland berichtet ist. Katholische Geschichtsforscher, wie früher Henschen und neuerdings der gelehrte Mone, bezweifeln Trudperts Herkunft aus Irland, da der Name deutsch lautet, in den Verzeichnissen der irischen Heiligen nicht vorkommt und das Zeitalter Ruperts mit dem von Trudpert nicht dasselbe ist. Auch von vielen Wundern wird gemeldet, welche zu der Zeit, wo die dritte Lebensbeschreibung verfaßt worden, geschehen seien. Ruch-



lose Menschen, die den Abt Eberhard auf rohe Weise verspottet, werden in dem Silberbergwerk, wo sie arbeiten, durch Einsturz eines Berges getödtet, ein andrer Abt den Bewaffneten, die auf ihn lauern, unsichtbar gemacht. Ein Schirmherr des Klosters, der an den Mönchen viele Feindseligkeit geübt, bricht mit seinem Pferde in dem Eise eines Flusses ein und kommt um, ein andrer wird beim Bau eines Schlosses von einem Seile tödtlich getroffen. Ein Kriegsmann im Elsaß, der auf Trudperts Fürbitte von dem Bisse eines tollen Hundes genesen war, bricht sein Gelübde, ein ganzes Jahr die Waffen nicht mehr zu tragen, auf Zureden des Bischofs von Strasburg, der das Gelübde verspottet — aber die Wunden brechen wieder auf und er muß sterben. Ein lahmer Knabe erlangt am Feste Trudperts den Gang wieder, ein Blinder das Gesicht; ein Aussätziger wird durch Trudperts Quell gereiniget, ein angeblich Blinder als Betrüger entdeckt. Ein Predigermönch Konrad von Corvey in Westphalen, der von Freiburg nach Salzburg, wo er predigte, gekommen war, erlangt an des Heiligen Grabe betend, Befreiung von einer Krankheit, an der er 20 Jahre gelitten. Ein junger Mönch aus Freiburg, durch einen gewissen Reclusus zur Ketzerei verführt, verbreitet im Kloster das Gift seiner Lehre, wird aber endlich in der Kirche, beim Singen des athanasischen Glaubensbekenntnisses, vom Teufel ergriffen, und muß unter gräßlichem Toben, durch Trudperts Macht gezwungen, seine Sünde und die Genossen seiner Ketzerei in beiderlei Geschlecht gestehen, worauf er in Freiburg dem Flammentod übergeben wird.

Solche Sagen sind sehr merkwürdig für die Geschichte der Zeit, in welcher sie geglaubt wurden, weniger für die Geschichte des Mannes, der dabei genannt wird. Aber so ging es wohl öfter noch. Anstatt in selbstverleugnender Liebe Gott und den Menschen zu dienen und seine Gnade zu verkünden zum Heile der Seelen, wie die frommen Mönche aus Irland, aus deren Zahl Trudpert war, haben ihre Nachfolger und Verehrer oft der Welt gedient und Eigenes gesucht; anstatt das Leben der Heiligen zu erneuern, hat man in eitlen Uebungen der Feder es beschrieben, Fabeln erdichtet von irdischer Größe und Herrlichkeit, oder das Haus erneuert und geschmückt, das ihrem Andenken geweiht war; anstatt den lebendigen Geist aufzunehmen und zu erwecken, in dem sie gewirkt, hat man den Leichnam beigesetzt und geschmückt; anstatt um die wahren Wunder Gott anzuflehen, die seine Gnade an Einzelnen und Völ-

fern durch Heilung vom ewigen Tode der Sünde thut, hat man der Fürbitte des Märtyrers allerlei Wundersames, auch Strafwunder zugeschrieben.

Das Leben mancher Zeugen und Diener der Gnade ist, wie Trudperts, mit Christo verborgen in Gott. Einst wird es offenbar werden. Ernst Fink in Illenau †.

---

171. Odilia, Aebtissin von Hohenburg.

13. December.

Auf einem Felsenvorsprung des Wasgaus von 800 Fuß Höhe, fünf Stunden von Straßburg, findet man die leider mehr und mehr in Verfall gerathenden Gebäude des ehemaligen Odilienklosters. Es ist dies noch jetzt ein vielbesuchter Wallfahrtsort für Elsaß und Lothringen und weiter umher. Aermlich in seiner äußern Erscheinung, aber groß durch die diesen Ort umgebende herrliche Natur, und vor allem durch die an dies alte, graue Gemäuer sich knüpfende Erinnerung. Wir haben oft schon, aber nie ohne Rührung heiliger Ehrfurcht diese Räume betreten, ohne das Gefühl und Bewußtsein, daß hier eben eine der ersten Stätten christlichen Gottesdienstes, christlicher Bildung im Vaterlande sich finde. Der heiligen Odilia und ihrer Familie verdankt dieses mehr als tausendjährige Heiligthum Ursprung, Schutz und Ruhm. Odilia ist die eigentliche Stifterin des Klosterlebens im Elsaß.

Odilia, Tochter Attichs[1]) (Athalrich, Ethilro) Herzogs im Elsaß und dessen Gattin Bereswinde, Tante des Bischofs zu Autun Leodegarius, wurde blind geboren. Der rauhe rücksichtslose Vater hatte einen erstgeborenen Sohn und Erben erwartet. Im wilden Zorn verstieß er die Tochter, denn er meinte sich entehrt. Odilia wurde zuerst einer Amme anvertraut, sodann ward sie in das Kloster Palma (Beaume les Nonnes bei Besançon) zur Erziehung gethan. Hier erlangte sie ihr Gesicht wieder und gewann den Sinn für klösterliches Leben. Odilia wuchs heran, da wurde sie von einem ihrer Brüder, Hugo, ohne des Vaters Wissen, bewogen zu-

---

[1]) Attich war der Ahnherr der Fürstenhäuser Habsburg, Lothringen, Zähringen, Baden und durch die Familie d'Anjou des französischen Königshauses.

rückzukehren in das väterliche Haus. Von der Höhe des Berges (Hohenburg), wo Attich zu Zeiten seinen Aufenthalt hatte, sah der Herzog eine Menschengruppe den Berg herankommen. Auf die an den Sohn gerichtete Frage, wer die Nahenden seien, gestand Hugo, daß es die Schwester sei, die nach so langer Verbannung in das väterliche Haus zurückkehre und zwar durch seine Mitwirkung. Da entbrannte Herzog Attich in grimmigem Zorn über das was er Hugos Ungehorsam nannte und der wilde Mann schlug den Sohn so, daß er kurze Zeit darauf starb.

Durch diesen furchtbaren Ausbruch aber ward Herzog Attichs stolzer Sinn gebrochen, sein hartes Herz ward plötzlich erweicht. Reue und Schmerz über den verübten Frevel öffneten von jetzt an sein Vaterherz sanfteren Gefühlen. Von jetzt an nahm Attich seine Tochter Odilia mit Wohlwollen auf und ihren klösterlich frommen Sinn anerkennend, willigte er nicht blos ein, daß sie sich nicht verheirathe, sondern er räumte ihr auch den obern Theil des Berges, wo sein Schloß Hohenburg gelegen und der von Riesenmauern aus uralter celtischer Vorzeit umgeben ist, willig ein, um daselbst eine Andachtsstätte, ein Kloster zu errichten. Dieses geschah (nach Grandidier) um das Jahr 680.

Allen Glanz des väterlichen Fürstenhofes, alle Vortheile und Genüsse, die ihr vornehmer Stand gewähren konnte, verschmähend, brachte Odilia ihr Leben in dieser Wald- und Bergeinöde zu, fern von dem Getümmel der Welt, denn Kriege waren damals noch die Hauptbeschäftigung der halbwilden Bewohner unseres Landes. Sie sammelte um sich her eine Anzahl, es waren 130, gleichgesinnter Frauen aus adeligen Familien, welche dem Beispiel der Fürstentochter folgend und nach der Weise der Zeit ein gottgeweihtes Leben führen wollten. Odilia ward die erste Aebtissin dieser einsamen Klostergemeinde. Herzog Attich hatte durch Abtretung eines bedeutenden Theils seines reichen Besitzthums für den Unterhalt dieses Klosters gesorgt.

Odilia beschäftigte sich indessen nicht blos mit klösterlichen Betrachtungen, sondern die unermüdete Frau wurde durch ihre Wohlthätigkeit ein Segen für die ganze Umgegend; bald waren es Kranke oder Arme in den nahgelegenen Dorfschaften, bald fremde Pilger, die ihre helfende Liebe in Anspruch nahmen. Der Ruf ihrer Wohlthätigkeit verbreitete sich bald weit umher. Da die mühsame Ersteigung des hohen Klosterberges ein nicht geringes Hinderniß

für die Hülfesuchenden war, so ließ Odilia, um das Jahr 700, am Fuß des Berges in einem freundlichen Wiesenthale, zuerst ein Hospital mit einer kleinen Kirche, dann ein Kloster erbauen, das seiner Lage wegen, in Beziehung auf Hohenburg, den Namen Niedermünster erhielt. Odilia besuchte täglich bis in ihr hohes Alter diese neue Anstalt und übergab ihr genau die Hälfte der zu Hohenburg gehörigen Güter, um jeden Anlaß zur Eifersucht zwischen beiden Klöstern zu vermeiden.

Odilia hatte diesen beiden Klöstern, aus kluger Berücksichtigung der Umstände, nicht eine bestimmte Ordensregel vorgeschrieben; es herrschte unter ihr ein gewisses freieres, aber allerdings geordnetes, frommes Zusammenleben. Sie erklärte bestimmt, als einige ihrer Klosterschwestern aus übertriebenem Eifer eine strengere Lebensart eingeführt wünschten, „daß man auch die schwersten Opfer sich müsse gefallen lassen, um Christo nachzufolgen; daß man aber auch an die, die nach uns kommen, denken müsse. Die ausnahmsweise Lage des Klosters fordre schon hinlänglich und beständig Arbeit. Können wir doch, setzte sie hinzu, nicht ohne große Anstrengung kaum ein wenig Wasser den Berg herauf holen. Warum den Leib also noch durch unnöthige Selbstpeinigung quälen. Nicht was den Leib niederdrückt, sondern was die Seele reinigt und heiligt, das ist es was wir nie unterlassen sollen".

Ein andermal sprach die ehrwürdige Frau auf jenem bekannten Felsenvorsprung stehend und in der Mitte ihrer Klostergemeinde gegen die Ebene gewendet: „Sehet, meine Schwestern, diese reiche Ebene mit ihren Städten und Dörfern, wo ihr vormals lebtet nicht ohne Befleckung des Leibes und der Seele. Der Fels auf dem ihr stehet, trennt euch jetzt von denselben. Er ist euch ein Bild des himmlischen Berges, den ihr erklimmen sollt, dort seid ihr frei von den brennenden Sonnenstrahlen, von dem rauhen Nordwind, Regen und Wintersturm; dort ist ewiger Frühling." (Ruys).

Während 40 Jahren wirkte Odilia auf Hohenburg in Glauben und unermüdeter Liebe. Der 13. December 720 wird als ihr Todestag angegeben.

Ihr Leben ist mehrfach beschrieben und durch Legenden ausgeschmückt worden. Wir haben hier blos das wirklich Geschichtliche erwähnt. Bald nach ihrem Tode wurden das Gedächtniß und die Reliquien dieser ausgezeichneten Fürstentochter ein Gegenstand der Verehrung. Schon in einem Martyrologium des 8. Jahr-

hunderts wird Odiliens Todestag unter den im Bisthum Straßburg festlich begangenen Tagen genannt. Viele Wundersagen reiheten sich an ihr Gedächtniß, deren Werth wir dahin gestellt sein lassen.

T. W. Röhrich in Straßburg †.

---

172. Pirmin, Apostel der Alamannen.

3. November.

Der Same des Evangeliums war von den Tages Fridolins an, der etwa 550 Jahre nach Christi Geburt starb, im südlichen Deutschland, am Oberrhein, in der Schweiz allseitiger ausgestreut worden, und hatte unter den um die Mitte des sechsten Jahrhunderts noch heidnischen Alamannen Boden gefunden und Früchte getragen. Die Obermacht der Franken hatte christliche Lebensordnungen und Gesetze eingeführt. Hundert Jahre nach Fridolin war die christliche Lehre herrschend, das Heidenthum verschwunden aus der Oeffentlichkeit. Der Britte Columban († 615), so wie sein Schüler und Begleiter Gallus († 646), hatten durch Stiftung von Klöstern der christlichen Lehre und dem christlichen Leben bleibende Wohnstätten in diesen Landen gegründet. Aber diese Anstalten reichten nicht aus. Die Hirten des Volkes wurden unwissend und träge, und nach ihrem Vorgang und durch ihre Schuld versank auch das Volk in Unkenntniß und Sittenlosigkeit.

Gegen dies Verderben des Volkes hat zu Anfang des achten Jahrhunderts auch Pirmin gearbeitet, und mit Wort und Wandel, auch durch Stiftung von Klöstern die Gemeinde des Herrn zu bauen versucht.

Von Pirmins Heimath, von seiner Jugend und seiner Bildung ist in den zwei alten Lebensbeschreibungen, die wir von ihm haben, nichts gemeldet. Als Ort seiner ersten Wirksamkeit, wo er als Landbischof oder Abt gelebt, nennen sie das Castell oder Schloß Meltis oder Melcis. Die gewöhnlichste Annahme ist, daß dieser Name Meldesheim bedeute, ein Dorf in der jetzigen bairischen Pfalz, einige Stunden von Zweibrücken. Eine Nachricht aus dem Kloster Amorbach im Odenwalde sagt, daß Pirmin dort, von dem Grafen Ruthard von Frankenberg aufgefordert, im Jahre 714 ein Bethaus zu Ehren der Maria und um dasselbe Zellen errichtet habe, und später 734 einen eigentlichen Klosterbau begonnen,

mit Unterstützung von Karl Martell und Pipin. Der heilige Bonifacius habe die erste Kirche eingerichtet. Könnte man diese Nachricht für zuverlässig halten, so wäre Pirmins erster Wohnsitz das zwei Stunden nördlich von Amorbach gelegene Miltenberg am Main gewesen.

Der Ruhm von Pirmins Gelehrsamkeit und von seiner geistlichen Wirksamkeit, der bei Hofleuten und Geringen erscholl, wurde Anlaß, daß man in weitere Ferne zur Förderung christlichen Lebens seines Dienstes begehrte.

In den Tagen Theodorichs des vierten, der von 721 bis 737 den Namen eines Königes der Franken trug, während der Hausmeier Karl Martell eigentlich die Regierung führte, kam, so erzählt die alte Lebensbeschreibung, ein Edler aus Alamannien, mit Namen Sinlaz, an Pirmins Wohnort, hörte ihn am folgenden Tage, der ein Sonntag war, eine Rede an das Volk halten in römischer und fränkischer Sprache, denn beide verstand er sehr gut. Nach dem Gottesdienste und der Mahlzeit, die nach Gewohnheit mit einem Lobgesange schloß, besprach sich Sinlaz mit seinen Begleitern, wie gut es wäre, wenn sie daheim einen solchen Mann hätten, der dem Christenvolke das Wort Gottes so zu predigen vermöchte. Sie trugen dem heiligen Mann ihre Bitte vor, er möchte doch auf einige Zeit zu ihnen kommen; ihr Volk, von seinen unwissenden Hirten verwahrlost, sei in Gefahr, in den alten Irrthum und in heidnischen Götzendienst zurückzusinken. Pirmin erwiedert, es sei nicht erlaubt, ohne Genehmigung des Ortsbischofs oder Befehl des Papstes in einem fremden Sprengel als Lehrer aufzutreten. Wenn er eine solche Erlaubniß hätte, so wäre er zur Reise nach Alamannien und zur Arbeit daselbst bereit. Die Nachricht von einer deshalb verabredeten Reise nach Rom, um die päpstliche Bestätigung zu holen, und wie dort Pirmins Heiligkeit in der Kirche St. Peters durch das Wunder seines ohne Unterstützung aufrecht stehenden Stabes dem Papste offenbar worden, gehört, wie noch mehreres Einzelne in den alten Lebensbeschreibungen, dem Gebiet der Sage an.

Es wird dann weiter erzählt, der Papst habe darauf ein Mahnschreiben an den König der Franken gerichtet mit der Aufforderung, er solle die alamannischen und fränkischen Bischöfe zusammenberufen, ihnen ihre Nachlässigkeit vorhalten und sie anweisen, den heiligen Pirmin in ihre Sprengel zu führen. Der König

habe eine Synode gehalten, und die Bischöfe haben reumüthig versprochen, Pirmin allen Vorschub zu thun.

Sicher ist, daß der fränkische Hausmeier Karl Martell Pirmins Unternehmen begünstigte. Zwei alamannische Fürsten, die mit großem Schmerze das unter ihrem Volk wieder überhand nehmende Heidenthum sahen, Berthold, Graf in der Baar, Sohn des Herzog Landfried des ersten, und Nebi, haben Pirmin bei Karl Martell empfohlen, wohl auch den Sinlaz zu seiner Reise an Pirmins Wohnort veranlaßt. Mit Sinlaz kommt denn Pirmin im Jahre 724 nach Alamannien an den Bodensee, an den Ort der Sinlazau hieß. Sinlaz, ein in der Gegend umher begüterter Mann, bat seinen geliebten Freund und Lehrer, er möge einen Ort bestimmen, wo er ein Bethaus zum Dienste Gottes haben wollte. Pirmin deutet ihm auf eine nahe gelegene Insel im Untersee, die eine halbe Meile lang und eine Viertelmeile breit ist. Sinlaz Einwendung, die Insel gebe für Menschen keine passende Wohnung, da sie voll Würmer und schädlicher Thiere sei, schreckt ihn nicht ab. Wie er die Insel betritt, da eilt, so meldet die Sage, all' jenes Gewürm nach der andern Seite der Insel hin und stürzt sich ins Wasser. Pirmin ließ nun die Hecken und Gesträuche auf der Insel ausrotten, legte auch selber Hand mit an. So wurde in wenigen Tagen ein liebliches Feld hergestellt, und später dem wahren Gott ein Haus gebaut mit Wohnungen für Pirmin und die Genossen, die er um sich sammelte und nach der Regel des heiligen Benedictus leben ließ. Die Niederlassung in der schönen Gegend, gesunden Luft, unter fruchtbaren Bäumen und Weinstöcken gedieh vortrefflich.

Aber nur kurz war es Pirmin vergönnt, in seiner neuen Stiftung, Augia oder Au, die später den Namen Reichenau erhielt, zu weilen und zu wirken. Der Unwille der Alamannen über das Joch, unter welchem das Volk der Franken sie hielt, der Groll der Edeln über die Obergewalt der fränkischen Hausmeier brach in offenen Krieg aus. Herzog Theodebald ward Pirmin als einem Begünstigten Karl Martells abgeneigt, und Pirmin wurde im Jahre 727 aus seiner Pflanzung vertrieben. Als seinen Stellvertreter ließ er den Etto zurück, der später Bischof von Strasburg wurde, und um 734 die Abtei gründete, die den Namen seines Geschlechtes trägt, Ettenheimmünster an der Grenze des Breisgaues. Reichenau wurde frühzeitig ein Sitz der Gelehrsamkeit, mit einer großen weit berühmten Büchersammlung. Auch eine Erziehungs-

anstalt bildete sich in dem Kloster, in welche Grafen und Edelleute ihre Söhne schickten. Den Bischöfen gelang es später, die reiche Abtei mit ihrem Domkapitel zu vereinigen, bis sie einige Jahrhunderte darauf durch Unwissenheit, Sittenlosigkeit und Unordnung ihrer Vorsteher in Verfall gerieth.

Die Verfolgung, welche Pirmin getroffen, sollte auch diesmal der Gemeinde Christi nur Gewinn bringen. Pirmin flüchtete über den Schwarzwald nach dem Breisgau, wo er bei dem Grafen Ruthard, einem Verwandten seiner früheren Beschirmer und Freunde, Aufnahme und Schutz fand.

Zehn Klöster soll Pirmin im Laufe der Zeit gestiftet haben. Noch während er Abt auf Reichenau war, hat er Pfäffers (Fabaria) bei Chur in Graubünden gestiftet, ebenso Murbach bei Gebweiler im oberen Elsaß (726). Dann, wahrscheinlich nach seiner Vertreibung, half er mit zur Ordnung und Befestigung des Klosters Arnulfsau, das auf einer gleichnamigen Rheininsel bei dem Dorfe Drusenheim im Elsaß lag, und hundert Jahre später weiter hinab auf das rechte Rheinufer nach Schwarzach in die Nähe von Baden versetzt wurde. Ebenso wird ihm die Stiftung von Gengenbach zugeschrieben, sodann von Schuttern (734), Mauersmünster bei Zabern im Elsaß, Neuweiler ebendaselbst, und Altaich an der Donau in Baiern, wahrscheinlich 741. Mehrere derselben sind vielleicht nicht persönlich von ihm gegründet, sondern von Klosterbrüdern aus der Reichenau, die man dorthin absandte, je zwölf, wie ein alter Geschichtschreiber bemerkt.

Pirmins letzte Stiftung, nachdem er in die Gegenden zurückgekehrt, von wo er ausgegangen, war die Gründung des Klosters Hornbach bei Zweibrücken in der jetzt bairischen Pfalz. Dahin lud Wernher', ein angesehener und reicher fränkischer Adlicher, Pirmin ein. Dieser kam und baute sich in der Gegend eine Hütte. Ein Bauer, der die Schweine hütete, zeigte ihm eines Tages einen Platz, mit Namen Gemünd, weil er am Zusammenfluß zweier Bäche gelegen war, wo Pirmin nun eine Hütte, in der sonst Wernhers Jäger ihre Hunde beherbergten, zu seiner künftigen Behausung auserkor und zurüstete. Das mag in den Jahren 745 bis 748 geschehen sein. Pirmin ließ sich aus glatten Ruthen und Mörtel eine schöne Hütte bereiten, und stellte darin einen Altar auf zu Ehren der Jungfrau Maria. Später wurden ähnliche Wohnungen für ihn und die Seinigen dort gebaut. Das Volk

kam von allen Seiten her zu ihm, die Handauflegung oder Firmung (Confirmation) begehrend. Später verließ Pirmin diesen Ort, theils weil er zu eng auf beiden Seiten mit Wasser umgeben, theils weil zu großer Andrang des weiblichen Geschlechtes war, den Pirmin nicht billigen konnte. So kehrte er zu seiner früheren Wohnung zurück.

Außer Wernher, von dem sich Pirmin vieler Unterstützung zu erfreuen hatte, beschenkten auch Andere das Gotteshaus zu Hornbach mit Gütern auf beiden Seiten des Waldes, welcher damals Wasego (Wasgau, Vogesen) hieß, besonders an einem Orte, welcher zum Andenken an den Heiligen Pirminisensna (Pirmasens, zwischen Landau und Zweibrücken) genannt wurde. Hier und in andern Theilen des weit ausgedehnten Waldstriches gründeten Pirmins Jünger verschiedentlich Anfänge von Ortschaften, legten Ackerfelder an, richteten Hürden ein für das weidende Vieh. Im Gefolge des göttlichen Wortes kamen überall auch Künste irdischer Wohlfahrt.

Pirmins Wanderungen im Dienste des Herrn für die Seelen brachten ihn öfter in fernere Gegenden, namentlich wird Weissenburg erwähnt. Auch mit Bonifacius soll er bekannt gewesen sein, und eine Reise nach Würzburg gemacht haben, ihn zu besuchen. Später sei Bonifacius auch zu ihm nach Gemundium gekommen, wo die beiden Männer sich über die Befestigung des ihnen anvertrauten Christenvolkes besprachen. Von da kehrte Bonifacius auf seinen erzbischöflichen Sitz nach Mainz zurück, um bald nachher mit einer auserlesenen Zahl der Seinigen in das Land der Friesen zu wandern, wo er den Märtyrertod erlitten hat.

Pirmin hatte seit jener Zusammenkunft sein Kloster nicht mehr verlassen. Vor seines Lebens Ende berief er seine Brüder zusammen und sagte ihnen Lebewohl. Ich ermahne euch, sprach er, den, der euch mit seiner Gnade berufen hat, in festem Glauben zu ehren, und in Hoffnung, Liebe und guten Werken zu wachsen. Forschet in den heiligen Schriften, wandelt in der Demuth, in Geduld und brüderlicher Liebe ohne Heuchelei, so werdet ihr der ewigen Seligkeit theilhaftig werden.

Was er seinen Brüdern anempfohlen, daß sie in den heiligen Schriften forschen sollten, das hat er selber geübt. Noch ist eine kleine Schrift vorhanden, die seinen Namen trägt, und ebensowohl von seiner Frömmigkeit und seinem eifrigen Wirken zum Heil der

Seelen, als auch von seiner Kenntniß der Schrift, seinem Verständniß der Heilslehre und seiner Begabung, die sittlichen Zustände seiner Zeit zu erkennen und zu bessern, ein schönes Zeugniß giebt. Die Schrift ist eine Ermahnungsrede zum christlichen Wandel, theilweise auch an Laien gerichtet. Sie enthält zuvörderst, wie es den Verhältnissen der Missionspredigt angemessen ist, eine Schilderung der Heilsthatsachen aus den Büchern des alten und neuen Bundes. Sie beginnt mit der Schöpfung, zeigt dann, wie nachdem die Engel aus Stolz gefallen, der Mensch geschaffen worden, um an den Platz jener zu treten und ohne Tod zu leben, wie aus Neid darüber der Teufel den Menschen verführt, die Sündfluth die Frevler vertilgt hat, aber auch das Gesetz Moses und der Propheten Mahnungen keine Befreiung aus der Hölle gebracht. Nun wird das Leben und der Tod des Erlösers geschildert, bis zum Pfingstfeste, wo die Apostel das Glaubensbekenntniß verfaßt haben und ausgezogen sind in die Welt, und gepredigt und Bischöfe und andere Kirchendiener gesetzt haben. Dann kommt eine Erinnerung an die Bedeutung der heiligen Taufe als eines Bundes mit Gott. Christus zieht die Seele an mit einem weißen Kleide. Wer getauft ist, der ist ein Glied Christi geworden. Der aber rühme sich nicht als ein Christ, der den Namen hat und nicht die Thaten. Hierauf warnet die Rede in ernstlichem Wort und mit sehr lebendiger Hinweisung auf die bösen Sitten und den Aberglauben jener Zeit vor den acht vornehmsten Lastern, die ein Christ meiden solle, und mahnet zu aufrichtiger völliger Beichte und wahrer Besserung und zur Demuth. Denn wer sich selber misfällt, gefällt Gott. Endlich kommt eine Schlußermahnung zu Glauben, Gebet, christlichem Wandel, wobei die Fürsorge für Lehre und christliche Zucht der getauften Kinder, das Almosen und die Spenden an die Kirche nicht vergessen sind, und zu rechter Bereitung auf ein seliges Ende in Christo.

Pirmin entschlief am 3. November des Jahres 753, also zwei Jahre vor Bonifacius. Seine Gebeine sollen später, in der Reformationszeit, nach Innsbruck gebracht worden sein. Seine Stiftungen sind zum Theil verfallen, aber sein Name verdient bei den Aposteln der Alamannen und Franken im Gedächtniß der Gemeinden bewahrt zu sein. Ernst Fink in Heidelberg †.

---

173. Suibert und die Stiftungen von Kaiserswerth.

1. März.

Kaum hatte Irland von England das Evangelium empfangen, so entsproßte dem jungen Glaubensleben ein starker Trieb, dasselbe weiter zu tragen. Wie von selbst mußte sich der Blick auf den nordwestlichen Theil Deutschlands lenken, der von heidnischen Ländern Irland am nächsten lag, und so begann der irische Bischof Wilfried zuerst in Friesland zu missioniren, jedoch mit geringem Erfolg. Nach ihm nahm der Presbyter Ekbert die Mission wieder auf, und sendete den Willibrod und Suibert mit zehn Gefährten nach Friesland. Der fränkische Herzog Pipin hatte damals dem friesischen Herzog Radbod einen Theil seiner Länder bis gegen den Niederrhein hin entrissen, und ertheilte dem Willibrod auf dessen Ansuchen gern die Erlaubniß, in diesem neueroberten Gebiete das Evangelium zu verkündigen. Während Willibrod sich zum Papste Sergius begab, um von diesem die Bischofsweihe zu empfangen, wurde Suibertus in dessen Abwesenheit von seinen Gefährten zum Vorsteher gewählt und trat so an die Spitze dieser Mission. Auf die weitere Bitte dieser Brüder weiht der englische Bischof Wilfried im J. 693 den Suibertus zum Bischof, welcher nach einem kurzen Aufenthalt in England mit großem Eifer die Mission unter den Boructeren, oder Bructeren beginnt. Durch die Einfachheit seiner Sitten und seine Sanftmuth war er besonders zu diesem Werke geeignet. Die Bructerer saßen damals an beiden Ufern der Lippe bis zum Bergischen hin. Mehrere Jahre predigte Suibert dort das Evangelium mit großem Erfolge, als plötzlich die Sachsen, welche schon damals die erste Ausbreitung des Christenthums an ihren Grenzen mit großem Mißtrauen beobachteten, die Bructerer überfielen, und besonders diejenigen, welche das Wort Gottes angenommen hatten, vertrieben. Damit war die ruhige Entwickelung der Mission gestört, und Suibert mußte sich zurückziehen. Auf die Verwendung seiner Gemahlin Blithryde oder Plectrudis schenkte der Herzog Pipin dem Bischof Suibertus die Rheininsel Kaiserswerth zwischen Düsseldorf und Duisburg, wo er ein Kloster gründete, und in demselben bis zu seinem Tode im J. 713 in Ruhe und Sicherheit lebte. Daß er bei seinem Eifer von dort aus Bekehrungsversuche unter den in das Land der Bructerer eingedrungenen Sachsen gemacht, ist wohl nicht zu bezweifeln. Suibert ist

demnach der erste Apostel des später so gesegneten bergischen Landes, das der Herr seit mehreren Jahrhunderten hoch auf dem Leuchter gestellt hat, und das Kloster Kaiserswerth der erste Lichtpunkt in jenen Grenzgebieten der Franken und Sachsen, in welchen bis auf Kaiser Karl den Großen die heißen Kämpfe für die Ausbreitung des Evangeliums gestritten wurden. In diesen Kämpfen ist auch wahrscheinlich das erste Kloster Kaiserswerth untergegangen. Während im Laufe der Jahrhunderte durch eine Wendung des Rheins die Rheininsel Kaiserswerth verschwunden ist, so daß die gegenwärtige Stadt Kaiserswerth hart am Ufer des Rheins liegt, hat dieser Lichtpunkt der ersten christlichen Zeit für unsere Tage eine neue weitgreifende Bedeutung erhalten, indem er zu einem Mittelpunkt christlicher Liebesbestrebungen geworden, und der alte Suibertus hat in dem Pfarrer Dr. Fliedner einen Nachfolger erhalten, dessen Wirksamkeit sich in immer weitern Kreisen durch die gesammte evangelische Kirche und über ihre Grenzen erstreckt.

Wie es überhaupt die Weise des Reiches Gottes ist, sich senfkornartig auszugestalten, so ist es auch mit den Anstalten in Kaiserswerth ergangen. Nachdem der aus Nassau in die Rheinische Kirche eingetretene Candidat Fliedner zum Pfarrer des kleinen Städtchens Kaiserswerth erwählt war, schloß er sich dem in Düsseldorf sich bildenden Gefängnißverein für Besserung und Beschäftigung der Gefangenen an. Bald drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß eine Besserung der aus der Haft entlassenen weiblichen Gefangenen nur dann möglich sei, wenn sie eine Zeitlang unter die Zucht der christlichen Liebe gebracht würden, und so gründete er im Vertrauen auf die Hülfe des Herrn im J. 1833 das evangelische Asyl für weibliche entlassene Gefangene, in einem kleinen, bescheidenen Häuschen unfern der Pfarrwohnung. Die Aufsicht und Pflege besorgte Fliedner mit seiner Gattin; die christliche Liebe der nächsten Umgebung spendete die erforderlichen Mittel des Unterhalts. Bald wuchs die Anstalt, und damit das Bedürfniß von Aufseherinnen und Pflegerinnen, die jedoch für solchen Beruf erst zu suchen und auszubilden waren, da sich im weiten Bereich der evangelischen Kirche nirgend eine Bildungsstätte für christlich geordnete weibliche Liebesthätigkeit fand. Wohl war das Bedürfniß in jener Gegend zur Sprache gebracht, indem ein Pfarrer Klönne im J. 1821 in einer kleinen Schrift eine Aufforderung erließ, die Diakonissen der ersten christlichen Kirche wiederherzustellen, aber

die Stimme war wie in der Wüste verhallt. Da griff Fliedner die Sache practisch an, und kaufte im J. 1835 ohne alle Mittel ein zweites Haus, in welchem er eine kleine Diakonissenanstalt zur Bildung christlicher Jungfrauen für den Dienst der Kranken, Armen und Elenden im Volke einrichtete. Der Anfang wurde gemacht mit der Bildung von Kleinkinderlehrerinnen und Krankenpflegerinnen und zu dem Ende auch ein kleines Krankenhaus errichtet. Bald genügten die vorhandenen Räume nicht mehr. Von allen Seiten strömten Kranke herbei, und eben so Jungfrauen, die bereit waren, in den Dienst des Herrn einzutreten; Fliedners unermüdliche Thätigkeit wetteiferte mit dem Vertrauen, das ihm von Hohen und Niederen entgegengetragen wurde, und der Herr selbst legitimirte ihn als seinen Knecht, der den Auftrag habe, das Liebesfeuer in der evangelischen Kirche anzuzünden. In ununterbrochener Folge entstanden nun lediglich aus Gaben freier Liebe, und unter der besonderen Theilnahme Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen das Diakonissen-Mutterhaus mit dem großen Krankenhause für die Bildung der Kranken-Diakonissen, das Lehrerinnen-Seminar für die Bildung von Kleinkinder-Elementar- und Töchterschul-Lehrerinnen; das Waisenstift; die evangelische Heilanstalt für weibliche Gemüthskranke, und schließlich das Feierabendhaus, in welchem müde und invalide gewordene Diakonissen Aufnahme und Verpflegung bis zu ihrem Ende finden, während für die einer vorübergehenden Erholung bedürfenden Diakonissen ein ländlicher Aufenthaltsort, Salem, in dem nahen Gebirge bereit steht. Das Diakonissen-Mutterhaus hat bereits über 260 Pflege-Diakonissen ausgebildet, welche theils in den Anstalten in Kaiserswerth, theils in beinahe 50 Hospitälern und als Gemeindepflegerinnen, theils in der Privat-Krankenpflege durch ganz Deutschland thätig sind. Die Zahl der in Kaiserswerth verpflegten Kranken beträgt jetzt mehr als 800 jährlich. Lehrdiakonissen sind bereits über 800 in Thätigkeit. Die Seele des Ganzen ist der Pfarrer Fliedner mit seiner von derselben hingebenden Liebesgesinnung beseelten edlen Gattin. Die Arbeit der beiden Gatten ist unaussprechlich groß. Die Sorge für die Aufnahme, die Prüfung, die Bildung, die Aussendung, die Leitung der ausgesendeten Pflege- und Lehr-Diakonissen, die Beschaffung der Geldmittel, die sich gegenwärtig (1857) über 40000 Thlr. jährlich freier Liebesspenden belaufen, die besondere Pflege der Kranken, Waisen und Asylistinnen

in Kaiserswerth, die Abfassung einer Reihe von Schriften im Interesse und zum Besten der Anstalt fordert eine solche Anstrengung, daß nur eine besondere Gnade des Herrn die Ausrichtung desselben ermöglicht hat.

Ist also Kaiserswerth ein Brennpunkt christlicher unmittelbarer Liebesthätigkeit, so hat es vielleicht eine noch höhere Bedeutung durch die weitere Anregung, die von ihm ausgegangen ist. Nicht zu gedenken der blühenden Pastoral-Gehülfen-Anstalt in Duisburg, welche im J. 1844 unter der Leitung Fliedners gegründet ist, und durch die Bildung von Diakonen für männliche Krankenpflege, für den Dienst in Armen- und Waisenhäusern und Gefängnissen, so wie durch das neugegründete Asyl in Lintorf für entlassene männliche Gefangene der evangelischen Kirche neue weitgreifende geistliche Kräfte zuführt; nicht zu gedenken der verschiedenen Stiftungen im Morgenlande, in Smyrna, Constantinopel, Jerusalem, welche eben so viele neue Mittelpunkte evangelischer Entwickelung zu werden verheißen; so ist nach dem Vorbilde von Kaiserswerth eine ganze Reihe von Diakonissen-Mutterhäusern in Deutschland, Frankreich, England und Nordamerika zum größten Theil unter unmittelbarer Mitwirkung oder unter Beirath von Fliedner entstanden, welche die christliche Liebesthätigkeit in den weitesten Kreisen entzünden, und unzähligen Jungfrauen einen schönen Lebensberuf eröffnen, unzählige Thränen trocknen; es ist ein wahrer Wetteifer in der Gründung von Hospitälern, Armenhäusern und Kleinkinderschulen erwacht, indem da, wo zuerst eine Diakonissin als Gemeindepflegerin erscheint, die christliche Liebe alsbald ein Hospital, oder eine Kinderbewahranstalt errichtet. Die Bewegung dieser Liebesthätigkeit ist in fortgehendem Wachsen, und verheißt das gesammte Leben der evangelischen Kirche immer mehr zu durchdringen, und bisher ganz übersehene Gebiete des Volkslebens zu pflegen.

Die Diakonissen von Kaiserswerth sind durch kein Gelübde gebunden; sie kommen frei, und können als Probeschwestern zu jeder Zeit, als eingesegnete Schwestern nach fünfjährigem Dienste wieder austreten; sie dienen, nicht in Werkgerechtigkeit, sondern in freier Liebe zum Herrn, und darum sind diese Anstalten wie ein Schmuck, so auch ein lebendiges Zeugniß für die Kraft des rechtfertigenden Glaubens der evangelischen Kirche, der in der Liebe thätig ist. Wiesmann in Bonn, später in Coblenz †.

---

174. Amandus, Bischof von Tongern.

6. Februar.

Nach dem Fall Roms hat es für das ganze folgende Jahrtausend kein größeres Ereigniß gegeben, als den Eintritt des siegreichen Volkes der Franken in die Gemeinschaft der rechtgläubigen abendländischen Kirche. Durch ihn bahnte sich eine Erstarkung der letzteren an, welche, weiterhin durch den Uebertritt der noch arianischen Völker germanischen Stammes bekräftigt, für alle Folgezeit von entscheidender Bedeutung geworden ist, und im Zusammenhang hiermit geschah es, daß in dem Frankenvolke die Grundlagen einer neuen Weltherrschaft gelegt wurden, die der römischen folgend und von völlig andern Trieben geleitet eine neue Epoche der Weltgeschichte heraufgeführt hat. Dieses Ereigniß denn zu begreifen, namentlich zu erkennen, wie seit dem entscheidenden Tag bei Zülpich 496 das von Klodwig und seiner nächsten Umgebung erkorene und vertretene Christenthum im Frankenreich mehr und mehr Ausdehnung und mehr und mehr innere Herrschaft errang, um allmählich zum Hauptmoment der gesammten neuen Bildung zu werden, ist von größtem geschichtlichen Interesse, und jeder Beitrag zur Klärung und Vervollständigung dieser Erkenntniß wird dem Forscher wie dem einfachen Betrachter willkommen sein.

Das Bedeutende am Leben des h. Amandus liegt darin, daß seine Geschichte durchweg ein solcher Beitrag ist.

Wenig äußere Thatsachen sind es, die es in sich schließt. Daß er 589 zu Herbauge in Guyenne geboren, daß er frühzeitig das geistliche Leben erwählt, daß er in Bourges fünfzehn Jahre lang Eremit gewesen, daß er mehrere Male nach Rom gewallfahrtet, daß er sich der Mission unter den Belgiern, den Basken, den Slaven gewidmet, daß er 647 zum Bischof von Mastricht erwählt und drei Jahre lang als solcher thätig gewesen, daß er darauf wieder die Predigt des Evangeliums unter den Heiden betrieben, daß er mehrere Klöster gegründet und in einem derselben nach seinem etwa i. J. 679 erfolgten Tode feierlich bestattet worden ist, mag den ganzen Umkreis dessen bezeichnen, was wir an äußeren Daten von ihm wissen. Dagegen erscheint höchst schätzbar, daß wir durch sein Leben über Fragen von innerer Art: wie das Christenthum beschaffen gewesen, welches damals um die Herrschaft rang, wie man es zu verbreiten suchte, wie sich die fränkische Geistlichkeit zu Rom und

Rom sich zu ihr stellte, welche Berührungen sie mit dem einheimischen Königthum hatte, einen erwünschten Aufschluß erhalten. Wir haben dem ältesten Biographen St. Amand's, dem mit ihm noch persönlich bekannt gewesenen Priester Baudemund, der gegen das Jahr 700 geschrieben haben mag, zu danken, daß während er die chronologische Anordnung seiner Arbeit mit wenig Achtsamkeit betrieben, gerade diesen inneren Dingen große Aufmerksamkeit zugewendet hat.

Es ist ein in seinen äußeren Bezeigungen seltsames, seinem Grundtriebe nach durchaus achtungswerthes Christenthum, was wir in Amand und den ihm Gleichgesinnten thätig sehen. Der Sohn christlicher Eltern von hoher Geburt und wie es scheint reichem Besitz und frühzeitig in der heiligen Schrift unterwiesen, ward er, als er in die reiferen Jünglingsjahre kam, von einer so unmäßigen Sehnsucht nach Gemeinschaft mit Christo ergriffen, daß er Eltern und Heimath verließ und auf eine im Ocean gegenüber dem heutigen La Rochelle gelegene Insel Oye floh, um mit einigen dort in klösterlichem Verband lebenden geistlichen Brüdern in Verkehr zu treten. Von ihnen mit Freuden aufgenommen widerstand er allen Lockungen seines Vaters, zu ihm zurückzukehren, aufs Entschiedenste. Als ihm angedeutet wurde, er werde seines Erbtheils verlustig gehen, soll er in die Worte ausgebrochen sein: Nichts sei so sehr sein Eigenthum, als der Dienst bei Christo: der sei sein Erbtheil. Er wünsche Nichts von den Gütern des Vaters zu besitzen; möge es ihm nur gestattet sein, ein Streiter Christi zu werden! Um alle weitern Versuche abzuschneiden, begab er sich zum Grabe des heiligen Martinus von Tours und nachdem er da gebetet, es möge ihm durch die Fürbitte desselben vom Herrn verliehen werden, nie wieder in seine Heimath zurückzukehren, sondern auf fortwährender Pilgerfahrt zu bleiben, beschnitt er sofort sein Haupthaar und trat in den Clerus ein. Was er damit vor Allem meinte, zeigte sich sogleich. Er widmete sich in Bourges dem Eremitenstande. Von dem Austregisilus, der dort Bischof war und in hohem Rufe stand, freundlich aufgenommen bezog er eine in der Nähe einer Kirche auf der Stadtmauer errichtete Zelle und saß hier, durchdrungen von der Liebe zum ewigen Leben — fünfzehn Jahre hindurch in Sack und Asche, nur mit Gerstenbrot und ein wenig Wasser seinen Leib ernährend.

War ein solcher Selbstraub am thätigen Leben, ausgeführt in

den Jahren der Blüthe und Kraft, etwa vom 23sten bis zum 38sten Lebensjahre, von ihm lediglich als Opfer, als Act der Anbetung, oder auch als hohe Schule für einen weiteren, schwierigeren Beruf gemeint? Ist, darf man in allgemeinerem Sinne fragen, da Aehnliches von frühen Zeiten der Kirche an bis in ihre spätesten Jahrhunderte bei vielen Andern vorgekommen ist, diese Entwickelung der Ascese zugelassen worden, damit dadurch Werkzeuge gewonnen würden, die zur Verkündigung des Evangeliums unter den rohen Heiden die Wucht des Ruhms erprobter Heiligkeit und einer äußern Würde herzubrachten, welche dem Nichteremiten abging?

Bei Amandus werden wir über die Beantwortung dieser Fragen kaum zweifeln dürfen. Bald nach dem Ablauf seiner Zellenarbeit trat er das Amt der Mission an und schön ist es bei Baudemund zu lesen, wodurch insonderheit er sich dazu getrieben fühlte.

Erklärlich aus dem nahen Verhältniß, in welchem die fränkische Kirche zu Rom stand, kam ihm in seiner Abgeschiedenheit plötzlich der Gedanke, er müsse an den Schwellen der seligsten Apostel Petrus und Paulus anbeten, und er zögerte nicht, ihn auszuführen. Mit nur einem Begleiter pilgerte er auf unwegsamen Steigen nach Rom, küßte die heiligen Fußtapfen und pflegte, nachdem er bei Tage die Kirchen Gottes besucht, sich Nachts in die Peterskirche zurückzuziehen. Indeß geschah es ihm, daß er eines Abends von Einem der Custoden schmählich zur Kirche nicht sowohl hinaus gewiesen, als geworfen wurde. Traurig saß er auf der Kirchentreppe, da erschien ihm St. Peter und ermahnte ihn unter freundlicher Bezeigung, er möge nach Gallien zurückkehren und sich der Predigt des Evangeliums widmen.

Mit diesem Ereigniß beginnt die zweite, bedeutendere Epoche seines Lebens. Aufgerichtet durch die Erscheinung und wie Baudemund sagt mit dem Segen und unter dem Schutz des Apostels zog er nach Gallien zurück, und hat hier, etwa im Jahre 626 zum Wanderbischof (episcopus regionarius) bestellt, lange Jahre als Verkündiger des Evangeliums unter den noch übrigen heidnischen Stämmen des Frankenreichs, einmal auch außerhalb der Grenzen desselben mit so großem Eifer, unter so geschickter Benutzung der gegebenen Mittel und mit solchem Erfolg gewirkt, daß hierin die eigentliche Aufgabe und das Werk seines Lebens erkannt werden muß.

Zuerst wandte er sich den noch heidnischen Bewohnern von

Gent und der Umgegend zu, welchen das Christenthum zu verkündigen wegen ihrer Wildheit noch Niemand gewagt hatte. Auffallend ist, daß er sich vor Allem einen Erlaß des Königs Dagobert verschaffte, nach welchem, wer sich nicht gutwillig taufen lassen wollte, dazu vom König sollte genöthigt werden. Es beruht dies darauf, daß mit dem König auch sein ganzes Reich in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen erschien und danach jedes Verharren beim Götzendienst den Charakterzug eines Ungehorsams gegen die Obrigkeit annahm. In der That aber findet sich kein Beweis vor, daß er von jenem Befehle beim Geschäft der Mission Gebrauch gemacht. Im Gegentheil widmete er sich diesem mit geistlicher Hingebung, indem er das Wort nicht bloß predigte, sondern auch durch seinen Wandel, namentlich durch ruhige Hinnahme aller ihm entgegentretenden Feindseligkeiten bethätigte. Von den Bewohnern der Gegend geschlagen, selbst von Weibern angegriffen, öfters in den Fluß gestürzt, hielt er dies Alles für Nichts und tröstete sich mit dem Worte: eine größere Liebe hat Niemand, denn daß er sein Leben gebe für seine Freunde. Von seinen Begleitern verlassen blieb er allein am Werk und erwarb sich mit eigenen Händen sein täglich Brot. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er gefangenen oder über die See daher gebrachten Knaben: er kaufte sie an, taufte sie, ließ sie in der Schrift unterrichten, schenkte ihnen dann die Freiheit und besaß an ihnen eine Art Seminar für die Kirche, aus welchem später Priester, Aebte, Bischöfe hervorgingen. Wenn man bei Baudemund aus seiner Ausdrucksweise Schlüsse ziehen darf, so scheint es, daß Amandus, der dort „unzählige Gefangene losgekauft," in der Umgegend von Gent weniger bei den Einwohnern, als im Kreise dieser armen Bedrängten und Verlassenen Erfolge gehabt habe.

Von den segensreichsten Folgen für sein Werk war ein durch ihn auf verwandtem Gebiet veranlaßtes außerordentliches Ereigniß. Etwa 8 Meilen südlich von Gent, in Doornick, hielt ein fränkischer Graf, Namens Dotto, öffentliches Gericht, und hatte eben einen unter dem anklagenden Geschrei des Volkes herbeigebrachten Dieb zum Tode verurtheilt, als Amandus zur Stelle kam. Der fromme Mann bat den Grafen inständig, dem Verbrecher das Leben zu schenken, jedoch umsonst; bald wurde das Gericht vollstreckt und der Graf zog mit der Menge ab. Amandus eilte zum Galgen, fand den Menschen todt, ließ den Leichnam herabnehmen, ihn in

seine Betzelle bringen und betete da so dringend und unter so viel Thränen über ihm, bis durch Gottes Kraft das Leben in ihm neu erwachte. Staunend sahen die Brüder am nächsten Morgen, wie der Todtgeglaubte lebendig vor Amandus saß und mit seinem Retter sprach. Bald ward das Wunder weit und breit ruchbar, und nun eilten die Landesbewohner schnellen Laufes zu Amandus und baten ihn, er wolle sie zu Christen machen. Die Heiligthümer, in denen sie bis dahin angebetet hatten, zerstörten sie mit eigner Hand oder übergaben sie dem Amandus, der sie zu christlichen Zwecken benutzte.

Vielleicht durch diese unerwartete Wendung der Dinge ermuthigt, wandte er sich einem fern jenseits der Donau wohnenden heidnischen Volke zu, welches von Baudemund als das der Slaven bezeichnet wird. Indem er diesen das Wort vom Heil verkündete, hoffte er des Todes eines Zeugen Christi gewürdigt zu werden. Indeß ward ihm die Palme des Martyriums nicht zu Theil, nur Wenige wurden gläubig und so fühlte er sich gedrungen, zu der Heerde zurückzukehren, welche er als die seinige ansehen mußte.

Eigentlich nur eine Unterbrechung seiner Missionsthätigkeit war seine im Jahr 647 eintretende Erhebung zum Bischof in der Stadt Mastricht. Nach dem Tode des Bischofs Johannes Agnus drang König Sigebert, vereint mit der Geistlichkeit und der Bewohnerschaft in ihn, sich des verwaisten Sitzes anzunehmen. Er weigerte sich und erklärte, er sei desselben unwerth, und erst als Alle einstimmig ihm zuriefen, er sei des Priesterthums wohl würdig und möge um der Sorge für die Seelen willen das Amt annehmen, der Geldgewinn davon sei Nebensache, entschloß er sich zur Annahme. Drei Jahre lang zog er durch alle Dörfer und Burgen des Bezirks und predigte das Wort Gottes. Aber er mußte die traurige Erfahrung machen, daß selbst „die Priester und Leviten" seine Predigt verachteten; er fühlte sich in dem von Christo vorgesehenen Falle, zum Zeugniß über die Ungläubigen selbst den Staub von seinen Füßen schütteln zu müssen und war selbst durch ein uns noch erhaltenes Schreiben des Papstes Martinus nicht zu bewegen, den bischöflichen Stuhl länger einzunehmen: sicher geleitet durch das Gefühl, daß er zu einem andern Berufe bestimmt sei. Diesem widmete er sich denn wieder.

Zunächst predigte er das Evangelium auf einer Insel in der Gegend der Scheldemündungen, Calloo genannt. Er arbeitete da

zugleich mit einigen geistlichen Brüdern. Die Bewohner hörten indeß nicht auf seine Worte und mußten dafür, wie Baudemund bemerkt, erleben, daß zwei Jahre hindurch eine ungeheure Plage, jedenfalls eine Ueberschwemmung durch die Meereswellen, ihre Häuser und Aecker zerstörte, so daß fast Niemand dort zu bleiben vermochte.

Hierauf zog er zu dem in der Nähe der Pyrenäen wohnenden Volk der Basken, um sie vom Götzendienst zur Anbetung Gottes zu führen. Sie wohnten in unzugänglichen rauhen Thälern und beunruhigten durch ihre Kampflust ihre fränkischen Nachbarn. Auch bei ihnen hat seine Predigt des Evangeliums einen erwünschten Erfolg nicht gehabt; indeß kann ein Vorfall, der dabei vorkam, nicht ohne erschütternden Einfluß auf die Betheiligten geblieben sein. Während er im Reden begriffen war, begann einer der eingebornen Zuhörer seine Geberden grinsend nachzuäffen, um die Wirkung seines Wortes zu vereiteln. Er trieb es eine Weile; da fing er plötzlich an, sich mit seinen eigenen Händen zu zerfleischen, verklagte laut seine Sünde und hauchte, in der Pein sich windend, seinen Geist aus. Der Erfolg bei den Augenzeugen kann kein anderer als der einer heiligen Scheu vor Amandus und der von ihm vertretenen Sache gewesen sein, und so wird dieser erste Missionsversuch bei den Basken für spätere glücklichere die Grundlage gebildet haben.

In unmittelbarer Verbindung mit dem, was Amandus für die Ausbreitung des Christenthums gethan, steht seine Thätigkeit für Anlegung von Klöstern. In diesen sollte nach ihrer ursprünglichen Idee das Leben des christlichen Glaubens seine vollkommene Bethätigung finden; andererseits aber sollten sie ausgesetzte Posten der Christenheit sein, von denen aus dieses Leben in der Umgebung entweder gereinigt und vertieft oder neu gepflanzt werden sollte. Wo Amandus gepredigt hatte, da ließ er Brüder zurück, welche das Werk zu überwachen oder fortzusetzen hatten; er suchte sie dann je zuweilen wieder auf, um sie selbst zu stärken; eben auf einem solchen Besuche war's, wo er von dem wilden Baskenvolke hörte und den Entschluß faßte, in seiner Mitte zu wirken. War es ihm, wie bei jenem Falle in der Umgebung von Doornick gelungen, das Heidenthum zu brechen, so machte er aus den ihm überlassenen Heiligthümern Klöster oder Kirchen. Gottesfürchtige Männer und Frauen halfen ihm dazu mit freiwilligen Gaben. In

gegebenem Falle bat Amandus um solche Unterstützung; so den König Childerich, der ihm einen ganzen Ort, Stanto, behufs der Anlegung eines Klosters daselbst zuwies. Nach Milo's etwas späterem aber glaubwürdigem Bericht schenkten ihm Könige und Königinnen und mehrere erlauchte Personen, um ihm ihre Verehrung zu bezeigen, Landgüter und andre Erbstücke, die er dann für diesen „geistlichen Kriegsdienst“ verwendete. Das berühmteste der von ihm gegründeten Klöster ist Elnon, einige Meilen südlich von Doornick, nach Valenciennes zu gelegen, so genannt nach einem Flüßchen, an dessen Ufer es erbaut ist, in den spätern Zeiten mit dem Namen des Gründers, der sich gegen Ende seines Lebens dahin zurückzog, St. Amand bezeichnet. Es war im 10. Jahrh. als Sitz der Wissenschaften so wohl angesehen, daß der Abt eines benachbarten Klosters, Bodulfus, sich einen Elnonensischen Mönch, Hucbaldus, kommen ließ, um von ihm Unterricht zu empfangen, wofür er dann Elnon mit liegenden Gründen beschenkte. Erinnern wir uns, wie sich um solche Klöster nach und nach Laienwohnungen, Dörfer und Städte, um Elnon die noch bestehende Stadt St. Amand, angebaut haben, so zeigt sich, wie die Wirksamkeit des Amandus nicht allein zur Förderung der Kirche, sondern auch zur Cultur des Landes gedient hat.

Das Mitgetheilte erklärt den ausgezeichneten Ruhm, den Amandus vor und nach seinem Tode in Belgien und Frankreich besessen. Indeß sind uns noch manche Thatsachen überliefert, die auf seinen Charakter ein besonders erfreuliches Licht werfen. Indem wir uns versagen müssen, sie alle zur Darstellung zu bringen, beschränken wir uns auf das Wichtigste, die Beantwortung der Frage: wie stand er zu den sittenlosen merovingischen Königen? Wenigstens von seinem Verhältniß zu Dagobert sind wir unterrichtet. Was Keiner von den Priestern gewagt hatte, wagte er: er hielt dem König seine schweren Vergehen freimüthig vor. Dafür ward er von ihm aus dem Frankenreiche verbannt; wir werden kaum irren, wenn wir seinen Gang zu den Slaven, den man als Erweis einer gewissen Unbesonnenheit angesehen hat, hiermit in Verbindung bringen. Indeß war das an Amandus begangene Unrecht zu groß, als daß selbst ein Merovinger es hätte lange auf seinem Haupte liegen lassen mögen. Nach der Geburt eines Sohnes rief ihn Dagobert aus der Verbannung zurück in seine Nähe und ruhte trotz der entschlossenen Weigerung des Amandus, der

für einen Geistlichen Nichts gefährlicher als das Hofleben hielt, nicht eher, als bis er einwilligte, den Prinzen zu taufen und zu versprechen, ihm ein geistlicher Vater zu werden.

Der Prinz war Sigebert, der nach seinem Vater den fränkischen Thron bestieg. Auf welche Art Amandus seinem Versprechen nachgekommen, wird uns nicht berichtet; daß er es aber irgendwie gehalten, dafür bürgt theils Amand's Gewissenhaftigkeit, theils die Nachricht, daß ihm bei seinem Gelöbniß der Gedanke lebhaft war, wie ein näheres Verhältniß zum König für seine Predigt des Evangeliums innerhalb und außerhalb des Frankenreichs nur von großem Vortheil sein könne. Auch der erwähnte Brief des Papstes Martinus etwa vom Jahre 650, worin er ihn beschwört, den Bischofssitz in Mastricht nicht aufzugeben, und dieser Bitte die weitere hinzufügt, den König Sigebert zu vermögen, in seinen mit dem Römischen Concil von 649 angehobenen Kampf wider die Griechen mit einzutreten, setzt das Vorhandensein einer näheren Verbindung zwischen Amand und Sigebert voraus. Wären die anderweitigen Verhältnisse dazu angethan gewesen, so hätte sich vielleicht durch Amandus im 7ten Jahrh. das vollziehen können, was durch Alcuin im 8ten unter dem großen Nachfolger der Merovinger zum Vollzug gekommen ist.

Nach einem Leben, in welchem Züge der Weltverachtung, der frommen Entschlossenheit, der Freigebigkeit gegen die Armen, der sittlichen Hoheit im Verkehr mit den Reichen, der Klugheit in der Seelsorge, des richtigen zugleich in Strenge und in Milde sich bewährenden Verhaltens gegen Ungehorsame, der herzlichen Versöhnlichkeit miteinander abwechseln, entschlief dieser Liebenswerthe in seinem Zufluchtsort am Elnon gegen 90 Jahr alt, eines Sonntags, am 6. Februar 679. E. Ranke in Marburg.

---

175. Lambert, Bischof von Tongern.

17. September.

An den Ufern der Maas, da wo sie durch Belgien und Niederland dem Rhein zuströmt, liegen zwei Städte, die in alten Zeiten weit berühmt waren, Lüttich und Mastricht. Noch heute kennt sie Jedermann, denn Lüttich ist eine reiche und schöne Stadt, und Mastricht eine starke Festung. In der Mitte zwischen beiden, etwas

abseits vom Flusse, liegt eine dritte Stadt, Tongern geheißen; da war einst ein Bischofssitz errichtet worden, als die Nacht des Heidenthums noch auf einem großen Theil des deutschen Landes lag, und das Licht der christlichen Lehre erst einzudringen begann in die Finsterniß. Die ersten Bischöfe hatten in diesen Gegenden das Evangelium gepredigt und die Völker bekehrt und getauft, und ihre Nachfolger waren alle fromme, gerechte Männer gewesen. Sie wohnten bald in Mastricht, bald in Lüttich, doch Bischöfe von Tongern wurden sie genannt im ganzen Lande.

Seit jener ersten Zeit waren viele Jahre verflossen, da lebte zu Mastricht am Hofe des Bischofs Theodard ein Jüngling, Namens Lambert, den hatte sein Vater dorthin gesendet, damit er unter den Augen des Bischofs aufwüchse, und in Sitten und rechtem Wandel erzogen würde. Theodard fand Gefallen an dem Jünglinge und seinem lebhaften Geiste, daher ließ er ihn nicht von der Seite, weder in der Kirche noch im Hause, und wenn er an des Königs Hof fuhr, mußte Lambert ihn begleiten. Lambert sah die Sitten des Hofes und lernte sie kennen; auch übte er sich in kriegerischen Kämpfen und zog aus mit den Mannen des Königs gegen die Feinde. Aber das friedliche Leben daheim im bischöflichen Hofe gefiel ihm besser, und weil er fromm war und voll Eifer, so meinte Theodard, ein solcher Jüngling wäre würdig dereinst sein Nachfolger zu werden.

Das ging eher in Erfüllung als der Bischof gedacht hatte. Eines Tages, als er wiederum eine Fahrt an den Hof unternommen hatte, überfielen ihn seine Feinde in einem dichten Walde, nicht weit von der Stadt Speier; denn Vielen war er ein Dorn im Auge, weil die Kirche zu Tongern anfing reich zu werden an Besitz und Gütern. Das Gefolge des Bischofs erlag der Uebermacht, er selbst wurde zum Tode verwundet; da die Feinde das sahen, entflohen sie und ließen ihn liegen in seinem Blute. Als die Kunde von dieser Frevelthat nach Mastricht kam, erfüllte Weinen und Klagen die Stadt, vor Allen wurde Lambert tief betrübt, denn Theodard war sein zweiter Vater gewesen. Das war ein Vorbild seines eigenen Schicksals, denn er war berufen seinem Lehrer nachzufolgen im Leben wie im Tode, und ein Zeuge zu werden für die Wahrheit.

Da sie Theodard bestattet hatten, sagten Alle: „Lambert hat vor Gott und uns in Frömmigkeit gewandelt zu allen Zeiten, wir

kennen ihn und seine Tugenden, und wollen keinen andern Bischof haben als ihn." Sie trugen ihre Bitte dem Könige vor, der hatte auch von Lamberts trefflichen Eigenschaften gehört, und sagte: „Nehmt ihn hin, er soll euer Bischof sein." Der König, der zu jener Zeit im fränkischen Reiche herrschte, hieß Childerich und war noch jung. Da er Lamberts Weisheit erkannt hatte, befragte er ihn oft um seinen Rath und liebte ihn vor vielen Großen des Reichs. Darum hatte Lambert viel Neider und Feinde, die ihm die Gunst des Königs und die Liebe des Volks nicht gönnten. Er aber ließ sich nicht irren, sondern that überall was seines Amtes war, daheim und am Hofe des Königs. Er war umsichtig im Rathe, standhaft wenn er ihn ausführte, fest in der Gerechtigkeit, streng in der Zucht, bekannte laut und frei die Wahrheit in allen Dingen, achtete die Ehre der Welt geringe, obgleich er sie besaß, und fürchtete die Menschen nicht, wohl aber Gott über Alles. Wo das Volk ihn sah, freute es sich seines Anblicks, denn er war an Gestalt ein großer und stattlicher Mann, sein Gesicht war weiß und roth von Farbe, er hatte helle Augen, lange gelbe Haare, schmale Hände, und war schön und untadlich anzusehen vom Scheitel bis zur Sohle.

Als er einige Jahre Bischof gewesen war, brach eine Empörung aus, Krieg und Aufruhr verbreiteten sich über das ganze Land, und viele grausame Thaten wurden verübt. Die Empörer erschlugen den König Childerich, sein Weib und seinen Sohn, und verfolgten Alle, die es mit ihm gehalten hatten, so daß weit und breit Furcht und Schrecken herrschten. Da wurde auch Lambert aus seinem Sitze vertrieben und die Feinde machten einen Andern zum Bischof an seiner Statt. Da er gesehen hatte, wie sein Lehrer Theodard und der König Childerich waren grausam ermordet worden, und er selber keine bleibende Stätte hatte, wurde er der Welt überdrüssig und ging in ein Kloster, das hieß Stablo und lag im Ardennerwalde. Obwohl er Bischof gewesen war, so wollte er doch nur ein Mönch sein wie die Andern, und theilte Arbeit und Gebet, Fasten und Wachen mit ihnen, und war ihnen ein Beispiel in Geduld und Gehorsam, denn der Abt war ein harter und strenger Mann. Einst hatte Lambert in einer geringen Sache gegen die Klostersitte verstoßen, da gebot er ihm hinaus zu gehen und vor dem Kreuze zu beten, das draußen stand vor dem Kloster unter freiem Himmel. Es war eine eisige Winternacht und die

Erde hart gefroren. Lambert that wie ihm befohlen war, und betete an der Stelle die ganze Nacht hindurch. Als die Mönche des andern Morgens heraustraten, stand er noch unbeweglich am Kreuze im tiefen Schnee, und Haupt und Schultern waren weiß von Schnee, und er war erstarrt vor Kälte. Da führten sie ihn hinein und erwärmten ihn.

In diesem Kloster lebte Lambert sieben Jahre lang verborgen und fern von der Welt. Unterdessen aber hatte sich im fränkischen Reiche Vieles geändert. Denn ein anderer König herrschte, der hatte einen Oberhofmeister, Namens Pipin, den man von Heristall nennt, nach seinem festen Schlosse, das an der Maas lag. Pipin war ein tapferer und kluger Mann, und regierte an des Königs Statt mit gewaltiger Hand, und stellte den Frieden her im ganzen Lande. Auch Lambert rief er aus dem Kloster und führte ihn wieder zurück in seinen Bischofssitz zu Mastricht. Alles Volk war über seine Wiederkehr hoch erfreut, und Lambert begann von Neuem sein Amt zu führen, wie ein rechter Bischof soll.

Nicht weit von Mastricht, die Maas hinab, nach den Küsten des Meeres zu, war damals noch eine rauhe und unwirthbare Gegend. Da gab es nur ödes Haideland, weithin erstreckte sich das Gesümpf, dazwischen waren große Moorlachen, und vom Fleiße menschlicher Hände war weit und breit keine Spur zu sehen. Dort hauste ein harter Menschenschlag, der wußte nichts vom Christenthum, es waren Heiden, die hatten heilige Bäume und Tempel mit Götzenbildern, zu denen sie beteten, denn noch hatte kein Verkündiger des Evangeliums den Fuß in dieses wilde Land gesetzt. Da fing Lambert an das Moorland zu durchziehen, und den Völkern zu verkünden, daß Gott nicht wohne in Tempeln von Menschenhänden gemacht. Oft aber, wenn er die Götzenbilder umstieß, drohte ihm der Tod, denn das Volk ward zornig, und sie zückten ihre Schwerdter gegen ihn.

Gott stärkte seinen Muth und er wurde nicht müde die Botschaft des Friedens zu predigen, bis er die Herzen in ihrer Tiefe erschüttert hatte. Viele gingen hin und ließen sich taufen, und das Licht des Christenthums begann sich auszubreiten in dem Lande.

Als vierzig Jahre vergangen waren, seit Lambert Bischof geworden war, nahte die Zeit seines Endes. Manchen Kampf hatte er gekämpft und viel Ungemach getragen, aber es war ihm nicht beschieden friedlich zu sterben, sondern durch das Schwerdt sollte

er fallen, weil er ohne Menschenfurcht die Wahrheit gesprochen hatte. Das wird später so erzählt:

Pipin, der Oberhofmeister des Königs, wurde von leidenschaftlicher Liebe erfaßt zu der Schwester eines seiner Mannen, Namens Dodo. Obgleich er ein tapferer und verständiger Mann war, und ein rechtmäßiges Weib hatte, so entfremdete er sich doch von diesem, und nahm die Schwester des Dodo zu sich in seinen Palast. Als Lambert das hörte, zürnte er darüber, und am Hofe Pipins tadelte er es laut und öffentlich vor Allen und sagte: „Es ist nicht recht, daß du also verfährst mit deinem rechtmäßigen Weibe, thue jene Andere von dir, damit du dem Volke kein Aergerniß gebest." Pipin wurde über diese Rede bestürzt; das Weib aber eilte zu ihrem Bruder und sagte: „Sieh, der Bischof Lambert hat mich beschimpft vor den Großen des Reichs und dem ganzen Hofgesinde, gedenkst du solches zu dulden?" Da ward Dodo zornig, denn er war längst ein Feind des Bischofs, und er begann das Land mit Feuer und Schwerdt zu verheeren; dabei wurden aber zwei seiner Vettern von den Leuten des Bischofs getödtet. Darauf ergrimmte er noch mehr, und zog aus um mit eigener Hand an Lambert Rache zu nehmen. Dieser war damals zu Lüttich, denn den Ort liebte er, weil er umgeben war von schattigen Wäldern. Als so eben der Morgen graute, verkündete einer der Diener dem Bischofe, daß ein bewaffneter Haufe heranziehe wider das Haus. Bald darauf brach Dodo mit den Seinen in das Gehöfte, und sie zertrümmerten das Zaunwerk und riefen: „Lasset uns Feuer in das Haus werfen und sie Alle mit einander verbrennen!" Lambert aber war vom Lager aufgesprungen und hatte zum Schwerdte gegriffen, das er wohl zu führen wußte, weil er ein starker Mann war. Doch er warf es wieder von sich und sagte: „Ich will das Schwerdt nicht brauchen; es ist besser ich sterbe im Herrn, als daß ich meine Hände beflecke mit dem Blute der Ungerechten." Da griffen seine Diener zu den Waffen, obwohl er davon abmahnte. Er aber fiel nieder zur Erde und betete. Die Schaar drang in das Gemach, alle Diener wurden erschlagen und er selbst durch einen Pfeilschuß getödtet. So starb Lambert am 17. September des Jahres 709. Entsetzen ergriff das ganze Volk, als es hörte, daß der fromme Bischof durch Mörderhände gefallen wäre. Seine Freunde eilten herbei und führten die Leiche zu Schiffe nach Mastricht und begruben sie dort

in der Stille, damit ihr nicht Schmach widerführe. Die Mörder erfreuten sich nicht lange ihres blutigen Werks, denn als ein Jahr vergangen war, lebte keiner mehr von ihnen, sondern sie waren alle eines schmählichen Todes gestorben.

Lamberts Gebeine wurden später feierlich zurückgeführt von Mastricht nach Lüttich, wo er den Tod gefunden hatte; und die Bischöfe von Tongern nannten sich von der Zeit an zu seinem Andenken Bischöfe von Lüttich. R. Köpke in Berlin †.

---

176. Willibrord, Erzbischof von Utrecht.

7. November.

Willibrord hat sich den Ehrennamen Apostel der Niederlande, besonders der Friesen erworben. Der Verfasser dieser kurzen Lebensgeschichte wohnt an derselben Stelle an der Nordsee, wo vor reichlich elf Jahrhunderten Willibrord das Evangelium den heidnischen Eingeborenen predigte; wie auch die reformirte Kirche Wassenaar's vor der Reformation, bis 1580, den Willibrord zum Schutzpatron hatte.

Mache Dir, lieber Leser! eine Vorstellung von unserem Lande, wie es aussah gegen Ende des siebenten Jahrhunderts. Amsterdam war noch nicht da; fast noch keine einzige Stadt dieses städtereichen Landes. Dagegen große Waldungen und unwirthbare Sümpfe und Moräste, denn Rhein, Maas, Waal, Yssel und wie die Flüsse alle heißen, sind noch nicht eingedämmt und überschwemmen in großer Ausdehnung das niedrige Land. Hie und da hatten die Römer in früherer Zeit militäre Wege und befestigte Lager (castra) angelegt; allein die Römerherrschaft ist schon längst vorüber. Die eingewanderten germanischen Stämme waren nördlich vom Rhein unter dem kräftigen Stamme der Friesen zusammengeschmolzen. Seit 679 hatten diese einen gewaltigen König, Namens Radbod, der seine Macht der See entlang bis Flandern (Belgiens Seeprovinzen) ausdehnte, und in seiner vierzigjährigen Regierung dem aufblühenden fränkischen Reiche viel zu schaffen machte. Er war ein Typus seines rohen Volkes, kriegerisch, kräftig, grausam, freisinnig; abergläubischer, eifriger Heide.

Weil die Christen-Prediger von den fränkischen Königen begünstigt wurden, ward das Christenthum als die Religion der

Feinde verhaßt und blieben die Herzen seiner himmlischen Wirkung verschlossen. So hatte Radbod die Christen-Kapelle, welche der Frankenkönig Dagobert zu Wiltaburg oder Utrecht im J. 631 gebaut, und den Samen des göttlichen Wortes, den Eligius in Flandern und Seeland (641—658) Wilfried in Friesland (677—678) gestreut, scheinbar wenigstens, wieder zerstört. So öde und finster das Land, so öde und finster die Herzen der Menschen; weil sie waren ohne Christus, daher ohne den lebendigen Gott, ohne Trost und Hoffnung in dieser Welt. Aber höre, dieser Gott zeigte Friedensgedanken über dies Land und Volk, und sandte seine Knechte als Boten aus.

Es ist im Herbst d. J. 690; da langt ein Schiff aus der Nordsee in der Rheinmündung bei Katwijk an. Zwölf rüstige Männer steigen aus, voll heiligen Eifers, ihre Seelen tragend in der Hand. Einer, Namens Willibrord, 33 Jahre alt, als Priester geweiht, durch Würde und männliche Schönheit hervorragend, ist an der Spitze. Das Zeichen des Kreuzes, das sie tragen, weist auf den Zweck ihres Kommens. Sie sind gelandet um Friesland und Sarenland ihrem Herrn und König zu erobern, um Friesen und Saren Frieden anzukündigen durch das Blut des Kreuzes. So richten sie sich zu Fuß dem linken Rheinufer entlang nach Wiltaburg (Utrecht) und erreichen es unversehrt Anfang 691.

Doch fassen wir diesen Willibrord genauer ins Auge und gehen wir ein wenig in der Geschichte zurück. Es lebte im nordöstlichen Theile Englands, in Northumberland, ein angesehener Mann sächsischer Herkunft, Namens Wilgis. Er und seine Frau waren recht fromme Christen nach dem Maaßstabe jener Zeit; bereits vor seiner Geburt (657) weihete die Mutter den Sohn dem Dienste des Herrn, da mehrere Umstände und ein Traumgesicht sie große Erwartungen von ihm hegen ließen. Bei der heiligen Taufe erhielt er den Namen Willibrord, d. h. Willenlenker. Als Knabe wurde er, ein anderer Samuel, nach einem Kloster in Rhipen von seinen Eltern zur Erziehung hingebracht. Der Abt des Klosters, Wilfried, der selber eine Zeit lang unter den Friesen missionirt hatte (s. oben S. 374) pflanzte in Willibrord's empfängliche Seele den Keim jenes Missionssinnes, der in späteren Jahren zum schattenreichen Baume herangewachsen war. Wir können es uns in etwa vorstellen, wie der Abt Wilfried aus eigener Erfahrung ihm den traurigen Zustand der heidnischen Friesen

schilderte, die noch ihres Apostels harreten, so wie den herrlichen Apostellohn auf Erden und im Himmel. Andere Jünglinge in diesem Kloster, besonders einer, mit Namen Werenfried, der nachher sein Gefährte wurde, wetteiferten mit Willibrord in der Uebung christlicher Tugenden. Als er nun zwanzig Jahre alt war, reisete er zu seiner weiteren Ausbildung nach Irland in das Kloster Rathmelsigi, dem der Abt Egbert vorstand, der auch einmal im Begriff gewesen war den Friesen das Evangelium zu predigen. Hier unter diesen frommen Männern reifte Willibrord langsam, aber innerlich gediegen und kräftig für seinen apostolischen Beruf. Die Priesterweihe erhielt er nach damaliger Sitte als er das dreißigste Lebensjahr erreichte; endlich auf seinem drei und dreißigsten Jahre stand er mit elf anderen Männern reisefertig da. Der Sprache der Friesen war er mächtig. Unter seinen Gefährten werden Suidbert, Werenfried (und mit Unrecht die beiden Ewalde) genannt, welche als Apostel in Nord-Deutschland und den Niederlanden gearbeitet und Gott durch ihren Tod verherrlicht haben. Willibrord aber ragte unwillkürlich hervor durch Würde und Verdienst. Die Geschichtschreiber, Beda der Ehrwürdige, der sein Zeitgenosse war, und später Alcuinus erwähnen seine schöne, kräftige, imponirende Gestalt, sein heiteres Gemüth, seine Weisheit und Beredsamkeit, seine gewinnende Persönlichkeit, vor allem seinen aufrichtigen, reinen Eifer für seinen Gott und Heiland. So ging die Bitte der Eltern in Erfüllung und Willibrord wurde ein ausgezeichneter Willenlenker der verirrten Heiden zu dem lebendigen Gott.

Wir verließen Willibrord in Wiltaburg. Hier übersah er das Feld seiner Wirksamkeit, während viele seiner Gefährten ostwärts weiter zogen. Der gewaltige Radbod zeigte sich dem Bestreben des Willibrord äußerst feindselig. Dieser begab sich daher unter den Schutz des Pipin, des Reichverwalters des fränkischen Königs, dessen Macht groß war und bis hieher reichte. Sei es, daß Willibrord das Bedürfniß einer anderen, mehr kräftigen und geweihten Stütze fühlte, sei es, daß Pipin selber ihn dazu veranlaßte, oder auch beides zugleich stattfand; der Missionar entschloß sich nach Rom zu reisen. Hier erhielt er vom Pabst Sergius den apostolischen Segen und die päbstliche Weihe und Vollmacht zur Mission unter den Friesen, und wurde zugleich mit vielen Reliquien der Märtyrer ausgerüstet, damit er, nach der Vorstellung jener Zeit,

statt der heidnischen Bilder, die er zertrümmern sollte, etwas anderes und besseres an deren Stelle setzen möchte. So gerüstet und gestärkt kehrt er wieder; allein in Wiltaburg war noch keine Ruhe und sicherer Anhaltspunkt für ihn. Während Pipin mit einheimischen Zwisten unter dem fränkischen Adel beschäftigt war, hatte Radbod die Hände frei, und das Christenthum wurde ihm stets um so mehr verhaßt, je mehr es ihm mit Rom und Frankenherrschaft zusammenzuhängen schien. Deßhalb verweilte Willibrord erst bei Pipin in Trier oder Herstall (Joinville), und fing seine Mission an in den Ländern, wo Radbod keine Gewalt hatte, an der Maas und südlich von der Rheinmündung. So in der jetzigen Provinz Limburg und Nord-Brabant, unweit Herzogenbusch und Breda, wo mehr als zwanzig Kirchen noch jetzt den Namen Willibrord's tragen. Ebenfalls in der jetzigen Provinz Seeland. Auf der Insel Walcheren war ein Hauptsitz des Wodan-Cultus. In heiliger Entrüstung widersetzte er sich hier mit Wort und That den Götzendienern und zerbrach er ihr Götzenbild. Die Priester wurden wüthend, einer versetzte ihm einen Schwerdtstreich und mit Mühe entkam er ihrer Wuth. Doch Gott schützte seinen Knecht und segnete sein Werk. Daß dieß nicht unfruchtbar war, zeigen viele alte Denkmale,[1]) so wie es auch daraus hervorgeht, daß bis zur Reformation ganz Seeland den Willibrord als Schutzpatron besonders verehrte. Von hier zog er nach Süd-Holland, Christen-Gemeinden und Kirchen stiftend, in Vlaardingen (früher Slavenburg), Wassenaar, Oestgeest, weiter in dem südlichen Theile der jetzigen Provinzen Utrecht und Gelderland. Sein Bekehrungswerk, obgleich mit einigen nicht rein evangelischen Bestandtheilen versetzt, war doch nicht so äußerlich, als bisweilen von einigen behauptet. Wo die Heiden in Schaaren sich sammelten, da predigte er. Kurz und kräftig; mit Macht seine Stimme als Prophet erhebend, den Gott der Christen in Seiner Macht und Gnade, die heidnischen Götter in ihrer Ohnmacht darstellend. Wo er Eingang fand, verweilte er; die Willigen und Lehrsamen taufte er nach

[1]) Unter anderen das Wappen der Hafenstadt Vlissingen, bestehend aus einer silbernen Flasche auf einem rothen Felde. Dies Wappen scheint sich auf Willibrord's Missionsthätigkeit zu beziehen; denn der Sage nach predigte er an dieser Stätte, wo nachher Vlissingen gebaut wurde, und hinterließ daselbst seine Pilgerflasche, in der sich ein wenig Wein durch Gottes Wunderkraft unter Willibrord's Händen vermehrte.

kurzem Bekenntniß, und knüpfte daran viele Ermahnungen alles heidnische Wesen zu verlassen, und nicht bloß dem Namen nach sondern in der That wahre Christen zu sein; sonntäglich zum Gottesdienst sich zu sammeln, den Guten nachzufolgen, die Bösen zu bestrafen, Herrschaft über sich selbst zu üben; zwar sich des Zeichens des heil. Kreuzes zu bedienen, allein eingedenk zu sein, daß dieß dann bloß nützlich sei, wenn sie den Geboten Christi obliegen; züchtig zu leben; hatte Gott sie mit äußeren Gütern gesegnet, davon den Armen mitzutheilen und beizutragen zum Kirchenbau; stets des Todes und des Gerichts eingedenk zu sein u. s. w. Dieß scheint der Hauptinhalt seiner Predigt und Missionsthätigkeit gewesen zu sein, und das Gewissen vieler tausend Heiden stimmte ihm bei, und sagte ihnen: der Mann spricht bessere Dinge als unsere Wodan-Priester, er ist ein Mann des wahren lebendigen Gottes.

Jetzt drangen die Gefährten des Willibrord und vor allen der mächtige Schutzherr Pipin darauf, daß dieser eifrige und gesegnete Missionar sich als Bischof oder Erzbischof der Friesen und Nord-Germanen vom Pabste weihen ließ. Lange sträubte sich dagegen der demüthige Mann, weil wie er sagte, die Erfordernisse, die der Apostel Paulus für einen Bischof angiebt, sich nicht gehörig in ihm fanden. Endlich gab er den dringenden Vorstellungen und Wünschen nach. Mit einem Empfehlungsschreiben des Pipin reisete er October 696 abermals nach Rom, wo er bereits den 22. November als Erzbischof geweiht wurde, und den Namen Clemens erhielt, entweder, wie einige sagen, weil der Name Willibrord dem Pabste zu barbarisch klang, oder, wie andere wollen, weil seine Weihung mit dem Festtage des heiligen Clemens zusammentraf und dieser schöne Name (der Sanftmüthige) ganz zu seinem Wesen paßte. Von nun an schrieb er sich Clemens-Willibrord.

Indeß hatte Pipin dem Radbod eine große Niederlage zugebracht, ihn aus Wiltaburg vertrieben und Duldung des Christenthums nebst dessen Verbreitung von ihm bedungen. Die so günstig am Rhein gelegene Burg hatte er aufs Neue befestigt, und diese wieß er dem Willibrord als Hauptsitz seines Bisthums an. Utrecht, mit diesem ursprünglich römischen jetzt fränkischen Namen wollen wir hinfort Wiltaburg benennen, wurde von jetzt an die Hauptkirche der nördlichen Niederlande, und Willibrord der erste einer langer Reihe höchst einflußreichen Kirchenobriste. Hierdurch

wurde das sporadische Christenthum, die zerstreuten Gemeinden und Kapellen, um einen Mittelpunkt gesammelt und gewann es feste Gestalt.

Willibrord hielt sich nur vierzehn Tage auf in Rom, und eilte nach dem Lande seiner Bestimmung zurück. Es war nun seine erste Obliegenheit, nebst der bestehenden Kapelle, eine stattliche würdige Kirche zu bauen, die er dem Martinus von Tours, dem heiligen Krieger weihete. Damit verband er eine Stiftung oder Art Kloster, wo alle Geistlichen zusammenleben, sich stärken, und nach ihren Ausflügen in die Heidenwelt einen sicheren Zufluchtsort finden sollten. Ueberdieß hier und allerwärts wo nur eine Gemeinde gesammelt wurde, stiftete er Schulen für die Jugend, so daß er nach einigen Jahren bereits eingeborne Friesen als Priester weihen konnte. So war er rastlos thätig; dann sammelte er seine Gefährten und Mithelfer um sich zu gegenseitiger Stärkung, dann sandte er sie nach allen Richtungen zur Evangelisirung der Heiden aus; dann wieder lehrte und befestigte er die Neubekehrten und ordnete das Ganze. Aber selber blieb er Missionar. So trat er in 698 eine große Missionsreise nach dem Norden an. Er suchte den König Radbod in seinem entlegenen Sitz auf, vermochte aber nicht sein hartes Herz für das Evangelium zu gewinnen. So zog er nordwärts nach Ost-Friesland, ja gelangte als der Vorläufer des Ansgarius, in das Reich der Dänen. Obwohl er keinen großen Erfolg spürte, blieb sein Wort und ganze Erscheinung nicht ohne Eindruck und diente zur Vorbereitung späterer Glaubenszeugen. Er hatte dreißig Jünglinge als Sklaven gekauft und sie unter Weges zur Taufe vorbereitet. Mit ihnen gelangte er auf die Fositen-Insel (Helgoland), und taufte sie daselbst. Allein fast alles auf dieser Insel war der Gottheit Fosite geweiht, und es zu berühren, wurde für ein schweres Verbrechen gehalten. Da nun aber Willibrord in der heiligen Quelle die Jünglinge taufte, und seine Gefährten einige von den für heilig gehaltenen Rindern schlachteten, wurde die Wuth des Volks gegen sie erregt. Einer der Gefährten, den das Loos traf, wurde den Götzen geopfert, und der König Radbod entbot im Zorne den Willibrord zu sich, ihm mit heftigem Ton vorwerfend, daß er sein Heiligthum entehrt und seinen Gott beleidigt habe. Doch unerschrocken erwiedert ihm unser Held: „Er, dem Du dienest, o König, ist nicht Gott, sondern der Teufel, der Dich im Argen verstrickt. Es giebt keinen Gott als

Einen, der Himmel und Erde, die See und Alles, was darin ist, geschaffen. Wer in wahrem Glauben ihm dienet, der wird das ewige Leben haben. Als sein Knecht beschwöre ich Dich, daß Du von der Eitelkeit des uralten Irrthums, dem Deine Väter gedient, endlich Dich einmal bekehrest und glaubest an den einen, allmächtigen Gott. Dann laß Dich taufen in der Quelle des Lebens, alle Deine Sünden abwaschen, indem Du alle Bosheit und Ungerechtigkeit von Dir werfest und hinfort züchtig, gerecht und heilig lebest. So wirst Du mit Gott und allen Heiligen das ewige Leben ererben. Falls Du aber mich verachtest, der ich Dir den Weg des Heils anweise, so sollst Du wissen, daß Du ganz gewiß die ewigen Strafen und die Höllen-Flammen mit dem Teufel, dem Du gehorsamest, erleiden wirst." Diese Worte des unverzagten Gottesmannes machten solchen Eindruck auf Radbod, daß er sagte: „Ich sehe, daß Du unsre Drohungen nicht gefürchtet hast, und daß Dein Betragen mit Deinen Worten übereinstimmt." Somit sandte ihn Radbod sammt seinen Gefährten in das fränkische Reich zurück.

Um diese Zeit begab er sich nach Trier. Die Aebtissin eines Klosters daselbst, Irmine, Tochter des fränkischen Königs Childebert, hatte seine Hülfe eingerufen wider eine grassirende Pestseuche, und dies mit wunderbar gesegnetem Erfolg. Aus Dankbarkeit schenkte sie dem Willibrord ein Kloster in der jetzigen Provinz Luxemburg. Hievon stiftete Willibrord eine Abtei, die späterhin sein geliebter Ruhesitz wurde; Pipin und dessen Gemahlin Plechtrudis schenkten ihm dazu Länder und Acker, und so wurde die Abtei Echternach allmählig ein bedeutender Besitz und wuchs durch die ringsum sich anbauenden Einwohner zu einer nicht unansehnlichen Stadt, das es noch jetzt ist.

Als er in den südlichen Niederlanden verweilte, besuchte er öfters einen treuen Gotteszeugen, Namens Lambert (s. das vorige Lebensbild), der aus seiner Erfahrung dem Willibrord vielmal weisen Rath ertheilte. So war es diesem ein herber Schlag, als er 709 vernahm, daß Lambert als Opfer einer ungerechten Rache von rohen Händen getödtet war. Dagegen erquickte ihn besonders ein überraschender Besuch seines alten Lehrers und Freundes Wilfried, der in siebzigjährigem Alter noch eine Reise nach Rom unternahm und keinen Umweg scheute, um Augenzeuge von dem Wirken und Befinden seines jetzt schon berühmten Schülers zu sein (704).

Auf diesen Reisen von Norden nach Süden und umgekehrt hat Willibrord in der Rheingegend die Gemeinden in Xanten, Cleve, Emmerich (Rhein-Preußen); weiter die in Elst, Nymwegen, Tiel (Gelderland) gegründet. Der kräftige Mann blieb unermüdet thätig für seinen Gott und Herrn. In dem nord-westlichen Theile Frieslands (der jetzigen Provinz Nord-Holland) scheint er um diese Zeit viele Kirchen gestiftet zu haben. Eine derselben Namens Heilo, nahe bei der jetzigen Stadt Alkmaar, bewahrt noch ein schönes Andenken an Willibrord. Hinter der (reformirten) Dorfkirche findet sich ein eingemauerter Brunnen, der Willibrords-Brunnen heißt, und dessen Wasser nach dem Glauben der Römisch-Katholischen eine wunderbare Heilkraft haben soll. Alcuinus erzählt, daß als Willibrord in dieser Gegend evangelisirend einherzog, großer Mangel an süßem, trinkbarem Wasser entstand, da das vorhandene Wasser brack und untrinkbar war; so litten seine Gefährten peinlichen Durst. Da ruft Willibrord Einen von ihnen zu sich in seinem Zelt und befiehlt ihn eine Grube zu graben. Nun knieet er nieder und flehet zu Gott, daß Er gleich wie Er vormals sein Volk in der Wüste getränkt, jetzt auch aus dem dürren Boden erquickende Labung hervorquillen lasse. Und siehe, Gott erhört seinen Knecht, und trotz der Nähe der salzigen Seen, quillt in der Grube eine gute Quantität süßen Wassers hervor. Was auch in dieser Sage erdichtet sein möge, gewiß ist sie ein Beweis des heilsamen Eindrucks, den der Evangelienbote, der hier auf die Quelle des lebendigen Wassers, das in das ewige Leben quillet, hinwies, in den Herzen der Eingebornen hinterlassen hat.

Im Jahre 714 starb Pipin, und der Friesen-König benutzte die Verwirrung, welche durch dessen Tod entstand, um in das Frankenreich einzufallen, und zugleich die Christen-Kirchen und Kapellen zu verwüsten. Vergebens wagte es ein kühner Sendbote, so eben aus Lundewich (London) gelandet, mit Kraft und Würde das Evangelium zu verkündigen, er mußte nach wiederholten Versuchen (715—716) wieder heimkehren ohne Frucht. Wer war dieser? Es war Winfried, der unter dem Namen Bonifacius sich den großen Namen, Apostel der Deutschen, erworben hat. Drei Jahre später (720), als nach Radbod's Tode das Kriegsgetümmel sich ein wenig legte, kehrte er wieder und arbeitete mit oder ohne Willibrord, allein immer in stetem Einverständniß mit diesem, drei Jahre unter den Friesen. Da rief ihn sein Gott nach Deutsch-

land, woher er im greisen Alter nochmals wiederkommen sollte, um (in 755) den Zeugentod durch die Hand der heidnischen Friesen zu sterben. Willibrord hatte alsbald die großen Anlagen dieses apostolischen Mannes erkannt, und da er selber 66 Jahre alt geworden war, wollte er ihn zu seinem Nachfolger bestimmen; aber Bonifacius, der sich zu den Deutschen berufen fühlte, lehnte es ab.

Ein andrer Mithelfer war indessen aus Frankreich herüber gekommen, Namens Wulfran, Bischof von Sens. Der Sohn und Nachfolger des Pipin, Carl Martel, hatte den Radbod wieder besiegt und gezwungen den Christenglauben frei in seinem Gebiet predigen zu lassen. Während des Krieges hatte Willibrord sich nach seiner Abtei Echternach begeben, jetzt kehrte er nach Utrecht zurück, das zerstreute zu sammlen, das verwirrte zu ordnen, das zerbrochene zu heilen. Unter Leitung oder Anweisung Willibrords predigte Wulfran den Friesen mit Eifer das Evangelium und war glücklich genug den Sohn des Radbod zu bekehren und zu taufen. Dieser starb aber, da er noch das weiße Kleid der Täuflinge trug, und sei es, daß hiedurch das Herz des Vaters erweicht war, sei es daß andere Ursachen mitwirkten (die alten Schriftsteller sagen auch die Wunder des Wulfran), Radbod, der greise Christenfeind, schien für die Kirche gewonnen. Das große Taufbecken steht bereitet. Der König setzt einen Fuß darin, doch besinnt sich noch 'nmal, bevor er den zweiten hinzusetzt. Feierlich beschwört er den Missionar zu bezeugen: „wo die Mehrzahl der Friesen und ihrer Könige und Väter sein mögen, im Himmel, oder in der Walhalla?“ — Wulfran erwiedert: „Irre Dich nicht, o Fürst! Deine Vorgänger, die Fürsten der Friesen, die ohne das Sacrament der Taufe gestorben sind, liegen gewiß unter dem Urtheil der Verdammniß.“ — Hiergegen sträubt sich das National-Gefühl des Friesen-Königs; gleich zieht er den Fuß aus dem Taufbecken zurück, und erklärt, er könne den Umgang jener friesischen Voreltern nicht entbehren um mit wenigen Unansehnlichen im Himmel zu wohnen; darum wolle er bei der Religion seiner Väter beharren.“ — Vergebens wendet Wulfran alle erdenkliche Mühe an, und erklärt ihm, daß der Teufel ihn verführet hat und die Pforten des Himmels auf ewig für ihn geschlossen sein werden. Indeß Radbod war innerlich ohne Ruhe. Er ließ Willibrord bitten, zu sich herüber zu kommen, vielleicht um günstigere Auslegung zu bekommen. Allein Willibrord weigert sich und spricht: „Wie sollte Dein Meister, nachdem

er des Bischofs Wulfran Ermahnungen verschmähet, jetzt den Meinigen Folge leisten? Ich habe ihn diese Nacht gesehen mit glühender Kette gefesselt, so daß er bereits dem ewigen Urtheil erliegt." Ehe der Gesandte zurück war, vernahm er schon Radbods Tod (719). Diese alte glaubwürdige Erzählung ist ganz bezeichnend, um den Geist jener Zeit kennen zu lernen.

Der Nachfolger des Radbod, Poppo war dem Christenglauben weniger feind, und die Missionare waren mit mehr oder weniger Erfolg unter den heidnischen Friesen thätig. Willibrord scheint von jetzt an mehr durch das Ordnen seines Bischofssitzes und dessen Angelegenheiten gebunden zu sein. Carl Martel und andere Angesehene beschenkten das Bisthum und die Abtei fortwährend mit allerlei Einkünften. Dieß kam alles der Kirche oder nach damaligen Ansichten, dem Reich des Herrn zu gute; diente auch um Kirchen, Klöster, Schulen zu errichten und zu unterhalten, nahm aber den ganzen Mann in Anspruch und machte ihn das eigentliche Missionswerk anderen jüngeren überlassen. Auch ließ sich das Alter merken. Die Gefährten und Jugendfreunde waren bereits zur Ruhe eingegangen. Die Friesen standen wiederholt wider die Franken auf, und sobald der Frankenkönig Carl Martel anderwärts beschäftigt war, wie jetzt im Süden des Reichs gegen die Mauren, schüttelten sie das Joch der Abhängigkeit wieder ab. So lebte der fromme Greis meist in höchst unruhiger Kriegszeit, und war er öfter genöthigt nach seinem Echternach sich zurückzuziehen. Als aber der Frankenkönig den Friesen in ihrem innersten Schlupfwinkel, wo er sie von der Seeseite aufgesucht, eine schwere Niederlage zugebracht hatte (736), scheint der Bischof die letzten Jahre seines langen Lebens einige Ruhe genossen zu haben in seinem Bisthum. Bereits hatte er im 79sten Lebensjahr einen Mit-Bischof sich als Helfer beigegeben, obwohl er darum nicht aufhörte selber zu lehren und zu predigen. Wenn er jetzt das Auge von Katwijk's Küste, wo er in 690 landete, nach Osten, Süden und Norden der Niederlande wendete, konnte er, wie Paulus der Apostel sagen: ich habe alle die Lande mit dem Evangelium erfüllt. Und obwohl er die Geistesfülle und Tiefe des Paulus nicht hatte, er hatte doch denselben Eifer und gottgeweihten Sinn für die Ausbreitung des Evangeliums. Endlich nach beinahe 50jähriger Wirksamkeit unter den Friesen, in seinem 82sten Lebensjahr, ging dieser treue Knecht in die Freude seines Herrn ein. Er entschlief den 7. November

739, wahrscheinlich in Utrecht, obwohl seine Leiche, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß nach seiner Abtei Echternach geführt wurde. Derselben hatte er bei Testament seine Privat-Besitzungen vermacht.

Lange blieb diese Abtei ein stattliches Grabmal für diesen Apostel der Niederlande. Aber im November 1794 wurde sie von den Franzosen (Sansculottes), denen damals nichts heilig war, zerstört. Noch findet alljährlich eine besondere Verehrung des Willibrord daselbst statt. Am ersten Dienstag nach Pfingsten strömen viele Tausende aus dem Eifel-Gebirge herzu und halten in Echternach eine sonderbare Procession. Die sogenannten springenden Heiligen machen nach vorgeschriebenem Tact Sprünge seitwärts, rückwärts und vorwärts, bis sie vor der Parochie-Kirche sich niederwerfen und einen priesterlichen Segen empfangen. Dieß zum Andenken an eine wunderbare Heilung von einer Viehseuche oder Rinder-Tollheit durch Willibrord, und zugleich als Schutzmittel gegen deren Wiederkehr. — Wir, lieber Leser! wollen auf andere Weise den Gründer der christlichen Kirche der Niederlande in Ehren halten. Obwohl er nach dem ihm verliehenen Maaß des Lichtes, das Evangelium der Gnade Gottes in Christo noch einklammerte in den Satzungen und gesetzlichen Formen der römischen Hierarchie, auf Willibrord darf man den Lobspruch des Herrn auf Maria von Bethanien anwenden, er hat ein gutes Werk gethan; er hat gethan was er konnte; wahrlich wo das Evangelium in diesen Landen gepredigt wird, da wird man auch sagen zu dem Gedächtniß des Willibrord, was er hier gethan hat.

L. J. van Rhyn in Wassenaar bei Leyden.

---

177. Die beiden Ewalde.

3. October.

Auf zwei verschiedenen Wegen sind die Stämme des deutschen Volkes zum Evangelium berufen worden, und je nachdem sie den einen oder den andern geführt wurden, ist ihr Leben und Antheil an der großen Arbeit der Menschheit nach einem ewigen Rathschlusse bestimmt worden. Die einen haben das Christenthum erobert, die andern sind von ihm erobert worden. Jenen Weg haben die Gothen, Franken und Alamannen betreten, auf dem

andern sind die Sachsen aufgesucht worden. Jene stürmten hervor aus ihren alten Sitzen, getrieben von wilder Jugendkraft und ungebändigter Kampfeslust, durchbrachen die Grenzwehren der Römer, zerstörten die Castelle, eroberten die Städte, verwüsteten die Provinzen, und drangen ein bis in das Herz des Reiches. Da setzten sie sich fest mitten unter der geschlagenen Bevölkerung römischer Sprache und Sitte, und fanden nicht allein eine neue Bildung, sondern aus den Trümmern der Städte erhob sich auch das Kreuz, das hier schon lange errichtet worden war, und zu seinen Füßen legten die Sieger ihre Waffen nieder. Ein höheres Gesetz hatten sie in ihrem dunkeln Drange vollzogen.

Andere Stämme sind durch das Evangelium erobert worden. Tiefe Wurzeln hatten die sächsischen Völker in die heimische Erde gesenkt, und gleich ihren alten Eichen schienen sie mit ihr verwachsen; im Dunkel ihrer heiligen Wälder, an den geheimnißvollen Quellen, an den Opferstätten, da verkehrten sie nach der Väter Sitte mit ihren Göttern. Voll harter Kraft waren sie, im Gefühle der Freiheit unbeugsam und nur schwer zu brechen. Große Wanderungen auf dem Festlande hatten sie nicht bestanden, und ihrer Natur gemäß ihre Grenzen nur langsam erweitert. Zuletzt hatten sie den uralten Stamm der Brukterer unterworfen und vertrieben, und waren im Westen bis zu den Ufern des Rheins gekommen, da wo sich die Issel von dem Strome trennt, und nach Süden hinab bis über die Mündungen der Lippe und Ruhr.

Dennoch hatte sich ein Theil von ihnen früh und ganz abgelöst, die nördlichsten Stammgenossen, die Angelsachsen, welche im fünften Jahrhundert über die See gegangen waren, und ein großes Gebiet auf den britischen Inseln erobert hatten. In Irland bestand die Kirche Christi nach der Lehre, wie sie seit uralter Zeit aus dem Osten herübergebracht worden war. Dennoch empfingen die Angelsachsen sie nicht von dort, sondern aus Rom, aber wie ihre Nachbaren, die Iren, wurden sie durstige Hörer des Wortes; wie jene ergriff sie der Geist, alle Völker zu lehren, und ihnen die Taufe zu bringen aus dem lebendigmachenden Geiste. Wie die Franken das Schwert der Eroberung führten, zuletzt und am gewaltigsten in Karl dem Großen, so brachten die Angelsachsen und Iren die Lehre von dem neuen Leben den Völkern des deutschen Festlandes, das ihnen gegenüber lag auf der Ostseite der See. Da kamen die irischen Apostel herüber und verkündeten das Evange-

lium bei den Alamannen, so Columban, Gallus und Trudpert, und bei den Anwohnern des Mains Kilian; und die angelsächsischen bei den wilden Friesen an den Mündungen des Rheins. Ob auch der Samen oft auf steinigen Boden fiel, sie wurden nicht müde, hier zu predigen, Livin, Wilfried von York, Wicbert und endlich Willibrord.

Als sie mit den Friesen bekannt geworden waren, erkundeten sie hinter diesen im Osten die Altsachsen, härter noch als jene, schwerer zugänglich, weil sie mitten im Lande saßen, und nur im Norden eine schmale und entlegene Seeküste hatten. Unter denen, in welchen der Eifer Willibrords und seiner Genossen ein gleiches Feuer entzündet hatte, waren zwei Geistliche eines und desselben Namens Ewald. Aber nicht nur gleich an Herkunft und Namen waren sie eng mit einander verbunden, sie waren gleich im Glauben, gleich an Hingebung, gleich voll Feuer in den Kampf zu gehen, und beide hatten längere Zeit in Irland gelebt, um den Dienst der dortigen Kirche kennen zu lernen. Wie sie äußerlich sich unterschieden, der eine durch sein blondes Haupthaar und helle Gesichtsfarbe, der andere durch ein dunkles Antlitz und schwarzes Haar, so nannte man sie den weißen und den schwarzen Ewald; jener war der mildere, dieser der stärkere und in der Wissenschaft vom Worte Gottes der bewandertere. Zu ihnen gesellten sich andere Gefährten, darunter einer Namens Tilmon, edler Abkunft, früher ein Krieger, der mit ihnen jetzt in einen andern höhern Kampf ziehen wollte. Von Friesland her überschritten sie den Rhein, und drangen muthig ein in das waldesdunkle Land, um ihm das Licht zu bringen.

Da sie auf keinerlei Hülfsmittel hoffen durften, führten sie außer dem nothwendigen Reisegeräth eine Kapelle mit sich, das heißt Alles was zum feierlichen Gottesdienste nöthig ist, die Gefäße und einen tragbaren Altar, überall wo sie den aufstellten, da war die sichtbare und wandernde Kirche, und sie hielten ihre Versammlung mit Gesang der Psalmen und Predigt alle Tage. Es strömten die sächsischen Gauinsassen herbei, um die Fremden zu sehen und ihre Rede zu hören, was sie in das Land brächten. Jene aber suchten Freunde zu gewinnen, und hofften besonders auf den Vorsteher des Gaues. Einen fanden die beiden Ewalde unter den Gaugenossen, der nahm sie gastfrei auf, und versprach sie zu dem Gauvorsteher zu senden. Vorher ließen sie diesem verkünden, sie

seien gekommen um einer heilbringenden Sache willen, die sie dem Volke und ihm mittheilen wollten.

Während die Ewalde noch des Bescheides harrten und fortfuhren in ihrer Predigt, wurden die Gaugenossen wider sie erregt, weil sie von einem neuen Glauben hörten und von dem Sturze ihrer alten Götter, deren Dienst sie von den Vätern ererbt hatten. Auch fürchteten sie, der Gauvorsteher könne der neuen Lehre Gehör geben und ihm die übrigen folgen; darum beschlossen sie eine rasche That, bevor dieser herbeikomme. Beim Gottesdienste überfielen sie plötzlich die Glaubensboten und die mit ihnen versammelt waren; mit einem Schwertschlage tödteten sie den weißen Ewald, den schwarzen nahmen sie gefangen, zerbrachen ihm die Glieder und ließen ihn qualvoll sterben unter ihren Händen; die Leichen warfen sie in den Rheinstrom. Die andern Gefährten wurden zerstreut und entflohen; zu spät kam der Gauvorsteher um die That zu hindern, nur die Thäter vermochte er noch zu strafen. Die Sage aber fügt hinzu, jenem Tilmon sei es durch ein Traumgesicht verkündet worden, an welcher Stelle des Rheines die Leichen zu finden seien, kenntlich durch eine Feuersäule, die sich über ihnen erhebe. Da sie aber endlich gefunden waren, führte Pipin, der Majordomus der Franken, sie in feierlichem Zuge nach Köln, und setzte sie daselbst bei.

Wo die That geschehen sei, unfern des niederrheinischen Ufers, ist nicht mehr zu bestimmen. Die Sage, eingedenk des Wassers, das sprudelt in Ewigkeit, welches die Ewalde dem Sachsenvolke zu bringen hofften, berichtet von einem lebendigen Quell, der an jener Stelle aus der Tiefe hervorgebrochen sei und das Land ringsumher getränkt habe. Haben sie auch nicht den Quell selbst aufdecken können, doch haben sie zuerst die harte Erdrinde zu öffnen gesucht. Ihr Tag war der 3. October, wahrscheinlich des Jahres 695. R. Köpke in Berlin †.

Bonifacius, seine Schüler und Genossen.

178. Bonifacius, Apostel der Deutschen.

5. Juni.

Unter den geistigen Vätern unseres Volks, zu deren Grabesstätten voll freudigen Dankes zu wallfahrten uns heilige Pflicht bleiben muß, steht der Mann, dessen eilfhundertjährigen Gedächtnißtag wir in diesem Jahre (1855) haben feiern können, der „Apostel der Deutschen" obenan. Und wenn es uns klar bewußt wird, in welchem tiefen inneren Lebenszusammenhange die christliche wie die nationale Seite des deutschen Berufs unter einander stehen, dann müssen wir vor Allen auf den Schöpfer und Hersteller dieses Lebens hinblicken, der, mit den glänzendsten Gaben vom Herrn ausgerüstet, es klar begriffen hatte, was in jener Zeit dem Volke, dessen Stammgenosse er war, Noth that und dieses Eine mit hellem Blick fest hielt. Und dazu mußten nun alle Umstände sich fügen und jene Reihe glücklicher Förderniſſe zusammentreffen, die sein Werk zu einem Segen und zu einem sichtbaren Zeugnisse göttlicher Gnade erhob.

Schon lange waren die Boten des Heils aus den brittischen Gefilden über das Meer zu uns herübergekommen; sie waren die Ersten im Weinberge gewesen, als es galt, den rauhen Boden zu ebnen für die milde und köstliche Aussaat des Friedens. Daheim aber, unter den Wirkungen altbrittischen Lebens, war der Strom des Geistes immer mächtiger und voller geworden; immer neue Kräfte gingen von demselben aus, übten einen frischen und belebenden Einfluß, wohin sie kamen, wirkten aber auch selbst befruchtend auf den mütterlichen Boden zurück. So wurde das kirchliche Leben mit seinen überallhin Wurzel schlagenden Keimen ein volles, ja überströmendes; es hatte in sich seinen Höhepunkt erreicht, und bedurfte der Ableitung auf fremde Gebiete. Und gerade als es auf dieser Höhe war, ging aus demselben der „Apostel der Deutschen" hervor.

Aber auch das Feld, auf welches er vom Herrn berufen ward,

war wohl vorbereitet zu eben dieser Zeit. Wenn man auch dreist behaupten darf, daß kein Volk für die Aufnahme des Evangeliums so viel natürliche Anlage, so viel sittlichen Beruf empfangen hatte, wie das germanische Volk; so war doch auch keine Zeit geeigneter für eine großartige Wirkung des heiligen Geistes zur Gründung einer christlichen Kirche auf der Grundlage volksthümlichen Lebens als gerade jene. Das als Erbe der römischen Herrschaft eingetretene Frankenreich begann durch das Heldengeschlecht der Nachkommen Pipins aus dem Verfalle seiner entarteten Herrscherfamilie sich zu erheben und die getrennten Glieder des großen germanischen Volkskörpers zu vereinigen. Und dies Werk handhabte gerade damals mit großer Kraft Karl Martell (der Hammer); je weiter derselbe seine Arme ausstreckte, desto mehr Gebiet wurde gewonnen für die Aufgabe evangelischer Verkündigung. Aber während so der Staat voranschritt mit seinen Zwecken und Mitteln, wuchs desto mächtiger die Gefahr für die Kirche Christi, jenen Zwecken und Mitteln unterthan und von einem anderen Geiste regiert zu werden, als der ihr eigenster und wahrster ist. So galt es denn hier nicht blos Neues zu schaffen, Gefilde voller Todtengebeine in einen Acker des Lebens umzuwandeln, sondern auch Getrenntes zu verbinden und Zerstreutes zu einem Ganzen zu sammeln. Zu dieser doppelten Thätigkeit ausersehen war der „Apostel der Deutschen."

Winfried nannte ihn die angelsächsische Kirche, Bonifacius (vielleicht ursprünglich Klostername) der päpstliche Stuhl; jenen Namen bekam er in der Taufe, diesen, wie es scheint, öffentlich zuerst in einem päpstlichen Erlasse vom J. 719. Beide Namen hatte er vollkommen verdient. Er führte durch Kampf (Wyn) zum Frieden (Fred), war also ein siegreicher Kämpfer und vollends ein Wohlthäter oder Heilbringer (bonifacius) seines Volks und seiner Zeit. Geboren 680 (oder 682) zu Kyrton in Devonshire im Königreich Wessex, aus edlem, vielleicht fürstlichem Geschlechte, zeigte er frühzeitig, wozu er berufen sei. Sein Vater zwar hatte andere Gedanken mit ihm und sah in ihm nur den Erben seiner weltlichen Macht und Schätze. Aber er sollte bald belehrt werden, daß unsere Gedanken nicht Gottes Gedanken sind, und daß wir den Wegen des Herrn mit unserm liebsten Schatz nicht widerstreben dürfen. Kaum war der Knabe vier Jahre alt, als, bestehender Sitte gemäß, besuchende Geistliche auf ihrer Rundreise auch dorthin kamen

und im väterlichen Hause Platz nahmen. Und da fiel denn aus den frommen Gesprächen dieser Männer voll Würde und Ehrfurcht gebietenden Wesens manch' fruchtbares Samenkorn in die empfängliche Seele des Kindes, das von nun an sich schon hinein träumte in das künftige Wirken eines Geistlichen. Aber dieses scheinbare Spiel der kindlichen Phantasie ward zum Ernste des Lebens. Der Knabe bestand darauf, Geistlicher zu werden; der Vater sah mit innerem Gram den heißen Wunsch in des Sohnes Seele aufsteigen und widersetzte sich. Aber, sei es in Folge schwerer Krankheit, von der er kaum genas, oder sei es, daß er in der tiefen Neigung die höhere Bestimmung erkannte, vielleicht auch von der Hoffnung geleitet, den frischen, fröhlichen Sinn des Knaben werde das enge Klosterleben bald ermüden: genug, er willigte ein. In seinem siebenten Jahre wurde er dem Kloster, welches jetzt Exeter heißt (urspr. Adescancaster oder Eidechsenburg), in seinem vierzehnten zur Erlernung der höheren Kenntnisse dem kleinen Kloster Nutschalling (Hautscelle, Nußschaale) in Hampshire übergeben. Hier zeichnete er sich durch Demuth wie durch Geist und Talent gleich sehr aus und ward bald ein Lehrmeister der jüngeren. Und als er im J. 710, wenig über 30 Jahre alt, die priesterliche Weihe empfangen hatte, that er sich schon bei Gelegenheit einer amtlichen Besprechung der Geistlichen über kirchliche Angelegenheiten so sehr durch Geist und Beredtsamkeit hervor, daß er zum Abgeordneten an den Erzbischof von Canterbury empfohlen und erwählt ward, um den Streit desselben mit dem Könige Ina von Wessex zu schlichten. Der Erfolg verschaffte ihm hohe Achtung; aber ohne Zweifel trug dies auch wesentlich zur Erweiterung seines Gesichtskreises bei und lenkte seinen Blick auf die kirchlichen Zustände außerhalb seines Vaterlandes. Ja, es scheint der Gedanke, als Sendbote des Evangeliums unter die heidnischen Völkerschaften auf dem Festlande zu gehen, schon damals in ihm erwacht zu sein, und jede andere Verlockung der Ehre und Bequemlichkeit zurückgedrängt zu haben. Wenigstens erklärte er bald nach seiner Rückkehr seinen festen Vorsatz zu einem Versuch der Mission unter den Friesen, die vielleicht durch die ihm bekannten großen Schwierigkeiten seinen Trieb nur um so mehr reizte. Der damalige Häuptling dieses Stammes, Radbod, war ein erbitterter Feind des Christenthums, und wenn er auch von Pipin von Heristall in einem gewissen Maaße abhängig war, so befand er sich

doch nach dessen Tode im Besitze einer rücksichtslosen Willkührherrschaft, da Karl Martell durch eine blutige Niederlage für den Augenblick seines Einflusses beraubt war. Gerade in diese Zeit (715) fiel die erste Reise Winfrieds nach Friesland hinüber, wo allerdings schon lange die fränkischen Bischöfe Amandus und Eligius und die englischen Mönche Wigbert und Willibrord thätig wirkten und zu Utrecht ein Bisthum gegründet war. Er kehrte indessen nach vergeblichem Harren im Spätherbste 717 unverrichteter Sache nach Nutschalling zurück und begab sich dann im Herbste 718 nach Gallien und von da im Winter desselben Jahres, in Verbindung mit mehreren neu gewonnenen Begleitern, nach Rom, um sich dort mit dem Papste Gregor II. über seine Wirksamkeit planmäßig zu verständigen. Die Empfehlungsbriefe des Bischofs Daniel von Winchester, zu dessen Sprengel das Kloster von Nutschalling gehörte, bahnten ihm den Weg zu einer freundlichen Aufnahme, die er in Rom fand. Mit päpstlichen Vollmachten versehen, in denen er nun zum ersten Male amtlich Bonifacius genannt ward, wollte er sich in die noch heidnischen Theile des fränkischen Reichs, also in das ostrheinische Ripuarien und das daran angrenzende Thüringen, begeben, und führte diesen Plan auch aus. Zwar fand er nun auf seinem Wege durch Baiern nach Thüringen noch Reste früher gepredigter christlicher Lehre, im Ganzen jedoch einen ungeeigneten Boden; und nachdem er daher diesen seinen ersten Gang nur dazu benutzt hatte, um sich mit den allgemeinen Verhältnissen und mit den eigenthümlichen Volksdialekten vertraut zu machen, ging er über Utrecht, wo er bis 723 verweilte, und Trier nach Hessen, wo das von ihm gestiftete Kloster Amanaburg oder Amöneburg der Mittelpunkt seiner deutschen Mission zu werden bestimmt schien. Noch in demselben Sommer (723) wurde er vom Papste wieder nach Rom berufen; er nahm seinen Weg dorthin durch Ostfranken und Burgund und erhielt daselbst am 30. November dieses Jahres die bischöfliche Weihe, die für seine fernere Wirksamkeit vielleicht als ein Bedürfniß erscheinen mochte, aber auch dazu diente, ihn und alle seine Schöpfungen in die engste Beziehung zum päpstlichen Stuhle zu setzen, da er ein schriftliches Glaubensbekenntniß und einen Huldigungseid ablegen mußte, worin er gelobte, „in der Einheit des katholischen Glaubens mit Gottes Hülfe zu verharren, auf keine Weise in irgend etwas, das der Einheit der katholischen Kirche zuwider ist, einstimmen,

sondern seinen reinen Glauben und seine Mitwirkung dem Papste und dem Nutzen seiner Kirche, welcher von Gott die Gewalt zu binden und zu lösen verliehen worden, seinem erwählten Stellvertreter und dessen Nachfolgern auf alle Weise bewähren zu wollen." So sollte also dem Geiste der römisch-katholischen Kirche gemäß die Reinheit der Lehre der Einheit der Kirche unterworfen, nicht in echt evangelischer Weise aus der Reinheit der Lehre die Einheit der Kirche gewonnen werden.

Das äußere Ansehen, das er auf diesem Wege erlangte und das ihm durch einen eigenen Schutzbrief Karl Martells gesichert war, war allerdings von Werth, konnte ihn jedoch über den Mangel an wahrhaft christlichem Sinne und geistlichem Leben, den er am Hofe wie unter der Geistlichkeit fand, in keiner Weise trösten. Zucht und Frömmigkeit waren fast gänzlich gewichen, rauhes Kriegshandwerk und wilde Jagdbelustigungen an die Stelle stiller Arbeit in Gebet und Seelsorge getreten, die Kirche zu einem politischen Werkzeuge herabgewürdigt. Winfried ergoß die tiefen Klagen seiner bekümmerten Seele in Briefen an edle Freunde, namentlich an den genannten Bischof von Winchester; denn er hatte „nicht blos von außen Kämpfe und von innen Furcht, sondern auch die heftigsten Anfeindungen durch falsche Priester und Heuchler, welche Gott widerstreben, selbst verloren gehen und das Volk durch viele Aergerniß und Irrthümer verführen." Da wandte er sich wieder zu seiner Pflanzung im Hessenlande, nach Amöneburg, fand aber auch hier leider die gepflanzten Keime ohne tiefere Wurzeln, ohne weitere Entwickelung, den sorgsam besäeten Boden von heidnischem Unkraute überwuchert. Da beschloß er „dem alten Baume des Aberglaubens die Axt an die Wurzel zu legen." In die alte heilige Donnerseiche zu Geismar schwang er selbst die Axt mit kühnem Streiche, seine Treuen folgten seinem Beispiele; da aber, sagte man, sei der Sturm gekommen, habe die Wipfel des Baumes erfaßt und, als komme er von höherer Hand, gewaltsam nach allen vier Seiten ihn auseinander gesprengt. Und über der gefällten Eiche, aus der zum Erstaunen ihrer heidnischen Anbeter keine rächenden Geister hervorkamen, erhob sich das Kreuz; aus dem Holze bauete Winfried eine Kapelle St. Peters.

Mit dem Jahre 725 wandte er sich wieder nach Thüringen hin; hier waren nur schwache Reste des Christenthums im Süden um Würzburg herum. Er wollte auch hier einen festeren Anhalts-

punkt haben und einen Damm gegen das herrschende Heidenthum. Er errichtete das Kloster Ohrdruf. Durch eine gleichmäßige, mit ruhigem Eifer verfolgte Thätigkeit wurde dasselbe bald der Mittelpunkt, von dem ein neuer Hauch geistlichen Lebens ausging. Aber Winfried hatte bis jetzt ziemlich allein gestanden mit seinem Gebet und seiner Arbeit; er mußte jetzt vor Allem den Herrn der Ernte bitten, daß er Arbeiter senden wolle in seinen Weinberg. Die Verbindung mit seinem brittischen Vaterlande, das nach jener kurzen Rückkehr noch einmal wiederzusehen ihm nicht beschieden war, hatte er nie aufgegeben; jetzt ließ er in größerer Anzahl Gehülfen und Gehülfinnen aus England herüberkommen. Der Geist der Aufopferung, der diese beseelte und der fränkischen Geistlichkeit gerade so sehr fehlte, das fromme, von Erkenntniß und Wissenschaft gehobene Leben, das die großen englischen Klöster auszeichnete, machten sie vorzugsweise geeignet, den größtentheils noch so harten Geistesboden der deutschen Länder zu bebauen. So hatte er denn für Seelsorge und Bekehrung treue Stützen an ihnen, aber auch liebe Freunde und trostreiche Genossen in Freud und Leid. Und mit richtigem Blicke stellte er vorzugsweise auch fromme, begeisterte Frauen, die in stiller Zurückgezogenheit voll Segen wirkten und deren Gedächtniß die Geschichte liebevoll bewahrt hat, überall hin an die Wiege des deutschen Geisteslebens.

Der Tod des Papstes Gregor II. und die Wahl Gregors III. zu seinem Nachfolger änderte in diesen Verhältnissen nichts; die Vollmachten für Winfried, der allerdings nicht geringe Erfolge für sich anzuführen hatte, wurden nicht blos bestätigt, sondern auch (732) das erzbischöfliche Pallium hinzugefügt, damit er auch für die dem Evangelium gewonnenen Länderstriche Bischöfe ernennen könne; ein bestimmter Sitz wurde vorerst noch nicht damit vereinigt. Der Kreis seiner Thätigkeit war damit bedeutend erweitert; alle germanischen Völker östlich vom Rheine waren ihm als Missionsfeld angewiesen. In demselben Jahre bauete er noch zwei neue Kirchen in Hessen, die eine zu Fritzlar, die andere ungewiß, ob zu Amöneburg oder an einer andern Stelle. Sein weiteres Augenmerk war dann auf Baiern gerichtet; hier waren zu den christlichen Gemeinden früherer Zeit später noch einige andere hinzugebracht worden, aber das Leben der Geistlichkeit lag in tiefem Verfalle und war völlig ohne bindende kirchliche Einheit und Ordnung. Vielleicht hatte er für den Augenblick nur zum Zweck, die

Zustände genauer zu erkunden; indessen lagen dabei ohne Zweifel noch tiefere Pläne im Hintergrunde, die die Zukunft enthüllen sollte. 738 reiste er zum dritten Male nach Rom.

Hiermit beginnt eigentlich ein neuer Abschnitt, eine neue Art seiner kirchlichen Thätigkeit. In der frühern, in welcher er dreizehn Jahre lang in Hessen und Thüringen reichen Samen ausgestreut hatte, war seine Arbeit mehr an den einzelnen Seelen gewesen; jetzt galt es die zerstreuten zu Einer Heerde zu sammeln, sie unter einander zu verbinden, eine kirchliche Einheit und Wirksamkeit zu begründen. Seine erste Arbeit war der evangelischen Mission, diese zweite der kirchlichen Organisation gewidmet. Er that dies im Sinne der päpstlichen Hierarchie und scheint während seines diesmaligen längern Aufenthalts in Rom den festen und wohlgeordneten Plan dazu mit dem Papste entworfen zu haben. Als er im Frühjahre 739 von dort zurückkehrte, trat er als päpstlicher Legat, als der unmittelbare Vertreter des sichtbaren Oberhaupts der Kirche auf und war nach allen Seiten hin mit Vollmachten und Empfehlungen wohl gerüstet. Herzog Odilo von Baiern, in dessen Land er nun zuerst wieder kam, wandte ihm eine besonders fördernde Gunst zu, die indessen nicht aus der Liebe zum Evangelium hervorging, sondern vielmehr politische Zwecke zur eigentlichen Triebfeder hatte. Eine rein-deutsche Kirchengründung schien ihm mit Recht das beste Mittel zu sein, um der Abhängigkeit vom fränkischen Reiche ledig zu werden. Aber nicht auf Baiern, das er damals von unwürdigen Geistlichen reinigte und in die vier Sprengel der Bisthümer Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau theilte (739), beschränkte er diese Maaßregeln, sondern dehnte sie bald auf Thüringen und Hessen aus. In letzterem gründete er das wahrscheinlich in Niederhessen gelegene Buraburg, in jenem die Diöcesen Würzburg und Eichstädt im südlichen, Erfurt im nördlichen Theile; dies letzte scheint er selbst verwaltet zu haben. Auch übte der fast gleichzeitig erfolgte Tod Karls und Gregors III. im J. 741 keinen nachtheiligen Einfluß auf den Bestand seiner lange vorbereiteten Pläne aus; vielmehr ward, was sein Verhältniß zum nachfolgenden Papste Zacharias an Innigkeit verlor, durch die viel größere Theilnahme Karlmanns ersetzt, der selbst den kirchlichen Interessen warm ergeben war und grade mit der Verwaltung der Gegenden und Länder betraut ward, in denen Winfried seine Wirksamkeit hatte.

Und hier fand er bald Gelegenheit seinem mächtigen Gönner seinen Dank mit voller Ueberzeugung vergelten zu können. Die Herzöge von Baiern und Alamannien trachteten danach nicht ohne Zustimmung und Beihülfe des Papstes, das fränkische Reich zu zerreißen; und wenn sie auch nach heißen Kämpfen flüchten mußten, hielt doch die anderweitige Bedrängniß der Karolinger durch feindselige Nachbarn von der weiteren Verfolgung des gewonnenen Sieges ab. Winfried stand treu zu Karlmann, auch als der Papst sich anders entschied. Sie wehrten damit in gemeinsamem Bemühen der Zerstückelung Deutschlands; Winfried aber konnte dem, was so von politischer Seite für die nationale Selbständigkeit des deutschen Lebens gewonnen war, ein gleiches Bemühen für die Neugestaltung oder Wiederherstellung kirchlicher Sitte, Ordnung und Verfassung an die Seite setzen. Es lag diesen edlen Bestrebungen ein tiefes, zum Theil vielleicht unbewußtes Gefühl von dem zum Grunde, was dem Volke Noth war, und dasselbe allein in seiner Einheit und Selbständigkeit erhalten konnte und ohne welches es vielleicht bald den Stürmen romanischer oder slavischer Gewaltsamkeit unrettbar erlegen wäre. Indem aber Winfried so das Interesse der deutschen Kirche und Nationalität gleichmäßig und wahrhaft förderte, störte er doch zugleich im wahren und wohlverstandenen Sinne die Macht eines einigen und starken Kirchenthums, das man in Rom wollte, an seinem Theile nicht.

Aber Winfried fand noch andere Mittel, das kirchliche Bewußtsein und Leben zu reinigen und zu stärken. Zu einem nicht ganz unbedeutenden Theile geschah dieß durch das Synodal- und Metropolitan-Wesen. Die Widersetzlichkeit der alten Geistlichen wurde auf den jährlichen Provinzialsynoden gebrochen, die erzbischöfliche Auctorität gehoben, das weltliche und sittliche Leben gesäubert, die Reste des heidnischen Aberglaubens entfernt, endlich für die Regelung und Zucht des gesammten Volkes eine festere Ordnung gewonnen. Weniger gelang ihm freilich dieses in Bezug auf die Geistlichkeit jenseits des Rheins, die ohnehin, je mehr er alle seine Maaßregeln in beständigen Zusammenhang mit Rom setzte, ihre Freiheit davor zu wahren suchte. Auch vermochte er die Widersprüche, die sich gegen ihn sowohl in der Lehre (von der Gnadenwahl u. a.) als auch in dem Abhängigkeitsverhältnisse vom römischen Stuhle erhoben, nicht auf den Synoden, sondern erst durch Entscheidungen aus Rom zu beseitigen. Unter seinen Geg-

nern ragen der ihm an christlicherErkenntniß überlegene, aber an Weisheit und richtigem Takt weit nachstehende Clemens und der Franke Adalbert hervor, der als ein Vorläufer der späteren mystischen Richtungen erscheint. Auch in diesen Kämpfen siegte der Gehorsam gegen die römische Kirche zuletzt doch; und wenn die Gedanken Winfrieds dabei auch nicht die richtigen, wahrhaft evangelischen gewesen sind, so dürfen wir es doch nimmer verkennen, daß er in höherer Hand ein gesegnetes Mittel gewesen ist, durch die starke römische Gliederung dem jungen, zarten Leben der deutschen Kirche Halt und Festigkeit zu geben. Winfrieds Wirken für das Reich Gottes sollte mit den Bewegungen und Erfolgen der weltlichen Macht Hand in Hand gehen. Nicht umsonst geschah es grade in demselben Jahre (732), in welchem er den Grund zum deutschen Kirchenthume legte, daß der Hammer Karl Martells die unsern Welttheil auch vom Südwesten her mit dem Islam bedrohende Macht der Araber zerbrach. Und als endlich Pipin, dem der bei den nicht immer mit ehrlichen Waffen fortgesetzten Kämpfen wider die Alamannen in seinem christlichen Gewissen beunruhigte Karlmann sein Regiment gern mit überließ, um in ein Kloster zu gehen, die schon zuvor wohl vorbereitete Frage in Rom aufwerfen ließ: ob es für die Kirche des fränkischen Reichs in ihrem dermaligen Nothstande nicht besser sei, daß der, welcher die Macht habe, auch König heiße? und die gewünschte zustimmende Antwort erhielt; zog auch Winfried daraus an seinem Theile den unschätzbaren Gewinn, daß das Königthum nur unter der Auctorität der Kirche zu Stande gekommen war, daher nun auch seines christlichen Berufes und seiner Pflicht, die kirchlichen Angelegenheiten zu fördern, sich bewußt werden mußte. Aber freilich ist Winfried mehr als einmal durch die Benutzung politischer Interessen verführt worden, Fleisch für seinen Arm zu halten, statt sich allein im Glauben auf den zu werfen, der der unsichtbare Herr und Lenker seiner Kirche selber ist. Und doch bleibt ihm das unbestreitbare Verdienst, zu einer geistlichen Wiedergeburt auch des Frankenreiches hierdurch den ersten Grund gelegt zu haben.

Den Schlußstein fügte er dem gesammten kirchlichen Organismus mit der streng durchgeführten Metropolitanverfassung ein. Es wurde der Wirkungskreis der Erzbischöfe und Bischöfe und die Unterordnung dieser unter jene fest bestimmt und genau abgegrenzt. Winfried, dem es selbst damals noch an einem erz-

bischöflichen Sitze fehlte, erhielt jetzt **Mainz** zum Mittelpunkte seiner Thätigkeit, nachdem seine Absicht auf das zum Erzbisthume zu erhebende Bisthum Cöln gescheitert war. So war denn mit diesem Erzbisthum Mainz, zu welchem außerdem noch 13 Diöcesen gehörten, der Bau des deutschen Kirchenthums vollendet. Um aber den Segen dieser Einrichtung auch der Zukunft zu sichern, lag es ihm sehr am Herzen, die Nachfolge in der erzbischöflichen Würde noch bei seinen Lebzeiten gesichert zu sehen. Er erreichte dies endlich frohen Herzens durch Papst Zacharias in der Person seines begabtesten und vertrautesten Schülers **Lullus**, im Frühjahre 754.

Aber es sollte dem Apostel unseres Volks der Feierabend, den er in der Mitte der deutschen Stämme, der Ostfranken, Thüringer, Hessen und Sachsen, in seiner Lieblingsschöpfung **Fulda** sich geträumt hatte, nicht beschieden sein. Dort hatte er nämlich auf einer von fränkischen Großen empfangenen reichen Landschenkung tief in dem großen hessischen Buchenwalde in einer Wildniß am Ufer der Fulda durch seinen Freund und Schüler Sturm, einen jungen vornehmen Mann, der sich in Baiern an ihn angeschlossen, in Fritzlar seine Bildung empfangen und später in Hersfeld als Einsiedler gelebt hatte, ein neues Kloster errichtet, daneben eine Schule, deren Wirksamkeit in nüchternem, geschichtlichem Geiste noch lange ein Segen der kommenden Geschlechter blieb, gegründet und mit einer neuen Regel, die noch strenger als die der Benedictiner war, ausgestattet. „Diesen Ort,“ schrieb er 751, „habe ich von frommen Männern rechtmäßig erworben und dem Erlöser geweiht. Hier will ich einst, wenn auch nur wenige Tage, meinen müden Leib pflegen und nach meinem Tode ruhen.“ Aber noch mächtiger als die Sehnsucht nach Ruhe war in ihm der Drang seines liebsten Jugendplanes. Er wandte sich zurück zu dem, wovon er ausgegangen war, zur Mission in **Friesland**, das noch nur in der Gegend von Utrecht für das Evangelium gewonnen war. Nachdem er, von der Ahnung (Andere wollen, von dem Wunsche) des Todes geleitet, sein Sterbekleid in seinen Bücherkasten gelegt, brach er dorthin auf und verkündigte das Evangelium in Verbindung mit seinem Schüler **Eoban**, Bischof von Utrecht, Anfangs mit gutem Erfolge. Als er aber weiter nach **Dokkum** vordringen wollte, und am Ufer eines Flüßchens eine Anzahl getaufter Heiden zur Ertheilung der Firmelung erwartete, wurde er am 5. Juni 755 von einem feindlichen Haufen in seinem Zelte überfallen und,

da er seinen weltlichen Begleitern die Vertheidigung mit dem Schwerte untersagt hatte, sammt den übrigen Geistlichen vor ihren Augen getödtet. Die Leiche des 75jährigen Greises wurde später von Mönchen nach Fulda gebracht.

Wenn auch sein Leben vielfach in ganz äußerlicher Thätigkeit sich bewegen mußte, so war und blieb dennoch die rein innerliche Wirkung, die stille Arbeit an den Seelen, die väterliche Fürsorge für das Wachsen der von ihm bekehrten Christen, vor allen Dingen aber auch das Forschen in der Schrift sein liebstes Augenmerk. Das Studium dieser empfahl er auf das Dringendste, weil sie es ist, die „unsere Seele ohne die Gefahr des Schiffbruchs im Sturm zu dem Ufer des seligen Paradieses, zu den ewigen himmlischen Freuden der Engel geleitet." Und wenn er auch in ernster, scharfer Bußmahnung selbst einen König Ethibald zu verwarnen sich nicht scheuete, „wie ungeziemend es sei, daß ihr das in euch erschaffene Bild Gottes durch den Dienst der Lust in das Bild des Teufels verwandelt," so hat er sich doch selbst nicht überhoben, sondern das lebendige Gefühl der eigenen Ohnmacht und Sünde bewahrt, wie er so schön an eine englische Aebtissin schreibt: „Bete für mich, daß, der sich so hoch gesetzet hat und auf das Niedrige sieht, mir meine Sünden vergebe, daß mir gegeben werde das Wort mit freudigem Aufthun meines Mundes, daß das Evangelium der Herrlichkeit Christi unter den Heidenvölkern laufe und verherrlicht werde."

Voll hohen Sinus und reicher Gaben, voll treuen Glaubens und tiefer Demuth, hatte Winfried nur Eine Liebe und Eine Sorge in seinem ganzen Leben, zu arbeiten, daß das Reich Gottes komme, und er hat als ein seltenes Rüstzeug des Herrn diese Aufgabe mit rastlosem Muthe und ungetrübtem Blicke bis an sein Ende verfolgt. Mögen unsere römisch-katholischen Brüder ihn hoch erheben als eine Säule päpstlicher Hierarchie, wir erkennen darin nur den Tribut menschlicher Schwäche, mit welcher auch dieser Sohn seiner Zeit den äußerlichen Satzungen ergeben war. Wir evangelischen Deutschen sehen in ihm das gesegnete Werkzeug in der Hand Gottes, auch durch das Mittel strenger Gesetzlichkeit und äußerlicher kirchlicher Normen in schwerer Zeit dem heidnischen und unsittlichen Wesen zu wehren und das zarte evangelische Leben unseres Volks in seinen ersten gesunden Keimen zu erhalten; wir ehren ihn hoch als den Begründer deutscher Nationaleinheit und

Hersteller einer deutschen Kirche, und lassen uns in freudig dankbarer Erinnerung das Wort des Hebräerbriefs (13, 7) gesagt sein: Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.

Friedr. Lübker in Parchim, später in Flensburg †.

179. Gregor von Utrecht.

11. August.

Im Geiste versetzen wir uns in eine anmuthig gelegene Abtei, Namens Pfalzel, unweit der alten Moselstadt Trier. Die Aebtissin Addula, Tochter des Frankenkönigs Dagobert II., hat dieselbe nach dem Tode ihres Gemahls gebaut und selber sich darin vom Welt- und Hofgetriebe zurückgezogen. Es ist im Jahre 722, da der kriegerische Hofmeyer Karl Martell fast königliche Gewalt übt. Ein ehrwürdiger Missionspilger hat an der Pforte um Gastfreiheit gebeten, und die christliche Aebtissin, welche auch Engel beherbergen möchte, hat ihm dieselbe gerne gewährt. Es ist ein angelsächsischer Edelmann, imponirender Gestalt und Haltung im reifen Mannesalter. Seinem reichen väterlichen Erbgut und aller Weltlust hat er schon längst entsagt und sich der Bekehrung der heidnischen Deutschen und Friesen zu seinem Gott und Heilande gewidmet. Winfried ist sein Name, aber als Bonifacius soll die Kirchengeschichte ihn dermaleinst Apostel der Deutschen betiteln[1]). Am nächsten Morgen liest er seiner steten Gewohnheit nach die heilige Messe, darauf hält er mit der Aebtissin und ihren Genossen die klösterliche Mahlzeit. Während dessen wird nach stehender Sitte etwas Erbauliches vorgelesen. Der Vorleser ist diesmal ein funfzehnjähriger liebenswürdiger Jüngling, ein Enkel der Aebtissin, erst eben vom Hofe und von seiner Schule zurückgekehrt, Namens Gregor. Er liest aus der Bibel und zwar in lateinischer Sprache. Im Tone und der ganzen Haltung des jungen Gregors ist Etwas, das dem Pilger gefällt. „Du hast gut gelesen, mein Sohn!" redet er ihm zu, „aber hast du nun auch das Gelesene gut verstanden, und kannst du es in deutscher Mundart vortragen?" Der junge Lector stockt und bekennt sein Unvermögen. „Soll ich's 'n mal

[1]) Das Lebensbild des Bonifacius s. zuvor.

thun?" Und nun hebt der Pilger von dem verlesenen Schrifttheil an, und Worte der heiligsten Ermahnung und Begeisterung fließen von seinen beredten Lippen. Wie Funken im Zunder wirken sie auf das empfängliche Gemüth des horchenden Jünglings. Letzterer will diesem Gottesmanne, der so herrlich die heilige Schrift auslegt, mit Leib und Seel sich anschließen, alle Mühseligkeiten und Gefahren des Pilgerlebens mit ihm theilen, von ihm vollends sich in der heil. Schrift zur Seligkeit unterweisen lassen. Die Einwendungen der besorgten Großmutter halten ihn nicht ab.

Der fromme Pilger sei ihr noch unbekannt; der Enkel an die Bequemlichkeiten eines fürstlichen Standes gewöhnt und noch so jung; das Wanderleben eines Evangelisten unter den Heiden so voller Entbehrungen und Gefahren — vergebens. Gregor war fest entschlossen: ein Feuer war in seinem Herzen entzündet, das kein Mensch mehr zu löschen vermochte. Er sagte zu der Großmutter, wenn sie ihm kein Pferd zur Reise gebe, wolle er zu Fuß diesem Mann Gottes nachfolgen, wohin er gehe. Addula giebt endlich nach; sie schafft dem jungen Enkel Pferde und Knechte, damit er den Winfried auf dessen Wanderungen gehörig begleite.

Von nun an begleitet Gregor den Bonifaz in Noth und Tod, in Ehre und Unehre länger als dreißig Jahre. Erst pilgern sie nach Thüringen und Hessenland. Durch die Verheerungen des Krieges mit den Sachsen war diese Gegend verwüstet und vielfach unheimlich. Die zwei Missionare hatten nicht nur Gefahren aller Art, sondern öfters Mangel am Nothdürftigsten zu erleiden. Nicht selten mußten sie sich aus der Ferne Kleidung und Nahrung beziehen. Nicht selten mit eigenen Händen arbeiten um's kärgliche Brod für sich und ihre Gefährten.

Vernehmen wir die Worte des Liudger, eines friesischen Adligen, der das Bisthum Münster gegründet und eine uns aufbewahrte schöne Biographie des Gregor, seines innig verehrten Lehrers, in lateinischer Sprache geschrieben hat. Er sagt, die zwei unzertrennlichen, Bonifaz und Gregor zusammenfassend: „Während der Ruf des Bonifaz täglich wächst, nimmt auch sein Schüler Gregor an Alter und Weisheit täglich zu, und wird er seinem Lehrer lieb als ein eingeborener Sohn und ihm ein Gehülfe in allem guten Werk. Dieser Erkorene aus den Erkorenen wurde aber nicht erzogen weder durch Reichthümer und weltliche Freuden, noch durch Sicherheit und Behaglichkeit des sterblichen Lebens, sondern

durch Hunger, Nacktheit und viele Drangsale. In welchen allen sie genöthigt wurden, sich mit Händearbeit zu ernähren und mitunter den drohenden Verfolgungen des heidnischen Landvolks unter Todesfurcht in eine Stadt zu entweichen, um daselbst kümmerlich eine Zeit lang zu weilen, bis die Städter mit bewaffneter Hand die Feinde vertrieben. Da nun dieser Streit in zahllosen Dörfern zwischen Heiden und Christen obwaltete, so wurden ganze Länderstriche in eine Wüste verändert. Bonifacius aber, je heftiger die Wuth der Wölfe, desto treuer stellte er sein Leben für seine Schafe, und gleichfalls wurde Gregor dessen unermüdlicher Gehülfe im Werke Gottes, in der Ueberwachung und Erziehung der Heerde ihr zweiter Hirte." Nahm also Gregor an allen Sorgen und Mühen seines geistlichen Vaters Antheil, so theilte er ebenso dessen Bemühungen und Ehren am fränkischen Hofe. Die Könige und Hofmeyer fingen an, dem Wirken des Bonifaz die gebührende Anerkennung zu zollen; zwar waren etliche Höflinge dem Ausländer darüber neidisch und beeinträchtigten ihn, wo sie nur konnten; allein sein wahres Verdienst strahlte zu helle. Der Papst berief ihn nach Rom, wo er bereits 718 den Auftrag zur Evangelisation der Heidenvölker Deutschlands erhalten und jetzt (10. Nov. 723) zum Bischof der zu gründenden deutschen Kirche geweihet wurde. Auf's neue gerüstet und innerlich gestärkt, eilt er nach Thüringen und Hessenland zurück. Er fällt die heilige Eiche bei Geismar, angesichts der staunenden Heiden. Er kämpft und erringt Sieg auf Sieg. Er stiftet Klöster und Schulen und organisirt die junge Kirche. Im Jahre 738 reist er zum dritten Male nach Rom, um sich neue Vollmacht vom Papst zu verschaffen. Auf der Rückreise (739) hält er sich lange in Bayern auf und stiftet daselbst vier Bisthümer. Auf allen diesen Reisen begleitete ihn Gregor. Es läßt sich denken, welch' eine Lebensschule diese apostolische Missionsthätigkeit für den empfänglichen, geistig begabten jungen Mann gewesen. Sein Biograph erwähnt keines Aufenthalts im Kloster: etliche vermuthen, daß er sich in der Abtei Fritzlar (Hessen) oder Ordorf (Thüringen) zur weiteren Ausbildung aufgehalten — es kann sein, aber war nicht Bonifaz sein steter Bildner und Lehrer? Bonifaz hatte nicht nur großes praktisches und organisirendes Talent, er hatte auch große Lust und Liebe zum Studiren; er las fleißig die h. Schrift und die Kirchenväter, auf seinen Reisen hatte er stets Bücher bei sich und verschrieb sie anderswoher — nicht we-

niger als Winfried hatte Gregor Sinn und Geschick zum Studiren und Lehren, sogar noch mehr vielleicht. Liudger erwähnt ausdrücklich, daß er (Gregor) in Rom einen bedeutenden Bücherschatz sich sammelte, den er fleißig benutzte. Auch, daß er daselbst zwei angelsächsische Burschen, wahrscheinlich Sclaven sich erwarb, die er zur Evangelisation heranzubilden suchte, Namens Marcuinus und Marchelmus. Letzterer ist wirklich ein nicht unbedeutender Mann geworden, Pastor an der Salvatorkirche in Utrecht und Gefährte des Lebuinus, Evangelist unter den Friesen, unweit Deventer, Oldensaal u. s. w.

Wo die Sonne leuchtet, erblaßt des Mondes Schein. So lange Gregor seinen geistlichen Vater begleitet, und dies thut er länger als drei Decennien, tritt seine Person in Schatten. Die Zeit kommt, wo er selbständig auftreten, und seine ganze liebenswürdige und geweihte Persönlichkeit sich zeigen sollte im eigenen Licht.

In einem Briefe des Lullus, des Schülers und Nachfolgers Winfried's in Mainz, an Gregor, welcher Brief vor 753 abgefaßt sein muß, nennt dieser ihn Priester und Abt, indem aus dem Inhalt hervorgeht, daß er diese Würde erst kürzlich angetreten hatte. Bonifaz nämlich, obwohl seine Wirksamkeit hauptsächlich Deutschen und Franken gewidmet war, hatte doch nie unterlassen, auch Herz und Auge für die friesische Mission offen zu halten, und nach dem Tode seines theuren Lehrers und Geistesverwandten (Willibrord † 739) wandte er derselben aus der Ferne einen Theil seiner Sorgen zu. Seinen Gregor hatte er besonders für die friesische Kirche und Mission ausersehen. Die Utrechter, von Willibrord gegründete Stiftsschule (denkt Euch etwa ein Missionshaus wie in Basel und Barmen) ward dem Gregor übertragen, und dadurch kam er an die Spitze der Mönche und Priester daselbst zu stehen. Er soll ausgezeichnete Lehrgaben besessen haben. Seine Schule wurde die berühmteste ihrer Zeit. Edle Jünglinge aus Friesland (Liudger), Frankenland, England, Schwabenland und anderen Theilen Deutschlands strömten dahin, um als leuchtende Fackeln bald die Finsterniß in ihrer heidnischen Heimath zu verscheuchen.

Als aber 755 der fünf und siebzigjährige Bonifaz seine letzte Missionsreise nach dem nördlichen Friesland antrat, und den Utrechter Bischof Eoban sammt vielen andern mit sich nahm, ließ er Gregor als „Hirten der Utrechter Kirche" zurück. Bonifaz und

seine 52 Gefährten erlagen (5. Juni) als Märtyrer der verrätherischen Wuth der blinden Heiden und Utrecht's Bisthum blieb für's erste unbesetzt. Nun unterzog sich Gregor der ganzen Sorge für die friesische Mission, welche ihm auch vom Papste Stephan II. und vom Könige Pipin übertragen wurde. „Er nahm zwar die bischöfliche Würde nicht an, sondern er blieb Priester, sei es, daß Demuth ihn abhielt, nach einer höheren Würde zu streben, oder daß die Geschäfte des bischöflichen Amtes mit dem, wozu er besonders Beruf und Neigung fühlte, nicht übereinstimmten, oder sei es, daß besondere Ursachen in den Zeitumständen die Wiederbesetzung des Bisthums hinderten", wie Dr. Neander sagt.

Seiner Aufgabe: „Hirte und Prediger der Friesen" zu sein, hat er laut der Zeugnisse seiner Zeitgenossen mit unverdrossenem Eifer und großer Weisheit Genüge gethan, sein ganzes folgendes Leben d. h. über mehr als zwanzig Jahre. Liudger sagt: „Gregor hat die alte Stadt Utrecht und den berühmten Flecken Dornstadt (jetzt noch Wijk by Duurstede in der Provinz Gelderland) und den Theil Frieslands, der damals christlich hieß, mit seiner Lehre erleuchtet, nebst den Gegenden westlich des Flusses Lagbeek (heute Lek), was in den Tagen des Königs Pipin die Grenze war der christlichen und der heidnischen Friesen". Hieraus erhellt, daß Gregor zwar selber kleine Missionsreisen machte in seiner Umgebung, daß er aber hauptsächlich das ganze Missionswerk leitete und beständig neue Missionare bildete. „Die Tugenden waren in ihm, die den Lehrer einer höheren Schule für seinen erhabenen Beruf befähigen, ein Schatz von Kenntnissen und Wissenschaften, der seinen Zöglingen Achtung einflößte; ein hochernster und dennoch milder Sinn, wodurch die Jünger in kindlicher Liebe mit ihrem Lehrer verbunden waren, und eine Herzens- und Sittenreinheit, die vollkommen zu seiner Lehre stimmte und die seine Person seinen Zöglingen noch theuer machte, als sie, in das öffentliche Leben eingetreten, durch Zeit und Raum und höhere Würden bereits weit von ihm geschieden waren. Kaum läßt sich ein lieblicheres Lebensbild denken als Liudger, nach Gregor's Tode, von diesem Mann Gottes gezeichnet hat, und wer seine kurze einfache Biographie liest, wird gewiß innerlich überzeugt sein, die Persönlichkeit eines solchen Vorgängers müsse nothwendig eine Kraft zur Bekehrung und Heiligung gewesen sein für alle edleren Naturen, die einige Zeit seines Umgangs genießen und sein fruchtbringendes Leben anschauen

durften", so schreibt unser niederländischer Geschichtsforscher W. Moll in seiner Kirchengeschichte Niederland's vor der Reformation (1864). Darum habe ich bereits einige Züge aus jener Liudgerschen Biographie mitgetheilt, die nachfolgenden aber werden sein Bild vollständiger darstellen.

„Gregor erkannte (ich gebe Liudger's Worte, nur mit einiger Abkürzung wieder) das heilige Schriftwort: Geiz ist eine Wurzel alles Uebels. So wie die Geizigen ihre Seelen feil haben und fürchten irdischen Gewinn zu verlieren, so fürchtete dieser gottselige Mann, daß er durch Sammeln und Bewahren das Himmlische verlöre. Was ihm deshalb an Gold und Silber zufloß, ließ er gleich zum Besten der Kirche verwenden und den Armen ausreichen, so sich Schätze sammelnd im Himmel, die weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen. In Kleidung, in Gebrauch von Speise und Trank genügte ihm das Einfachste und unterschied er sich in keiner Beziehung von seinen Untergebenen, den apostolischen Ermahnungen gemäß. Nicht in Kleiderschmuck, nicht in Essen und Trinken besteht das Reich Gottes, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude im heil. Geiste. Wenn er uns gegen Sünden und Laster warnte, wiederhallte in seiner Warnung das prophetische Wort: Ich habe dich gesetzt, daß du ausreißen, zerbrechen, verderben und zerstören sollst, und bauen und pflanzen (Jeremia 1, 10); in seiner evangelischen Verkündigung aber das apostolische: das kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott denen bereitet, die Ihn lieben (1. Kor. 2, 9). Vergeben war seine Lust. Diejenigen, welche seine seltenen Tugenden mit neidischen Augen betrachteten, pflegte er seine Freunde zu nennen und als Freunde zu behandeln, da sie ihm den Weg zur Selbsterkenntniß erleichterten. Noch ein treffender Beleg ist Folgendes. Zwei seiner leiblichen Brüder waren auf der Reise aus Gallien (Süd-Frankreich) in's Frankenland von Räubern überfallen und ermordet. Die Mörder aber wurden ertappt und gefesselt zu dem Gregor gebracht, damit er den Sitten jener Tage gemäß sich in der Blutrache „des Todes seiner geliebten Blutsverwandten tröstete." Er empfing die Raubmörder mit Sanftmuth; unterhielt sich mit ihnen über ihre sündigen Wege und ermahnte sie zur Buße; sodann ließ er ihnen ein Bad bereiten, Kleidung und Speise bieten und entließ sie mit der Ermahnung: „Nun gehet in Frieden! hütet

Euch hinfort vor solcher Bosheit, damit Euch nicht Schlimmeres überkomme, hütet Euch ebenfalls vor der Hand meiner Verwandten!" Was sollen wir schwache Anfänger dazu sagen? Wir, die wir die kleinste Beleidigung oft nicht ertragen können und gleich auf Rache sinnen! O weinen möchten wir eher denn viele Worte machen, so oft wir den theuren Lehrer uns vergegenwärtigen, in dem unser Heiland eine Gestalt gewonnen, der gesagt hat: liebet eure Feinde, segnet, die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch hassen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel!"

In solchem Ton, stets mit passend angeführten Schriftstellen vermischt, schreibt Liudger über Gregor. Wer gewinnt nicht Beide, Lehrling und Lehrer, darüber in Christo lieb?

Als letzterer ungefähr sein 70. Lebensjahr erreicht hatte, wurde er an der linken Seite vom Schlage gerührt, doch hörte er darum nicht auf, für den Unterricht und die geistliche Bildung der Seinigen zu wirken. Er ließ sich täglich die h. Schrift und die Auslegungen der Kirchenväter vorlesen und heilige Psalmen vorsingen. Auch als die Krankheit zunahm, und er sich auf den Händen seiner Schüler mußte tragen lassen, blieb sein Geist klar und sein Herz voller Frieden. Seinen letzten Ermahnungen und Reden fügte er Geschenke an die Seinigen hinzu, nämlich seinen größten irdischen Schatz: Bücher; und Liudger erwähnt mit demüthigem Dank, er habe so das Enchiridion (Handbuch) des Augustinus aus den Händen seines unvergeßlichen Lehrers erhalten. Noch einen Wunsch hegte er: die Zurückkunft seines Neffen Albricus, der damals im Dienste des fränkischen Königs eine Reise nach Italien machte und täglich erwartet wurde. Auf diesem Mann ruhte die Hoffnung des Hauses der Utrechter Geistlichkeit, und der Greis begehrte ihn wahrscheinlich zu seinem Nachfolger und Verwalter der friesischen Kirche (was er auch geworden ist). Drei Tage vor seinem Heimgang ging dieser Wunsch in Erfüllung. Da naht sein Ende heran. Seine Freunde und Zöglinge umgeben sein Lager und sagen leise unter sich: „heute stirbt er noch nicht." Aber der Sterbende wandte sich zu ihnen und seine letzten Kräfte zusammennehmend, spricht er: „heute will ich Urlaub haben." Er läßt sich nach der Kirche tragen, nimmt das h. Abendmahl und stirbt, das Auge zum Altar gerichtet, im seligen Frieden. [1])

---

[1]) Und zwar den 25. August d. Jahres entweder 775, wie das Archiv der

Und nun drei Bemerkungen zum Schluß.

1. Fast alle die apostolischen Männer, die vom 7. bis zum Anfang des 9. Jahrhunderts in Friesland und Nord-Deutschland das Kreuz Christi gepflanzt, gehörten ihrer Geburt nach den höheren Ständen an. Unser Gregor war von königlichem Geblüt. Amandus, Wulfran, Wilfried, Willibrord, Bonifacius, Liudger u. s. w. waren Adlige, zum Theil natürliche Erben bedeutender Güter; nur Eligius war nicht ein geborener Edelmann; allein als Goldschmied war er dennoch ein Mann von Stand und hatte sich große Reichthümer und Einfluß am fränkischen Hofe erworben. Diese Thatsache fällt auf und scheint im Widerspruch mit den Aposteln, die unmittelbar vom Herrn berufen, so wie mit der überwiegenden Mehrzahl der christlichen Missionare des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts, in dem die Zinzendorfs und Zaremba's als Ausnahmen von der Regel bezeichnet werden. Unser niederländischer Kirchengeschichtschreiber giebt als einleuchtenden Grund dieser auffallenden Erscheinung an, daß der Unterricht und alle wahre Bildung zu der Zeit ausschließlich bei den Priestern und Mönchen heimisch waren, besonders in England, Schottland und Irland, woher die meisten dieser Missionare stammten. Ihre empfänglichen Schüler entnahmen diesen priesterlichen Lehrern das Ideal eines frommen, gottgeweihten Lebens, und dies Ideal war eine strenge Askese, zu der auch ein missionirendes Pilgerleben wesentlich mitgehörte.

2. Darum ist diese strenge Askese charakteristisch bei Allen: Abhärtung, Tödtung des Leibes, Entsagung auch der unschuldigsten Genüsse, Entsagung auch der süßen Heimath, ein wanderndes Pilgerleben unter Zelten in rauher heidnischer Gegend. Nicht aus natürlicher Reiselust, wie Etliche meinen. Nein, Pilger sein um Gottes willen, die irdische Heimath verlassen, um die himmlische zu gewinnen, das war ihr Motiv. Dünket dies etwa nicht ganz gesund, überspannt, werkheilig, — ich will nicht darüber streiten; aber ganz gewiß hat Gott diese Ansicht der christlichen Vollkommenheit unsren heidnischen Vorfahren zum Segen gedeihen lassen. Wie

Utrechter St. Salvatorkirche aussagt (Dr. Moll Kirchengeschichte), oder des Jahres 781, was Dr. Neander und andere wollen. Sein Geburtsjahr, das 708 angegeben, sollte dann 702 gewesen sein. Die gelehrten Sammler, Bollandisten genannt, nehmen das Jahr 704. Diese unwesentliche Verschiedenheit mögen die Chronologen ausmachen, so es möglich ist.

die Gelehrsamkeit des Apostels Paulus ihn besonders für die Evangelisation der Griechen befähigte, so waren der natürliche Adel und die hervorragende Bildung dieser angelsächsischen Missionare wesentliche Hülfsmittel zum Gedeihen ihres heiligen Werkes. Diese Eigenschaften ließen sie sich leichter bewegen, wenn sie mit Fürsten, Königen und Hofleuten in Berührung kamen; ihre strenge, enthaltsame Lebensart ließ sie leichter die Mühen und Entbehrungen unter den rauhen Heiden ertragen und stählte ihnen den Geist so wie den Leib. Wir schämen uns unsrer Weichlichkeit ihnen gegenüber, wenn wir uns ihre Mühen und Entbehrungen der Wahrheit gemäß vorstellen. Uebrigens müssen wir diese Männer uns denken als die Gelehrten und Gebildeten ihrer Zeit. Und wenn auch der Maaßstab dieser Zeit ein gar niedriger ist, wir sollen uns vor all zu niedriger Vorstellung hüten. Bonifaz und Liudger schrieben z. B. mit Leichtigkeit Latein, Livinus hat sogar in seiner Pilgerhütte schöne und rührende lateinische Verse geschrieben.

3. Bei allen diesen Männern finden wir aufrichtige und tiefe Unterwerfung unter Roms Bischof. Dies hängt mit ihrer gesammten gesetzlichen Anschauung innig zusammen. Unsre Väter erhielten so das Christenthum in der Gestalt einer erneuten alttestamentlichen Theocratie. So ward ihnen wie in Israel das Gesetz ein Zuchtmeister auf Christum. Unter dieser Schaale blieb der Kern bewahrt, der zur Zeit der Reife hervorbrechen sollte in der Reformation. Vergessen wir nicht: Niemand ist wahrlich frei, es sei denn, daß der Sohn Gottes ihn frei gemacht. Auch uns, so wie jenen Heilboten gilt die Losung: lasset uns mit Christo ziehen, daß wir mit Ihm sterben. Von dieser Verleugnung des Ichs, von diesem gottgeweihten Leben haben uns jene apostolischen Männer trotz aller ihrer Fehler und Irrthümer, strahlende, tief beschämende Vorbilder hinterlassen.

L. J. van Rhyn in Wassenaar bei Leiden.

---

180. Sturm, Abt von Fulda.

17. December.

Wenn es uns darauf ankommt, für die Betrachtung des Mönchsthums einen Standpunkt zu gewinnen, der uns die psychologische und historische Bedeutung desselben erkennen läßt, so werden wir,

wenigstens auf dem Gebiet der deutschen Kirche, nicht leicht eine Persönlichkeit finden, welche uns zur Erfassung der einen wie der andern so ansprechende Beiträge gäbe, als die des Gründers und ersten Abtes von Fulda, des heiligen Sturm. Die Möglichkeit, dieselbe in einen geschichtlichen Ueberblick zu fassen, verdanken wir der liebenden Sorgsamkeit eines seiner Schüler und Nachfolger, des heiligen Eigil, welcher wahrscheinlich kurze Zeit nach Sturms Tode, gegen Ende des 8. Jahrhunderts eine Lebensbeschreibung seines Meisters verfaßt hat, die zum Theil so sehr in's Einzelne geht, daß wir uns dadurch völlig zu ihm versetzt fühlen.

Unzertrennlich ist seine Erscheinung mit der eines Anderen und Größeren verbunden, durch den er auf den Schauplatz kirchlicher Thätigkeit geführt und angeleitet worden ist, den er als geistlichen Vater geliebt und geehrt, und dessen Gedanken auszuführen er als einen seiner wichtigsten Lebenszwecke erkannt hat: des heiligen Bonifacius.

Als dieser, wie geschichtliche Nachforschungen ausweisen, etwa im Jahre 734 n. Chr. für Befestigung und Reinigung der Kirche in Baiern thätig war, und ihm viele Edle des Landes ihre Söhne zur Erziehung für den Dienst des Herrn darbrachten, ward ihm auch der junge Sturm, der Sohn christlicher und vornehmer Eltern, von diesen zugeführt. Auch sonst zeigt sich, daß Bonifacius, der damals in seinem 54. Lebensjahre stand, für das jugendliche Alter etwas Ueberwältigendes und Hinreißendes besaß; er übte diesen Einfluß auch auf Sturm: während die anwesenden Glieder seines Hauses Thränen vergossen, zog der Jüngling freudig mit seinem Meister davon. Bereits hatte dieser in Frideslar (Fritzlar) ein Kloster gegründet. Hierhin ging die Reise und hier übergab er den Jüngling dem Priester Wigbert zur Unterweisung. Mit Eifer warf sich Sturm unter dessen Leitung auf das Studium der Schrift, und herrlich ist das Bild, welches Eigil von dieser Zeit seines Lebens entwirft. „Wie es in der Schrift heißt, gedachte er Tag und Nacht des Gesetzes des Herrn; tiefsinnig im Verständniß, scharf im Denken, vorsichtig im Reden, schön von Ansehn, gesetzten Ganges, guten Anstandes, ausgezeichnet durch reinen Wandel, Liebe, Demuth, Sanftmuth, Lebhaftigkeit nahm er Aller Herzen gefangen."

Nicht lange ließ ein trefflicher Erfolg dieser Lehrjahre auf sich warten. Zum Priester geweiht, begann Sturm dem umliegen-

den Volke das Wort Christi zu verkündigen, und die Gaben des heiligen Geistes zeigten sich in ihm auf's Erfreulichste wirksam.

Nachdem er fast drei Jahre lang dieses Amtes gewartet, fühlte er sich von dem Gedanken bewegt, sich der Strenge des Einsiedlerlebens zu unterziehen. Jede Stunde, jeden Augenblick dachte er daran; er eröffnete endlich dem Bonifacius sein Herz. „Das kommt von Gott!" dachte dieser, bestärkte ihn in seinem Entschlusse, that das Nöthige zur Beförderung seiner Ausführung, trug Sorge, daß er zwei Begleiter bekam, und sprach, nachdem er für sie gebetet und sie gesegnet: „So ziehet nun in die Wüste Bochonia und suchet nach einem für Knechte Gottes zum Wohnen geeigneten Platze! Gott kann seinen Knechten einen Ort in der Wüste bereiten."

Bochonia oder Buchonia ist der Name einer Waldgegend, welche sich über einen Theil des damaligen Gaues Grabfeld, weiterhin über Theile des Saalgaues, des Hessengaues, des Oberlahngaues und der Wetterau erstreckte.

Sie zogen nun der Einöde zu und als sie beim Eintritt Nichts als Himmel und Erde und ungeheure Bäume erblickten, beteten sie zu Christus, daß er sie auf den Weg des Friedens leiten wolle. Am dritten Tage kamen sie am Ufer der Fulda, in der Gegend von Hersfeld (eigentlich Hairulvisfeld, d. i. Heerwolfsfeld) an und bauten sich hier Hütten von Baumrinde, worin sie eine ziemlich lange Zeit Gott mit Fasten, Wachen und Beten dienten. Sie glaubten wohl hier den passenden Ort für die Anlage eines Klosters gefunden zu haben.

Als indeß Sturm zu Bonifacius reiste, um ihm die Lage des Ortes, die Beschaffenheit des Bodens, den Lauf des Wassers, die Quellen und Thäler daselbst zu beschreiben, rieth ihm dieser wegen der Nähe des barbarischen Sachsenvolkes einen tiefer in der Einöde gelegenen Ort aufzusuchen, wo sie gefahrlos wohnen könnten.

Zurückgekehrt bestieg er mit den Brüdern einen Kahn und fuhr, um zu suchen, die Fulda aufwärts. Wo Bäche und Quellen einmündeten, stiegen sie an's Land und betrachteten sich die Gelegenheit. So gelangten sie am dritten Tage zur Einmündung der Lüder. Nirgends hatten sie bis dahin eine passende Stelle gefunden; nur Ruohenbach, vermuthlich das heutige Frauenrombach, war ihnen geeignet erschienen und sie hatten sich daselbst etwas aufgehalten; aber den von Bonifacius gegebenen Weisungen entsprach auch diese Gegend nicht und so kehrten sie zu ihren Hütten zurück.

Während sie da in beständigem Lobe Christi verweilten und den Ort ihres künftigen Wohnens zum Gegenstand ihrer Gebete zu Gott machten, ließ Bonifacius, dem die Anlegung eines Klosters in jener Einöde Herzenssache war, Sturm durch einen Boten zu sich entbieten. Dieser eilte nach Seleheim (Großseelheim bei Amöneburg), wo er Bonifacius vermuthete, und als er ihn da nicht traf, von da nach Fritzlar, besprach die gemachte Fahrt mit ihm und erhielt von ihm die Weissagung: „In der Einöde liege ein Ort bereit, Christus werde denselben, wann es ihm geliebe, seinen Knechten zeigen, Sturm möge vom Suchen nicht ablassen, er werde ihn gewißlich finden."

Zu den Brüdern heimgekehrt, sattelte er denn seinen Esel und machte sich mit einiger Reisezehrung allein auf den Weg. Nach der Lage Hersfelds müssen wir annehmen, daß er zunächst auf dem linken Fuldaufer einherritt. Ueberall betrachtete er die Berge und Ebenen, Quellen, Bäche und Flüsse und zog Psalmen singend dahin. Brach die Nacht herein, so hieb er sich Holz ab und umzäunte damit seinen Esel, damit er vor den dort häufigen wilden Thieren geschützt wäre; er selbst bekreuzte dann seine Stirn und schlief ruhig ein.

Auf diese Art reisend gelangte er zu der Straße, die von Thüringen nach Mainz führte. Wo diese (in der Nähe des Dorfes Hemmen) über die Fulda geht, sah er eine große Menge Slaven (auch späterhin treffen wir in den Rheingegenden Slaven, welche dem Kloster Fulda zinspflichtig waren) im Flusse sich baden. Sein Thier scheute und zitterte, er selbst entsetzte sich vor dem Schmutz der Leute. Nach Heidenweise verspotteten sie den Knecht des Herrn und würden, wie er meinte, sich an ihm vergriffen haben, wenn ihn Gott nicht behütet hätte. Einer, ihr Dolmetscher, fragte ihn, wohin er wolle? Er antwortete: nach dem obern Theil der Wüste. Das Bild und die ganze Reise Sturms wird deutlich, wenn wir annehmen, daß er der Straße gefolgt und an dieser Stelle von dem linken Ufer der Fulda auf das rechte übergegangen sei.

Am vierten Tage kam er an den Ort, wo nachher das Kloster erbaut worden ist; doch schritt er vorüber und setzte seinen Weg weiter fort, bis dahin, wo die Gysilaha d. i. der Fluß Giesel (von Westen her, unweit des heutigen Bronnzell) in die Fulda mündet, und beschäftigte sich, da der Abend kam, an einer etwas darüber hinausgelegenen Stelle, in der Nähe eines Pfades, eben damit,

seinen Esel zu umzäunen, als er ein Geräusch im Wasser vernahm. Kam es von einem Menschen oder einem wilden Thiere? Er lauschte schweigend. Da kam ihm, als von Gott, die frohe Gewißheit, es sei ein Mensch. Indeß wollte er nicht rufen, sondern schlug, um ihm ein Zeichen zu geben, mit seinem Beile an einen hohlen Baum. Sogleich antwortete der Kommende mit einem Ruf und näherte sich. Jetzt sahen und begrüßten sie sich. Der Mann, wie sich aus dem weitern Bericht ergiebt, ein Christ, kam aus der Wetterau und führte für seinen Herrn ein Pferd an der Hand. Sie brachten die Nacht zusammen zu, Sturm theilte ihm mit, was er auf dem Herzen trug, und der Mann, in der Gegend wohlbewandert, gab ihm über die Namen der Oertlichkeiten und über den Lauf der Bäche und Quellen erwünschte Auskunft. Sein Herr war ein gewisser Orcis, jener Pfad hieß Ortesveca (nach der Spitze hinführender Weg?), die Waldgegend, in der sie sich befanden, wurde von Alters her Aichloh genannt (eine gewiß oft vorgekommene Bezeichnung; noch heute heißt ein Wäldchen südlich von Buchau in Ober-Franken im Volksmund Acheloh d. i. Eichenwald). Am nächsten Morgen trennten und segneten sie sich. Der Mann ging weiter in den Gau Grabfeld, Sturm aber setzte, Christo seinen Weg befehlend, sein einsames Suchen fort.

Vom Aichloh, wo ihm der Boden mißfiel, sich zurückwendend, kam er zum Grezzibach (einige hundert Schritt südlich von Fulda; der Bach treibt jetzt eine Mühle, die Kretzmühle genannt), betrachtete Lage und Boden und verweilte da etwas. Darauf schritt er noch ein wenig weiter zurück — und vor ihm lag der „gesegnete und von Gott längst bestimmte Ort, wo nachher das Kloster angelegt worden ist.“ In unendlicher Freude, unter Gedanken an die nun erhörten Gebete des Bonifacius, ging er umher; Alles, was er sah, erhob ihn zu neuem Danke; je weiter er den Platz durchschritt, desto mehr jauchzte er. Nachdem er ihn gesegnet und bezeichnet, trat er den Rückweg zu den Brüdern an und verkündete, von ihnen nach Seleheim weiterreisend, dem Bonifacius: „Dein geliebter Ort ist, wie ich erachte, gefunden!“

So genau und so schön ist, was uns Eigil von jener Fahrt seines Lehrers erzählt. Wir glauben es gern, was uns berichtet wird, daß die zum Mahl versammelten Mönche die Vorlesung dieser Erzählung besonders geliebt und ihr aufmerksam gelauscht haben. Sie beruht auf persönlichen Mittheilungen, welche Sturm

von dem zugleich kühnsten, bewegtesten, schönsten und gelungensten Unternehmen seines Lebens an den ihm ergebenen Schüler gemacht hat: er hat ihn dabei ganz in sein Inneres schauen, ihn Leid und Freud mit ihm durchleben lassen, und wir können den Herzschlag, der die ursprüngliche Darstellung begleitete, noch heute nachfühlen.

Weniger ausführlich ist, was uns Eigil von dem weitern Leben Sturms erzählt: er theilt da von Jahren weniger mit, als dort von Stunden; indeß ist es gleichfalls äußerst dankenswerth, und an einer Stelle erhebt er sein Wort wieder zur Schilderung.

Alsbald nach dem Empfang von Sturms Berichte machte sich Bonifacius zum König Karlmann (wahrscheinlich nach Cöln) auf, um den gefundenen Platz für die Kirche zu erwerben. Dieser bewilligte die Ueberlassung desselben in einer Ausdehnung von viertausend Schritt nach jeder der vier Himmelsgegenden und trug Sorge, daß die im Gau Grabfeld angesessenen Adligen ihren etwaigen Ansprüchen auf denselben zu Gunsten des zu erbauenden Klosters entsagten.

Hiedurch war der Einspruch einiger, wie Eigil berichtet, „böser Menschen", welche sich inzwischen gegen Sturms Besitzergreifung an Ort und Stelle erhoben hatten, beseitigt und dieser konnte sich von Chrihlari (vielleicht der Name eines Ortes an der nahen Gysilaha), wo er sich bis dahin aufgehalten hatte, am 12. März des Jahres 744 mit sieben Mönchen auf den Platz begeben und unter geistlichen Uebungen die ersten Anstalten zur Gründung eines Klosters treffen. Sie begannen mit eigener Hand Bäume zu fällen und den Platz zu säubern. Da traf um den 12. Mai Bonifacius ein, erkannte die Vortheile der Lage und befahl einer großen Anzahl von Männern, die er mitgebracht hatte, behufs der Erbauung einer Kirche einen großen Waldraum zu lichten und Kalköfen anzulegen: er selbst brachte die acht Tage, während deren dies geschah, unter Gebeten zu dem Herrn auf einem naheliegenden Berge zu, welcher eben deshalb der Bischofsberg genannt wurde, jetzt aber der Frauenberg heißt.

So wurde das Werk gefördert und der Grund des Klosters gelegt. Bonifacius, welcher im nächsten Jahre wiederkehrte, und überhaupt so oft nach der neuen Stiftung kam, als es ihm sein bischöfliches Amt irgend gestattete, versäumte nicht, theils die neu eintretenden Mönche zu unterweisen, theils Sturm in die Ueberwachung und Leitung ihres Zusammenlebens einzuführen. In sei-

nem Auftrag und auf den Wunsch der Mönche unternahm dieser, vier Jahre nach der Gründung (748), eine Reise nach Italien, um in den dortigen Klöstern die Handhabung der Regel des heiligen Benedictus genau kennen zu lernen und danach das Leben der Fuldaer Brüder einzurichten. An Erfahrungen reich kehrte er im zweiten Jahre zurück, theilte ihnen Alles, was er gelernt hatte, mit und war darauf bedacht, seinem Worte durch das eigene Vorbild Nachdruck zu geben. Die Brüder waren voll Eifers, ihm zu folgen, der Ruf Fulda's als einer Stätte benedictinischen Wandels breitete sich aus, es kam vor, daß Männer zugleich sich selbst und ihre Güter dem Kloster darbrachten und so nahm, wie Eigil sagt, die Familie Christi fort und fort zu.

Hiezu trug ohne Zweifel auch die Gunst bei, mit welcher sich der päpstliche Stuhl des Klosters annahm. Im Jahre 751 erhielt dasselbe auf Antrag des Bonifacius von Papst Zacharias das Recht, der Jurisdiction des Stuhles Petri unmittelbar untergeben und also jedem bischöflichen Befehle enthoben zu sein — eine Bevorzugung, welche das Ansehen der Stiftung in der Kirche um Vieles erhöhen mußte.

Freilich trat bald darauf ein Ereigniß ein, welches dieselbe ihrer Hauptstütze und Sturm seines stärksten Rückhaltes beraubte. Noch im hohen Alter zum Dienst Christi in der Heidenwelt ausgezogen, fand Bonifacius am 5. Juni 755 durch die Hand ergrimmter Friesen den Tod, und die lebendige Kraft der Hülfe und des Rathes, auf welche Fulda bisher vertrauend hingesehen hatte, war ihm damit entzogen. Aber die Förderung, die es durch ihn empfangen, hörte mit seinem Leben nicht auf. Trotzdem daß die Bewohner von Mainz, den Erzbischof Lullus an ihrer Spitze, den Leichnam ihres Oberhirten in ihrer Stadt zu haben wünschten und ein königlicher Befehl seine Beisetzung daselbst ausdrücklich erheischte, ward derselbe auf die Vorstellungen Sturms und den eidlich erhärteten Bericht eines Diacons, nach welchem ihn Bonifacius einer nächtlichen Erscheinung gewürdigt und gefragt hatte, warum man denn zögere, ihn nach Fulda zu bringen, nach seiner buchonischen Stiftung geführt: Lullus nahm selbst an dem feierlichen Zuge dahin Theil, und Bonifacius' Ueberreste wurden hier an einer Stelle, die er bei Lebzeiten seinem Freunde Sturm angezeigt hatte, beigesetzt. Hatte sich nun Fulda schon vorher eines hohen Ansehens im Lande ringsumher erfreut, so begann man, nachdem es einen

solchen Patron empfangen, es nun für einen insonderheit heiligen und auserwählten Ort zu halten, und wie das Kloster in Folge dessen äußerlichen Zuwachs erhielt, so war durch das ernste Festhalten an der vorgeschriebenen Disciplin, wodurch sich unter dem wirksamen Eindrucke derselben Auszeichnung die Mönche hervorthaten, ein innerer Fortschritt verbürgt.

Indeß waren dem Leiter des Klosters, für welchen die Beisetzung den Werth eines persönlichen Sieges hatte, harte Erfahrungen nicht erspart. Mochte die Nichtbefolgung jenes königlichen Befehls übel vermerkt worden, oder persönliche Auseinandersetzungen zwischen Sturm und Lullus nicht zu vermeiden gewesen sein, — denn selbst noch vorhandene Urkunden bezeugen, daß dem Letzteren der Wunsch des Bonifacius, dereinst in Fulda zu ruhen, nicht unbekannt gewesen sein kann — genug, Sturm wurde durch einige seiner Mönche, welche es mit Lullus hielten, bei Pippin geheimer Feindschaft wider ihn angeschuldigt, und da er im Bewußtsein seiner Unschuld nicht für nöthig hielt, bei einem Verhör sich besonders zu vertheidigen, seinem Fulda entzogen und in das Kloster Jumièges in Frankreich verbannt. Lullus wußte es bei Pippin sogar dahin zu bringen, daß Fulda seiner erzbischöflichen Botmäßigkeit unterworfen wurde, und setzte einen ihm ergebenen Priester Marcus an Sturms Stelle als Abt des Klosters ein. Erst einer gemeinsamen Erhebung der Mönche, welche sich in ihrem Recht gekränkt sahen, gelang es, von diesem befreit zu werden und Lullus, der sich nun auf's Begütigen legte, willigte ein, daß sie Einen aus ihrer Mitte zum Abte erhüben. Dieser machte die Wiederzurückführung Sturms zum Ziel seines Strebens. Die Mönche stellten Gebete um die Befreiung ihres väterlichen Freundes an; Kirchen und Klöster in weitem Umkreise thaten das Gleiche, und endlich kam es dazu, daß Pippin den Verbannten an den Hof erfordern ließ. In einer frühen Morgenstunde, eben im Begriff auf die Jagd zu gehen, redete ihn der König an und gestand ihm, nicht zu wissen, weswegen er ihm gezürnt habe. „Ich bin nicht frei von Sünden," sagte Sturm, „aber wider dich, o König, habe ich mich nicht vergangen." „Nun," antwortete Pippin, „magst du gegen mich etwas Ungleiches gedacht oder gethan haben, der Herr vergebe es dir und ich verzeihe es dir von Herzen, und du sollst so lang ich lebe, bei mir in Gunst und Freundschaft stehen." Dabei riß er einen Faden aus seinem Gewande, warf ihn zur Erde und sagte: „Dies

zum Zeichen, daß es mit der Feindschaft ein Ende hat!" Bald darauf, und nachdem die Fuldaer Mönche, hiervon in Kenntniß gesetzt, durch eine eigne Deputation bei Pippin um Wiedereinsetzung ihres Meisters gebeten, erhielt Sturm Freiheit und Amt wieder, und kehrte zugleich mit der Zusicherung, daß er aller Botmäßigkeit unter Lullus enthoben und im vollen Besitz des päpstlichen Privilegiums sei, nach Fulda zurück, wo er von den Brüdern auf's Feierlichste und Freudigste empfangen wurde.

Mit neuem Eifer widmete er sich nun dem Dienst des Klosters. Er traf theils innere Einrichtungen zur Hebung der Zucht und des Wandels, theils äußere zur Verschönerung und Verbesserung der Gebäude. Namentlich brachte er einen Gedanken zur Ausführung, der nicht nur die Idee des heiligen Benedictus, wonach alle nöthigen Künste innerhalb der Klöster sollten getrieben werden können, hier zur Verwirklichung brachte, sondern auch für die Entstehung der Stadt Fulda ohne Zweifel von größter Wichtigkeit geworden ist: er ließ aus ansehnlicher Entfernung her einen Kanal von der Fulda ableiten, welcher das Kloster in unmittelbarster Nähe mit hinreichendem und zu allem Gebrauch nöthigem Wasser versorgte

Ueberdies hatte sich Sturm einer erwünschten Folge des genauen Verhältnisses, in welchem er nach jener Versöhnung zu Pippin stand, zu erfreuen. Dieser schenkte nämlich dem Kloster die königlichen Besitzungen zu Omunstat (Umstadt an der fränkischen Saale), und vergrößerte dadurch die Mittel der Stiftung um ein Bedeutendes.

Auch Karl der Große, der nach seines Vaters Tode (768) nicht säumte, die Freunde desselben durch Gunsterweisungen auch zu seinen Freunden zu machen, ehrte den Abt Sturm. Abgesehen von einzelnen königlichen Geschenken, mit denen er ihm sein Wohlwollen bezeigte, verlieh er dem Kloster sämmtliche königliche Güter in Hamelburg. „Dafür danken," schreibt Eigil, noch erfüllt vom Eindruck dieses Geschenkes, „die Brüder in ihren Fürbitten für das Wohlsein des Königs noch heute." In Karls Namen mußte Sturm eine Gesandtschaftsreise nach Baiern zu Herzog Thassilo unternehmen, deren Erfolg war, daß zwischen den Beiden mehrere Jahre hindurch ein gutes Verhältniß bestand. Vorzüglich aber gab ihm Karl einen Beweis von Hochachtung dadurch, daß er ihn bei seinen sächsischen Unternehmungen verwendete und ihm dadurch

einen neuen bedeutenden Wirkungskreis eröffnete. Nachdem er das Sachsenland theils mit Gewalt, theils vertragsweise dem Christenthum aufgeschlossen, übergab er ihm (etwa 776 oder 777) einen großen Theil desselben zur geistlichen Behandlung, und Sturm war auf's Eifrigste bemüht, das ihm übertragene Prediger- und Täuferamt zu erfüllen und das Volk zu Christo zu führen. Durch diese Thätigkeit hat er sich den Namen eines Apostels der Sachsen erworben.

Es ist bekannt, welcher Widerstand dem Werke Karls entgegengesetzt wurde. Bei einem Ausfalle der Sachsen in das fränkische Land, welchen wir nach Eigil in's Jahr 779 zu setzen haben, kam auch Fulda in Gefahr; und hier zeigte sich Sturms Geistesgegenwart und Muth. Vom Lahngau, wo die Sachsen bereits standen, kam die Nachricht, daß eine Schaar derselben bis nach Fulda vordringen und das Kloster in Asche verwandeln werde. Sturm war sogleich entschlossen. Den Mönchen rieth er — und Eigil, welcher selbst dabei war, erzählt des Näheren, wie der Rath ausgeführt wurde — mit den Ueberresten des Bonifacius nach Hamelburg zu fliehen; er selbst eilte in die Wetterau, um soviel wie möglich durch persönliche Einwirkung jenem Plan entgegenzutreten. Indeß ward die Gefahr auf andere Weise abgewendet: die Sachsen trafen auf kriegerischen Widerstand, der sie nöthigte, sich zurückzuziehen.

So war Fulda gerettet. Indeß erschien es Karl nothwendig, auf's Neue wider die Sachsen aufzubrechen. Er nahm Sturm wiederum mit dahin, doch ließ er den nun schon vom Alter gedrückten, überdies kranken Mann auf der Heresburg zurückbleiben und da seine Rückkehr abwarten. Dies geschah und darauf kehrte Sturm nach Fulda zurück. Da er immer noch krank war, gab ihm Karl seinen eigenen Arzt, des Namens Wintar, dahin mit. Da geschah es, daß eine ihm von diesem gegebene Arzenei seinen Zustand auf's Aeußerste verschlimmerte. Seines nahen Todes gewiß, ließ er alle Glocken läuten und die Brüder zur Fürbitte für ihn auffordern. Doch ehe sie behufs dessen in die Kirche gingen, versammelte er sie um sich und redete sie mit Worten an: „Ihr kennt, meine Brüder, mein Streben, wie ich bis auf den heutigen Tag für euren Nutzen und Frieden gearbeitet und besonders danach getrachtet habe, daß dieses Kloster nach meinem Tode im Gehorsam Christi verharre und ihr, liebe Kinder, im Stande sein möget, dem Herrn



aufrichtig in Liebe zu dienen. Nun aber beharret alle Tage eures Lebens in dem gefaßten Entschlusse! Betet für mich zu Gott, und wenn ich aus menschlicher Schwachheit unter euch etwas Unrechtes gethan oder irgend Einem Anstoß gegeben habe, so verzeihet mir. Von Herzen verzeihe ich Allen alle Nachreden, alle Verläumdungen: auch dem Lullus, der mir immer entgegen gewesen." So, unter Erinnerung an die schwerste Erfahrung seines Lebens, entließ er sie. Die Krankheit wurde immer heftiger. Die Brüder trauerten und beteten. Tags darauf, den 17. December (779 oder 780), als die Schwäche bis zum Aeußersten gekommen, „standen wir," erzählt Eigil, „um ihn und Einer von uns sprach: Vater, wir tragen keinen Zweifel, du werdest zum Herrn ziehen und in's ewige Leben kommen, daher bitten wir dich, gedenke unser und bete für deine Schüler zu dem Herrn! Denn wir trauen darauf, es werde uns sehr zu Gute kommen, daß wir einen solchen Helfer vorausſenden. Da sah er uns plötzlich an und sprach: Erzeigt euch würdig und betragt euch so, daß ich recht für euch beten kann und so thue, was ihr begehrt! Nach diesen Worten schied seine heilige Seele vom Fleische."

Es würde nur einer ausgedehnten Darstellung möglich sein, den Segen, welchen dieser fromme und getreue Knecht auf Erden zurückgelassen hat, geschichtlich zu verfolgen.

Seine Predigt bei den Sachsen ist der milde Balsam, der das scharfe Schwert des großen Karl begleitet hat und, wie wir sehen, begleiten sollte. Und was dieser Balsam gewirkt, zeigen sogleich die folgenden Menschenalter, während deren es zu einem geistlichen Leben in Sachsen gekommen ist, aus welchem sich als Kunstblüthe unser herrlicher Heliand entwickeln konnte.

Fulda's Stiftung aber ist eine der lebendigsten Quellen im Garten der deutschen Kirche und damit ein wesentliches Moment der inneren Geschichte unseres Vaterlandes. Schon früh mit äußeren Gütern bedacht, hat es, wie die noch vorhandenen Traditiones Fuldenses zeigen, im Lauf der Zeit daran immer zugenommen; damit denn auch an den Mitteln der Cultur, die mit ihrem Besitz verbunden ist. Was aber mehr ist, als dies: Fulda ist durch so treffliche, im Sinne Sturms fortarbeitende Aebte, wie Eigil und Rhabanus Maurus zu einer Schule geistlicher und allgemeiner Bildung geworden, welche den Ideen eines Karls entsprach, und hat als ein mitteldeutsches Monte Cassino seiner kirchlichen und

allgemeingeistigen Aufgabe einen beträchtlichen Zeitraum hindurch glänzend genügt. E. Ranke in Marburg.

---

181. Lioba, Aebtissin von Bischofsheim.

26. September.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen, da er auf dem großen Ackerfelde wenig Arbeiter hatte, ließ durch Boten und Briefe aus England gelehrte und fromme Priester kommen, die ihm halfen die christliche Lehre ausbreiten. Darauf richtete er auch Klöster ein, sandte im Jahr 748 seinen Schüler Sturm nach Italien in das Kloster Monte Cassino, um dort die Klosterordnungen und das Mönchsleben kennen zu lernen. Zur Gründung von Frauenklöstern, in denen das weibliche Geschlecht in christlicher Lehre und Gottesfurcht Unterricht empfangen sollte, wandte er sich nach England.

In dem englischen Kloster Winburn (in der Landschaft Dorsetshire) lebte eine Verwandte von Bonifacius, Lioba. Ihre Eltern waren fromme Leute von adlichem Geschlecht. Sie hatten bis in ihr Alter keine Kinder. Da wurde eine Tochter geboren, von der ein bedeutsamer Traum die Mutter ermahnte, sie später dem Herrn zu widmen. Sie wurde Truthgeba genannt, mit dem Beinamen Lioba, und später der Vorsteherin des Klosters zu Winburn, der heiligen Mutter Tetta, übergeben, daß sie in den christlichen Wissenschaften unterrichtet würde. Dies geschah um 723. Das Mägdlein wuchs in der Aebtissin und der Schwestern sorgfältiger Pflege heran und kannte nichts als das Kloster und das Erlernen der himmlischen Wissenschaft. Sie hatte kein Ergötzen an unpassenden Scherzen und Jugendmährlein, sondern war voll Sehnsucht nach Christus, immer begierig nach Gottes Wort. Das Gehörte oder Gelesene prägte sie dem Gedächtniß ein und übte die Gebote Gottes. Im Essen und Trinken war sie mäßig, zufrieden mit dem was dargereicht wurde. Sie betete anhaltend; wenn sie nicht las, arbeitete sie mit ihren Händen. Sie war bei allen Schwestern beliebt, lernte von allen, gehorchte allen. Am meisten aber befliß sie sich der Liebe. Sie war, schon da sie im Kloster lebte, mit Bonifacius in Briefwechsel, und es sind noch lateinische Briefe vorhanden, die sie ihm geschrieben. Sie zeigte gegen ihn, der von ihrer Mutter her mit ihr verwandt war, großes Zutrauen, und auch er schätzte sie

hoch, und erbat sie sich zur Unterstützung seines Werkes, da sie durch ihr heiliges Leben und ihre christliche Erfahrung vielfach nützlich werden konnte. Sie besaß große Tugenden und eine besondere Kraft in Ausführung ihres Vorhabens. Weder durch Vaterland noch Verwandte ließ sie sich abhalten, und bestrebte sich nur, Gott zu gefallen, und allen die ihr gehorchten in Wort und Wandel ein Vorbild des Heils zu sein. Sie hütete sich immer, andre zu lehren, was sie selber nicht gethan, hielt sich frei von allem Stolze und bewies sich leutselig und wohlwollend ohne Ansehen der Person.

So kam Lioba (Leobgytha nennt sie sich in ihren Briefen) um 748 nach Deutschland, ungern daheim entlassen und von Bonifacius mit aller Ehrerbietung aufgenommen. Er errichtete ihr ein Kloster zu Bischofsheim, einem Dorfe an der Tauber, in der Nähe von Würzburg, machte sie zur Aebtissin desselben und zur Obervorsteherin aller christlichen Jungfrauen. Hier sammelte sich eine große Zahl von Mägden des Herrn um sie, welche nach dem Vorbild der Meisterin in himmlischen Wissenschaften unterwiesen wurden, so daß manche von ihnen auch anderwärts als Vorsteherinnen berufen wurden und zuletzt nur wenige Frauenklöster in jenen Gegenden waren, an deren Spitze nicht Schülerinnen von Lioba standen. Sie war holdselig von Ansehen, lieblich in der Rede, helles Verstandes und stets heiteres Sinnes. Nie hörte man eine Verwünschung aus ihrem Munde. Speise und Trank reichte sie Andern mit großer Freundlichkeit; auch sie genoß, aber wenig. Sie war fleißig im Lesen. Die Bibel kam selten aus ihren Händen. Sie hatte sich von Kindheit auf die Anfangsgründe der lateinischen Sprache und andere Wissenschaften zu eigen gemacht, und wurde durch die Gaben der Natur und ihren Fleiß eine der gelehrtesten Nonnen. Sie kannte das alte und neue Testament, die Aussprüche der heiligen Väter, die Kirchenordnungen und das Kirchenrecht. In allen ihren Handlungen hielt sie auf Ordnung und Pünktlichkeit. Auch im Wachen beobachtete sie Maaß. Den Sommer hindurch ruhte sie und auch ihre untergebenen Schwestern etwas nach dem Mittagessen: denn sie sagte, wenn der Schlaf genommen sei, so sei der Sinn genommen, besonders zum Lesen. Sie ließ sich von den jüngern Schwestern oft vorlesen, auch wenn sie schlief, und merkte es, wenn sie auch nur eine Silbe übergiengen. Die Tugend der Demuth übte Lioba treulich, auch die Gastfreiheit gegen

jedermann. Dieser ihr frommer Wandel machte tiefen Eindruck auf die Gemüther. Viele Edle übergaben ihre Töchter an Klöster, viele Matronen nahmen den Schleier, und von Bischofsheim aus, wo sie wohnte, verbreitete sich durch ihr Wirken viel Segen des Christenthums. Ihr zur Seite wirkten in verschiedenen Gegenden, wie sie von Bonifacius gerufen, mehrere christliche Jungfrauen, Chunihilt, Thekla (eine Verwandte Lioba's), Walpurgis und andre, als Vorsteherinnen von Klöstern in Franken und Baiern. In den Briefen von Bonifacius an Lioba gedenkt er derselben als seiner ehrwürdigen und geliebtesten Schwestern.

Als Bonifacius in hohem Alter der kirchlichen Sorgen müde, in Sehnsucht nach der Thätigkeit seiner Jugend als Heidenmissionar sich rüstete, nach Friesland abzugehen, und sein Mainzer Erzbisthum 754 niedergelegt hatte, empfahl er seinem Schüler und Nachfolger Lullus das Volk der Gläubigen, die Predigt, den Kirchenbau und besonders das Kloster Fulda, in dessen Kirche er wolle begraben sein. Darauf ließ er Lioba kommen und ermahnte sie, in diesem Land und ihrem Berufe auszuharren. Man dürfe die Gebrechlichkeit des Körpers nicht ansehen. Die Zeit dieses Lebens sei gering gegen die Ewigkeit, die Leiden dieser Zeit gering gegen die Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll. Er empfahl sie dem Bischofe Lullus und den Mönchen zu Fulda. Auch sprach er den Wunsch aus, daß sie nach ihrem Tode an seiner Seite begraben werde. Sie wollten, sagte er, gemeinschaftlich den Tag der Auferstehung erwarten, da sie gemeinschaftlich Christo in ihrem Leben gedient. So reiste er nach Friesland ab, wo er nach einer nicht fruchtlosen Thätigkeit am 5. Juni 755 den Märtyrertod fand. Sein Leichnam wurde nach Fulda gebracht und da begraben.

Lioba blieb nach seinem Abschiede, ihrem Versprechen gemäß, unbeweglich in dem Worte Gottes und gewann noch bei ihren Lebzeiten den Ruhm der Heiligkeit. Sie war auch bei Königen hochgeehrt. Pipin der Frankenkönig und seine beiden Söhne, Karlmann und Karl der Große, besonders aber der letztere, als er Alleinherr des großen Reiches geworden, erkannten ihren Werth und freuten sich ihrer Gesellschaft. Karl lud sie öfter an seinen Hof und beschenkte sie. Besonders große Anhänglichkeit an Lioba zeigte Karls zweite Gemahlin Hildegard und hätte sie gern immer in ihrer Nähe gehabt. Ihr aber war der Lärm der kaiserlichen Pfalzen ein Abscheu. Auch begehrte man anderswo gleich sehr ihres

Beistandes. Die Bischöfe besprachen sich gerne mit ihr und fragten sie um Rath über kirchliche Ordnungen. Fleißig besuchte sie die Nonnenklöster, die ihrer Leitung anvertraut waren, und genoß das Vorrecht, auch zuweilen die Mönche in der Abtei Fulda besuchen zu dürfen.

In hohem Alter traf sie noch einmal Ordnungen für alle ihre Klöster, und weilte auf den Rath des Bischofs Lullus längere Zeit in dem Kloster Schonersheim in der Nähe von Mainz. Hieher gelangte an sie die Bitte der Königin Hildegard, die mit ihrem Gemahl in Aachen war, sie zu besuchen. Lioba gieng hin, wurde von der Königin aufs freundlichste empfangen, weigerte sich aber länger bei ihr zu bleiben. Beim Abschied küßte sie der Königin Mund, Stirn und Augen, und sagte: lebe ewig wohl, geliebteste Herrin und Schwester, lebe wohl, kostbarer Theil meiner Seele. Christus unser Schöpfer und Erlöser gebe, daß wir uns am Tage des Gerichtes ohne Beschämung wiedersehen. Sie kehrte in das Kloster Schonersheim zurück. Nach wenigen Tagen fühlte sie sich unwohl und genoß zur Wegzehrung auf ihr Ende aus der Hand ihres treuen Dieners, des Priesters Tornbert aus England, Christi Leib und Blut. Darauf gab sie ihre Seele dem Schöpfer heim, den 28. September des Jahres 779. Ihr Leib wurde nach Fulda gebracht, und später neben den Ueberresten ihres Freundes und Vaters Bonifacius beigesetzt. Nur wenige Namen der Klöster und Kirchen, die sie gründen helfen, sind bekannt. Zu Liebenzell, einem Städtchen und Badeort im württembergischen Schwarzwalde, nahe bei Hirschau, soll auch, wie die Sage meldet, ein Kloster oder Zelle von ihr gegründet worden sein, daher der Name des Ortes; die warme Quelle verdanke den Thränen ihren Ursprung, welche die Heilige dort über das Elend der Heiden geweint.

Danken wir Gott, der auch diese Jungfrau als Werkzeug gebraucht, sein Heil in unsern Landen zu offenbaren und sie für den Dienst seines Sohnes mit so herrlichen Gaben ausgerüstet. Da ist nicht Mann noch Weib, ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu, — zu verkündigen die Tugenden deß, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte.

Ernst Fink in Illenau †.

---

182. Willibald, Bischof von Eichstädt und seine Pilgerfahrt in's gelobte Land.

7. Juli.

In demselben Lande, aus welchem der Apostel der Deutschen, der große Bonifacius, zu uns gekommen ist, wurde um's Jahr 700 auch Willibald geboren, der von jenem eingesetzte erste Bischof von Eichstädt. Sein Vater war ein vornehmer Angelsachse Namens Richard. Drei Jahre alt fiel Willibald in tödtliche Krankheit. Da trugen seine Eltern ihn unter das Hochkreuz, welches nach Landessitte auf den Gütern der Adligen im Freien errichtet anstatt der Kirche die offene Gebetsstätte war, und gelobten, das Kind, wenn es genese, dem Herrn zu weihen. Der Knabe genas und wurde in seinem fünften Jahre unter Zustimmung der Verwandtschaft in's Kloster Waltheim gegeben. Da wuchs er heran in heiligem Wissen und Leben. Aber die mönchische Verleugnung der Welt genügte dem 20jährigen Jüngling nicht, in Entbehrung auch der klösterlichen Ruhe und Gemächlichkeit, auf mühseliger Pilgerfahrt fern von Vaterland und Freundschaft wünschte er eine höhere Stufe des Verdienstes zu ersteigen. Auch seinem um ein Jahr jüngern Bruder Wunnibald wußte er solchen, den Germanen von Hause aus eigenen Wandertrieb zu erregen und den alten Vater bestürmten sie miteinander, bis auch er sich entschloß, die Frau und die übrigen Kinder zu verlassen und mit nach Rom zu pilgern.

Im Jahr 720 begann die Fahrt. Unter Mühseligkeiten aller Art zu Wasser und zu Land, über Berg und Thal gelangten sie nach Italien. In Lucca erlag der Vater der Anstrengung. Nachdem sie ihn kindlich beweint und kirchlich bestattet, wallten die Brüder weiter. Am h. Martinstage konnten sie erstmals am Grabe des „Apostelfürsten" beten. Den Winter und Frühling brachten sie glücklich in einem Kloster zu, wo auch Wunnibald förmlich Mönch wurde. Aber bei steigender Sommerhitze wurden sie von schwerem Fieber befallen. Da wechselten die kranken Brüder in gegenseitiger Pflege wochenweise ab und übten zugleich mit Aufwand der letzten Kraft die strengen Regeln ihres (Benedictiner-) Ordens.

Mit Gottes Hilfe wieder gesund geworden, fühlt Willibald sich angetrieben, durch eine Pilgerreise in's heilige Land für die

Heilung des Leibes zu danken und das Heil seiner Seele zu wirken. Nach Ostern 722 schied er von seinem Bruder und wanderte mit zwei Gesellen dem Süden zu. In Gaëta bestiegen sie ein Schiff, und fuhren nach Neapel. Von da ging's weiter nach Calabrien und Sicilien, an die Küste Griechenlands, das damals ganz von Slaven besetzt war, dann nach Ephesus hinüber und weiter zu Fuß die Küsten Kleinasiens hinab. Wieviel es auch unterwegs zu sehen und zu hören gab, der fromme Willibald hatte Auge und Ohr fast nur für die heiligen Orte und Zeiten, Sagen und Bräuche. Bei Ephesus wurde die Stätte der sieben Schläfer und der Ort, wo einst der h. Johannes geweilt, mit Andacht aufgesucht. Zu Milet bewunderten sie die Frömmigkeit zweier Einsiedler, welche auf einer hohen starkummauerten Säule im Meere ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. In demselben Milet wären die armen Pilger fast Hungers gestorben, wenn nicht Gott sich ihrer erbarmt hätte. In dem großen Flecken Pygila am Meere sehen wir sie auf dem Rande des Brunnens sitzen und das erbettelte trockene Brod in's Wasser tauchen, froh dieser dürftigen Labung.

Auf der Insel Cypern wurde das Grab des h. Epiphanius besucht und längere Zeit dauerte es, bis sie einen gutherzigen Schiffer fanden, der sie am Johannistag 723 nach Syrien mit hinübernahm. Da wurde in der Stadt Emessa die Kirche aufgesucht, welche die h. Helena über dem Haupte Johannes des Täufers errichtet hatte. Sieben Begleiter hatten sich dem frommen Beter angeschlossen. Sie alle wurden von den Sarazenen, welche im Besitz dieser christlichen Lande waren, für Kundschafter gehalten und eingesetzt. Gerne hätte ein christlicher Kaufmann sie befreit; der mußte sich aber begnügen, früh und Mittags ihnen Speise zu schicken und Mittwochs und Sonnabends sie durch seinen Sohn in's Bad, Sonntags in die Kirche führen zu lassen. Wenn sie dann über den Markt gingen, wo jener mildthätige Kaufmann ihnen kaufen ließ, was sie wünschten, so drängten sich die Bürger neugierig zu den abendländisch gekleideten, stattlichen jungen Fremdlingen herbei, unter welchen der 23 Jahr alte Willibald besonders hervorragte. Endlich gelang es bei dem Kalifen Jezid II. (welcher bald darauf 724 starb) das Zeugniß ihrer Unschuld und die Erlaubniß zur Weiterreise zu erlangen. Diese ging über den Libanon hinüber nach Damaskus, wo an der Ruhestätte des h. Ananias und an der Bekehrungsstätte des h. Paulus gebetet wurde. Dann

ging die Fahrt rückwärts nach Nazareth, wo eine Kirche über dem Ort der Verkündigung des Engels Gabriel erbaut war. In Kana wurde die große Kirche besucht, deren Altar aus den 6 steinernen Wasserkrügen von der Hochzeit daselbst bestehen sollte. Auf dem Berg Tabor kehrten sie in dem Kloster und der dem Herrn, dem Mose und Elias geweihten Kirche andächtiglich ein. In dem östlicher gelegenen Tiberias fiel neben der schönen Kirche die alte große Judenschule auf. Dann zogen die Pilger um das galiläische Meer gen Magdala und Capernaum. Hier ließen sie sich das Haus des Zebedäus zeigen. In Bethsaida fand sich eine Kirche an der Stelle der einstigen Wohnung des Petrus und Andreas. Zu Chorazim wurde da, wo Jesus die Besessenen heilte, in der Kirche gebetet. Dann gingen sie hinan zu den zwei Jordan-Quellen. Auf dem Hügel zwischen beiden übernachteten sie, von den Hirten mit saurer Milch erquickt. In den Sumpfwiesen unterhalb der Quellen sahen die Pilger zu ihrer Verwunderung Büffel mit langem Rücken, kurzen Schenkeln, großen, aufrecht stehenden Hörnern, alle von gleicher schmutziger Farbe. (Dieser häßliche, unförmliche, dünngebaute Schlag findet sich noch heute in jener Gegend.) In der Sommerhitze suchen die Büffel die tieferen Sümpfe auf und tauchen sich bis zum Kopfe darin ein, um Kühlung zu erhalten. Dieß Schauspiel war dem frommen Pilger, dem Sohne des heerdenreichen englischen Gutsherrn so überraschend, daß er noch in seinem Alter es als eine seiner merkwürdigsten Reise-Erinnerungen mit besonderer Genauigkeit erzählte.

Im Jordanthale südlich wandernd besuchten die Pilger das Johanneskloster in der Wüste Quarantania und eine Meile davon den trockengelegten Ort der Taufe Jesu, wo nun eine Kirche frei auf steinernen Säulen stand. In dieselbe war aus dem Jordan eine kleine Wasserableitung geführt zum Taufen. Ueber den Fluß selbst aber war ein Seil gespannt, an welchem sich die Schwachen und Kranken hielten, die am Erscheinungsfeste in dem durch Jesu Taufe geheiligten Flusse zu baden sich beeiferten. Auch unfruchtbare Weiber glaubten durch Baden im Jordan sich die Gunst des Himmels zu verdienen. Natürlich badete auch unser Willibald frommen Sinnes daselbst. Weiterhin sahen sie in dem hölzernen Kirchlein zu Galgala (Gilgal) die angeblichen 12 Steine, welche die Kinder Israels aus dem Jordan trugen zum Zeugniß ihres trockenen Uebergangs.

Nachdem sie auch dort gebetet, pilgerten sie gen Jericho zu der von Elisa gesundgemachten Quelle, welche damals die ganze Umgegend wässerte und fruchtbar machte. Endlich ging's über das Kloster des h. Eustachius hinauf nach Jerusalem. Der erste Gang galt der h. Grabeskirche, wo das Kreuz des Heilands von der h. Helena erfunden, zur Anbetung der Gläubigen aufgerichtet war. Es war gerade das Fest des h. Martinus und wer ermißt die Freude der Pilger, es an solchem Orte feiern zu dürfen! Aber damit er sich seines Glückes nicht überhöbe, mußte Willibald krank darniederliegen bis nahe an Weihnachten. Sobald er wieder aufstehen konnte, schleppte er sich in die Zionskirche zum Gebet, von da zur Halle Salomos, zum Teich Bethesda, hinab in's Thal Josaphat, zur heiligen Marien- und zur Himmelfahrtskirche auf dem Oelberge. An der Stelle, wo Jesu Füße letztmals auf Erden standen, sah er ein kostbares Gebilde aus Erz errichtet mit einer immerwährend brennenden Laterne und an der Süd- und Nordwand zwei Säulen zum Andenken an die zwei Männer, welche sprachen: Ihr Galiläer, was starret ihr gen Himmel? Und „wer dort zwischen Wand und Säule kriechen kann, der ist frei von Sünde", läßt sich berichten und berichtet der gläubige Pilger.

Von Jerusalem aus mußte er nach Bethlehem, zuerst an den Ort, wo der Engel den Hirten die große Freude verkündigte, dann zur Stätte der heiligsten Geburt selbst. Die einstige Höhle war viereckig ausgebrochen und ausgegraben und darüber eine herrliche Kirche von der h. Helena in Kreuzesform gebaut. Nachdem sie dort angebetet, wallten sie nach Thekoa zur Ruhestätte des Propheten Amos und zum Ort des Kindermordes Herodis. Ein Kloster des h. Sabas stand in der Mitte eines Thales und rings um den Felsenhang waren Lauren oder kleine Höhlen für die Einsiedler eingegraben. Weiter wurde der Ort besucht, wo Philippus den Kämmerer aus Mohrenland taufte. Dann ging's vollends hinab westlich gen Gaza. Als Willibald in der h. Matthiaskirche die feierliche Messe hörte, wurde er plötzlich blind und blieb es zwei Monate lang. So konnte er nur beten, nichts sehen, als er mit seinen Mitpilgern das Gebirge wieder hinauf nach Hebron zum Grabe der h. drei Erzväter kam. Doch, so wie er nach Jerusalem zurückgekehrt in die h. Grabeskirche eintrat, bekam er sein Augenlicht wieder.

Nun zog er abermals westlich hinab nach Lydda zur Kirche

des h. Georgius, und nach Joppe, wo Petrus „die Rehe" vom Tode erweckt hat. Wohl eine günstige Gelegenheit zur Heimkehr in's Abendland suchend, wanderten sie hinauf am Meeresufer nach Tyrus und Sidon. Als sie nicht fanden, was sie suchten, zogen sie nochmals hinüber nach Damaskus und in weitem Umkreis zurück nach Jerusalem, wo Willibald über den Winter blieb, um von milden Händen frisches Geld zur Seereise zu gewinnen. Dann zog er (726) mit seinen Begleitern hinab in die Hafenstadt Ptolemais (Acco), blieb aber dort bis über die Fastenzeit krank liegen. Indeß suchten seine Gefährten von dem neuen Kalifen Haschim einen Erlaubnißschein zum Heimzug zu erhalten. Jener aber war der Pest wegen nicht in seiner Residenz zu finden; und erst in der Woche vor Ostern bekamen sie vom Scheik zu Emessa einen Reisepaß für je zwei und zwei ausgestellt, damit sie also leichter sich den Lebensunterhalt erbetteln könnten. So ging Willibald abermals nach Damaskus und zum viertenmal zurück nach Jerusalem.

Nach kurzem Verweilen wanderten die Pilger wieder meerwärts über Samaria, wo sie am Jakobsbrunnen und auf dem Berge Garizim anzubeten nicht versäumten. Auf der Weiterfahrt begegnete ihnen in einem Olivenwalde ein brüllender Löwe. Von einem Aethiopier ermuthigt gingen sie vorwärts und siehe, Gott lenkte das Raubthier ab, dessen furchtbares Mordgebrülle sie noch lange hinter sich vernahmen. Vor seinem Weggange von Jerusalem hatte sich Willibald des köstlichen Balsams gekauft, um ihn zu Hause als Reisegeschenk einer Kirche oder einem Kloster mitzubringen. Aber die Sarazenen hatten die Ausfuhr streng verboten; sie war nur das Vorrecht etlicher Handelsstädte. Seines frommen Zweckes sich getröstend stand unser Pilgersmann nicht an, sich auf das Schmuggeln zu legen. Den wohlfeil eingekauften Balsam füllte er in einen Kürbis, pfropfte in diesen einen kleinen, mit Steinöl gefüllten Kürbis und trug ihn wie sonst die Pilger ihre Kürbisflasche an einer Schnur. Beim Zollthurm von Tyrus wurden sie alsbald ergriffen, gebunden, und durchsucht; war etwas Verbotenes bei ihnen, so warteten ihrer Bande und Tod. Aber es fand sich nichts Verdächtiges, als die Kürbisflasche Willibalds. Doch als man den Verschluß öffnete und das Steinöl roch, das im Deckel oben war, ließen die Zollwächter ihn damit ziehen, ohne Ahnung seines frommen Betrugs! —

Mittlerweile fand sich eine dürftige Schiffsgelegenheit heim-

wärts. Vom Andreastag bis in die Woche vor Ostern den ganzen Winter über brauchten sie zur Fahrt nach Constantinopel, wo sie volle zwei Jahre blieben. Da gab es die Ruhestätten des h. Andreas, Timotheus und Lucas unter einem Altare, die des heil. Chrysostomos vor einem andern zu sehen. Willibald wohnte in einer Zelle der Kirche selber, um den Blick stets zu jenen heiligen Stätten richten zu können. Einen Ausflug machte er nach Nicäa, wo er die Bildnisse der 318 Bischöfe sah, welche die dortige erste allgemeine Kirchenversammlung unter Constantin bildeten.

Nach zwei Jahren fuhr Willibald mit den Gesandten des bilderstürmenden Kaisers Kopronymus und des bildervertheidigenden Papstes Gregor III. nach Sicilien und Calabrien. An die Insel Volcana stieg er aus, um „die Hölle des Theodorich" zu sehen. Tiefe Asche verhinderte das Ersteigen des Vulkans. Mit Grausen sah er aus dem Krater die dunkle und schreckliche Flamme emporsprühen. Mit besonderem Interesse sah er den Bimsstein, dessen sich die Schreiber zur Radirung und Glättung der Pergamente bedienten, „aus der Unterwelt" aufsteigen, mit der Flamme gemischt in's Meer fliegen und von diesem wieder an's Land geworfen.

Weiter fuhren sie zu den Liparen und weiter gen Neapel zum Grab des heil. Severinus. Dann kam Willibald mit seinem neuen Begleiter Diaprotus über Capua und Theanum auf Monte Cassino in's Kloster des heil. Benedictus. Es war im Herbst 729. Sieben Jahre waren verstrichen, seit er von Rom, zehn Jahre, seit er aus seiner Heimat weggepilgert war.

Nur wenige Mönche fand er in dem erst neu hergestellten Kloster. Ihnen ward er zum Vorbild in allem was zum Mönchsleben nach des heil. Benedict's Regel gehört. Im ersten Jahre war er Thürhüter der Kirche, im zweiten Jahre wurde er Dekan d. h. Vorsteher über eine Anzahl von zehn Mönchen im Kloster, dann Thoraufseher, ein Posten, zu dem nur bewährte Mönche erhoben wurden, vier Jahre lang im oberen und eben so lang im untern Kloster.

Nach zehnjährigem Klosterdienste kam er in Begleitung eines spanischen Priesters nach Rom. Sobald der Papst Gregor III. seine Ankunft erfuhr, forderte er ihn vor und ließ sich von ihm seine Pilgerfahrten erzählen. Dann eröffnete er ihm, daß Erzbischof Bonifacius von Mainz, sein großer Landsmann und zugleich

Verwandter, der 738 zum drittenmale und ein ganzes Jahr lang in Rom gewesen war, von dort auch den Wunnibald als Gehilfen nach Thüringen, Baiern und Mainz zu sich berufen hatte, nun gleichfalls den Willibald sich zum Mitarbeiter in Franken ausersehen hatte. Gehorsam folgte dieser dem Rufe und zog 739 mit drei Klosterbrüdern nordwärts. Zu Lucca betete er am Grabe seines Vaters, in Baiern besuchte er den Herzog Odilo, bei welchem sein Bruder Wunnibald auch gewesen war; mit dem Grafen Switger von Hirschberg kam er nach Linthrath zu Bonifacius. Der sandte ihn sofort nach Eichstädt, wo Alles durch die Hunnen verwüstet worden war und noch in Trümmern lag, außer einer kleinen Marienkirche. Willibald sollte sehen, ob es ihm dort gefiele. Das Land umher hatte Switger um seines Seelenheiles willen dem Bonifacius geschenkt und dieser wollte es dem Willibald übergeben. Nachdem dieser eine Stelle an der Altmühl zu einer Ansiedelung erlesen, eilte er nach Freisingen, um Bonifacius Bericht zu erstatten. Alsbald kehrte Letzterer mit Willibald nach Eichstädt zurück und weihte ihn dort zum Priester. Nach einem Jahre berief er ihn nach Thüringen, wo er seinen geliebten Bruder Wunnibald wieder fand. In der Salburg wurde er nun (741) zum ersten Bischof von Eichstädt geweiht, als welcher er bereits im folgenden Jahre der deutschen Synode beiwohnte. Willibald, der 41jährige, im kräftigsten Alter stehend, säumte nicht, seinen Beruf zu erfüllen. Er erbaute ein Kloster und sammelte Mönche, die er unterrichtete und leitete nach der Regel des heil. Benedict. Bonifacius hatte scharfblickend in ihm einen Gehilfen ersehen, der seine rechte Hand im Frankenlande war, wie der von ihm ebenfalls eingesetzte Bischof Leonhard in Würzburg seine Linke. Wetteifernd mit Letzterem wurde Eichstädt ein Lichtherd christlicher Bildung in damals finsterem Lande.

Lieblich war's für Willibald, daß unfern von Eichstädt sein frommer Bruder, der Priester Wunnibald und seine fromme Schwester Walburga, welche ebenfalls Vaterland und Freundschaft verlassen hatte, um Gott in der Fremde zu dienen, jener ein Mönchs- und diese ein Frauenkloster zu Heidenheim gründete, indem sie mit eigener Hand den aus eigenen Mitteln erkauften Wald- und Sumpfboden ur- und wohnbar machen halfen. Wunnibald war von Bonifacius 753 zum Abte des Benedictinerklosters geweiht, und führte unter der oberhirtlichen Leitung seines Bruders

sein Amt, bis er 763 im sechszigsten Lebensjahre starb. Von da ward Heidenheim alleiniges Nonnenkloster unter Walburga. 14 Jahre später besorgte Willibald die Uebertragung der Gebeine seines Bruders in eine neue für sie erbaute Kapelle, dann nahte auch ihm mit starken Schritten der Tod.

Unter den Landsleuten und Verwandten, welche dem Bonifacius und den Brüdern Wunnibald und Willibald, erfüllt von dem Wander- und Missionstrieb der Angelsachsen in die Wälder und Einöden Deutschlands folgten, um dort christliches Leben zu pflanzen und sich selbst den Himmel zu erwerben, war eine Freundin und Untergebene der Walburga. Wir kennen ihren Namen nicht, aber sie hat sich einen Namen gemacht durch die Lebensbeschreibungen des heil. Wunnibald und Willibald, welche sie im Kloster Heidenheim verfaßte. Sie zeigt uns, wie lebhaft die Nonnen in England an den gelehrten Studien Theil nahmen. Ihre Gelehrsamkeit verleitete sie zwar auch zu einer sehr gezierten und schwülstigen Schreibart; aber mitten aus ihren Schnörkeln tritt gar einfach hervor der Bericht über die Pilgerfahrt Willibalds nach dem gelobten Lande. Wohl hatte die Aebtissin Walburga ihren Bruder bei einem Besuche gebeten, er möchte die Erzählung seiner Reisen zum Besten geben. Was da der gütige Bischof, umgeben von seinen zwei Diaconen, den mit gespannter Aufmerksamkeit lauschenden Schwestern erzählte, das schrieb seine gelehrte Verwandte mit eiligem Griffel nach, um es der, noch zu Lebzeiten Willibalds verfaßten Lebensbeschreibung einzuverleiben. So haben wir ihr die erste, auf deutschem Boden geschriebene Reise in's gelobte Land zu verdanken und wie diese Reisebeschreibung damals lange und weithin eine viel abgeschriebene und gelesene war, so ist sie noch für uns ein anziehendes Denkmal. Dem Umstande, daß die emsige Nonne ihres Bischofs Leben noch vor dessen Hingang beschrieb, und wohl selber vor ihm das Zeitliche gesegnete, haben wir's zu verdanken, daß das Leben Willibalds ohne die sonst unvermeidlichen, für uns allzugewürzten nonnenhaften Zuthaten von Wunder-Erzählungen blieb, von welchen Wunnibalds Leiche und Grab bereits 14 Jahre nach seinem Tode durch die übergläubige Heroldin seiner Heiligkeit umkränzt wurde. — Willibald, der auch das Leben des Bonifacius beschrieb, hat dem Kloster des heil. Bonifacius in Fulda vor seinem Tode noch Güter vermacht. Nachdem er seine geliebte Schwester Walburga zu Grabe geleitet, versammelte auch

er sich zu den vorangegangenen Geschwistern um 786. Papst Leo VII. sprach ihn heilig. 186 Jahre nach seinem Tode wurde sein Gebein in die Gruft der neu erbauten Klosterkirche übertragen.

H. v. Merz in Marbach, jetzt in Stuttgart.

Aus der Sage.

183. Sebaldus, Einsiedler bei Nürnberg und sein Denkmal in der Sebalduskirche.

19. August.

Zu Nürnberg, in der schönen, an Künsten und an Ehren reichen alten deutschen Stadt steht eine Kirche, darin ein Denkmal hochberühmt. Das ist dem Andenken eines frommen Mannes geweiht aus alten Tagen, da das Licht des Evangeliums noch nicht helle schien unsern Landen. Aber wie St. Sebalds-Kirche ihre hohen Thore später dem lautern Evangelium geöffnet hat, so ist das Denkmal des Heiligen in ihr auch bis auf diesen Tag nicht blos als ein Denkmal schönster alter deutscher Kunst gepriesen, sondern als ein rechtes Denkmal der Apostel und Profeten, da Jesus Christus der — Schlußstein ist, zu bewundern, an dem der evangelische Christ insonderheit des apostolischen Wortes froh werden mag: „Alles ist Euer.“ Darum möge St. Sebalds Bild und Grab auch unter den Lebensbildern des evangelischen Kalenders glänzen.

Man weiß nicht, wo und wann Sebaldus geboren ist. Aus fernem Lande sei er entstammt, etwa zu Kaiser Karls des Großen Zeiten, aus dacischem oder dänischem Königshause, so dichtet die Sage, welche nicht weiß, daß zu jenen Zeiten weder in Dacia noch in Dania (Dänemark) das Christenthum herrschte. Nun, es war ein frommer König, und eine fromme Königin, die ersehnten und erflehten sich lange einen Leibeserben. Endlich erhörte sie der Herr und schenkte ihnen ein Söhnlein. Das ward in der heiligen Taufe Sebald genannt und von seinen Aeltern zur Ehre Gottes erzogen. Es nahm auch trefflich zu an Alter und Weisheit. Funf-

zehn Jahre alt zog der Königssohn nach Paris, wohin schon damals die lernbegierige Jugend zusammenströmte, um den Preis der Künste und der Wissenschaften zu erringen. In kurzer Zeit galt Sebaldus dort nicht mehr als Schüler, sondern als Meister. Als er dann ruhmgekrönt nach Hause kehrte, sahen sich seine Aeltern nach einer würdigen Genossin für ihn um und ließen durch eine stattliche Gesandtschaft um eine Tochter aus erlauchtem fränkischen Geschlechte für ihn werben. Die Hochzeit wurde glänzend gefeiert. Aber in der Brautnacht überredete der fromme Jüngling seine Neuvermählte zum Gelübde ewiger Jungfräulichkeit und sagte sich selber los von allem irdischen Eigenthum. In dichtem Wald suchte er eine Stätte, wo er als Einsiedler in Fasten und Beten Tag und Nacht verblieb.

Nach drei Jahren trieb ihn der Geist wieder in die Welt zurück, aber nur um ihm zum ewigen Heile behülflich zu sein. Er sollte das werden, was sein Name besagt: einer der des Säens waltet — und zwar ein Säemann lebendigen Samens auf Gottes Ackerfeld. Zuvor aber wollte er gen Rom, zu den heiligen Stätten der Apostel wallen, und vom irdischen Oberhaupte der katholischen Kirche Auftrag und Segen zur Verkündigung des Evangeliums empfangen. Auf dem Rückweg fand er zwei Gefährten in den frommen Pilgern Wilibald und Wunnibald. Denen wurde er ein Vater und Versorger und mit ihnen theilte er das Brod, das ihm auf sein Gebet einst in wüster Einöde ein Engel vom Himmel brachte, also daß sie ihn als ihren Elias lobten und liebten.

Zuerst predigte er das Evangelium den Armen in Wälschland, und hatte sein Wesen in einem Gehölze bei Vicenza, welches eine nicht geringe Stadt der Lombardei ist. Dorthin strömte von Mailand und von Padua und sonst Mann und Weib, den Gottesmann zu hören, der Niemand — auch leiblich — unerquickt von dannen gehen ließ. Dann zog er über die Alpen in's Baierland gen Regensburg. Als dort nicht Brücke und nicht Fährmann über den Fluß führte, breitete er seinen Mantel auf das Wasser und fuhr, so lautet die fromme Dichtung, stehenden Fußes hinüber, getragen von Gott durch das Gebet des Glaubens.

Dann lenkte er seinen Pilgerstab Nürnberg zu, allwo noch viel dicke Finsterniß des Heidenthums herrschte. Im alten Reichswalde siedelte er sich draußen an; in die Stadt kam er fleißig, seines heiligen Berufes zu warten. Da ging er umher und that

wohl mit Wort und Werk eine lange Zeit. Und Gott war mit ihm und bekräftigte sein Wort mit vielen Zeichen zu Lehre und Strafe, Trost und Heil des armen Volkes. Das ehrte und liebte ihn auch hoch und theuer als seinen Helfer und Tröster und erzählte sich Wunder von dem gottseligen Mann, der da segnete die ihm fluchten, wohlthat denen, die ihn beleidigten und Alles zum Besten kehrte auch bei denen, die da gedachten Böses zu thun. War er ein Mann nach dem Herzen Gottes, mitleidig, sanftmüthig, demüthig, freundlich und gütig gegen Jedermann, was Wunder, wenn er auch der Mann des Volkes war! Das dachte und dichtete sich ihn schon zu seinen Lebzeiten zu einem Heiligen nach seinem Herzen in aller Gottseligkeit und Gutmüthigkeit, zu einem guten frommen Helfer in großer und kleiner Noth des Lebens, wie das kindliche Gemüth ihn gern wünscht und braucht. So wußte das Volk von Regensburg her ein gar liebes Werk von ihm zu rühmen. Ein geringer Mann daselbst lud ihn in's Haus und wollte ihm einen Trunk reichen in einem schönen Glase, das er dem Gast zu Ehren entliehen. Ungeschickterweise ließ er es fallen und es zerbrach zu großem Jammer. Aber Sebald, der Niemand ungetröstet lassen konnte, wandte schnell das Leid in Freud: er las die Stücke auf und setzte sie so schön zusammen, daß kein Brüchlein sichtbar blieb! Im Nürnberger Reichswald waren einmal einem Bäuerlein zwei Ochsen entlaufen und jammernd suchte er sie den ganzen Tag. Abends begegnet ihm der Einsiedler und tröstet ihn: suche nur, du wirst gewißlich finden. „Aber es wird Nacht," entgegnet mit weinender Stimme der Arme und „wie soll ich den Weg finden!" Da begab sich der fromme Sebald in's Gebet und als er geendet, rief er dem Manne zu: falt' deine Hände und heb sie empor! Plötzlich gaben die Finger einen hellen Schein von sich, daß es im dunkeln Walde vor ihm her Licht ward wie am Mittag. Sebald aber sprach: Lobe Gott deinen Heiland und hole, was du verloren. Er that's und bald trieb er vergnügt seine Ochsen heim. Freilich eine gar sehr kindliche Dichtung, aber liegt in ihr nicht die köstliche Wahrheit, daß der seine Hände erhebende Beter erfahren darf: der Herr ist mein Licht und mein Heil, wovor sollte mir grauen?

Nach einem langen thätigen Leben entschlief der fromme Einsiedler am 19. August, weiß nicht, welches Jahres, auf den Tag, wie er vorausgesagt. Sein Sarg wurde aus der Waldhütte durch ein paar wilde Ochsen zur Stadt gefahren. Auf einmal blieben

sie stehen und keine Gewalt brachte sie weiter. Also war nach des Volkes Meinung vom seligen Sebald selbst der Ort seiner Ruhe bezeichnet. Bei seiner feierlichen Beisetzung fiel eine Kerze vom Leuchter, eine fromme Frau, die zum Zeichen ihrer Buße sich einen Eisenring um den Arm hatte schmieden lassen, steckte die Kerze wieder auf und alsbald sprang der Ring klirrend ab: das habe ihre fromme That am Sarge des Heiligen zu Lohn und Lob verdient! Als aber ein gottloser Mann in den Bart des h. Sebald griff und demselben fluchte, der so viele verführt habe, da hob der Todte die Hand und schlug dem Frevler ein Auge aus. Doch dieser that Buße, flehte Tag und Nacht um Gnade, und auf einmal bekam er sein Auge wieder. Denn wie im Leben, so dachte sich das Volk seinen Sebald noch im Tode als den Freund dessen, der gekommen ist, nicht zu verderben, sondern zu erretten. — —

Einem so im Leben und Sterben bewährten Gottesmann mußte ja das fromme Volk wiederum Alles thun, was es vermochte. Erstlich machte Nürnberg ihn zu seinem Schutzherrn. Schon im Jahre 1072 war Sebaldus der von dort aus weit und breit Verehrte. Hundert Jahre später baute die Stadt Nürnberg dem heiligen Petrus eine Kirche, in der selber die Gebeine ihres seligen Sebald ruhen. Bald war die Kirche nicht mehr groß und schön genug. Als man zählte 1300 Jahr nach Christi Geburt erhob sich der südliche Thurm und 45 Jahre später der nördliche und zugleich das hohe Schiff der schönen nun förmlich dem „seligen" Sebaldus geweihten Kirche. Im Jahre 1377 war sie fertig und nun wurde ein kostbarer, mit Gold- und Silberblech überzogener Sarg bestellt, in welchem 1397 die Stadt ihren Liebling glanzvoll in der Mitte des Chores beisetzte. Der Sarg gleicht einer gothischen Kirche mit hohem Dache, doch ohne Thurm. Sollte solcher Zierde und Krone das Heiligthum des Mannes entbehren, dessen Ruhm sich von Jahr zu Jahr höher und höher zu dem eines „Himmelsfürsten" selbst erhob, also, daß im Jahre 1424 der Papst in Rom denselben förmlich „heilig" sprechen mußte? Nein, Gott erweckte nicht umsonst der kunstreichen Stadt einen Mann, sonderlich begabt vor allen. Peter Vischer hatte kaum ausgelernt in der Kunst des Erzgusses, da ließ es ihn keine Ruhe, bis er dem Volksheiligen seiner Vaterstadt die höchste Ehre gegeben. Noch ehe er Meister wurde, entwarf er 1488 ein Prachtgehäuse, das über dem Sebaldussarge in drei hohe gothische Thürme emporschießen

sollte, prächtig und reich ohne Gleichen. Aber noch 20 Jahre sollten vergehen, bis die Hand an's Werk gelegt werden konnte. Der junge Meister hatte sich indessen in der Welt, zumal in der Kunstwelt Italiens umgesehen und dort erst vollends gelernt, was schön ist und wohllautet. Auch waren ihm fünf kunstreiche Söhne herangewachsen, mit denen ging er 1508 an das Werk. Der Kirchenmeister Schreyer setzte dazu alle Herzen und Hände, die da Gott und seinem Heiligen zu geben vermochten, in Bewegung. So wurde an dem kunstvollen Erzwerke 11 Jahre lang gearbeitet, bis der Meister am Fuße des Denkmals die letzte Inschrift eingraben konnte: „Petter Vischer purger zu Nurmberg machet das Werck mit seinen sunnen und ward solbracht im jar 1519 und ist allein Got dem Allmechtigen zu lob und Sanct Sebalt dem Himelfürsten zu Eren mit hilf frumer Leut von dem allmusen bezalt." Es kostete 2402 Gulden 6 Heller 21 Pfennige — das ist bei 26,400 Gulden, eine für jene Zeit sehr große Summe, aber zu Ehren des lieben Heiligen den kunstliebenden Nürnbergern nicht zu hoch gewesen. Das Werk, woran der Meister mit fünf Söhnen seine besten Jahre und Kräfte gewendet, ist das allerschönste Denkmal, welches Nürnberg aus der Zeit seiner Kunstblüthe besitzt. Deutsche Einfalt und Gediegenheit verbindet sich darin mit italischer Reinheit und Schönheit der Form. Wir thun wohl daran, es im Einzelnen zu beschauen.

Zuerst stellte der Meister den Sarg auf einen kunstvollen ehernen Untersatz. Vor dessen zwei schmalen Seiten steht westlich aus Erz gegossen der Heilige im langen Barte und kurzen Eremitenmantel, die rechte Hand auf den Wanderstab gestützt und in der Linken das Modell seiner Kirche haltend, östlich der Meister P. Vischer selbst, eine kurze derbe Gestalt von tüchtigem, ehrenfestem Aussehen, am Gürtel des ledernen Schurzfells hängt die lederne Tasche, auf dem bärtigen Kopfe sitzt die runde Lederkappe, womit er in der „Gießhütten" angethan war, in den Händen hält er Hammer und Ciselirmeißel. An den zwei langen Seiten des Untergestells sind in flach erhabener ausnehmend schöner Arbeit vier Darstellungen aus der Legende des Heiligen. Wie der gutherzige Mann einmal seine zwei Mitpilger mit einem Trunk Weines erquicken will, hat sein Diener Dionys das Reisefäßchen die Nacht zuvor heimlich ausgetrunken und ist nun in größter Noth; der fromme Sebald aber hebt gütig die Hände auf zum Gebet, die



Gäste thun desgleichen, der arme Schlucker, das leere Fäßchen im Schoße haltend, hebt bösen Gewissens auch seine rechte Hand zagend mit auf — und siehe, unversehens wird das Fäßchen wieder voll und aller Noth ist geholfen. — Einmal steht während der Predigt ein Ungläubiger auf und ruft: Alles das ist erlogen. Sebald bittet Gott um ein Zeichen und der Bösewicht sinkt in die Erde bis an den Hals. Als der aber im Versinken um Gnade schreit, bittet der gutherzige Einsiedler für den Sünder und alsbald wird der Unglückliche wieder emporgehoben. — Zu Nürnberg kehrte Sebald bei einem armen Wagner ein. Es war Winter und der Mann machte keine Anstalt, die Stube zu erwärmen. Sebald bat die Hauswirthin um Licht und Feuer, aber der zähe Mann gestattet's ihr nicht. So hieß Sebald sie Eiszapfen von der Gasse holen und auf sein Gebet loderten alsbald die Flammen daraus empor! — Das erweichte den hartherzigen Wirth und er ging, gegen das strenge Verbot der Herrschaft, zu Markte, um für den hungrigen Sebald Fische zu kaufen. Er wurde dabei ertappt und zur Strafe geblendet. Weinend empfängt die Wirthin ihren Gatten, der in der einen Hand das Gefäß für die Fische trägt, an der andern von einem mitleidigen Menschen geführt wird. Aber noch mitleidiger springt der gutherzige Sebald bei und setzt dem Armen das ausgestochene Auge wieder ein. —

Dieser meisterhaft gegossene und außerdem noch mit kleinen Figürchen und Thierchen an den Gesimsen und Sockeln geschmückte Untersatz des Sarges ruht auf einer ehernen Bodenplatte, welche an den vier Ecken von Delphinen, an den Seiten von Schnecken getragen wird. Ueber dem Sarge wölbt sich ein kunstvolles Gehäuse wie ein Traghimmel empor, den drei rundbogige, vielfach durchbrochene, mit kleinen Strebepfeilern und Strebebögen verzierte Kuppel-Thürmchen krönen. Der Traghimmel ruht auf acht Pfeilern, welche mit Halbsäulchen besetzt sind und von welchen sich acht ausgezackte Ovalbogen zu der Gewölbdecke erheben. Vor der Mitte der Bogen sind reichgeschmückte eherne Leuchter aufgestellt, deren schlanke eherne Kerzen jene Bogen stützen helfen, indem sie in Blätterkelche auslaufen, auf denen anmuthig spielende Engelknaben sich schaukeln und herunterbeugen. Die Füße der acht Pfeiler sind aus allerlei sagenhaften Figuren, Meer-, Fluß- und Waldgöttern gebildet, zwischen ihnen liegen kleine Löwen nicht größer als junge Kätzchen. An den vier Ecken des Grabmals sind wirk-

liche Leuchter angebracht, welche von vier sehr zartgebildeten und anmuthigen Meerjungfrauen getragen werden. Krone und Kranz auf dem Haupte, Flügel an den Schultern, Schlangen um den Arm geringelt oder einen Todtenkopf in der Hand haltend sind diese Gestalten, deren nackter Leib in Fischschwänze und Fußkrallen ausläuft, Sinnbilder reizender Verführung, die zu fliehen ist wie Gift und Tod. Zuunterst an den 4 Eckpfeilern sitzen die nackten Figuren des Nimrod mit Bogen und Köcher, Simson mit Löwen und Eselskinnbacken, Perseus mit Schild und Schwert neben einer Maus; Herkules mit der Keule. Zwischen diesen Helden des alten Testaments und des alten Griechenlands sind in der Mitte jeder Seite die vier menschlichen Haupttugenden: die Stärke im Panzer und mit einem Löwen, die Mäßigkeit mit Gefäß und Kugel, die Klugheit mit Riegel und Buch, die Gerechtigkeit mit Schwert und Wage.

Erhaben über diese starke, schöne, reiche Natur- und Menschenwelt stehen aber in der halben Höhe der Pfeiler, an diese gelehnt, auf leuchterähnlichen Säulchen unter Baldachinen die zwölf Apostel, an den Eckpfeilern je zwei, und an der Stelle des Matthäus der Apostel Paulus mit zwei Schwertern (dem „geistlichen" und „weltlichen"). Diese Figuren, einen Fuß eilf Zoll hoch, sind vollendete Meisterwerke und unübertrefflich schön, wahr, lebendig, edel und würdig im Ausdruck und in der Ausführung. — Auf den Pfeilern selbst stehen die zwölf Propheten und über dem mittlern und höchsten Kuppel-Thürmchen bildet das Christkind mit der Weltkugel den Gipfel des ganzen Prachtbaues. An dem soll der Geist des Beschauers sich erheben über die Kräfte und Schönheiten des blos natürlichen Menschen, über die Triebe und Ziele der Natur, über den Sinnenkitzel und Kindertand der vergänglichen Welt, welche durch ihre unendliche Fülle und Anmuth wohl unwiderstehlich zum Genusse einladet, aber auch in tödtliche Lüste und Irrthum verstrickt. Frei und fromm soll der Christ sich in das reine Reich Gottes emporschwingen auf den Stufen des apostolischen und prophetischen Wortes, welches allein zum Heile, weil zum Heiland führt, dem Welterlöser und Welterneuerer. Hat sein heiliger Geist auf den Trümmern der alten schönen Heidenwelt eine neue Welt geschaffen, welche, wie P. Vischer's Sebaldusgrab beweist, an äußerer Kraft nicht unter, an innerem Adel weit über der sinnlichen Kraft und Schönheit Griechenlands und Roms

steht — was wird erst geschehen, wenn er die nichtigen Leiber seiner Heiligen verklären wird, daß sie ähnlich werden seinem verklärten Leibe? Also Himmelan, du christlicher Beschauer des ehernen Sebaldusdenkmals, himmelan soll dein Wandel gehen — was die Frommen wünschen, was auch der heilige Sebald und die dichtenden Sebaldussagen wünschten, kann dort erst ganz geschehen, auf Erden nicht. Freude wechselt hier mit Leid; richt' hinauf zur Herrlichkeit dein Angesicht!

H. v. Merz in Marbach, jetzt in Stuttgart.

Dritte Periode.
Von der zweiten Hälfte des achten bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Erster Abschnitt. Bis zum Ende des neunten Jahrhunderts.
Das fränkische Reich.

184. Karl der Große, Kaiser.

28. Januar.

Zu Aachen, wo manchem großen deutschen Kaiser die Krone auf das Haupt gesetzt wurde, zum Wahrzeichen, daß er der vornehmste Herrscher sei in der Christenheit, steht in dem uralten Münster ein schlichter Grabstein, darauf sind die Worte zu lesen: „Karl dem Großen." Bei diesem Steine soll Jedermann, der in die Kirche eintritt, des großen Kaisers Karl gedenken, dessen Name einst gepriesen und gefürchtet wurde von Christen und von Heiden bis zum fernen Morgenlande, weil er ein siegreiches Schwerdt führte, und doch groß und gut war und weise regierte, der auch dieses Gotteshaus gegründet hat, wo er zuletzt nach allen herrlichen Thaten bestattet worden ist, um auszuruhen von seinem schweren Tagewerke. Mehr als tausend Jahre sind seitdem verflossen, und längst ist das ganze deutsche Volk eingegangen zu den Pforten der Kirche, längst hat sich die Asche des großen Kaisers mit dem Staube vermischt, und andere Herrscher haben die Welt mit ihrem Ruhme erfüllt; aber vergessen ist er darum nicht, denn keiner von allen Kaisern war größer als er, und wollte man einen am höchsten preisen, dann sagte man: „Er hat gewaltet wie Karl der Große." Denn alles Leben wie es geworden ist in deutschen Landen, und weit darüber hinaus, in bürgerlichen Einrichtungen und kirchlichen Ordnungen, das giebt Zeugniß von dem was er gethan hat, und unter allen, die ein Werkzeug waren in der Hand Gottes, ist er das gewaltigste gewesen. Mit starkem Arm hat er einen großen

Theil der deutschen Erde durchfurcht, damit sie jenes Senfkorn in sich aufnehme, das nun zu einem hohen Baume aufgewachsen ist, und in dem Schatten seiner mächtigen Zweige haben seitdem viele Millionen Menschen Obdach, Schutz und Frieden gefunden.

Als Karl im Jahre 768 nach dem Tode seines Vaters Pipin, der auch ein großer Herrscher war, zum Reiche kam, da hatte im Lande der Franken das Licht des Christenthums schon lange die alte Finsterniß verscheucht, denn in den Städten erhoben sich Kirchen und Bethäuser, und die Bischöfe nahmen der Lehre wahr, und den Armen und Unwissenden wurde das Evangelium gepredigt, und die Menschen wohnten friedlich neben einander wie es Christensitte und Brauch ist. Aber so stand es nicht überall. Denn auf dem festen Lande herrschte die christliche Lehre nur noch jenseits der Alpen in Italien, wo in der uralten Stadt Rom der Papst seinen Sitz hatte, der damals der oberste Bischof der Christenheit war.

Wie ein Eiland aus dem stürmischen Meere erhoben sich diese Länder unter dem Panier des Kreuzes, das hoch aufgerichtet war und weit hinausschaute in die Welt, denn rings umher waren sie eingeschlossen von Heiden und Ungläubigen, die von allen Seiten einzudringen trachteten in die Christenheit. Da wohnte im Norden von Deutschland bis zur Elbe hin das tapfere und zahlreiche Volk der Sachsen, dem das sanfte Joch Christi eine schmähliche Knechtschaft schien, und über die Elbmündung hinaus saßen die harten Dänen und Normannen, die auch Heiden waren und auf ihren Raubschiffen alle christlichen Länder heimsuchten, und tiefer nach Osten hinein die Slaven und Wenden, die bittere Feinde waren aller Deutschen und des Christenthums. Weiter hinab im heutigen Ungerlande hauste ein fremdes Volk, das wilder und grausamer war als alle andern, das hieß die Avaren. Und jenseits des hohen Pyrenäengebirges in Spanien war das weite Reich der Saracenen, die glaubten zwar an einen einigen Gott, aber ihr Glaube war verworren. Denn sie hielten Mohamed für einen göttlichen Propheten, und haßten die Bekenner der Lehre Christi. Also war die Christenheit überall von Heiden umgeben, da bedurfte es eines glaubensfesten Sinnes und eines starken Schwerdtes, um sie vor Schaden zu hüten und den Untergang des Reichs abzuwehren. Auch hatte Karl viele und schwere Kämpfe zu bestehen; denn wo einer die Hände nach seiner Hülfe ausstreckte, da erschien er mit seinem Heere, und alle seine Kriege hat er allein zum Schutze

wider die Heiden geführt, und zum Beistande der Schwachen wider übermüthige Feinde.

Zuerst aber rief der Papst seine Hülfe an gegen den mächtigen König der Longobarden, der hatte dem Papste mehrere Städte entrissen und ihn in seinem eigenen Sitze bedroht. Da überstieg Karl mit seinem Heere die Alpen und lagerte sich vor Pavia, der festen Hauptstadt des Königs. Der aber stand auf dem höchsten Thurme der Stadt und schaute hinaus nach dem feindlichen Lager. Als er nun den König Karl erblickte im glänzenden Helmschmuck, wie er weit kenntlich vor den andern hoch auf seinem Rosse saß mit dem Speer in der Hand, da erschrak er über den gewaltigen Mann, der Muth entsank ihm, und er stieg vom Thurme herab. Bald darauf wurde die Stadt erobert und das ganze Reich der Longobarden, und der Papst war gerettet, und alle christlichen Reiche in Italien, Frankreich und Deutschland gehorchten fortan nur einem Herrscher, dem Könige Karl. Als er nun wenige Jahre darauf einen Reichstag hielt mit den Großen des Landes zu Paderborn, da erschienen abermals Bittende vor seinem Throne; das waren Statthalter der Saracenen, die schon von seiner Macht und Weisheit gehört hatten. Sie unterwarfen sich und ihre Städte seinem Regimente, und flehten, er möge ihnen zu Hülfe kommen wider die Bedrückungen des Chalifen, der in Spanien herrschte. Karl aber hieß sie willkommen und erkannte in ihrer Bitte den Ruf, daß er die Kirche solle wiederherstellen helfen im Lande der Saracenen. Und er zog über die Pyrenäen und den großen Fluß Ebro, und eroberte die Stadt Saragossa; alles Land aber, durch welches er gekommen war, gehorchte ihm von jetzt an. Da er nun auf dem Rückwege einherzog auf engem Pfade zwischen den steilen Felsenwänden, deren Spitzen sich in die Wolken verlieren, da brachen aus verborgenen Klüften die feindlichen Gebirgsvölker hervor, und viele tapfere Mannen wurden erschlagen, oder in den Abgrund gestürzt; doch Karl und die Seinen brachen sich Bahn und erreichten die Heimath wieder.

Hier aber warteten seiner noch schwerere Kämpfe. Denn schon vorher hatte der blutigste unter allen Kriegen begonnen, den Karl je bestanden hat, gegen die Sachsen. Der kostete vielen Tapfern auf beiden Seiten das Leben, und hat drei und dreißig Jahre lang gedauert. Schien es aber, er sei beigelegt, so brach er wie eine alte und unheilbare Wunde immer wieder von Neuem

aus. Die Sachsen und Franken waren Nachbaren und von alten Zeiten her Feinde. Wenn nun die heidnischen Sachsen einfielen in das Reich und die Kirchen verbrannten, dann faßten auch die heimlichen Heiden, die noch unter den Franken im Verborgenen lebten, neuen Muth und drohten sich zu erheben, darum war dieser Krieg gefährlicher als alle anderen. Lange Zeit wechselte Sieg und Niederlage, und Bekehrung und Abfall, aber der König ruhete nicht eher als bis er die Sachsen bezwungen und ihren harten Sinn gebrochen hatte. Da empfingen ihre vornehmsten Führer die Taufe, und das Volk nahm den Glauben und die Sitte der Christen an. Da nun der König im Sachsenlande Burgen und Kirchen errichtet hatte, überschritt er auch die Elbe und lernte die Völker der Wenden und Slaven kennen. Einen Theil von ihnen und auch die Böhmen unterwarf er dem Reiche, und so kam das Christenthum auch zu diesen. Dann aber ging er wider die Avaren im Ungerlande, die eine Plage waren für alle benachbarten Völker, denn sie plünderten weit und breit, und häuften alles geraubte Gut in ihren festen Plätzen zusammen. Doch Karl eroberte ihre Festen, entriß ihnen den Raub, und legte Grenzwehren wider sie an, damit das Reich gesichert wäre vor ihren Einfällen. Auch die Dänen bekriegte er, und schloß dann einen Frieden mit ihnen, daß ihre Raubschiffe ihm fortan keinen Schaden mehr thäten.

So hatte Karl ein großes Reich gestiftet, wie seit Jahrhunderten keines war gesehen worden, denn alle deutschen Stämme gehorchten ihm und die Völker in Italien und Frankreich, die Saracenen am Ebro, die Slaven an der Elbe und die Avaren an der Raab. Ueber dreißig Jahre waren nun unter wechselnden Geschicken verflossen, da geschah es, daß Karl wiederum nach Italien ziehen mußte, denn abermals hatte der Papst seinen Schutz angerufen. Der Papst, welcher damals in Rom herrschte, hieß Leo; gegen den erhoben sich seine Feinde, und da er im feierlichen Zuge durch die Straßen ritt, fielen sie über ihn her und verwundeten ihn. Da aber seine Wunden geheilt waren, entfloh er aus der Stadt, und eilte nach Deutschland, damit Karl ihm helfe. Als dieser die Bitte Leo's vernommen hatte, wurde er zornig über die geschehene Frevelthat, bot seine Mannen auf und zog nach Rom. Hier untersuchte der König Alles nach dem Rechte, strafte die Frevler und stellte den Frieden wieder her. Da es nun um die Weihnachtszeit war, so beging er zu Rom das hohe Fest wie es sich

ziemt. In der Peterskirche aber war er zugegen mit seinen Rittern bei dem feierlichen Hochamte, und als er niedergekniet war vor dem Altare, da setzte ihm der Papst vor allem Volke eine Kaiserkrone auf das Haupt, und begrüßte ihn als Kaiser und Herrn der Christenheit. Das Volk aber rief mit lauter Stimme: „Heil und Sieg dem erhabenen Karl, dem großen und erlauchten Römischen Kaiser, den Gott gekrönt hat.“ Das war ein großer und feierlicher Augenblick, wie er selten vorkommt in dem Leben der Menschen, denn das war der Ursprung und Anfang des deutschen Kaiserthums, das tausend Jahre bestanden, und auf die Geschicke vieler Völker eingewirkt hat bis auf den heutigen Tag. Karl aber nannte sich von nun an einen Kaiser von Gottes Gnaden, und achtete sich für einen Schirmherrn der Kirche und Vorsteher der Christenheit, dem Gott das Amt gegeben, daß er in Kirche und Reich zum Rechten sehe, und die Seelen Aller, die Gott seiner Herrschaft untergeben habe, den Weg des Heils führe.

Als ein wahrer Kaiser trug er nun Sorge für das Große wie für das Kleine, für Recht und Gerechtigkeit, für den Schutz der Armen und Bedrängten, für die Kirche und die Reinheit ihrer Lehre, für Predigt und Gottesdienst, für Schulen und Unterricht der Kinder und die Wissenschaft. Alles dessen nahm er wahr neben den Sachen des Staats, den Kriegen und Heerzügen und Botschaften, die er aus Theilen des Reichs anhörte. Auch durchzog er das Land und wollte überall selbst sehen und hören wo zu helfen sei. Dann versammelte er die Grafen, Bischöfe und Aebte, und berieth mit ihnen das Wohl des Landes, und gab Gesetze und ordnete alles, wie es am besten schien.

Vor Allem aber sorgte er für die Kirche, für ihre Erhaltung, wo sie eben gepflanzt war, für ihre Förderung und Besserung, wo sie schon länger bestand. Weil nun bei den Sachsen das Heidenthum am tiefsten eingewurzelt war, sandte er dorthin die kräftigsten Streiter und Arbeiter. Da predigte und taufte Liudger, Lebuin und Willehad, die ihre Gedenktage im christlichen Kalender haben. Auch theilte er das ganze Land in Sprengel, denen er Bischöfe vorsetzte, damit sie auf das Heil des Volkes sehen und das Gewonnene erhalten möchten. So wurden Bischofssitze errichtet in Paderborn und Münster, in Osnabrück und Bremen. Und auch zu den Avaren wurde von Salzburg aus das Christenthum gebracht. Mit den Bischöfen aber wachte der Kaiser über die Rein-

heit der Lehre, und wenn sich irgendwo zum Verderben der Leute Irrlehrer erhoben, dann trat er ihnen mit den scharfen Waffen des Geistes entgegen, und suchte sie auf den richtigen Weg zurück zu führen. Doch die Bischöfe selbst ermahnte er zu untadelichem Wandel und zur Wachsamkeit über Leben und Predigt der Priester, daß sie dem Volke das lautere Evangelium verkündigten, und nichts aufkomme was der Schrift zuwider sei. „Sie sollen predigen," verordnete der Kaiser, „von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Christi, sie sollen das Laster strafen, zur Liebe ermahnen, Glaube und Hoffnung erwecken und auffordern zu allen christlichen Tugenden, damit die Leute vom Bösen lassen und das Gute thun." Zum Muster und Vorbilde ließ er eine Sammlung der Predigten der alten und großen Kirchenlehrer machen. Damit aber die Priester nicht aus Unwissenheit in Irrlehren verfielen, und zu allen Zeiten Rechenschaft geben könnten von dem Inhalte der heiligen Schrift, wollte er, daß sie auch in Sprache und Wissenschaft sollten bewandert sein. Darum rief er große Gelehrte, die damals vor allen Ländern in Italien und England waren, an seinen Hof, und an den Bischofssitzen und in den Klöstern ließ er Schulen einrichten. Auch die Kinder sollten in dem Glauben unterrichtet werden, und der Kaiser achtete es nicht unter seiner Würde, in den Schulen in ihre Mitte zu treten, und sie zu loben oder zu tadeln. Dann aber stellte er im ganzen Reiche alle verfallenen Kirchen wieder her, und erbaute neue, unter diesen aber war ihm keine lieber als die zu Aachen. Die schmückte er mit kaiserlicher Pracht und ließ Säulen, Marmor und Kunstwerke aus Rom und Ravenna kommen, und hier feierte er am liebsten die hohen Feste Weihnachten und Ostern. Damit nun solche Feste begangen würden wie es sich gebührt, berief er berühmte Lehrer des Kirchengesanges aus Italien, daß die Franken auch hierin unterwiesen würden; auch ließ er Orgeln in den Kirchen aufstellen.

War nun Friede im Reiche, dann lebte der Kaiser in seinem Palaste mit jenen gelehrten Männern, und im Umgange mit ihnen suchte er selbst noch zu lernen in allen guten Dingen. So lernte er noch in späten Jahren fremde Sprachen, und versuchte zu schreiben, und ließ sich unterrichten in allen Künsten und Wissenschaften, wie sie damals getrieben wurden. Oft unterredete er sich mit den gelehrten Bischöfen und Aebten über die Vorzeit, über die Bücher

der heiligen Schrift, und über Gott und göttliche Dinge, denn er durstete nach der Erkenntniß des Grundes auf dem alles Leben ruht, und dann rief er aus: „O daß Gott mir solche Männer senden möchte, wie der h. Hieronymus und Augustinus waren!" Vor allen liebte er den h. Augustinus, und selbst wenn er bei der Mahlzeit saß, ließ er sich aus dessen Buche vom Reiche Gottes vorlesen. Sonst war der Kaiser in seiner Lebensweise ein schlichter Mann, der einfach einherging wie die übrigen seines Volkes. Dennoch aber erkannte Jedermann, daß er der Kaiser sei und ein gewaltiger Herrscher. Er war groß von Gestalt, hatte leuchtende Augen, ein offenes und freies Antlitz und eine helltönende Stimme. Fest und majestätisch schritt er einher, und wer in seine Nähe kam, der blickte auf ihn mit Ehrfurcht. In allen Künsten des Kriegs und der Tapferkeit war er wohlerfahren, und unter allen Königen jener Zeit war er an Weisheit und Hoheit des Sinns der erste. Wie er ein jegliches Ding nach seinem Wesen erkannt hatte, also führte er es aus, und war dabei unerschütterlich, und zagte nicht in der Gefahr, noch überhob er sich im Glücke.

Als er nun längere Zeit geherrscht hatte, verbreitete sich sein Ruhm weit hinaus über die Grenzen seines Reichs zu fremden Fürsten und Völkern bis in das Morgenland; da schickten sie alle Gesandte nach Aachen an den Hof, daß sie mit dem Kaiser die gemeinsamen Dinge bespächen. So thaten die stolzen Kaiser in Constantinopel und auch der Chalif des Arabischen Reichs, der ihm herrliche Geschenke übersandte. Auch der Patriarch von Jerusalem schickte ihm die Schlüssel des heiligen Grabes, weil der Kaiser unter allen Königen der Christenheit der mächtigste war, und die heiligen Orte unter seine Obhut nehmen sollte. Denn auch die Christen in Jerusalem und Alexandria, und wo sie sonst in Asien und Afrika seines Schutzes bedurften, hatte er zu allen Zeiten unterstützt. Weil aber nun Karl so viel Gewaltiges vollbracht hatte, darum nannten ihn seine Zeitgenossen den Großen; er aber nannte sich nicht so, sondern demüthigte sich in seinem Herzen und sagte: „Gott allein ist groß, ihm allein gebührt die Ehre." Denn auch an schweren Prüfungen neben den vielen Kriegen hat es ihm nicht gefehlt. Im Reiche empörte sich der Baiernherzog, der ihm nahe verwandt war, wider ihn, so daß er ihn absetzen mußte, und einer seiner Söhne machte eine Verschwörung unter dem Volke, und trachtete seinem Vater nach Leben und Reich, da

ließ ihn der Kaiser in ewiges Gefängniß setzen. Dann starben seine besten und tapfersten Söhne Karl und Pipin vor ihm, die schon in mancher heißen Schlacht glücklich für ihn gekämpft hatten. Das beugte den Kaiser tief, denn er dachte sein Reich unter sie zu theilen, daß sie dereinst neben einander herrschen sollten in der Weise des Vaters. Nun aber war noch der jüngste seiner Söhne übrig, der hieß Ludwig und wurde der alleinige Erbe des weiten Kaiserreichs.

Seit der Zeit aber alterte Karl rasch, und nachdem er sechs und vierzig Jahre rastlos gewirkt hatte, sehnte er sich von seinem großen Tagewerke aus zu ruhen, und er fühlte, daß er nun bald sterben werde. Darum begann er sein Haus zu bestellen und berief seinen Sohn Ludwig nach Aachen. Hier aber versammelte er einen großen Reichstag, wie er ihn oft gehalten, und ermahnte die Großen und Mächtigen, daß sie seinem Sohne die Treue bewahren sollten unverbrüchlich, wie sie ihm gethan hätten. Dann aber war ein feierliches Hochamt in der Kirche, da erschien Karl noch einmal in seiner kaiserlichen Pracht, aber schon war er schwach, und wenn er ging, mußte er sich auf seinen Sohn stützen. Dann knieten beide nieder und beteten lange, und auf dem Altare vor ihnen lag eine Kaiserkrone. Als sie sich erhoben hatten, sprach der Kaiser mit lauter Stimme zu seinem Sohne, und vor den Bischöfen und Grafen und unzähligem Volke ermahnte er ihn zum letzten Male, er solle Gott alle Zeit vor Augen haben, die Kirche solle er schützen vor Bedrückung und Unbill, die Bischöfe ehren als seine Väter, das Volk lieben wie seine Kinder, den Frevlern ein strenger Richter sein, den Armen ein Vater, Gerechtigkeit solle er üben gegen Jedermann, und selber unsträflich wandeln vor Gott und allem Volke. „Willst du mir in allen diesen Dingen gehorsam sein?“ Da antwortete Ludwig: „Ich will es mit Gottes Hülfe.“ Dann befahl der Kaiser, daß er die Krone vom Altar nehme und zum Zeichen des Kaiserthums selbst sich auf das Haupt setze. Ludwig that wie ihm geheißen, und sie stimmten mit allem Volke den Lobgesang an, und kehrten in den Palast zurück.

Also schloß Karl mit der Welt ab. Nun lebte er still in seinen Gemächern, ging bei Tage und, wenn er es vermochte, bei nächtlicher Weile zum Gebete, las viel in den evangelischen Büchern und verbesserte ihre Abschriften mit eigner Hand. Nicht lange nachher aber ergriff ihn ein heftiges Fieber, seine Kräfte schwanden

mehr mit jedem Tage, und er fühlte, daß nun sein Ende nahe. Da ließ er einen getreuen Bischof kommen, und empfing aus seiner Hand das Abendmahl. Als nun der Morgen des 28. Januar 814 anbrach, war seine letzte Stunde gekommen. Da bezeichnete er sich mit dem Kreuze, faltete die Hände über der Brust, schloß die Augen und betete mit leiser Stimme: „Herr in deine Hände befehle ich meinen Geist." Das waren seine letzten Worte, dann verschied er. Bald aber verbreitete sich die Kunde, daß der Kaiser, der so viele Jahre ruhmvoll geherrscht hatte, gestorben sei, und überall war tiefe Trauer und Klagen, denn Alle fühlten, daß ein großer Mann von ihnen geschieden sei.

Darauf wurde er feierlich bestattet in der Kirche zu Aachen, die er selbst erbaut hatte. Der Körper aber wurde einbalsamirt, und bekleidet mit den kaiserlichen Gewändern und der Krone, und umgürtet mit dem Schwerdte, so wurde er auf einen Thron gesetzt in einer Nische des Grabgewölbes. Auf seinen Knieen lagen die Evangelien, zu seinen Füßen das Scepter und kaiserliche Schild, so daß er auch im Tode als Kaiser zu herrschen schien. Alsdann wurde das Grab geschlossen, und diese Worte darauf gesetzt: „In dieser Gruft ruht der Leib des großen und frommen Kaisers Karl, der das Reich der Franken ruhmvoll vergrößert und sieben und vierzig Jahre segensreich geherrscht hat. Er starb über siebzig Jahr alt im Jahre des Herrn 814 am 28. Januar."

So lebte und starb Kaiser Karl der Große.

R. Köpke in Berlin †.

---

185. Widukind, Herzog der Sachsen.

7. Januar.

Dreihundert Jahre waren verflossen seit die Franken das Evangelium angenommen hatten. Seitdem hatten sich auch die übrigen deutschen Stämme dem Kreuze unterworfen bis auf einen, das waren die mächtigen Sachsen, die wohnten zwischen dem Rhein und der Elbe und nach dem Süden hin tief in das Land hinein. Sie waren Heiden in Glauben und Sitte, und wie in uralten Zeiten ihre Väter gelebt und gethan hatten, so lebten und thaten auch sie noch, und wollten nimmer lassen von ihrer angestammten Weise. Darum haßten sie alles was ihnen von andern Völkern kam, und

so verwarfen sie mit dem Bösen auch das Gute und wurden Feinde des Christenthums, das sie doch nicht kannten. Viele von ihnen hausten noch in Schluchten und Thälern und bei den dunkeln Bächen, die tief im Walde rinnen, wo das Wild seine Lagerstätte hat. Auch ihr Sinn war wild und zügellos, und dort im Waldesdunkel, an verborgenen Orten, hatten sie ihre Altäre und Opferstätten, denn sie meinten, es hätten die Götter vornehmlich in hohen und rauschenden Bäumen ihren Sitz. Vor Allem aber achteten sie einen großen Baum heilig, an dem war ein Götterbild befestigt, dieser Baum hieß Irmensäule und lag bei dem festen Orte Eresburg an der Diemel. Auch wähnten sie im Gesange der Vögel und im Wiehern ihrer Pferde die Stimmen der Götter zu vernehmen. Das gemeinsame Wohl aber berietheu sie in großen Versammlungen des Volkes, und wenn ein Krieg ausbrach, wählten sie einen obersten Führer aus den Mächtigen des Landes.

Bei dem Stamme der Westfalen war einer der angesehensten Widukind, der ragte hervor durch Adel seines Geschlechts und Reichthum an Land und Knechten. Seine Stimme galt bei Allen, denn er war klug im Rathe, tapfer und besonnen in der Schlacht, seinem Volke und seinen Göttern eifrig ergeben, und oft hatte er die Sachsen im Kriege geführt. Da nun Kaiser Karl zur Herrschaft kam, wollte er auch die Sachsen für das Christenthum gewinnen, und auf dem Heereszuge in ihr Land begleiteten ihn Bischöfe und Aebte, die sollten versuchen, ob die Sachsen auf ihre Predigt hören würden. Und Karl stürzte die heilige Irmensäule in den Staub und kam bis zur Weser. Die Sachsen aber vertheidigten sich tapfer, und Widukind kämpfte unermüdlich an ihrer Spitze. Kehrten aber die Franken in ihr Land zurück, dann stand er hinter ihnen auf mit allem Volke und verfolgte sie. So schwankte der Krieg manches Jahr hin und wieder, bis der Kaiser abermals im Sachsenlande erschien. Da ließen sich viele taufen und unterwarfen sich. Widukind aber entfloh über die Elbe zu den Dänen, die auch Feinde des Kaisers waren, und wartete ab, bis dieser heimgezogen sei. Darauf kam er wieder in das Land, und rief das Volk zum Kampfe auf für seine Götter, da fielen alle vom Christenthum ab, das Heer des Kaisers wurde geschlagen, die Sachsen drangen bis zum Rhein, verwüsteten die Felder, verbrannten die Kirchen und erschlugen die Priester. Auch im Lande der Friesen machte Widukind einen großen Aufstand und die Altäre

der Götzen wurden wieder aufgerichtet. Da kam ein großer Schrecken über die Franken, und der Kaiser wurde zornig und kam mit einem größeren Herre, und drohte dieses hartnäckige Volk auszurotten, weil es immer von Neuem auf Abfall sinne. Widukind aber entwich von Neuem zu den Normannen, und der Kaiser hielt ein blutiges Strafgericht über die Sachsen.

Nun erkannte der Kaiser, daß nimmer das Christenthum Eingang finden würde im Lande, bevor er nicht Widukind's eisernes Herz bezwungen habe, und er beschloß ihn durch Milde zu gewinnen. Also sandte er Boten aus und ließ ihm sagen, er solle nicht länger wider den Stachel läken, sondern das Evangelium annehmen, er möge nicht selbst sein Volk in's Verderben führen, der Kaiser wolle ihn halten und ehren, wie es einem tapfern Manne gezieme. Widukind überdachte aber, wie er dem Kaiser in so viel Schlachten Schaden gethan habe an Land und Leuten, und er meinte, er könne ihm nimmer vergeben; aber er bedachte auch, wie viele der Seinen schon gefallen waren, wie die Götzenbilder gestürzt wurden, und die Welt rings umher eine andere geworden war; da erkannte er, daß er es nicht vermöge wider den Stachel zu läken. Als nun der Kaiser einen andern Boten sandte, und ihm gelobte, daß er nimmer an Rache denke, und daß Widukind seinem kaiserlichen Worte vertrauen möge, da glaubte er ihm und verließ das Sachsenland, und mit ihm ein anderer Führer Namens Abbio. Der Kaiser aber beschied sie nach der Stadt Attigny im Frankenreiche. Da trat Widukind vor den Kaiser, und beide tapfere Männer sahen sich von Angesicht zu Angesicht, und verziehen einander Alles was sie sich Böses gethan hatten, und Widukind empfing die Taufe in der Kirche zu Attigny im J. 785.

Also hatten die Sachsen ihren besten Führer verloren, und ihre Kraft war seitdem gebrochen. Widukind aber führte die Waffen nicht mehr wider die Franken, sondern lebte nach Christenweise, und wurde der Stammvater eines mächtigen Geschlechts, das zu allen Zeiten festhielt am Christenthum und eifrig bemüht war, es unter seinem Volke auszubreiten. R. Köpke in Berlin †.

Kirchengründungen im fränkischen Reich.

186. Willehad, Bischof von Bremen.

8. November.

„Wenn der Gläubige, von frommer Begeisterung erfüllt, sich getrieben fühlt der Heiligen Lob und Thaten zu verkünden, so will er in ihnen Christum selbst preisen, den Erlöser selbst verherrlichen." Mit diesen trefflichen Worten leitet Ansgar die von ihm verfaßte und noch aufbehaltene Lebensbeschreibung unsers Willehad, seines Vorgängers auf dem Bischofsstuhle zu Bremen, ein. Es ist ja die Gnade des Herrn, ohne den wir nichts haben, sind und können, die in allem Menschenwerk wir rühmen müssen, die auch diesen Mann zu einem so herrlichen Werkzeug sich auserkoren.

Willehad war, seiner Geburt nach, ein Engländer, aus Nordthumberland. Von ihm konnte es heißen: Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte (Jer. 31, 3). Schon in seiner Kindheit hing er mit ganzem Herzen an seinem Gott und hatte er auch von Jugend her keinen Gedanken gehabt, als sich dem Dienste der Kirche zu widmen. Sich früh eines frommen Lebens, eifriger Studien, namentlich des Wachens und Betens befleißigend, erwarb er sich die Achtung und Liebe seiner Mitbürger in hohem Grade.

Als er die Weihe eines Presbyters erlangt hatte und von den Anfängen der Bekehrung unter den Friesen und Sachsen, sowie von ihrem Verlangen nach der lautern Milch des Evangeliums gehört hatte, entbrannte er vor Sehnsucht zu ihnen zu gehen. Die Kunde hievon verdankte er seinem vertrauten Verkehr mit dem Apostel der Friesen, dem h. Liudger, später Bischof zu Münster und dem bekannten Magister Alcuin zu York, von dem noch ein Brief an Willehad existirt. Er begab sich deshalb zum König seines Landes Alachred, und bat ihn um Erlaubniß, dorthin zu ziehen. Der König überzeugte sich von dem Ernst des Begehrens und berief eine Versammlung von Geistlichen, die Sache näher zu berathen. Unter deren Zustimmung ordnete er denn bald unsern Willehad ab als Sendboten des Evangeliums in die friesischen Lande.

Willehad zog übers Meer gen Friesland und ließ sich zuerst in Dockum bei Utrecht nieder, auf dem heiligen Boden, wo

einst Bonifacius die Märtyrerkrone sich erworben hatte. Er ward hier freundlich empfangen, predigte das Wort Gottes und beschäftigte sich namentlich viel mit der Unterweisung der Jugend in den göttlichen Dingen. Nachdem er sich längere Zeit hier aufgehalten, trieb es ihn jedoch weiter zu ziehen. Er ging über den Fluß Lauwers in Humsterland (Humarcha), wo das Volk noch ganz heidnisch war. Seine Predigt des Evangeliums erregte hier großen Anstoß; die heidnischen Einwohner geriethen in Zorn und Wuth; Einige wollten ihn schon tödten, doch die Mehrzahl vereinigte sich dahin, nach heidnischer Weise, über ihn das Loos zu werfen. Dieses fiel für ihn günstig aus und man ließ ihn denn seines Weges weiter ziehen. Von da, wo für den Augenblick wenigstens nichts auszurichten war, ging er nach dem Drenthe-Gau, wo er mehr Empfänglichkeit für seine Verkündigung fand und wo es ihm gelang, recht Viele zu bekehren. Seine Schüler, ermuthigt durch den glücklichen Fortgang, gingen indeß in ihrem Eifer so weit, daß sie anfingen die heidnischen Tempel zu zerstören. Dies aber empörte. Man ließ es dem Willehad entgelten, er mußte Streiche leiden. Mehrere schlugen ihn mit Knitteln, einer drang sogar mit dem Schwert auf ihn ein, das jedoch, nach Gottes Fügung, nur das Reliquienband, welches er eben am Halse trug, zerschnitt, ihm nicht schadete. Hierauf ließen sie ihn ziehen.

Karl der Große, der mittlerweile von diesem eifrigen Missionar gehört, ließ ihn zu sich rufen und sandte ihn darauf zu den Sachsen, erst nach dem Gau Wigmodien, am östlichen Ufer der Weser. Von da ging er über die Elbe nach Nordalbingien, namentlich nach Thietmarsgau (Dithmarschen). Hier hat er sieben Jahre lang das Evangelium gepredigt und die erste Kirche des Landes, eine hölzerne, zu Meldorf erbauen lassen. Nun erhob sich aber eine neue Rebellion der Sachsen 781 unter Widukind. Alle Christen wurden verfolgt, ihre Länder verwüstet. Auch das junge Gotteshaus in Meldorf ward zerstört und mehrere Jünger des Willehad getödtet, unter Andern starb Atreban in Dithmarschen den Märtyrertod. Die zarten Keime des Christenthumes wurden so wieder ausgerottet. Willehad war vorhin nach dem Rustringer Gau (Großherzogthum Oldenburg) gekommen und entfloh den Verfolgern erst nach Friesland und dann mit Luedger, der auf Helgoland missionirt hatte, nach Rom, wo Papst Hadrian ihn tröstete und stärkte. Adam Bremensis, der Geschichtschreiber, macht

ihm indeß Vorwürfe wegen dieser Flucht und sagt von ihm, er sei lässig zum Märtyrerthum gewesen. Er kehrte auch bald nach Franken zurück und ließ sich zu Echternach, einem Kloster Sct. Willibrords nieder, in der Nähe von Trier. Zwei Jahre lang verweilte er hier und sammelte seine Schüler um sich. Er selbst war sehr fleißig und schrieb die Episteln Sct. Pauli und viele andere Bücher ab. Im Jahre 785 besuchte er Karl den Großen wieder in der Veste Eresburg. Dieser schenkte ihm zum Unterhalt die Celle Justina (Mont Jutin in Oberburgund). Dann ging Willehad wieder nach Wigmodien, predigte mit Eifer und stellte die zerstörten Kirchen wieder her und setzte Priester ein. Die Sachsen wurden allmählig bekehrt, selbst Widukind, der Anführer und Albion ließen sich taufen. Karl d. Gr. ließ nun 13. Juni 787 den Willehad zum Bischof weihen und ernannte ihn zum ersten Bischof des von ihm gegründeten Bisthums Bremen. Dies verstärkte und erhöhete nur seinen Eifer für den Ausbau des Gottesreiches. Er baute in Bremen ein Gotteshaus „von wunderbarer Schönheit", doch nur von Holz, die Domkirche und weihte sie 1. November 789 dem heil. Petrus. Auf einer seiner Bischofsreisen erkrankte er zu Blexum bei Vegesack am Fieber. Egisrik, einer seiner Schüler, klagte, daß die Heerde ihres Hirten beraubt werden solle. Willehad aber, gottergeben, erwiederte: „Mein Sohn rufe mich nicht länger ab vom Anschauen meines Herrn und Meisters, — seine Güte wird Euch nicht mangeln, denn alle Lande sind voll seiner Barmherzigkeit." Er starb am 8. November 789. Seine Leiche ward nach Bremen gebracht und in der von ihm erbauten Sct. Peterskirche begraben. Sein Nachfolger Willerich ließ den Leichnam nach einer Capelle bringen, aber Ansgar ließ denselben wieder zurückführen. Man zeigt in Bremen noch am Ort der Capelle den Willhadi-Brunnen. Ansgar hat im Anhange der Biographie ein Verzeichniß von 37 Wundern, die am Grabe des Willehad geschehen sein sollen.

Willehad befleißigte sich stets eines sehr tugendhaften Wandels. Er war sehr mäßig, Wein, Meth und alle berauschenden Getränke mied er ganz. Seine Nahrung war Brot und Honig, Gemüse und Obst, dagegen enthielt er sich der Milch, des Fleisches und der Fische. Nur in seiner letzten Zeit genoß er etwas Fisch, auf Befehl des Papstes Hadrian. Unermüdlich war er im Lesen und Forschen in der heiligen Schrift; täglich las er Messe und

sang namentlich gern seinen Psalter. Einen prächtigen lateinischen Psalter, eine kostbare, auf Pergament mit großen goldenen Buchstaben geschriebene, Handschrift, welche Karl d. Gr. dem Papst Hadrian und dieser wieder dem Willehad geschenkt hatte, wurde über 800 Jahre in der Domkirche in Bremen bewahrt und ist jetzt in der kaiserlichen Bibliothek in Wien. — Er rührte durch seine Predigten die Herzen gar vieler, daß sie den Weg des Heiles betraten. Sein Beispiel bestätigte aber, was sein Mund predigte. Sein Bild findet sich im Siegel der Kirche zu Ulsnis in Angeln (Herzogthum Schleswig)[1]. Erich Carstens in Tondern.

---

187. Liudger, Bischof von Münster.

26. März.

Schon vor mehr als zwei Jahrhunderten war das Licht des Evangeliums über den Bewohnern des Rheinufers, den ripuarischen Franken aufgegangen, als das Sachsenland (Westfalen) noch immer in tiefer heidnischer Finsterniß dalag. Unter den westlich wohnenden Friesen hatten Willibrord und Winfried Bonifacius nicht fruchtlos gearbeitet; im Gebiete der südöstlich wohnenden Katten war von Bonifacius und seinem Schüler, dem Abt Sturm von Fulda mancher Stein zum hehren Gottesbaue gelegt und selbst im Norden unter Friesen und Dänen war die Botschaft des Heils in Christo nicht unbekannt geblieben, bis sie unter Willehads Pflege in Bremen die ersten Wurzeln schlug. So glich das Gebiet der Sachsen einer ringsumlagerten Festung, welche beharrlich dem sanftmüthigen und demüthigen Könige den Einzug in ihre Thore verwehrte. Suitbert machte einen vergeblichen Versuch bei den Bructerern (in der jetzigen Grafschaft Mark) Eingang zu finden, er mußte sich nach dem fränkischen Kaiserswerth zurückziehen. Die Arbeiten des Abt Sturm erlagen meist selbst den verwüstenden Ueberfällen der östlichen Sachsen und die angelsächsischen Brüder Ewald (Hewald), die Gefährten Willibrords, büßten ihren Versuch, von Friesland aus das Sachsenland mit dem Evangelium zu erfüllen, mit ihrem Leben. Der unbeugsame Sinn dieses natur-

---

[1]) Ueber eine Münze mit seinem Bild s. Halem Oldenb. Gesch. 3, 25; Münter Dän. Kirchengesch. I, 221.

kräftigen deutschen Stammes und das pietätsvolle Festhalten an dem von den Vätern Ueberkommenen, wonach man alles Fremde besonders alles Fränkische entschieden abstieß und abwies, der Widerwille gegen die Anbetung vor bildlichen Zeichen und in geschlossenen Tempelgebäuden, dem der christliche Gottesdienst verächtlich war, die Weigerung des kirchlichen Zehnten, der als Zeichen schmachvoller Knechtschaft angesehen ward, der enge Zusammenhang des religiösen und politischen Lebens — das waren in Karls d. Gr. Augen alles Hindernisse, die mit der Schärfe des Schwerdtes weggeräumt werden mußten. Doch war durch den 32jährigen Krieg und Sieg im Grunde wenig gewonnen und den ersten Stein des wirklichen Baues aufzuführen, mußte der Herr ein anderes Rüstzeug bereiten und berufen als Kaiser Karl, das war Liudger (nach westfäl. Mundart Lüdger gesprochen).

Wursing (Würsching) mit dem Beinamen Ado, ein vornehmer Mann unter den Friesen, war schon als Heide gottesfürchtig wie der Hauptmann Cornelius. Als ein Richter von strenger Gerechtigkeit, als Wohlthäter der Armen, als Vertheidiger der Unterdrückten ward er der Gegenstand der allgemeinen Liebe des Volkes aber auch des Hasses des ungerechten und grausamen Königs Radbod. Vor seinen Nachstellungen mußte er sich durch die Flucht zu den Franken retten. Das war so Gottes Gnadenwille und -weg. Denn daselbst ward er mit Willibrord und Winfried bekannt, vom Worte Gottes ergriffen und mit seinem ganzen Hause getauft. Nach Radbods Tode kehrte er dann als der Erstling der künftigen Gemeinde in sein Vaterland zurück und leistete den Missionsarbeiten jener beiden Glaubenszeugen gesegneten Vorschub. Sein Sohn Thiatgrim und dessen Gattin Liafburg wandelten in den Wegen des Vaters. Als sie zu Wirum in Ostfriesland wohnten, ward ihnen ums Jahr 744 ein Knäblein geboren, dem sie in der Taufe den Namen Liudger beilegten. Schon vor seiner Geburt erfuhr er die sonderlichste Bewahrung Gottes, als Liafburg ihrem von langer Reise zurückkehrenden Gatten entgegeneilte und über der Thürschwelle so gefährlich zu Falle kam, daß ihr ein Pfahl in die Hüfte ging, und sie für todt hinweggetragen werden mußte. Die fromme Mutter mochte darüber dieselben Gedanken in ihrem Herzen bewegen wie die Mutter des theuren Gottesmannes Chr. Scriver bei einer ganz ähnlichen Erfahrung. Von ihr nicht blos zum Diener des Evangeliums bestimmt, sondern auch mit treuer

Sorgfalt von frühster Jugend an erzogen, wuchs Liudger zu einem hoffnungsvollen Jünglinge heran. Ein ebenso großer Fleiß als reiche Begabung und Lernbegierde erfüllte die Eltern mit hoher Freude. Wenn er mit seinem jüngern Bruder Hildegrim den Erzählungen der Mutter von den Werken und Wegen Gottes aus der Zeit des Alten und Neuen Bundes, von den Worten und Wundern unsers geliebten und gelobten Heilandes lauschte, erglänzten ihm Aug' und Angesicht. So ward er mit der Milch des Evangeliums genährt, zu weiterer Ausbildung nach Utrecht zum frommen Abt Gregor, dem Schüler und Nachfolger des Bonifacius, gesandt. Dessen ganze Liebe gewann der begeisterte und begabte Jüngling. Da kam ums Jahr 760 ein Angelsachse Alubert nach Utrecht, mit dem Entschlusse das Werk des Bonifacius unter den Friesen fortzuführen. Gregor aber rieth ihm, erst wieder nach England zurückzugehen, um sich dort zum Bischofe weihen zu lassen. Dem gab er unsern Liudger als Begleiter mit, auf daß derselbe ein Jahr lang den Unterricht des berühmten Alcuin zu York genießen möchte. Mit Kenntnissen bereichert und zum Diakon geweiht, kehrte er dann nach Gregor's Befehle zurück. Aber es war ihm, wie wenn einer aus einem lieblichen Traume geweckt wird und ein tiefes Heimweh ergriff ihn auf dem heimischen Boden nach dem geliebten York. Erst nach 10 Jahren durfte er die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches erfahren und auf Gregor's Erlaubniß noch einmal 3½ Jahr den Umgang und Unterricht Alcuins in York genießen. Und das war nach Gottes Rath von großer Bedeutung für ihn wie für das Werk, wozu ihn der Herr berufen hatte. Alcuin war es, der in echt evangelischem Sinne wider die oft sehr äußerliche Weise der Heidenbekehrung eiferte und in seinen köstlichen Briefen an Kaiser Karl, seine Bischöfe und Beamten den allein rechten und erfolgreichen Weg der Missionsarbeit anwies. „Drei Dinge müssen beisammen sein (schreibt er einmal mit Berufung auf Matth. 28, 19): die Verkündigung des Glaubens, die Mittheilung der Taufe und die Verhaltung der Gebote des Herrn. — Der Glaube ist etwas Freiwilliges, nichts Erzwungenes. Der Mensch kann zum Glauben gezogen, nicht gezwungen werden. Zur Taufe kann man gezwungen werden, aber das nützt für den Glauben nichts. — Darum müssen die Prediger der Heiden das Volk auf eine freundliche und weise Art im Glauben unterrichten. — Wenn man es sich so angelegen sein ließe, das sanfte Joch und

die leichte Last Christi den hartnäckigen Sachsen zu verkündigen, wie man es sich angelegen sein läßt, den Zehnten von ihnen einzutreiben oder die geringste Uebertretung der auferlegten Satzungen zu strafen (man ahnte das Fleischessen in der Fastenzeit mit dem Tode!), so würden sie sich nicht so sehr gegen die Taufe sträuben." — „Seid Glaubenszeugen, nicht Zehnteneintreiber!" ruft er einmal dem Erzbischof Arno von Salzburg zu. Das war die rechte Schule für Liudger, aus der er mit reichem Segen 776 zurückkehrte, um zunächst seinen eignen Landsleuten die Botschaft des Heils zu bringen.

In Cöln zum Priester gemacht, zog er aus, um die von den Sachsen zerstörte Kirche und Gemeinde in Deventer wiederherzustellen. Fast 7 Jahre bearbeitete er den Acker, welcher mit dem Märtyrerblute des Bonifacius befruchtet war, indem er zur Herbstzeit alljährlich 3 Monate in der Lehranstalt zu Utrecht mit dem ihm anvertrauten Pfunde seiner Kenntnisse und Lehrgaben treulich wucherte. Um diese Zeit hatte er einen bedeutsamen Traum. Er sah seinen väterlichen Freund Gregor, der eben (781) zu seiner Ruhe eingegangen war, auf ihn zukommen und vernahm von ihm den freundlichen Zuruf: „Bruder Liudger, folge mir!" Liudger stieg mit ihm auf einen Hügel. Da sprach Gregor, indem er eine Menge kleiner Stücke Pergament und Tuch vor ihn hinwarf: „Sammle sie zu Haufen!" Liudger brachte drei große Haufen zusammen und nun verschwand Gregor mit den Worten: „Theile Alles gut ein im Werke des Herrn und Du wirst die Fülle haben!" Als er erwacht, theilte er den Traum seinem Mitarbeiter Marthelm mit. Dieser deutete ihn also: „Die drei Haufen, die Du gemacht hast, bedeuten drei Völkerschaften, welche Deiner geistlichen Pflege anvertraut werden." In diesem Sinne ist er erfüllt. Dazwischen fällt aber noch eine Zeit, in welcher die so geweckten Hoffnungen scheinbar ganz begraben werden sollten. So geht's in Gottes Rath und Reich. Ein neuer Einfall der Sachsen zerstört 782 die junge Pflanzung in Friesland und nöthigt Liudger das Land vorerst zu meiden. Diese Mußezeit benutzt er mit seinem Bruder Hildegrim und seinem Schüler Gerbert zu einer Reise nach Rom. Alcuins Schule gleichsam zu ergänzen, sollte er den damals schon so traurigen Verfall der Kirche an ihrem Hauptsitze sehen. Bekümmerten Herzens zog er sich in das Benedictinerkloster Monte Cassino zurück und widmete seine Zeit dem Studium und Abschreiben



der heil. Schrift und der Werke der Kirchenväter. Als er dann 785 sich seiner Heimath wieder zuwandte, hatte Kaiser Karl abermal die Sachsen besiegt. Der Kaiser, der nun wohl mehr und mehr eingesehen, was noth that, um die Sachsen für den Herrn Jesum zu gewinnen, bestimmte Liudger auf Alcuins Empfehlung zum Bischof über die westlichen Sachsen, indem er ihm zugleich die Aufsicht über die angrenzenden fünf friesischen Gaue übertragen ließ. Sieben Jahre arbeitete er nun mit heiligem Eifer auf seinem weit ausgedehnten Arbeitsfelde und ersah sich Mimigardefort, einen Complex von fünf Gehöften in Westfalen, zum Anhaltepunkte für die sächsische Mission, als ein verwüstender Zug der sächsischen Häuptlinge Unno und Eilbrat ihn abermal zur Flucht selbst aus Friesland nöthigte. Da reifte in ihm der Plan einer festern, gesichertern Gründung, welche ebensosehr zum Zufluchtsorte bei Verfolgungen aus Friesland und Sachsen dienen, als zugleich die Strahlen des evangelischen Lichtes in diese beiden Länder aussenden könnte. Dies Bedürfniß befriedigte weder das ihm 793 zum Zweck einer kirchlichen Stiftung geschenkte kleine friesische Erbgut zu Wigtmund an der Issel hart an der Grenze von Sachsen, noch auch ein Koten, den er in Franken nahe bei dem jetzigen Neuß an der Erft erwarb. Darum brachte er um 796 durch Kauf und Tausch ein Stück Landes an der Ruhr an sich, welches in Franken gelegen doch ebenso wohl das sächsische als das friesische Gebiet berührte. Da erhob sich dann das berühmte Stift Werthina (Werden) mit der Kirche und dem Kloster, in welchem er unter der Ordensregel des Benedikt Geistliche sammelte und für die Verkündigung des Evangeliums heranbildete. Dabei finden wir ihn aber doch stets und unablässig auf Missionsreisen in Westfalen, deren eine 798 ihn weit nach Norden hinaufführte, nach Minthium (Minden), wo Karl d. Gr. gerade sein Heerlager aufgeschlagen hatte. Dieser Reise verdankt auch wohl das Kloster Helmstädt im Braunschweigischen seine Entstehung, dessen bleibende Abhängigkeit von dem so weit entfernten Werden nur bei einer Gründung von der eignen Hand Liudgers erklärlich wird. Im Sachsenlande aber sammelte der treue Knecht des Herrn mit rastlosem Eifer hin und her Häuflein derer, die sein Wort annahmen und gläubig wurden an den Herrn Jesum, besonders in der Gegend zwischen Werden und Mimigardefort, durch die ihn sein Weg am häufigsten führte. In dem zum Bischofssitze ersehenen Mimigardefort nämlich erbaute

er ein Kloster (monasterium daher: Münster), nachdem er selbst (wahrscheinlich i. J. 802) in Cöln sich auf vieles Zureden mit der Bischofswürde hatte betrauen lassen. Doch blieb das Kloster Werden stets seine eigentliche Heimath. Von da aus reiste er mit der Botschaft des Heiles im Munde in die Gaue der heidnischen Sachsen; dahin kehrte er zur Ruhe und Sammlung nach seinen ermüdenden Reisen wieder zurück; da pflegte er in den Erholungszeiten die hoffnungsvolle Pflanzschule der Glaubensboten, mit welchen er die von ihm in's Leben gerufenen jungen Christengemeindlein versorgte. In diesen ging's doch zumal sehr schwach her. Krankte die Kirche jener Zeit schon an manchen Irrthümern, so kränkelten auch ihre jungen Saaten. Man schonte der heidnischen Gebräuche und Sitten gar sehr, wie es die römische Kirche später in noch höherm Maaße gethan, mag legte großes Gewicht auf die äußern Satzungen der Kirche, man fing schon an das Verdienst Christi durch die Verehrung der Heiligen zu verdunkeln und was deß mehr war. Davon hielt sich selbst der Schüler Alcuins nicht frei. Sehen wir doch diese Missionare unsres deutschen Volkes sich auf allen ihren Reisen mit den Reliquienkästchen, den Knochen der Heiligen tragen. Aber in Liudger war bei alle dem ein guter Grund und er legte guten Grund darin und damit, daß das Wort Gottes seiner Augen Licht und seines Lebens Kraft war. Das trieb er täglich mit seinen Zöglingen und in den jungen Gemeinden, wie er's außer von Alcuin auch von dem ehrwürdigen Gregor gelernt hatte, dem er noch in einer Lebensbeschreibung ein erkenntliches Denkmal setzte.

Unermüdet wie er war, finden wir Liudger bis an sein Ende in seiner Missionsarbeit. Auch im Frühling des Jahres 809 nahm er den Wanderstab wieder in die Hand, ob seine Gesundheit auch sehr geschwächt war und einen ruhigen Aufenthalt in Werden erheischt hätte. In der Nähe von Münster verkündigt er am Tage des Herrn — es war der 25. März — noch in Coësfeld und Nachmittags in Billerbeck das Evangelium. Da brach die schwache Hütte unter der Arbeitslast zusammen. Der Diener Christi unter den Heiden ward geopfert über dem Opfern des Evangeliums. Der Herr rief den treuen Arbeiter in der folgenden Nacht in seinem 65. Lebensjahre aus der unruhvollen Arbeit ab und hieß ihn eingehen in Seine ewige Ruhe. Die sterbliche Hülle dieses Apostels der Friesen und Sachsen wurde, nachdem er zuerst in der Marien-

kirche zu Münster aufbewahrt, seinem eignen Wunsche gemäß in Folge kaiserlichen Befehls, den sein Bruder und Nachfolger Hildegrim (bis dahin Bischof in Chalons) auswirkte, nach Werden gebracht und daselbst an der östlichen Seite der von ihm erbauten Kirche bestattet.

A. Rische in Lippspringe, jetzt in Schwinkendorf bei Malchin.

---

188. Ida von Herzfeld.

4. September.

Unter allen Kriegen, die der große Kaiser Karl geführt hat, ist keiner furchtbarer gewesen, als der wider das Volk der Sachsen; denn keiner war von längerer Dauer, und ist mit gewaltigerer Anstrengung geführt worden von beiden Seiten. Dreißig Jahr lang verheerten Feuer und Schwert das Land vom Rhein bis zur Elbe, mit Strömen Bluts ward der Erdboden gedüngt, und ganze Geschlechter sind erlegen vor der zermalmenden Gewalt eiserner Waffen. Wie eine daherbrausende Sturmfluth kam vom Westen Karls Macht herangezogen, und die Grenzwehren, durch welche die Gebiete der Völker geschieden waren von Alters her, wurden zerbrochen und vernichtet. Denn ein neues Reich sollte erstehen, das alle deutschen Stämme in sich aufnehmen, und mit dem ein neues Völkerleben beginnen sollte. Nur die Sachsen hielten noch Stand hinter ihren uralten Waldgebirgen, wie der Damm sich entgegenstemmt der zerstörenden Fluth, deren Wogen immer wilder emporschäumen, bis sie von allen Seiten hereinbrechen, und die schützende Wehre aus ihren Grundfesten gehoben wird. Als endlich auch sie erlegen waren, zeigte sich dem Auge zunächst das Bild trauriger Zerstörung, ein wüstes Feld voll Trümmer und Elend, auf dem nur noch Dornen und Disteln wachsen mochten. So schien es; aber es war nicht also. Denn wie die menschlichen Dinge überall dem ewigen Rathschlusse Gottes dienen, muß oft das Schwert der Pflugschar die Ackerfurchen vorziehen, damit gesäet werden könne, und die Sturmfluth, die das Verbundene auseinander reißt, führt auch was getrennt war zu neuem Dasein ungeahnt zusammen; sie befruchtet ein weiteres Ackerland, und ruft vielleicht eine reiche Ernte hervor, wo keine mehr zu hoffen schien.

Als die Führer der Sachsen ihre Ohnmacht erkannten und des Kaisers Uebermacht, legten viele die Waffen nieder, kamen in

seine Hofburg, empfingen die Taufe, gelobten Treue und sagten ihm ihren Dienst zu. Darauf erhoben sich zwischen Rhein und Weser im Lande der Westfalen zuerst kleinere Kirchen, dann Klöster und Dome, und Sitze wurden begründet für die Bischöfe, denen die Predigt des Evangeliums, die fernere Bekehrung des Volks, und die Sorge für dessen Heil übertragen ward.

Zu den Großen, die sich unterwarfen, weil sie den Untergang ihres Volkes nicht wollten, gehörte auch Ekbert, dessen väterliches Erbe zum Theil in dem großen Gau Dreini zwischen den Quellen der Ems und Lippe gelegen war. Im Reiche Karls war er ein Graf geworden, dem die Verwaltung dieses und anderer Gaue anvertraut war, und weil er ein tapferer und einsichtsvoller Mann, treu der Lehre Christi und ergeben dem neuen Herrn, war er groß und angesehen in dessen Pfalz wie im Heere. Das um so mehr, als der Kaiser wußte, Ekbert stehe für seine Volksgenossen ein, und soweit sie von diesem abhingen, würden sie auch im Dienste des Reiches treu sein.

Als nun in einem der südlichen Lande, es war in dem heutigen Frankreich, ein Krieg wider Karl ausgebrochen war, vielleicht bei den Bretonen, mit denen er viel zu kämpfen hatte, rüstete er sich gegen die Feinde, und berief auch Ekbert mit seinen Sachsen dazu. Auf dem Zuge verfiel dieser in eine schwere Krankheit, und vermochte dem Heere nicht weiter zu folgen. Da sie gerade bei der Burg eines westfränkischen Grafen angelangt waren, dessen Namen und Wohnsitz nicht überliefert ist, der aber wohl romanischer Abkunft war, übergab der Kaiser, der große Sorge um seinen Getreuen hatte, ihn jenem zur Obhut, bis er die Gesundheit wieder gewonnen hätte. Der Sachse fand dort eine sichere Stätte, und vor allen nahm sich die einzige Tochter des Grafen, ihr Name war Ida, seiner Pflege und Wartung an. Sie war schön und mildthätig, fromm und voll heiligen Eifers, in manchen Künsten, auch in der Heilkunde erfahren, wie nicht selten die Frauen jener Zeit, deren Aufgabe war die Wunden zu heilen, welche die Schwerter der Männer geschlagen hatten. Mit eigener Hand legte sie ihm den Verband an, linderte seine Schmerzen und sorgte für ihn, soweit es sich mit Sitte und Rücksicht auf ihr Geschlecht vertrug. Ekbert begann unter ihrer Hand zu genesen, und sie erhielt dem Dienste des Kaisers einen tapfern Streiter.

Monate vergingen, der Feldzug ward siegreich beendet, und



als Karl auf dem Heimzuge wiederum zur Burg jenes Grafen kam, fand er seinen getreuen Ekbert vom Krankenlager erstanden. Diesem war mit der wiederkehrenden Gesundheit ein anderer Wunsch des Lebens und des Glücks gekommen. Die Sorgsamkeit seiner Pflegerin hatte sein Herz gerührt; nicht ihre Schönheit allein, auch ihre Treue und Frömmigkeit hatte er gesehen, und weil er daheim noch keine Ehegemahlin hatte, wünschte er als solche Ida mit sich zu führen. Doch als Fremdling und Genosse eines zur Kirche kaum bekehrten Volks, wagte er nicht seinen Wunsch auszusprechen, sondern vertraute sich in geheimer Unterredung dem Kaiser an, und bat ihn um die Hand der Jungfrau bei dem Vater zu werben. Auch ihm war nichts genehmer, als einen Mann wie Ekbert durch die Verbindung mit anderen mächtigen Großen des Reichs dauernd zu fesseln; darum that er wie jener wünschte. Gern hörte der Vater auf die mächtige Kaiserwerbung, und da auch Ida dem tapfern sächsischen Mann ihr Herz geschenkt hatte, ward sie ihm nach Landes Brauch und Sitte vermählt. Damit Ekbert auch eine andere Verbindung mit diesem Theile des Reichs behalte, stattete ihn Karl hier mit reichen Gütern aus. Endlich führte der sächsische Graf, begleitet von den Segenswünschen des Vaters, sein Weib der neuen Heimath zu.

Schon aber hatte Ida darauf Bedacht genommen, wie sie Haus halten wolle. Darum nahm sie ein Gefolge von Dienern mit sich, und außerdem Vieles, wovon sie wußte, daß es dort nicht zu finden sei. Denn so groß war noch der Abstand beider Völker, daß die Franken im gewöhnlichen Leben des Tags Vieles voraus hatten, was den Sachsen in ihrer rauhern Natur und der bisher fehlenden Verbindung mit der christlichen Welt mangelte. Der blutige Krieg hatte diese beiden Menschen im Sturm zu einander geführt, für einander erkannten sie durch Gott berufen zu sein; sie fühlten, daß sie nicht nur ein Fleisch, sondern auch von einem Geiste beseelt seien. Das war der Geist des Evangeliums, auf welches beide ihr Glauben und Hoffen gestellt hatten. So lebten sie fortan, und ihr Leben ward wie ein neuer Keim dem Sachsenvolk eingepflanzt, damit es hundertfältige Frucht bringe.

Nach mancher Tagefahrt gelangten sie auf der Heimkehr zum Lippefluß, überschritten ihn nicht weit von seiner Quelle und betraten den Gau Dreini. Da sie jedoch den Ort, wo Ekbert seinen Sitz hatte, noch nicht zu erreichen vermochten, und nach einem



heißen Tage eine erquickende Sommernacht sich auf Wald und Feld niedersenkte, beschlossen sie zu rasten auf einem von dichtem Buschwerk eingehegten Wiesenplan, und hießen die Diener auf Moos und Kräutern die Zelte aufschlagen. Das war unfern eines Weilers, den die Sachsen Hirutfeld nannten, nachher Hirz- oder Herzfeld geheißen, der noch heute in dem ehemaligen Münsterschen Amte Stromberg liegt. Als Ida, von der Reise ermüdet, in tiefen Schlaf gesunken war, schien es ihr, als ob ein Engel des Himmels herniedersteige, und ihr ankünde, an dieser Stelle solle sie zu Ehren Gottes eine Kirche bauen, denn hier werde sie neben ihrem Gemahl dereinst die letzte Ruhestatt finden. In dem Gesichte gab sich kund, wie sehr ihre Seele der neuen Heimath zugethan sei, und wie ganz erfüllt von dem Glauben, allein in dem Lande ihres Gemahls beruhe von jetzt an Zweck und Ziel ihres Lebens.

Als der erste Sonnenstrahl sie weckte, erzählte sie Ekbert ihren Traum, und da auch er Gottes Stimme darin zu vernehmen glaubte, gelobte Ida zu thun, wie ihr gesagt worden war. Bald darauf legte sie Hand ans Werk. Der Wald, in dem auch bei Tage an manchen Stellen ein nächtliches Dunkel herrschte, so dicht war das Geflecht der Zweige, ward gelichtet, die Bauleute kamen, und ein steinernes Gotteshaus künstlicher Arbeit erstand, dessen Dienst einem Presbyter Namens Bertgar überwiesen ward, der mit den andern seiner Herrin Ida in das fremde Land gefolgt war. Da zum ersten Male erhob sich in diesem Dunkel das Wort vom Licht, das in die Finsterniß geschienen, und heilige Gesänge ertönten durch den Wald früh und spät.

Bald darauf förderte der Kaiser Ekbert weiter in seinem Dienst, und setzte ihn dem Lande zwischen Rhein und Weser als obersten Markgrafen vor. So war er der mächtigste Mann unter seinen Volksgenossen, und schaltete weit und breit als gerechter Richter im Frieden, und tapferer Heerführer im Kriege. Da aber seine Ehe nicht mit Kindern gesegnet war, so sah Ida ein Zeichen darin, daß sie Mutter sein solle dem Volke, das der Hand ihres Gemahls anvertraut war. Nicht Tag noch Nacht rastete sie mit Werken der Liebe und des Wohlthuns, wie befruchtender Thau senkte sich ihre Milde auf die harten Herzen, und von ihr ging eine reinere Sitte aus. Von allen Seiten kam das Volk herbei zur Kirche von Herzfeld, um mit der frommen Fürstin an derselben Stätte zu beten.

Endlich nach manchem Jahre und tapfern That starb Ekbert, beklagt von den Seinen, von Keinem tiefer betrauert als von seiner Gemahlin Ida; sie fühlte ihr eigenes Leben an der Wurzel gebrochen, und wie sie der Erde nur noch zum geringern Theile angehöre. Als sie den Gatten in dem Grabgewölbe zu Herzfeld beigesetzt hatte, gelobte sie den Wittwenschleier nimmermehr abzulegen, und hielt es wie ein klösterliches Gelübde. Ausschließlich ergab sie sich nun dem Gebet und helfenden Werken; nach diesem Stundenweiser verfloß ihr ferneres Leben ohne Geräusch, aber tief in seiner Wirkung. Um ungestört zu sein von dem Andrange des Volks, ließ sie über der Grabstätte an der Südseite der Kirche zu Herzfeld einen Kreuzgang erbauen. Da betete sie oft und lange allein. Auch ihren eigenen Sarg aus Stein gehauen, ließ sie als Mahnzeichen dort aufstellen, aber doch wollte sie, aus dem Tode solle das Leben und dessen Gaben hervorgehen. Darum ließ sie den Sarkophag füllen mit Lebensbedarf aller Art, und unter Bertgars Beistand vertheilte sie die Gaben daraus mit eigener Hand an die Armen und Elenden, die von nah und fern herbeikamen. Das ward ihr ein regelmäßiger Dienst, den sie an jedem Tage zweimal vollzog. So waltete sie noch lange Zeit, und alles Volk sah in ihr einen Schutzengel des Landes.

Da endlich kam der Tag, wo sie nach Gottes Ruf diese neue Heimath mit der unvergänglichen vertauschen sollte. Unter dem Gebete der Ihren starb sie nach längerer Krankheit am 4. September. Das Jahr ist unbekannt, es mag aber nach 820 gewesen sein. In ihrer Kirche, wie ihr einst verheißen worden, an Ekberts Seite, ward sie beigesetzt in jenem Marmorsarge. Der treue Bertgar aber hielt zu ihrem Andenken Gebet und Dienst noch lange Zeit. Ihr Geist wirkte fort in der frommen Erinnerung der Volksgenossen, deren Werke ihr Werk war, und nach jener Kirche, die sie gestiftet, ward sie damals und in den folgenden Jahrhunderten genannt Ida von Herzfeld.

R. Köpke in Berlin †.

Kirchenlehrer im fränkischen Reich.

189. Alcuinus.

19. Mai.

Wer zu einer großen und eingreifenden Wirksamkeit in der Welt berufen ist, dem werden die Gaben der Geburt und die Segnungen einer reich gepflegten Jugend mit auf den weiteren Lebensweg gegeben. Alcuin (Alhwin, Tempelfreund), aus edlem angelsächsischem Geschlechte stammend, geboren in der brittischen Grafschaft York vor 735, fand an der Schule zu York, der besten, die England damals hatte, die trefflichste Pflegerin seiner fruchtbaren Anlagen. Hier wirkten neben einander Egbert und Aelbert, beide nach einander Bischöfe dieses Sprengels; durch sie erhielt des Jünglings feuriger Sinn und aufstrebende Kraft die schönste Nahrung und edelste Richtung. Während zuerst der Bischof Egbert nur das N. T. erklärte, gab Aelbert Unterweisung in fast allen damaligen Wissenschaften und erklärte außerdem das A. T., gewann aber dadurch ohne Zweifel den größeren Einfluß, bis auch er nach Egberts Tode 766 den erzbischöflichen Stuhl bestieg. Egbert liebte Alcuin wie seinen eigenen Sohn, hatte ihn gern um sich und vertraute ihm seine liebsten Schätze, die in der Stiftsschule gesammelten Bücher, deren Vermehrung ihm, auch mit den ansehnlichsten Opfern an Geld, vorzugsweise am Herzen lag. Aelbert aber nahm ihn nach einigen Andeutungen als Begleiter auf einer Reise ins Ausland mit, um, was er dort Neues an Studien und Büchern fände, in sein Vaterland zu verpflanzen, und Alcuin schaute daher vielleicht in einem Alter von reichlich zwanzig Jahren schon den Mittelpunct der damaligen Welt, die Stadt Rom. Früh entwickelte er eine höchst erregbare, nach allen Seiten hin frisch empfängliche Natur; den Sturm seiner wogenden Leidenschaften wußte er zu beschwichtigen durch Wachen, Beten und Fasten. Der natürliche Mensch mußte unter solchem Ringen seines Innern erliegen; Demuth und Gehorsam traten an die Stelle des wild brausenden Sinnes. Wie an Wissen und Einsicht, in Kunst und Thätigkeit, ragte er auch in Sitte und Gesinnung hervor über seine Mitschüler. Die Gewandtheit seines Geistes, verbunden mit seiner raschen Aneignung der alten Sprachen, besonders auch der griechischen und

hebräischen, machte ihn vorzugsweise geeignet, wieder neue Schüler zu bilden. Aelbert, durch sein bischöfliches Amt am Unterrichte in der früheren Ausdehnung behindert, übergab ihm daher, nachdem er ihn zum Diakonus geweiht, die Leitung der ganzen Schulanstalt und die Aufsicht über den vorhandenen Bücherschatz. Hier wirkte er lange Zeit hindurch für die Bildung zahlreicher, später berühmt gewordener Schüler; unter diesen ist der nachmalige Bischof zu Münster, Liudger, der Apostel der Sachsen genannt, vielleicht der bekannteste geworden. Aber in dieser unscheinbaren, wenn auch reich gesegneten Wirksamkeit sollte er nach höherem Rathschlusse nicht immer bleiben; ein anscheinender Zufall führte ihn seiner bedeutsameren Bestimmung entgegen. Aelbert starb 780 und Eanbald, ein Zögling der Schule zu York, wurde zu seinem Nachfolger erwählt; dieser sandte Alcuin nach Rom, um vom Papste das erzbischöfliche Pallium für ihn zu holen. Da mußte er, als er dieses Weges zurück wieder durch die Lombardei kam, in Parma die Bekanntschaft des großen Frankenkönigs Karl machen, der mit seiner Familie vom Winteraufenthalte in Rom zurückkehrte. Dieser entbrannte sofort von dem lebhaften Wunsche, den Schatz der Bildung und Gottesfurcht, den er in diesem Manne gewahrte, aus der Stille des Klosterlebens an die Welt hervorzuziehen und für seinen Hof und sein Reich zu gewinnen. Alcuin stand bereits in dem Alter von nah an fünfzig Jahren, und sein in ungestörter Ruhe den Studien und der Andacht gewidmetes Leben war für das Geräusch des Hofes wenig geeignet. Und ungünstigere Zeiten konnte es kaum geben, als grade die damaligen waren mit ihren stets wiederholten Kriegszügen gegen die Sachsen und nach Italien hin. Dennoch versprach er nach beendigtem Geschäfte zu kommen, und kam wirklich, zugleich mit dreien seiner Schüler als Gehülfen, in das fränkische Hoflager, wo Karl ihn sogleich zum Vorsteher der neu errichteten Hof- oder Pfalzschule machte. Hierbei war es zunächst auf Bildung von Geistlichen, nicht auf Volksunterricht abgesehen, welcher vielmehr erst das weitere Ergebniß jener Bestrebungen wurde. Der Segen seiner Wirksamkeit war hier bald sehr groß. Es bildete sich um ihn ein seltener Verein von Männern, die ein lebhaftes Verlangen nach allen Schätzen der Erkenntniß trieb; man hat diesen Verein wohl mit einer Akademie verglichen und so genannt, wenn sie es auch nicht wirklich war. Der mächtige Kaiser selbst ließ sich durch Alcuin tiefer in das Verständniß

der heiligen Schrift einführen, und verschmähte es nicht, mit ihm die Dornenpfade der Rhetorik und Dialektik zu gehen. Die Söhne und Töchter des Kaisers erhielten Unterricht von ihm und es bildete sich dadurch ein schönes, innerlicheres Verhältniß, das sich auch später noch in dem uns erhaltenen Briefwechsel abspiegelt. Unter den Söhnen zog ihn der älteste, Karl, des Vaters Ebenbild und Liebling, mit seinem mehr auf weltliche Thätigkeit gerichteten Streben weniger an als der demüthige und zum Contemplativen geneigte Ludwig. Den mittleren Pipin, der seine Bitte um Freilassung kriegsgefangener Avaren erfolgreich bei dem Vater unterstützt hatte, ermahnt er in dem Antwortsschreiben eben so freimüthig als vertrauensvoll: „Suche den Adel deiner Abkunft durch den Adel deiner Sitten zu zieren, und bemühe dich, des allmächtigen Gottes Willen und die Ehrfurcht vor ihm mit voller Kraft zu erfüllen, weil seine unschätzbare Huld den Thron deines Reiches erhöhen, seine Grenzen erweitern und die Völker deiner Herrschaft unterwerfen kann. Sei freigebig gegen Arme, huldvoll gegen Fremde, hingegeben im Dienste Christi; behandle mit Ehrerbietung die Kirche und ihre Diener, damit ihr eifriges Gebet dich unterstütze. Höre auf den Rath der Greise und gebrauche den Dienst der Jünglinge. Es seien Gedanken der Nüchternheit in deinem Herzen, Worte der Wahrheit in deinem Munde, Muster der Sittlichkeit in deinem Wandel, damit dich die göttliche Gnade überall erhöhe und behüte." — Und wie die Fürstenkinder, so mußten auch die Großen des Hofes mit ihren Söhnen Theil nehmen an dem Unterrichte. Die Wissenschaften wurden hier gründlich und in einem für jene Zeit ausgedehnten Umfange, wenn auch innerhalb der einzelnen Fächer mit einer gewissen Beschränkung und Einseitigkeit, gelehrt, so daß neben der heiligen Schrift das Alterthum, aber fast lediglich nach seiner formalen Seite, besonders in der Kunst und Uebung des Versmaßes, vorgeführt ward. Dialektik, Rhetorik und Grammatik galten als vorbereitende Wissenschaften, die Mathematik und Astronomie wurden besonders gepflegt und durch Beobachtungen fruchtbar gemacht; Alles aber diente im letzten Grunde der höchsten Wissenschaft, der Theologie.

Dessenungeachtet ward Alcuin beim Kriegsgeräusche des Hofes hier nicht heimisch und sehnte sich deshalb nach seinem stillen Kloster in England zurück. Karl dem Großen entging diese Sehnsucht nicht, und er übertrug ihm deshalb, um ihn nicht für immer zu

verlieren, so schmerzlich er auch schon in seiner nächsten Umgebung ihn vermißte, die Aufsicht über zwei benachbarte Klöster. Aber auch hier ward die Sehnsucht nach seinem geliebten Heimathslande nicht gestillt. Die Rohheit der fränkischen Klosterbrüder und ihre geringe Empfänglichkeit für Wissenschaft und Kunst traten ihm störend entgegen. Der König Karl mußte ihm 790 eine Reise nach York gewähren, wo er zwei ganze Jahre, vom fränkischen Hofe entfernt, verweilte, aber gerade während dieser Zeit auch dort das Ungemach und die schweren Folgen gewaltsamer innerer Staatserschütterungen erfahren mußte. Wäre er schon aus diesem Grunde gern wieder zurückgegangen, so rief ihn vollends die Stimme seines Gewissens zum Kampfe in Glaubenssachen wieder nach dem Festlande hinüber. Hier war nämlich schon seit 783 von neuem der nestorianische Streit: ob Christus auch seiner menschlichen Natur nach Gott genannt werden müsse? oder ob er nur durch Adoption Gottes Sohn geworden sei? mit Heftigkeit entbrannt. Zwei Bischöfe hatten diese Frage aufs Neue verneint, und, obwohl die Kirchenversammlung zu Narbonne 788 ihre Ansicht schon als ketzerisch verworfen hatte, dem Streite neue Nahrung gegeben. König Karl wünschte die Sache auch auf deutschen Kirchenversammlungen frei und offen verhandelt, und seinen schriftgelehrten und kampfgeübten Alcuin als Streiter darin auftreten zu sehen. Darin aber erkannte dieser eine höhere Weisung: ein heiliger, prophetisch begabter Mann habe ihm dieß, wie er selbst bezeugt, in seinem Vaterlande vorhergesagt, und sein alter Lehrer habe ihn ermahnt, wo er höre, daß neue, den apostolischen Lehren entgegengesetzte Richtungen aufkämen, da der Vertheidigung des wahren Glaubens sich zu widmen. Er eilte auf den Kampfplatz und rechtfertigte das Vertrauen, das in seine glänzende Führung der christlichen Waffen gesetzt war. Auf zweien Kirchenversammlungen, zu Regensburg 792 und zu Frankfurt 794, wurde der eine Gegner, Bischof Felix überwunden; dem andern, Erzbischof Elipandus von Toledo, war in dem damals maurischen Spanien nicht anzukommen, und die schmähende Art der Streitschrift des alten Mannes zeigte deutlich, daß mit Worten bei ihm nichts mehr auszurichten sei. Indessen legte doch Alcuin, um die Schwachen nicht irre werden zu lassen, in einer Erwiederungsschrift gegen die ihm gemachten Beschuldigungen dar, daß er den frommen Kaiser grade vor Ketzereien bewahre und daß die Dialektik, welche nach des heil. Augustinus Urtheil

unumgänglich nothwendig sei, um in göttlichen Dingen zu bestimmten Begriffen zu gelangen, aus diesem Grunde grade auch den Fürsten am meisten fromme, damit ihre Seele nicht von mannichfaltigen Irrthümern bestrickt werde. Ein anderer, um dieselbe Zeit neu erwachter Streit sollte später nicht ohne außerordentliche Folgen für die Stellung des fränkischen Königs, wie nicht ohne Betheiligung Alcuins bleiben. Es war der Bilderstreit, der von dem byzantinischen Hofe dadurch erregt ward, daß er den auf seine Veranlassung gefaßten Beschlüssen des pseudo-ökumenischen Concils zu Nicäa ohne Weiteres auch für das Abendland rechtliche Gültigkeit beilegte. Die Befreiung davon war ein Mittel mehr zu der größeren Selbstständigkeit innerhalb der römischen Kirche.

Nach diesen Ereignissen war Alcuin leicht zu bewegen, seiner Heimath zu entsagen; er fand jetzt im Frankenlande Ruhe zu literarischen Beschäftigungen und um sich einen Kreis kundiger und einsichtsvoller Freunde der Wissenschaften. Er zog sich also in das Kloster zu Tours zurück, wo er das Leben der Mönche freilich der sittlichen Zucht und strengen Klosterregel nicht unterworfen fand. Auch der Abt des Klosters, der zugleich Erzkanzler des kaiserlichen Palastes war, folgte derselben Richtung. Aber der bald darauf (796) erfolgte Tod desselben brachte die Abtei in Alcuins Hände und damit eine andere Ordnung in das Klosterleben, als dieser schon jenen Sitz hatte verlassen und nach Fulda ziehen wollen. Sein erstes Werk war nun die Anlegung einer Schule; das Lehren war ihm selbst zu einem geistigen Bedürfnisse geworden, es war fort und fort das Element, worin er frisch und freudig mit seiner schönen Gabe sich bewegte. Und er zog sofort die Mönche, die bis dahin mehr die Wälder gelichtet, die Reben gepflanzt und die Saatfelder bebauet hatten, zum Anbau des geistigen Ackers und zur Pflege der Literatur hinüber, um die sie sich auch in äußerlicher Thätigkeit so sehr verdient machen konnten, wenn sie ihren Fleiß dem Abschreiben von Büchern widmeten. Der Mangel an diesen war ihm der empfindlichste; er wollte gern auch in dieser Beziehung die Vorzüge seiner geliebten Heimath auf fränkischen Boden verpflanzen. Wie sehr überhaupt die Sorge für das Gedeihen dieser seiner Schule sein ganzes inneres Leben beseelte, zeigen die Berichte an seinen königlichen Freund. „Ich suche," schreibt er in einem derselben, „Einigen den Honig der heiligen Schriften zu reichen, Andere bemühe ich mich mit dem lauteren Weine der

alten Wissenschaften zu tränken, Andere beginne ich mit den Früchten grammatischer Feinheit zu nähren, Manche suche ich durch die Ordnung der Gestirne zu erleuchten. Ich bin Vielen Vieles geworden, um ja recht Viele zum Frommen der heiligen Kirche Gottes und zur Zierde Eurer Regierung zu erziehen, damit nicht des allmächtigen Gottes Gnade an mir vereitelt, noch die Freigebigkeit Eurer Güte zwecklos sei." Und gleich darauf bemerkt er über das Ziel seines Strebens, den Zweck einer edlen Bildung: „daß wir auf jeder Seite der heil. Schrift zur Erlernung der Weisheit ermuntert werden, daß es zur Erreichung eines glücklichen Lebens nichts Erhabeneres, zur Uebung nichts Angenehmeres, gegen das Laster nichts Wirksameres, in jeder sittlichen Würde nichts Rühmlicheres, und auch nach den Aussprüchen der Philosophen zur Regierung eines Volks nichts Nöthigeres, so wie zu einem reinen Lebenswandel nichts Besseres gibt als die Zierde der Weisheit, den Ruhm der Gelehrsamkeit und den Einfluß der Bildung." Auch sein auf demselben Wege geäußerter Wunsch nach einem größeren Bücherschatze wurde befriedigt: es gingen Beauftragte nach York, um dort Abschriften zu nehmen, diese wurden dann in Tours vervielfältigt und damit die Hauptbibliotheken des fränkischen Reichs versorgt.

Unmittelbar an seine Lehr-Thätigkeit schloß sich seine schriftstellerische an. Er schrieb über die meisten Zweige der Wissenschaft eigene Lehrbücher, von denen uns einige erhalten sind. Auslegungen der Schrift, erbauliche Betrachtungen, Lebensbeschreibungen frommer Männer, Briefe und Gedichte in großer Zahl voll warmen Sinnes und schöner Gedanken, zeigen uns weiter die ungemeine Betriebsamkeit des Mannes. Bei seiner Schriftauslegung strebte er die tiefe, innerliche Verbindung zwischen dem A. u. N. T. aufzuweisen und liebte die mystisch-allegorische Erklärungsart bis zur symbolischen Zahlendeutung hin. In seiner Eintheilung der Wissenschaften verschmolz er die alterthümliche mit der mittelalterlichen Weise. Aus jener nahm er die drei Haupttheile, machte jedoch zur dritten die Theologie und ließ dann in den beiden andern, der Ethik und Physik, die sieben freien Künste von selbst aufgehen.

Alcuin stand auch dem politischen Streben seines fürstlichen Herrn nicht ferne. Zerrissene Beziehungen zu Staaten seiner Heimath wußte er wieder zu heilen und bei dem wichtigsten Schritte,

der Erlangung der Kaiserwürde, ist er offenbar nicht unbetheiligt geblieben. Offen und freimüthig bezeichnete er die päpstliche Gewalt als die höchste auf Erden; denn die Kirche Jesu Christi stand ihm höher als die Reiche dieser Welt und der Stuhl des heiligen Petrus war den weltlichen Thronen überlegen. Aber die größte Gewalt auf Erden nächst dem Papste bekleidete der römische Kaiser auf dem byzantinischen Throne; darnach kam erst die königliche Würde. Alcuin konnte, so viel höher er auch den großen Karl nach seinen persönlichen Eigenschaften stellen mußte, dem er um seiner Macht, seiner Weisheit und seines Ruhmes willen mit der innigsten Verehrung anhing, doch um der Ueberzeugung willen solches nicht zurückhalten, warf aber damit einen neuen Stachel in die hochstrebende Seele des Fürsten. Erwachte darum in diesem der Gedanke, Rom und den päpstlichen Stuhl für immer von dem byzantinischen Reiche loszureißen und an seinen eigenen Staat zu ketten, eben damit aber auch die Weltherrschaft des römischen Reichs durch Erneuerung der abendländischen Kaiserwürde auf die fränkische Nation zu übertragen, so mußte das mit Alcuins Gedanken und Wünschen nothwendig zusammentreffen. Und als nun der nach Hadrians I. Tode ungewöhnlich schnell wieder erwählte Papst Leo III., vielleicht nicht ohne Schuld seines sittlichen Verhaltens, bei einer feierlichen Prozession im April 799 von einem bewaffneten Haufen überfallen und so blutig mißhandelt ward, daß er in einer Klosterkirche für todt liegen blieb, da drang Alcuin, der in dem Papste die von ihm vertretene Kirche beschimpft sah, mit kräftiger Sprache in den König, seine Pflicht als Schirmherr der Kirche zu erfüllen und derselben ihr Recht und ihre unverletzte Würde wiederherzustellen. Während aber der unter den Schutz des fränkischen Herzogs von Spoleto geflüchtete Papst der Aufforderung Karls folgte, zu ihm in das Heerlager nach Paderborn zu kommen, blieb zwar Alcuin persönlich fern, weil er aus Schwäche der Gesundheit das Kloster nicht verlassen konnte, aber ertheilte doch durch Briefe und vertraute Freunde auch in dieser Sache seinen Rath und widersetzte sich insbesondere dem Gedanken, daß die Sache des Papstes auf dem Wege Rechtens zur Entscheidung gebracht werde, bis er endlich für ihn die Verstattung einer eidlichen Reinigung von den wider ihn erhobenen Anklagen erwirkte. Aber die zur Zeit noch verborgene Frucht der dort zwischen dem Könige und dem Papste getroffenen Verabredung sollte bald ans Licht kommen.

Als Karl der Große nach den Vorbereitungen für eine längere, auf Italien berechnete Abwesenheit im Sommer 800 die Seeküsten seines Reichs bereiste, kam er auch nach Tours und besuchte Alcuin, mit welchem er sich dabei in den wichtigsten Erwägungen ergangen haben muß. Sein Aufenthalt verlängerte sich dort, weil seine ihn begleitende Gemahlin Luitgarde daselbst erkrankte und starb. Die dem Könige nachgesandten Briefe Alcuins, die wir noch besitzen, trösten ihn mit inniger Theilnahme über den schmerzlichen Verlust. Noch einmal ladet der König ihn von Mainz aus zur Begleitung auf der weiteren Reise ein, aber Alcuin lehnt es beharrlich ab. In Italien verfuhr Karl bei der Beschützung der päpstlichen Würde und bei der Bestrafung der Frevler offenbar ganz nach den darüber eingezogenen Ansichten seines Freundes. Was aber dort in der Kirche am ersten Weihnachtsfeiertage geschah, überraschte ohne Zweifel Alcuin nicht. Die jugendlich feurige Sehnsucht, mit welcher er der Rückkehr des Kaisers entgegensah, spricht nur zu deutlich dafür, welchen innerlichen Antheil er an dieser Sache genommen. Auch war unter seinen zur Weihnachtsfeier bestimmten und nach Rom voraus gesandten Geschenken eine Bibel mit der Inschrift, daß sie zum Ruhme der „Kaiserlichen" Würde dienen solle. Mit prophetischem Blicke hatte er die Zeit vorher geschaut, wo die päpstliche Macht das wurde, was sie nach seinen Begriffen sein sollte, zugleich aber dadurch, daß diese Kaiserwürde persönlich in Rom vom Papste verliehen wurde, unbewußt den Grund legen helfen zu jener völligen Vermischung und Abhängigkeit, die später eintrat. Diese erklärt es uns denn auch, wie der sonst dem geistlichen Wirken still hingegebene Mann so oft rathend und schlichtend in die politischen Händel hat hinein gezogen werden können. Davon zeugt wieder der sofortige Besuch des zurückgekehrten Kaisers in der einsamen Abtei, wo er ihn ohne Zweifel zum letzten Male sah; davon der ganze Briefwechsel, den er fast ununterbrochen mit ihm unterhielt. Aber eben dieselbe Vermischung bewirkte auch bald einmal einen Zwiespalt, der beinahe eine Lockerung, wenn nicht gar eine Lösung, des ganzen schönen Verhältnisses hätte herbeiführen können. Es war nämlich ein Geistlicher in Orleans wegen gewisser Vergehungen von seinem Bischofe zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt worden, aber aus seiner Haft entflohen und hatte im Asyl des Klosters zu Tours Schutz gesucht. Der Bischof hatte sich darauf vom Kaiser Vollmacht zur Anwen-

dung von Gewaltmaßregeln geben lassen und drang mit bewaffneten Leuten in die Kirche ein. Aber die Mönche eilten herbei, das Heiligthum und Asyl ihres Klosters zu schützen, und die Leute des Bischofs entgingen der Wuth des herbeigeeilten Volks nur dadurch, daß die Mönche sie aus ihren Händen rissen und ins Kloster brachten. Sobald als Alcuin dieses Alles erfuhr, mißbilligte er es nicht, sondern nahm sich mit dem größten Eifer seines Klosters an, ja als der Kaiser einen eigenen Sendboten schickte, der die Schuldigen streng bestrafte und die Auslieferung des Geistlichen forderte, versagte er den Gehorsam. Der Kaiser aber ließ in einem harten Schreiben den Abt und die ganze Brüderschaft seinen Unwillen empfinden, indem er zwar zunächst nur die Zuchtlosigkeit der Mönche verurtheilte, mittelbar aber dadurch den Abt um so empfindlicher in demjenigen angriff und beschuldigte, was so recht sein eifrigstes Bemühen und sein schönster Ruhm immer gewesen war. Und er verschmerzte diesen tiefen Kummer nicht wieder; einer Krankheit, die er sich dadurch zuzog, erlag er am 19. Mai 804.

Dem Segen seines Lebens folgte auch im Tode noch die allgemeinste Liebe und Verehrung nach. Schaaren von Menschen drängten sich zu seiner Leiche, als wäre sie mit wunderthätiger Kraft begabt. Sie wurde feierlich in der Kirche des heiligen Martinus zu Tours beigesetzt. In der Nacht, wo er starb, wollte man einen so hellen Lichtglanz über dieser Kirche gesehen haben, daß es schien, als ob sie in Flammen stände, als ob der Himmel sich geöffnet habe, um die scheidende Seele des frommen Mannes aufzunehmen. Ein Einsiedler in Italien wollte in derselben Stunde einen himmlischen Chor von Heiligen gesehen haben, in deren Mitte Alcuin, glänzend geschmückt, seinen triumphirenden Einzug in den Himmel gehalten. Friedr. Lübker in Parchim, später in Flensburg †.

---

190. Rhabanus Maurus.

4. Februar.

Zu den Quellen, aus welchen die Ströme geistigen Lebens in ferner deutscher Vorzeit geflossen sind, gehört vor allen auch die Abtei Fulda. Hier wirkte in Segen Rhabanus Maurus, von hier streute er den fruchtreichen Samen der Bildung weithin über die umherliegenden Länder aus. Geboren um 775 in Mainz, gehört

er dem fränkischen Stamme der deutschen Nation an, und Britannien kann ihn nur in dem Sinne sich aneignen, insofern der gelehrte und geistvolle Britte Alcuin, der aus der weltberühmten Abtei York an den Hof Karls des Großen gezogen und von diesem für seine Zeit selbst hochgebildeten Fürsten mit der Oberaufsicht aller von ihm angelegten Schulen betraut ward, in Rhaban einen seiner trefflichsten Schüler aufzuweisen hat. Sein Vater, Ruthard, soll ein reicher Mann von bedeutendem Einflusse gewesen sein und eine Zeit lang im Kriege unter den fränkischen Königen gedient haben. Die Mutter, Aldegundis, eine sehr geachtete Frau, erzog ihren Sohn von früh an zur Gottesfurcht und wirkte durch Wort und That auf sein lenksames, weiches Gemüth bedeutend ein. Seine Eltern schickten ihn frühzeitig in das Benedictiner-Kloster nach Fulda und bestimmten ihn dem Mönchsstande. Vielleicht stand die damals noch dort dargebotene Nahrung nicht in Verhältniß zu den geistigen Bedürfnissen des lernbegierigen Knaben. Nachdem er 801 Diakonus geworden war, wußte er es dahin zu bringen, daß er mit noch einem Anderen auf die berühmteste Schule des fränkischen Reichs, die Akademie zu Tours, geschickt wurde, um dort die freien Künste zu erlernen, richtiger wohl, um die höhere Weihe einer edlen Bildung daselbst durch Alcuin zu empfangen. Vielleicht schwebte auch die Absicht bei dieser Sendung vor, in diesen beiden jungen Männern zwei tüchtige Lehrer für die Klosterschule in Fulda heranzubilden und diese nach dem Muster jener Akademie umzugestalten. Lange kann er den Unterricht des großen Meisters nicht genossen haben, aber lebenslänglich bewahrte er ihm ein innig dankbares Gedächtniß. Seiner Aufforderung, ein lateinisches Gedicht zum Preise des heiligen Kreuzes abzufassen, kam er einige Jahre später nach. Als er aber aus Tours zurückkehrte (804), wurde er der Schule in Fulda vorgesetzt und diese damit zu neuem Leben erweckt. Der Ruf von seiner Gelehrsamkeit und der Blüthe der Schule drang bald in die Ferne; Alles strömte herzu, um hier eine wissenschaftliche Bildung zu genießen. Hoffnungsvolle Jünglinge wurden hier zu tüchtigen Lehrern vorbereitet, bewährte Lehrer von hier zur Leitung von Schulen berufen. Walafried Strabo, Otfried und viele andere hochgefeierte Männer gingen aus seiner Anstalt hervor. Rhaban galt allgemein als trefflicher Leiter und Lehrer (Rector), als gewissenhafter, in der heiligen Schrift überaus bewanderter Mann, der seinen ganzen Eifer auf die Uebung des

göttlichen Gesetzes, auf die Erforschung der Wahrheit und die strengste Zucht wendete, der sein unablässiges Bestreben den Fortschritten seiner Schüler widmete, und neben seiner Milde und treuen Liebe gegen seine Zöglinge den Ruhm einer besonderen Geschicklichkeit davontrug, womit er einen Jeden nach seinem Alter und seiner geistigen Individualität zu behandeln wußte. Sein Unterricht umfaßte die freien Künste, die Auslegung der heiligen Schrift und die Erklärung einzelner, meist römischer, Classiker, unter denen, wie fast im ganzen Mittelalter, Virgil besonders hochgehalten war. Auch scheint es, daß er die Kunde des Griechischen lebhaft gefördert habe; wenigstens hat schwerlich irgend einer vor ihm in Deutschland ein gleiches Verdienst der Kenntniß dieser Sprache und ihrer Ausbreitung gehabt. Er wußte wohl, welches reiche Pfund die Wissenschaft für den evangelischen Glauben, dessen Kräftigung und Verbreitung beizutragen vermag; er sagt geradezu an einer Stelle seiner Werke: Das, was die Philosophen, namentlich die platonischen, in ihren Schriften Wahres und unserem Glauben Angemessenes gesagt haben, ist nicht nur nicht zu verabscheuen, sondern von ihnen als unrechtmäßigen Besitzern sogar hinwegzunehmen. Eben darin zeigte sich zugleich die Echtheit seiner deutschen Natur, daß er durch Verbreitung gediegener Kenntnisse, durch Belebung des Bibelstudiums und Pflege der Muttersprache das evangelische Leben wahrhaft förderte.

Er fuhr fort in seinem einsamen Waldkloster die Schätze der schon früher auf des Kaisers Verlangen begonnenen reichen Büchersammlung beständig zu vermehren; sie wurde bald eine Fundgrube des, nach den damaligen Verhältnissen zwar beschränkten, aber um so bedeutungsvolleren literarischen Gemeinguts. Die Pflege der Muttersprache betrieb er theils selbst mit großem Eifer, theils empfahl er sie Andern, auch für den gottesdienstlichen Gebrauch. In seinen Werken findet sich eine Zusammenstellung der ihm bekannten Alphabete, darunter auch s. g. markomannische Buchstaben, in welchen man deutsche Runen wieder zu erkennen glaubt. Aus den mündlichen Erklärungen der Schriftwerke, bei denen sich der Lehrer wenigstens theilweise der Muttersprache bediente, ist wahrscheinlich jenes noch erhaltene lateinisch-deutsche Glossar über die Bibel entstanden, das als wichtiges Denkmal der althochdeutschen Sprache des 9. Jahrhunderts vorzüglich geschätzt wird. Die kernige Kraft und frische Fülle, die sich in der gereimten Evangelienbear-

beitung seines Schülers, des Mönchs Otfried zu Weißenburg, findet, wirft zugleich ihren Glanz auf die reich fließende Quelle von Rhabans Schule zurück. Kein Wunder daher, wenn grade aus dem Kloster zu Fulda große Schätze unserer ältesten deutschen Literatur an's Tageslicht gefördert worden sind; viele andere hat die wüste Zeit des dreißigjährigen Kriegs zerstreut.

Aber auch über diesen stillen Garten kamen zerstörende Stürme. Der Starrsinn eines Abtes, der Alles ändern wollte, den Brüdern die wissenschaftlichen Hülfsmittel entzog und knechtische Arbeiten auferlegte, zog eine Auswanderung der meisten Mönche nach sich. Rhaban blieb, so lange er irgend konnte; doch hat auch er wohl für eine Weile die Anstalt verlassen und ist vielleicht, nach einer Andeutung zu schließen, während dessen in's gelobte Land gepilgert. Nach Absetzung jenes Abts kehrte Friede und Eintracht wieder, und eine fünfjährige neue Ruhe sicherte der Schule ihren blühenden Zustand unter Rhabans Leitung, bis er 822 selbst zum Abte gewählt ward. Damit wandte er sich aber nicht etwa von dem Werke der Jugendbildung ab, sondern nahm vielmehr immerfort an dem Unterrichte unmittelbaren Antheil. So oft er der weltlichen Sorgen ledig war, unterwies er in der heiligen Schrift oder ließ seine entworfenen Commentare aufzeichnen. Er pflegte die Schule wie sein Kleinod, sorgte mit dem unverdrossensten Eifer für ihre Wohlfahrt und sah ihren Ruhm immer fröhlicher aufblühen. Aber schöner noch als die Gelehrsamkeit der Mönche strahlte der Ruf ihrer Makellosigkeit und ihres sittlich unbescholtenen Wandels; und dieser Ruf drang über den Rhein und die Alpen: aus weiter Ferne strömte man nach Fulda zusammen, Fürsten und vornehme Bürger vertrauten ihre Söhne seiner Aufsicht an, man schätzte sich glücklich seinen vertrauten Umgang zu gewinnen. Ganze Colonieen von Schülern zogen von hier aus nach andern Orten hin, wo sie neue Stätten des Lichts und der Wahrheit gründeten.

Aber so weit auch sein Ruf drang und so groß der Umfang seiner Wirksamkeit wurde, im Innern des Klosters, wo das rührige Leben eines Bienenschwarms herrschte, nahm die strenge Zucht und Ordnung niemals ab, und seine stillen Tugenden erhielten ihm bei Allen die ehrfurchtsvolle Achtung ungeschmälert, erwarben ihm nah und fern den Ruf der Heiligkeit. Sein Kloster war zugleich der Sitz der Wohlthätigkeit und barmherzigen Liebe.

Ein neuer Sturm erfolgte, als Lothar 842 der Uebermacht

seiner Brüder weichen mußte. Edel und ausgezeichnet, wie die Urkunden rühmen, hatte Rhaban zwanzig Jahre lang dem Kloster vorgestanden und sich der besonderen Gunst des Kaisers erfreut. Da benutzte die Mehrzahl der seiner Strenge und Pünktlichkeit überdrüssigen Mönche diese Gelegenheit, sich eines so aufmerksamen Hirten zu entledigen: er ward aus seinem Kloster vertrieben. Anfangs zog er sich über den Rhein in Lothars Reich zurück; Mönche wurden ihm nachgesandt, um ihn wiederzuholen. Erst als sein ehemaliger Mitschüler Hatto zu seinem Nachfolger gewählt war, kam er wieder, aber nicht in's Kloster, sondern um als Klausner auf dem östlich gelegenen Petersberge, wo er früher selbst eine Kirche erbaut hatte, ein beschauliches Leben zu führen. „Hier, wo zur Linken die malerischen Kuppen der Rhöne, zur Rechten der dunkelblaue Rücken des Vogelsberges fernher dem Auge sich darstellen, während unten im Thale der Silberstrom der jungfräulichen Fulda durch blumige Wiesen sanft dahin gleitet, hier lebte er einzig der Religion, Wissenschaft und Natur." Hier schrieb er umfassende wissenschaftliche Arbeiten, wie ein Werk über das All in 22 Büchern, die den emsigen Fleiß beurkunden, womit er von allen Seiten einen reichen Stoff herbeisammelte. Wie lange diese Ruhe des Einsiedlers gedauert hat, ist nicht ganz klar; das aber weiß man, daß er 847 durch König Ludwig den Deutschen als Erzbischof von Mainz eingesetzt wurde, der sechste seit Gründung dieses Mittelpunkts der damaligen deutschen Kirche durch den Apostel der Deutschen, Bonifacius oder Winfried. Während der Dauer seines Oberhirtenamtes hat er vier große Kirchenversammlungen 847, 848, 852 und 853 abhalten lassen, die ersten drei zu Mainz, die letzte zu Frankfurt im königlichen Palaste. Auf der ersten derselben wurde ein Beschluß erneuert, durch welchen die deutsche Sprache eine größere Verwendung für den gottesdienstlichen Gebrauch gesetzlich erhielt; für die Lehre wichtig war die zweite, auf welcher die Behauptungen des Mönchs Gottschalk verurtheilt wurden, der aus der Prädestinationslehre Augustins neue, falsche Consequenzen zu ziehen hartnäckig bemüht war.

Die neun Jahre seines Oberhirtenamts waren einer rastlosen Thätigkeit gewidmet, blieben aber nicht ungetrübt. Schon im zweiten Jahre desselben brach eine Empörung gegen ihn aus, an der sich lockere Kleriker und unzufriedene Laien gleichmäßig betheiligten, doch wurde dieselbe bald durch königliche Einwirkung



beseitigt. Seitdem soll er häufiger auf einem ihm gehörigen Landsitze am Fuße des Johannisbergs oder auch abwechselnd auf diesem selbst gewohnt haben.

Die heilige Schrift war ihm das A und O seines Lebens, der Angelpunkt seiner ganzen schriftlichen und mündlichen Lehrthätigkeit. Der Verkündigung des göttlichen Worts widmete er sich jeder Zeit und auch als Erzbischof noch mit dem unermüdetsten Eifer; von seinen zahlreichen Schriften aber hat er bei weitem den größten Theil der Auslegung des A. und N. T. zugewendet. Alle wissenschaftlichen Studien bezog er darauf im letzten Grunde zurück, sie waren ihm Mittel zur Förderung dieses erhabensten Zwecks. — Sein Haus stand täglich der Armuth und Bedrängniß offen; als im J. 850 in seiner Gegend eine große Hungersnoth herrschte, soll er täglich über 300 Armen Unterhalt gegeben haben.

Ein heftiges Fieber endigte sein Leben am 4. Februar 856. Seine Ueberreste blieben in Mainz, bis 1515 Erzbischof Albert sie nach Halle in die Moritzburg bringen ließ. Er aber lebte fort im Gedächtnisse der ganzen christlichen Kirche und ihm wurde mit Recht der Name eines Lehrers der deutschen Nation, eines Schöpfers des deutschen Schulwesens beigelegt.

Fr. Lübker in Kiel, später in Flensburg †.

---

191. Claudius von Turin.

30. August.

Claudius, Bischof von Turin, war von Nation ein Spanier. Seine Geburt muß in den Anfang der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts fallen. — Der Bestand des christlichen Wesens in Spanien war am Morgen des achten Jahrhunderts (711) durch den blutigen Tag von Xeres in Frage gestellt worden. Der Strom der Muselmänner hatte sich bald danach (719) gar über die Pyrenäen ergossen. Zwar waren sie im October 732 bei Pictavium von Karl Martell auf's Haupt geschlagen; aber erst Karl der Große war es, der ihnen über die Pyrenäen folgte und eine spanische Provinz des Reiches unter dem Namen Godolaunia schuf. — Ist es zweifelhaft, welcher spanischen Landschaft Claudius durch seine Geburt angehörte, so weist uns, was wir über seine Erzie-

hung wissen, unzweifelhaft in den äußersten Norden, eben nach Godolaunia (Catalonien). Er ist ein Schüler des Felix von Urgel. — An den Ufern des Segre, der die Pyrenäenwasser in der Richtung auf Südwesten dem Ebro zuführt, liegt heute die Festung La Seu d'Urgelle. Hier, in Urgel, führte der genannte Lehrer des Claudius, mitten in den Bedrängnissen der Christenheit durch ihren äußeren Erbfeind einen häuslichen Zwist nicht für zu gefährlich erachtend, seinen Bischofsstab, der maßvollere Genosse des Elipandus, bis die Frankfurter Synode von 794 ihm diesen Stab entwand und ihm einen Lebensabend ohne Amt und Würden bereitete. — Daß Claudius des Felix Schüler gewesen, ist freilich gut bezeugt; der Werth dieser Nachricht aber einigermaßen dadurch eingeschränkt, daß es weder gelingen will, einen bestimmten Einfluß des Lehrers, noch einen mehr als gelegentlichen Widerspruch des Schülers gegen den Lehrer an's Licht zu fördern. Ihr Gemeinsames besteht im Allgemeinen darin, daß sie manchem Herkommen in Lehre oder Brauch widersprechen. Die besonderen Lieblingsgedanken des Meisters: daß der Erlöser erst durch Adoption Gottes Sohn sei, daß das Wissen des Herrn ein beschränktes gewesen, finden sich als solche bei dem Jünger entschieden nicht wieder. — Während Felix von Urgel nun sicher noch bis zum Jahr 816 zu Lyon in Zurückgezogenheit lebte, finden wir Claudius schon während der letzten Jahre von Karls Kaiserthum etwa zwanzig Meilen westlich von der Rhonestadt wohnhaft, in der Auvergne, vielleicht in Ebreuil am Allier, einer der vier königlichen Burgen im damaligen Aquitanien. Er versieht hier den Dienst eines Presbyters und ertheilt in der Hofschule König Ludwigs Unterricht über die Bücher der Bibel. — Es ist die Blüthe der Bildung des karolingischen Zeitalters, in die wir hier Claudius gestellt sehen. Aber auch Trümmer der alten aquitanischen Cultur, aus den Tagen eines Hilarius, mögen sich durch die Verheerungen der Völkerwanderung hindurch auf ihrem heimischen Boden erhalten haben. — Die geschichtliche Bedeutung des Claudius beginnt indessen erst nach dem Tode des großen Kaisers Karl. Als dieser gestorben und Ludwig den Thron des Vaters bestiegen hatte, wurde Claudius von diesem seinem alten Gönner bald auf den Bischofsstuhl von Turin erhoben (wohl nicht vor 820). — Der fromme Ludwig hatte nicht blos die Absicht, einen treuen Diener überhaupt zu befördern; Claudius war für Turin ausdrücklich ausersehen mit Rücksicht auf die besonderen

Bedürfnisse des Platzes. Claudius sollte hier Kampf führen. Die Italiener galten für Anbeter der Bilder; Claudius sollte die in den maßgebenden fränkischen Kreisen in Bezug auf die Bilder herrschenden Anschauungen hier praktisch durchsetzen helfen. — Dies ist der Ausgangspunkt seiner reformirenden Thätigkeit: nicht schlechthin selbstständige Schriftforschung — soweit er darin den meisten Zeitgenossen überlegen ist — eben so sehr der Gang der bisherigen kirchlichen Entwickelung hat den Claudius in die Reihe der reformatorischen Geister gestellt.

Dem Verdammungsurtheil, das im Orient zu Nicäa (787) über die Bilderfeinde gesprochen war, hatte der freier strebende Geist Karls des Großen die karolinischen Bücher entgegengesetzt (790). Die Heiligen, um deren Bilder es sich handelte, thun freilich auch diesen zufolge Fürbitte für die Gläubigen auf Erden, und die letzteren haben ihnen darum schuldige Verehrung zu beweisen: den Bildern selber gebühre hingegen solche Verehrung nicht, geschweige denn gar Anbetung. Jene Frankfurter Synode, welche Felix von Urgel verdammte, hatte in Bezug auf die Bilder lediglich bestätigt, was die karolinischen Bücher enthielten. Diese Grundsätze, in Italien zu Gunsten Nicäa's mannichfach angefochten, sollte Claudius auch am Po zur Geltung bringen.

In Turin fand der neue Bischof die Kirchen voll von Bildern und Weihgeschenken; Reliquien, Kreuze wurden verehrt, man wallfahrtete nach Rom: das war die Religion des Volkes. Claudius predigt dagegen, er geht weiter, selbst bis dahin, sowohl Bilder als Kreuze aus den Gotteshäusern gewaltsam hinauswerfen zu lassen. Das Gerücht dieses Verfahrens mußte sich schnell verbreiten: nicht in Frankreich nur, auch in dem heimathlichen Spanien wurde lebhaft über das Vorgehn des Bischofs verhandelt; Gegner konnten nicht fehlen.

Will diese entschiedene Abneigung gegen alles Bildwerk in den Kirchen uns flüchtig an den Reformator von Zürich erinnern, so hatte, wie später Zwingli, jetzt auch Claudius Waffen zu tragen. Hart am Po, fünfzehn Meilen stromabwärts von Turin, gegenüber der Sesiamündung, mitten in einer Masche des heutigen Eisenbahnnetzes zwischen Casale, Vercelli, Mortara liegt ein wenig bedeutendes Städtchen, Frassinetto, Fraxinetum vor Alters: dies war in jener vielzerrissenen Zeit ein berüchtigtes saracenisches Raubnest. Die unholden Gäste machten auch die nächste Umge-

bung von Turin nicht selten unsicher. Und ähnlich den Kindern Israel, da sie wieder aufrichteten die Mauern der heiligen Stadt, hat hier der Bischof Claudius zuweilen das Schwert in der einen und die Feder — nicht die Kelle — in der andern Hand geführt.

Die äußere Geschichte des bilderstürmenden und kriegsgewandten Seelenhirten bietet der bestimmten Thatsachen weiter nur wenige. Zu einer siegreichen Verfolgung, deren einzelne Stationen ihn etwa am Ende dem Martyrium entgegengeführt hätten, haben es seine kirchlichen Gegner nie gebracht, ein Umstand, der durch die eigenthümliche Stellung der fränkischen Kirche von damals hinreichendes Licht empfängt.

So schickte Kaiser Michael der Stammler etwa vier Jahre nach Claudius' Berufung zum Bischof (824) eine Gesandtschaft an Kaiser Ludwig den Frommen, und ließ ihn bitten, er wolle die Pläne etlicher Bildervertheidiger, die den Papst gegen ihn aufzuhetzen suchten, kräftigst vereiteln helfen. Und eine das Jahr darauf in Paris tagende Synode sprach sich abermals gleich der älteren von Frankfurt, einmüthig gegen die Bilderverehrung aus.

Nahezu in dieselbe Zeit fällt nun unstreitig der Höhepunkt der Fehde, welche der Turiner Bischof gegen seine kirchlichen Gegner zu führen hatte. Um was es sich handelt, ist freilich schließlich mehr und bedeutungsvoller, als der bloße Widerstand gegen den Bilderdienst, an welchen sich die übrigen kirchlichen Abweichungen des Claudius gleichsam anlehnen.

Ueberblicken wir aber zunächst von dieser für ihn entscheidungsvollen Zeit aus rückwärts die literarischen Verdienste des Bischofs, die zum guten Theil schon dem aquitanischen Aufenthalt angehören. 814 hat er seine drei Bücher über das erste Buch Mosis vollendet; das folgende Jahr brachte seinen Commentar über Matthäus; 816 fällt die Erklärung des Galaterbriefs, dem Abte Dructerannus gewidmet; 817 übersendet er die Auslegung des Epheserbriefs an Kaiser Ludwig; 821 folgt das zweite Buch Mosis, 823 sein Commentar zum Leviticus. — Der Stil trägt die Spur der Herkunft; die Latinität ist unrein, wie denn in Spanien der Uebergang zu der modernen Mundart sich schon in diesen Zeitläuften anbahnt. — Seine Auslegung ist die allegorische, welches nicht dazu beiträgt, ihr besonderen Werth für die heutige Zeit mitzutheilen: er sucht in der Schrift das Höchste! aber indem er einen fertigen Maßstab für dieses Höchste mitbringt, kann er es

nicht in ihr finden, ohne den buchstäblichen Sinn des einzelnen Worts zu einem vermeintlich höheren und geistigeren hinaufzuschrauben: „wie das Fleisch gewordene Wort von einem geringen Körper umschlossen ward, so wird das Schriftwort von dem armen Leibe des Buchstabens umgeben."

Kenntniß der Profanliteratur bekennt er nicht mit in das Treffen zu führen: er habe in der letzteren niemals einen Lehrmeister gehabt. Dagegen besteht sein Auslegungsapparat in den Schriften der Väter, deren Aussprüche er in der Weise der Catenen aneinanderreiht. Hieronymus und Augustinus sind am meisten benutzt. Im Bewußtsein, Schuldner zu sein, erklärt er sich Ludwig dem Kaiser gegenüber (817) für einen Bettler, der eine eigene Ernte nicht habe, sondern hinter dem Rücken der Schnitter aus Anderer Aussaat sich seinen Lebensunterhalt sammle. —

Seine Gewährsmänner nennt er nicht zu den einzelnen Stellen. Er wird dazu aufgefordert, aber er verweist auf die allgemeine Praxis, die solchem entgegen sei: nur Beda habe das, und noch dazu nur in zweien seiner Commentare gethan. Was ihn bestimme ihm darin nicht zu folgen, sei der Umstand, daß er wiederholt bei fortgesetztem Studium dahinter gekommen sei, wie ein von ihm erst für original genommener Gedanke doch wiederum von noch Früheren entlehnt sei.

Die Aussprüche der Alten webt er zusammen, eigene Bemerkungen einschaltend; wie er sagt, theils um in seinen Commentaren eine fortlaufende Rede zu führen, theils die Beobachtung des Lesers zu üben und Ueberdruß zu vermeiden.

Bei seinen erklärenden Bemühungen schwebt ihm zuweilen ein methodisches Fortschreiten vor: so wenigstens, wenn er sich wider dringendes Verlangen eines Freundes erst zum Exodus und nur danach zum Leviticus wendet. Abt Theodemir, Gönner und Gegner gleichsam in einer Person, hat es ihm zum Vorwurf gemacht, daß er über Nacht ihm die Lea statt der Rahel gegeben, indem er das zweite statt des dritten Buches Mosis erläutert. Der Abt schien auf das Ceremoniell des alttestamentlichen Cultus zu brennen. Claudius bemerkt ihm, erst müsse der Schauplatz des Opfercults, dann dieser selber beschrieben werden.

Dem Drängen desselben Theodemir, Abt von Psalmodi in der Gegend von Nismes, wird er denn auch mit der zuletzt angeführten Schrift über den Leviticus endlich gerecht. Und doch



wiederum nicht gerecht. Denn in dieser Schrift sind zuerst mit Bestimmtheit des Claudius Ansichten über den Heiligendienst niedergelegt, die dem ängstlichen Freunde nicht eben gefällig erschienen (823).

Aus einem rein geistigen Gottesbegriff, wie er ihn in diesem Commentar geltend macht, muß sich ihm der bestimmteste Gegensatz gegen alle Creaturvergötterung ergeben. „Durch die Seligkeit eines Andern ist noch niemand selig geworden, wie durch eines Andern Klugheit niemand klug, durch dessen Tapferkeit niemand tapfer, durch seine Mäßigkeit niemand mäßig noch durch seine Gerechtigkeit jemand gerecht ward.“ Alles Heil ist von der „Nachfolge“ d. i. von der gleichmäßigen „Theilnahme an der einen unveränderlichen und gemeinsamen Wesenswahrheit“ zu erwarten. — Entschiedener, heftiger noch mag er sich in dem eben demselben Freunde bald nachher übersandten Commentar über die Corintherbriefe ausgelassen haben. Theodemir legte dies Buch einer Versammlung von Bischöfen und Großen vor, ohne indeß wie es scheint ein verdammendes Urtheil zu erreichen. „Es verzeihe Dir Deine That der Herr“ schreibt Claudius dem treulosen Freund.

Dieser, der wachsenden Aufregung über Claudius' Verhalten gemäß, warnte den letzteren nun vor dem Vorwurf der Ketzerei, dem er verfallen werde. Claudius, bitter gereizt, schrieb eine weitläufige Rechtfertigung seines Verhaltens, eine Schrift, in der er zugleich die kirchlichen Mißbräuche mit unläugbarer Heftigkeit angreift.

Theodemirs Brief ist ihm voll erschienen von „geschwätziger Thorheit.“ Nur ein Narr könne ihn für einen Sectirer halten. Was die Sachen anlangt, so faßt er das biblische Bilderverbot als ein unbedingtes. Bilder halten heißt ihm in's Heidenthum fallen. „Man mag die Namen verändern und den äußeren Anschein, statt Jupiter einen Petrus malen, statt Saturn einen Paulus: der Schein ist verschieden, die Sache ein und dieselbe.“ Man bedenke, sagt er, wie seltsam: sollte man nicht, wenn denn das Gemüth einmal durchaus hinaus will auf Götzendienst, lieber die Heiligen bei Lebzeiten als später ihre Bilder anbeten. Wie vielmehr gilt von Bilderverehrern, als selbst von Thieranbetern: „Sie haben geehrt und gedienet dem Geschöpf mehr als dem Schöpfer.“ Dort noch Geschöpfe von Gottes, hier nur Geschöpfe von Menschen-Hand. „Drum schaue Du, aufrecht geschaffen, lieber zum Himmel hinauf,

denn daß Du Dich beugst vor den Bildern!" Weiter gilt ihm: Bild bleibt Bild, und wenn es auch Scenen aus des Erlösers Leben darstellte. Das Kreuz auch gehöre zu dem, womit Götzendienst getrieben werde. Es ist eine seltsame Wendung, auch das letzte Recht einer gemäßigten Symbolik zertrümmernd, wenn er gelegentlich ausruft: „Euch gefällt am Erlöser nichts als das, was auch Gottlosen wohlgefällt, die Schmach seines Leidens. Daran glauben auch die Juden und Heiden, die doch nicht an den Auferstandenen glauben. Solche verstehen nicht, was der Apostel gesagt hat: Wir kannten Christum nach dem Fleisch, jetzt kennen wir ihn nicht mehr so." So gelangt er zu Folgerungen, die allenfalls entschuldbar — aber auch nur so — erscheinen gegenüber dem vorhandenen Verderben einer starken Veräußerlichung des Gottesdienstes: „Verehrt ihr das Kreuz, fallt auch vor jeder Jungfrau nieder: denn am Kreuz hat Christus nur sechs Stunden gehangen, neun Monate war er in der Jungfrauen Leibe geborgen. Verehrt alle Krippen auch, denn in einer Krippe hat ja das Christkind gelegen. Verehrt die Windeln, denn in solche ist der Knabe gewickelt worden! Verehrt die Kähne, denn auf Kähnen befuhr er die Fluthen, in einem Kahn hat er geschlafen, von einem Kahn aus das Volk unterwiesen. Verehrt die Esel, denn auf solchem Thier ritt er ein in die Hauptstadt. Verehrt die Lämmer, denn geschrieben steht: Siehe das ist Gottes Lamm; — aber freilich die frommen Thoren wollen lieber die lebendigen Schafe verschlingen, als die gemalten anbeten. Verehrt die Löwen, denn er ist der Löwe aus Juda's Stamm. Verehrt die Felsen, denn in einem Felsengrab ward er begraben und der Apostel spricht von einem Felsen, welcher war Christus. Verehrt die Dornen seiner Dornenkrone zu Liebe, verehrt die Lanzen um der Lanze willen, die seine Seite durchbohrte!" Er vergißt theils die einzige Bedeutung, die Golgatha in jenem einzigen Leben hat, er vergißt das Bedürfniß, dafür ein einziges Zeichen zu haben; seine Consequenzen führen in Wahrheit nicht weiter, als daß man das irdische Leben mit seinen Einzelheiten durch die Theilnahme des Erlösers daran für ein ganz geweihetes erachten möge. Er sieht auch selber die Unangemessenheit seiner Gegengründe: aber, sagt er, gegen Thörichte gilt's thörichte Waffen, gegen steinerne Herzen gilt es, mit Steinwürfen umgehn. Und der innerste Adel seiner frommen Anschauung kommt schließlich wirksam zum Durchbruch: Lernet Gerechtigkeit;

nicht anbeten das Kreuz, nicht das gilt's; nein tragen das Kreuz, das hat der Erlöser befohlen!

Auf den Sturm gegen Zeichen und Bilder folgt ein gemäßigteres Angehn gegen die Wallfahrten nach Rom: Das nutzt weder allen noch schadet es allen. Zeitrichtung muß ihm hier gegen Zeitrichtung Kampf führen. Sind Wallfahrten so noth, was soll man von dem Mönchthum halten, das die Leute hinter Mauern gefangen hält und hindert an der heilsamen Reise? Zu Gunsten der Wallfahrten nach der Stadt des Petrus am Tiberstrom werde auch nur gröblich und fleischlich gemißdeutet, was von Petrus als einem Felsen für seinen Kirchbau der Mund des Heilands verkündigt habe. — Ueberhaupt ist ihm die Schätzung Roms und seines Bischofs schon eine übertriebene, falsche. Wenn der verstorbene Papst Paschalis I. († 824) an seinem, des Claudius Vorgehn, wie Theodemir nicht unterlassen hatte anzumerken, in der That Anstoß genommen, so weiß sich der Hirt der Turiner darüber zu trösten: „Der ist nicht apostolisch, der auf apostolischem Stuhl sitzt, sondern der ist apostolisch, der die apostolische Pflicht erfüllet. Alle andern sind Pharisäer und Schriftgelehrte! alles, was sie euch sagen, das thut; aber nach ihren Werken sollet ihr nicht thun."

Die Kühnheit, ja die Heftigkeit solcher Auslassungen war dazu angethan, auch des Claudius altem Gönner Ludwig dem Frommen anstößig zu werden. Er ließ das Buch des Bischofs durch seine Hofgeistlichen prüfen, und die Verwerfung desselben geschah in seinem Sinn. Den Claudius hatte er zur Verantwortung seiner Sätze vorladen lassen; dieser aber weigerte sich zu erscheinen und nannte, statt zu kommen, die Hofgeistlichkeit eine Versammlung von Eseln.

Weiteren Stoff zu Angriffen oder Widerlegungen hat die Schriftstellerei des Claudius nicht gegeben. Die „Apologie" ist sein Hauptwerk und, so viel bekannt, sein letztes. Indeß überlebte er diesen Schwanensang noch um elf Jahre, nicht bedroht oder wenigstens nicht erfolgreich gefährdet im Besitz seines Bisthums. Literarische Gegner erstehen ihm an seinem Lebensabend noch in Dungal, in Jonas.

Dungal, ein Schotte von Geburt, war schon von Karl dem Kaiser nach Pavia geschickt worden. Lange Jahre hindurch ist er hier wirksam gewesen. Noch König Lothar, von Ludwig nach Italien geschickt, erwähnt seiner als eines der auserschenen Lehrer,

die den groben Mängeln des Unterrichts in diesen Gegenden abzuhelfen geschickt seien. Ausdrücklich werden ihm von Lothar die Knaben aus den nächsten Städten zugewiesen: die Schüler aus Mailand, Brescia, Lodi, Bergamo, Novara, Vercelli und Como. Als Astronom wie als Grammatiker scheint sich Dungal empfohlen zu haben. Als ein Kenner christlicher Dichtungen, unter andern des Paulinus von Nola erweist er sich in der gegen Claudius gerichteten Schrift.

Aus dem christlichen Alterthum holt er auch seine Waffen; die Ueberlieferung der Kirche, das ist es, was er gegen Claudius vorbringt: so daß auch er übrigens stehn bleibt, wenigstens im Wesentlichen, auf dem Boden der karolinischen Bücher: nicht Anbetung, wohl aber Bewahrung und Verehrung der Bilder als geheiligter Zeichen.

Erst nach dem Tode des Claudius († 839) tritt der andere Gegner hervor, Jonas von Orleans, schon früher schriftstellerisch thätig gegen claudianische Ketzereien, aber bis dahin vermuthlich in der Veröffentlichung seiner Leistungen gehindert durch Kaiser Ludwig den Frommen, welchem sich Claudius in den späteren Jahren wieder empfohlen hatte durch größere praktische Mäßigung. Sein Buch wider den nunmehr Entschlafenen, dessen Irrlehren er ausdrücklich eine überlebende Kraft zuerkennt, ist Karl dem Kahlen gewidmet: die Bilder, das Kreuz, die Reliquien, die Wallfahrten werden, die ersteren innerhalb der in der fränkischen Kirche gültigen Grenzen in Schutz genommen. Des Claudius Latinität wird von Jonas, wie vorher von Dungal, meist pedantisch, gegeißelt.

Claudius ist ein tragischer Mann. Nicht daß ein schwerer Zeugentod seine Tage endigen durfte: seines Lebens Wellen haben sich gegen das Alter hin offenbar besänftigt. Aber das, wogegen er den Fehdehandschuh erhoben hat, die zunehmende Vergröberung des christlichen Lebens und Gottesdienstes, war für die nächsten Jahrhunderte vorerst zum Siege bestimmt. Er lebte ein Bürger derer, die da kommen sollten. Von leidenschaftlicher Erregtheit, von einer gewissen Grobheit der Rede ist er nicht freizusprechen; auch einseitiger Idealismus fällt ihm zum Theil zur Last. Dennoch steht er mit der Sache, die er verficht, auf der Bahn christlichen Fortschritts.

Von seiner Gottesidee noch eine Probe in seinen eigenen Worten: „Jene Schönheit der Wahrheit und Weisheit wird nicht

durch die Zeit gewandelt, wandert nicht von Stelle zu Stelle, wird durch keine Nacht verdunkelt noch durch ziehende Schatten eingeengt: sie unterliegt nicht der Wahrnehmung durch die Sinne des Leibes. Wer irgend in der ganzen Welt sich liebend hinwendet zu ihr, dem ist sie stündlich nahe: an keinen Ort gebannt, fehlt sie auch nirgend. Auf dem Markt hält sie ihren Lehrstuhl: im Herzen auch ergeht still ihre Rede. Wer sie sieht, den verklärt sie in's Bessere, niemand vermag sie selber in's Schlimmere zu verkehren. Niemand mag über sie zum Richter sich aufwerfen; ohne sie richtet niemand ein gerecht Gericht. Im Vertrauen auf sie scheide ich allen Wechsel und Wandel von dem ewig Bleibenden aus und in der Ewigkeit selber verschwinden mir die Epochen der Zeit. Denn Zeiträume werden erfüllt von schwindenden und neu beginnenden Bewegungen: in dem ewig Bleibenden ist weder Vergangenheit noch Zukunft. Gewiß, was vergeht, das hört auf zu bestehn, und was künftig ist, hat noch keinen Bestand. Ewiges aber ist nur; man kann nicht sagen: es war; man sage nicht, daß es sein werde. So konnte denn jene ewige Schönheit sich dem Menschengeiste enthüllen, ihm zurufend: ich bin der ich bin; und über sie mochte gesagt werden: der da ist, der hat mich gesendet."

Einen in die Tiefen strebenden, wahrheitsdurstigen, kräftigen Geist werden wir in Claudius zu erkennen haben. Aus der lebensvollen Weisheit der paulinischen Briefe hat er Lebenskraft gesogen. Es gereicht ihm zur Ehre, wenn er in einer viel verflachenden Zeit sich mit richtigem Blick hinwendet zu dem großen Lehrer des christlichen Alterthums, zu Augustinus, den er als einen „rechten Liebhaber des Herrn, einen Griffel der Gottheit, eine Zunge des heiligen Geistes" gerne verherrlicht hat.

E. Noeldechen in Halberstadt, jetzt in Magdeburg.

Die Mission in den nordischen und slavischen Reichen.

192. Ansgarius, Erzbischof von Hamburg und Bremen.

3. Februar.

Es wurde 1826 in Dänemark und 1830 in Schweden ein tausendjähriges Jubelfest begangen zum Andenken des heil. Anschar oder Ansgar[1]), gerechnet nach der Zeit, wo der „Apostel des skandinavischen Nordens" zuerst nach diesen Ländern ankam. War er 801 gebohren, so trat er sein großes Missionsamt an schon bevor er das kanonische Jahr erfüllt. Man hat ihn „das Ideal eines Glaubensboten" genannt, und das dürfte bewährt scheinen, wenn wir den Gang seines inneren und äußeren Lebens näher beachten. Was bei so vielen anderen wahrhaft großen Männern der Kirche bemerkt wurde, kann man auch von ihm sagen, daß seine Kindheit vorzugsweise etwas profetisches, sein Mannesalter etwas königliches, und wie sein ganzes Leben, so auch besonders sein Alter und seine letzten Stunden etwas priesterliches darbiete.

Das profetische in seiner Kindheit ist bei ihm, wie bei jenen, mit der Erinnerung an eine fromme Mutter verbunden. Wir denken hiebei vor allem an die Visionen und Offenbarungen, womit er früh und öfters begabt wurde. Von etlichen derselben mag man denken, wie man will; es giebt aber deren keine, welche sich nicht eng an das in der heil. Schrift geoffenbarte Wort anknüpft. In dieser wurde er von seiner Mutter bis an sein 5tes Jahr, da er sie verlor, treulich unterrichtet. Sie lebte für ihn auf eine eigenthümliche Weise wieder auf. Denn in einer seiner Visionen, und zwar in der ersten, wird erwähnt, wie er sich auf einem sumpfigen Ort versetzt dünkte: in der Nähe lag die anmutigste Ebene, worin er eine Anzahl heiliger Frauen hervortreten sah und darun-

[1]) Sein Name, welcher in seiner Vita promiscue Anschar und Ansgar geschrieben wird, lautet wohl am richtigsten Ansgar, nach der besten Ausdeutung aus Ans (= As, Gott) und der Endung gar oder geir, z. B. in Herigar oder Hergeir, Ardgar, und wird als identisch mit Asger, Asser, Assar, bisweilen jedoch mit Oscar, angesehen.

ter auch seine Mutter; von einer derselben, welche er für die heil. Jungfrau hielt, gefragt, ob er gern zu seiner Mutter kommen wolle, erhielt er die Zumuthung, dann auf alle irdische Eitelkeit und auf allen kindischen Scherz zu verzichten, dem er sich hinzugeben angefangen hatte. Gleichviel ob dieses vor oder nach seinem Eintritt in die Schule, in welche sein Vater ihn geschickt hatte, geschah, so nahm er diese Mahnung zu seiner Richtschnur im buchstäblichen Sinne, und der Mönch war schon im Knaben fertig. Jedoch sein Herz war dadurch noch nicht so, wie später, „in dem heil. Glauben" befestigt, insonderheit wie es durch den Tod des Kaisers Karl des Großen wurde. Für diesen, den er zu sehen Gelegenheit bekommen hatte, war seine Bewunderung unbegrenzt, und man kann sagen, daß was ihm die Mutter in der genannten Vision gewesen, das wurde ihm Carolus Magnus, wie ein Vater, in der Zukunft. Denn einen solchen Eindruck machte auf ihn der Tod des Kaisers, da sich das Andenken der Mutter und die Mahnung der Maria damit verband, daß er sich mit dem entschiedentsten Ernste dem Dienste des Herrn hingab. Was sich am Pfingsttag darauf mit ihm ereignete, war der Art, daß er davon seine Bekehrung datirte. Erst in eine Tiefe von Qualen versenkt, die er nur den Plagen der Hölle vergleichen konnte, wurde er nachher auf eine Höhe der Seligkeit geführt, wo er von einer unbeschreiblichen Süßigkeit der Freude über die erhaltene Sündenerlösung übergossen wurde; und, kann man nun sagen, der Augustinermönch war im Knaben fertig.

In dem alten Corbei in Picardie verlebte er inzwischen seine Jugendjahre als Jünger; von dort wurde er nach dem neuen Corbei in Sachsen-Westfalen versetzt, wo er als Lehrer angestellt wurde. Er war zugleich der erste Lehrer in der Klosterschule und der erste Prediger in der Klosterkirche. Jeden Auftrag und jedes Amt, das er empfing, nahm er im Gefühl der Unwürdigkeit zaghaft an, das Lehramt im Kloster sowohl als das Erzbischofstum; nachdem aber er einmahl in seinem Gemüth gewiß geworden war, nahm er die Berufung mit Freude auf und that ohne Aufschub und wohlgemuth alles was ihm oblag.

Der Anfang zu dem missionarischen Kämpferberuf wurde durch einen äußeren Krieg veranlaßt. Der von seinem dänischen Reiche vertriebene König Harald verlangte Hülfe bei dem Kaiser Ludwig. Diese wurde ihm mit der Bedingung zugesagt, daß der

König mit den seinigen das Christentum annähme. Harald willigte ein und ließ sich taufen. Da nun die Frage entstand, wer ihm folgen solle um ihn im Glauben zu stärken, so fiel, nachdem einer nach dem andern sich geweigert dieses Wagestück anzunehmen, Aller Gedanke auf den jungen Ansgar, zumal der fromme Abt Walo versicherte, er kenne keinen, der durch Glauben und heiliges Leben einem solchen Beruf so gewachsen sei. Ansgar erklärte sich bereit. Da nun aber völliger Ernst wurde, fanden sich bei ihm viele ein, die ihn theils abriethen, theils schmähten. Allein er blieb standhaft. Noch mehr seine Festheit entzündete unvermuthet die Lust des nächst dem Abt vornehmsten Klosterbruders Autbert ihm zu folgen. Der Kaiser gab ihnen heilige Geräthe und die frommsten Ermahnungen mit auf die Reise. Sie begaben sich zuerst nach Colne (Köln), wo ihnen Bischof Hadebold, der große Theilnahme an ihrem Vorhaben empfand, ein stattliches Schiff gab. Sie kamen endlich nach Friesland und ließen sich fürs erste an einem Stück Land (in Nordalbingien?) nieder, womit der Kaiser den Harald belehnt hatte. Hier fing A. seine Missionswirksamkeit an und dieß mit dem Erfolg, daß sich viele Heiden von Tag zu Tag bekehren ließen. Eine Schule wurde errichtet, welche auch der Kön. Harald mit Schülern versah. Aber bald trat eine neue Wendung im Leben des Ansgar und in seiner Mission ein, indem Gesandte von Schweden (ungewiß ob öffentliche) zu dem Kaiser mit dem Gesuch um christliche Lehrer ankamen, weil es viele in ihrem Lande gäbe, welche das Christentum verlangten. Walo, darüber gefragt, gab wiederum Hinweisung auf Ansgar als den einzigen rechten Mann sowohl für die schwedische als für die dänische Mission. Ansgar, daher heimberufen, nahm nach neuer Gebetsgewißheit bereitwillig den neuen Auftrag an. Zum Geleitsmann gab ihm der Abt einen ehrwürdigen Klosterbruder Witmar, und anstatt Autbert, der inzwischen gestorben war, wurde Gislemar, ein gleichfalls „im Glauben und guten Werken geprüfter Mann,“ zum Kön. Harald gesandt.

Die erste Reise Ansgars nach Schweden schien im Anfang nichts weniger als glücklich zu werden. Seeräuber nehmlich nahmen ihnen sowohl Schiff als Gut und Habe weg. Sie wurden indessen in entblößtem Zustande an das schwedische Land geworfen. Viele riethen daher, man solle zurückkehren. Die Gewißheit aber, welche A. in seinem Gemüt einmal für alle bekommen, war ihm eine Bürgschaft, daß die Angelegenheit trotz aller Widerwärtig-

keiten endlich einen glücklichen Erfolg haben müsse. So legten sie zu Fuß einen beträchtlichen Theil des übrigen Weges zurück und kamen endlich nach einer Hauptstadt in Schweden, Namens Birca (d. h. Hafenstadt, von welcher gestritten wird, ob sie dem nördlichen Schweden zugehört, wo man verschiedene Oerter mutmaßt, oder dem südlichen, wie am meisten natürlich scheint, wo sie mit Kalmar identisch sein soll). Und jetzt sah A. seine Hoffnung nicht zu Schanden werden, indem der König des Landes Biörn nach Berathung mit seinen Dienern und Schiedsrichtern ihm gerechtliche Freiheit zum Predigen bewilligte. Dieses war besonders den nicht wenigen christlichen Gefangenen höchst willkommen, welche sich dort fanden und lange des Empfanges des heil. Sacrament geharrt hatten. — Es will auch den Anschein haben, als ob der Boden dieses Landes zu jener Zeit für die Aufnahme der evangelischen Aussaat nicht wenig vorbereitet gewesen wäre. Unter andern mag bemerkt werden, daß die Bewohner Nordens nach „dem heil. Dorstat" (wahrscheinlich Wyk by Duursteede am Rhein in der Provinz Utrecht) oder wenigstens nach Hamburg reisen mußten, um sich taufen zu lassen, ein Bedürfniß, dessen Befriedigung die obige Gesandtschaft deutlich bezweckte. „Viele Schweden, heißt es, waren getauft entweder in Dorstat oder in Hamburg." Die erste und größte Frucht von der Arbeit Ansgars in Birca war die Bekehrung des Statthalters Hergeir, des ersten Rathgebers und vertrautesten Freundes des K. Biörns. Er nahm bald die heil. Taufe und „ward sehr fest in dem christl. Glauben." Daneben mag an eine reiche Wittwe Frideborg erinnert werden, welche eine wahre Tabitha unter den Erstlingen des Christentums in Schweden ward. Schon daraus kann man schließen, daß vieles für die Grundlegung und Ausbreitung einer chr. Kirche während des ersten etwa achtzehnmonatlichen Aufenthaltes des Ansgar in Schweden muß gewonnen worden sein. Ueberaus froh des Erfolges der nordischen Mission, ließ der Kaiser ein nordisches Erzbistum in Hamburg errichten und den Ansgar mit aller Feyerlichkeit zum Erzbischof für das große Bistum weihen, das alles Land von dieser Stadt im Süden an bis zu den Küsten des Eismeers im Norden umfaßte. Nun war es auch, daß ihm der fromme Kaiser Türholt (ein Landgut?) in Gallien als beneficium zu der Domkirche in Hamburg gab, wie auch einige Zeit nachher Welanao in Dänemark.

Was nun den Fortgang des Missionswerkes betrifft, so fuhr A. oft nach dem letztgenannten Orte und in Dänemark hinein und machte dabei manche neue Eroberungen für den chr. Glauben. Zu seinem Vicarius und Bischof in Schweden weihte er Gautbert, nunmehro Simon genannt, einen Verwandten des Bischofs Ebbo, welcher letztere etwas früher, als Ansgar, den Versuch zur Mission in Dänemark gemacht haben soll. Auch Simon wurde vom König und Volke sehr wohl empfangen, er bewegte sie sogar eine Kirche zu bauen. Aber bald fingen große Widerwärtigkeiten sich sowohl im Norden als im Süden zu zeigen an. Hamburg wurde von Seeräubern mit Feuer und Brand verheert, Kirche, Kloster und Bibliothek gingen in Flammen auf, und Ansgar, der nur einige Reliquien retten konnte, sah sich noch einmal alles außer des Vertrauens des Herrn entblößt. In Schweden wiederfuhr der Gemeinde ein noch schlimmeres Schicksal. Das Heidentum, das dem Christentum ein wenig Platz hatte geben müssen, wurde rasend und zum Aufruhr entzündet, der Bischof Simon wurde gefangen genommen und aus dem Reiche vertrieben und sein nepos Nitard ermordet — der erste Märtyrer in Schweden. Die Gemeinde zerstreute sich und blieb viele Jahre hindurch ohne christlichen Prediger. Jedoch machte in der That Hergeir, so lang er lebte, das Werk eines evangelischen Predigers, dabei eine Zeitlang von einem Eremiten Ardgar, welchen Ansgar zu ihm sandte, unterstützt.

Erst i. J. 854 (wahrsch. etwas früher) wagte Ansgar mit einiger Hoffnung von Erfolg seine zweite Reise nach Schweden zu machen, mit einem Empfehlungsschreiben von dem dänischen König Erik versehen und dazu von Simon, der sich nicht selbst die Rückkehr zutraute, ermuntert. Allein Ansgar wagte dieselbe erst nach einer überwältigenden Ueberzeugung, die ihm von Jesaia 49, 1 beigebracht wurde, insonderheit war, was da von den „Inseln" gesagt wird, ihm ein treibendes Zeugniß, weil, nach der damaligen Vorstellung, „das ganze nordische Land nur aus Inseln bestehe"; daneben das Wort aus Jeremia: „Er soll dich herrlich machen"; weil dieses ihm eine Erneuerung der ihm früher gegebenen Verheißung von der Märtyrkrone zu enthalten schien. Er reiste gutes Mutes ab. In Birca ließen alle Freunde den Ansgar das schlimmste der Heiden wegen befürchten, riethen ihm aber den edelmütigen König Olof zum Gast einzuladen: er befolgte den Rath und machte ihm zum Geschenke was er vermochte. Der König ließ auf den

zwei „Thingen“ (Reichsversammlungen) in seinem Reiche das Volk fragen. Das Loos sollte nach dem Gebrauche beim heidnischen Kult entscheiden; und es fiel an beiden Orten für die freie Verkündigung des Evangeliums. Dabei wurde jedoch die Hülfe, welche der Gott der Christen den Heiden zusehends oft geleistet, von einem derselben mit großer Beredsamkeit hervorgehoben. Also ging es weit über alles was selbst Ansgar, so stark im Gebet und Glauben er war, bitten und verstehen konnte. Der Baum, der lange leben soll, wächst langsam; und der Baum des Christentums schien nun in Schweden fest gewurzelt zu sein. Ansgars erste Reise möchte ein iter initiationis genannt werden können, die spätere ein iter confirmationis. Es scheint, als sei er diesmal nicht lange in Schweden geblieben. Er führte zum König einen „nepos“ des Simon Namens Heribert mit, welcher das Evangelium und die Sacramente verwalten sollte. Diesem gab der König ein Landgut um daselbst eine Kirche zu bauen (statt der vermutlich unter dem Aufruhr geschleiften?), und Ansgar gab ihm ein anderes zum Pfarrgut. Von Zeit zu Zeit wurden andere Priester gesandt, Ansfrid, Rimbert u. a. 858 wurde das Erzbistum Bremen mit dem von Hamburg vergrößert. Das Schiff, welches Hadebold im Anfang geschenkt hatte, konnte also als ein Vorbote zur Gabe eines noch größeren Schiffes, der Bremer Kirche, wofür Köln Metropole, am Ende angesehen werden. Erzbischöfe von Hamburg-Bremen wurden also Ansgars Nachfolger genannt. Sie kamen ihm nicht alle in Demut und Uneigennutz gleich.

Es waren diese Tugenden, wodurch er sich vor allem auszeichnete und den Einfluß, weßwegen wir seine Wirksamkeit eine königliche genannt haben, auf Völker und Fürsten ausübte. Wie er von diesen geehrt wurde, haben wir einestheils schon gesehen, und wir fügen dazu, daß er von ihnen nicht nur reiche Geschenke und die schönsten Zeugnisse — der König Erik gab ihm zu dem schwedischen Olof das schriftliche mit, daß er „niemals einen so guten Mann gesehen noch bei jemanden eine so große Treue gefunden habe“ — sondern mehr als einmal den Beruf eines Friedensstifters erhielt. Versuchungen zum Hochmut über die viele Ehre und insonderheit über das Ansehen für Heiligkeit fehlten nicht, aber er wehrte dieselben mit männlicher Entsagung und Demut ab. Das Haartuch, welches er allezeit an seinem Körper trug, würde wenig ausgerichtet haben, wenn nicht sein eifriges Gebet dazu ge-

kommen wäre; und wenn die Hälfte seines Lebens eine Fastenzeit, so könnte in der That sein ganzes Leben ein „Beten ohne Unterlaß“ genannt werden. In seinem „Friedesheimat“ (einer kleinen Celle) beschäftigte er sich auch mit Abschreiben von Codices, mit Verfassung von Büchern, besonders mit Commentaren in Gebetsform zu dem Psalter (seine Pigmenta genannt); aber die Mitteilung sowohl von diesen als von seinen eigenen Offenbarungen, that er den vertrautesten Freunden nur sub rosa, damit kein Versuchungsdorn daraus aufkommen möchte. In seinen vielen Widerwärtigkeiten holte er Wahlsprüche aus Hiob und dem heil. Martin mit Vorliebe hervor. In seiner einzelnen Wirksamkeit war er bis zu dem Grade paulinisch, daß er mit eigenen Händen arbeitete — „er sang seinen Psalm und band Netze“ — um Niemand auf irgend eine Weise zu beschweren, und schrieb denen, die er aussandte, vor, daß sie ebenso thun sollten. Selbst seine Zehnten setzte er zum größten Theil für der Armen Rechnung ab, in Bremen errichtete er für sie ein Hospital, und öfters, besonders in der Fastenzeit, nahm er sie bei seinem Tische auf, und ein Tisch für diese mußte immer angerichtet werden, ehe er bei seinen Bischofsvisitationen sich selbst zum Tische setzte. Eine seiner Hauptsorgen war Gefangene und Sclaven loszukaufen, wovon die Beispiele unzählig sind und dasjenige besonders rührend, als er den Sohn einer Wittwe so losgekauft in Schweden, und ihn in die Arme der Mutter überlieferte. Eine königliche Milde überhaupt in seinem ganzen Betragen, aber auch bisweilen eine königliche Strenge, wenn diese von Nöthen war.

Was ihn am meisten schmerzte, als die Zeit seines Heimgangs herannahte, war die ihm nun benommene Aussicht zur Erfüllung der Zusage Martyr zu werden. Endlich ward er auch in diesem schweren Falle getröstet. Mit großer Fürsorge ließ er darauf alles ordnen, was er zur Sicherstellung des Erzbistums und der nordischen Mission thun konnte. Den Tag Mariä Reinigung, welchen er lange als seinen Todestag gewünscht hatte, machte er ausschließlich zu einem Tag der Vorbereitung zu seiner Heimkehr, ließ seinen Geistlichen und den Armen ein großes Gastmahl geben, ließ Messe für sich halten und dem Volke predigen. Darnach ermahnte er alle, Gott treu zu dienen und gab einem jeden seinen priesterlichen Segen. Nachher bat er, daß alle mit Einer Stimme Ambrosii Te Deum für ihn singen und den Psalm Quicunque vult „worin

S. Athanasius den heil. Glauben zusammengefaßt habe" hersagen möchten. Früh Morgens am folgenden Tage nahm er das heil. Abendmahl, bat für seine Feinde, wiederholte das eine Mal nach dem anderem davidische Worte des Sündenbekenntnisses und besonders oft diese: in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott! Als er nicht mehr die letzteren Worte zu sagen vermochte, bat er einen Bruder sie zu lesen, so lange er noch athmete. Darüber entschlief er. Daß er mit vieler Pracht und vielem Weinen zur Gruft getragen wurde, sagt sich selbst. Er starb 865 und liegt in St. Petri Kirche in Bremen begraben. Das „S" das von Rimbert, seinem liebsten Jünger und Nachfolger im Erzbistum und dazu seinem lieblichen Biographen, schon den Tag nach seinem Tod auf sein Grab gesetzt wurde, steht sicher unverblichen, wenn tausende von den S, welche Päbste auf so viele Gräber gesetzt haben, vertilget sind.

Wie weitgehend die Wirkung der geistlichen Arbeit des Ansgar war, kann wohl nicht bestimmt werden, aber daß sie tiefgehend war, ist unbestreitbar. Wir zeigen nur noch etwas an. Zu wundern wäre es, wenn keiner von den schwedischen Königen, welche ihm so geneigt waren, sollte zum Christentum völlig übergegangen sein. Wir dürfen es glauben von Olof. Denn er versprach dem Ansgar, daß er „in jeder Hinsicht das Christentum verbreiten und stärken und fest im Glauben als ein Diener des Herrn bleiben wolle", und wir können es kaum fassen, daß so was sollte von einem Nicht-Christen gesagt werden können. Aber wenn dem so ist, so fällt damit die Annahme, welche bisher gäng und gäbe ist, daß Olof Schoßkönig, um 1000 getauft der erste christliche König Schwedens gewesen sei. Der Sieg desselbigen Birca Königs Olof über Apulia, der gewonnen wurde, nachdem verschiedene Kaufmänner im Heere das Volk an die Lehre und Unterricht des h. Ansgar erinnernd, diesem Muth und Vertrauen an den Gott der Christen eingeredet, und der Beschluß aller nach ihrer Heimkehr Christum als stark und mächtig vor allen Göttern zu ehren, ist auch ein unzweideutiges Zeugniß von einer mehr als vorübergehenden Wirkung der Mission Ansgars. Ebenso die Wurzel, welche das Christentum in Schleswig, Ribe und an mehren Oertern in Dänemark fassete. Andere Zeugnisse zu verschweigen, daß „der weise Christ" bei den nordischen Heiden nicht weniger unmittelbar als mittelbar verehrt wurde. Sein Andenken ist be-



sonders mit „der S. Ansgariikirche“ in Bremen verknüpft, ist vielleicht in dem Namen des Asger, des ersten Erzbischofs in Lund, wiedergefunden, wurde mit seinem Heiligentage d. 3. (4.) Febr. jährlich gefeiert und ist es auch in unseren Tagen durch eine Menge Ansgariischriften und Vereinigungen für die ausländische Mission. Ein Missionsschiff, welches neulich von Schweden ausging, trägt den Namen Ansgarius.

C. W. Skarstedt in Lund.

---

193. 194. Cyrillus und Methodius.

9. März.

Unlängst (1863) verfloß ein Jahrtausend seit dem Auftreten der beiden Männer, welche die zahlreiche Familie der Slawen als ihre Apostel verehrt. Die Geschichte dieser „Slawenapostel“ ist, trotz aller ihr gewidmeten Untersuchungen, wegen der geringen Anzahl unzweifelhaft ächter Quellen und hauptsächlich wegen der mehr oder minder großen Unzuverlässigkeit der verschiedenen Legenden noch in vielen Partien sehr dunkel.

Sie waren Brüder. Der ältere hieß Constantinus (nachmals Cyrillus), der jüngere Methodius. Aus der blühenden Handelsstadt Thessalonike (Saloniki) stammend, wo sich viele slawische Elemente fanden, waren sie höchst wahrscheinlich Sprößlinge einer gräcisirten Slawen-Familie. Ihr Vater soll der Patricier Leo gewesen sein. Das Geburtsjahr ist unbekannt. Beide weihten sich unter dem Patriarchen Ignatius von Konstantinopel (846 bis 857) in einem Kloster am Berge Olympus dem mönchischen Stande. Die Klöster waren in der griechischen Kirche die Hauptstätten der Wissenschaft; Philosophie hieß das asketisch-contemplative Leben der Mönche. Vorzüglich Constantinus besaß große Gelehrsamkeit, wie er denn auch an theologischen Streitigkeiten theilnahm, insbesondere gegen Photius, als dieser (damals erster Sekretär des Kaisers, seit 857 ökumenischer Patriarch) die Meinung aufstellte von einer doppelten Seele (ψυχὴ λογικὴ und ψυχὴ ἄλογος) im menschlichen Wesen. Er bekam den Beinamen des „Philosophen“, ebenso als hochgelehrter Mann wie als vollendeter Mönch. Methodius war eine mehr praktische Natur. Aber die Missionsthätigkeit begann Constantinus.

Die Chazaren, eine finnisch-tartarische Völkerschaft, am asow'schen Meere, hatten seit ihrer Verbindung mit Konstantinopel Kenntniß vom Christenthum bekommen. Manche waren bereits getauft. Nun bemühten sich auch Juden und Muhammedaner Proselyten unter ihnen zu machen. Diejenige Partei, welche das höhere Interesse des Volks fördern und die Verbindung mit Griechenland immer fester knüpfen wollte, wendete sich um 860 an den Kaiser Michael III., er möge einen gebildeten und zur Unterweisung im christlichen Glauben befähigten Lehrer senden. Dieser berief Constantinus, welcher sich zur Uebernahme der Mission sofort bereit erklärte. Er ging vorerst nach Cherson, um daselbst, in der Nähe des Landes, die chazarische Sprache zu lernen. Damals entdeckte er in Folge seiner Nachforschungen auf einer Insel des Pontus die angeblichen Ueberreste des Clemens von Rom, welcher unter Trajanus dort als Verbannter den Märtyrertod gestorben sein soll[1]). Darauf begann er seine Thätigkeit unter den Chazaren. Er predigte und disputirte, das Christenthum empfehlend und vertheidigend. Viele gewann er für dasselbe, die noch im heidnischen Glauben befangen gewesen; Viele heilte er von den Irrthümern, welche ihnen die jüdischen und muhammedanischen Sendlinge eingepflanzt hatten. Bei seinem Weggange vom Schauplatz einer obzwar nur kurzen doch erfolgreichen Wirksamkeit wies er, „wahrhaft ein Philosoph", die ihm dargebotenen Geschenke zurück und erbat statt ihrer die Freilassung aller fremden Gefangenen.

Mit dem im taurischen Chersones gehobenen Reliquienschatz reiste Constantinus, etwa im Jahr 862, nach Konstantinopel zurück. Hier lebte er, bis ein neuer Ruf an ihn erging, dem er im Verein mit seinem Bruder Folge leistete.

Unter den Südslawen waren seit Langem Missionare der griechischen und lateinischen Kirche thätig gewesen. Die Slawen in Pannonien hatte Karl der Große nach der Unterwerfung des Landes zu christianisiren gesucht, indem er sich dazu der Vermittelung des Erzbischofs Arno von Salzburg bediente (798). Seitdem beginnen die kirchlichen Ansprüche des salzburger Erzbisthums auf Pannonien. Die mährischen Slawen, im Nordwesten von Pannonien unter eigenen Fürsten, hatten im Jahr 803 die fränkische Oberhoheit auf dem Reichstage zu Regensburg anerkannt.

[1]) Ueber Clemens vgl. oben Bd. I. S. 500 ff.

Allein sie standen nur in loser Abhängigkeit, die sich durch jährliche Geschenke kund gab. Die Mission unter ihnen wurde einzelnen Priestern überlassen, welche auf eigene Hand dort das Christenthum verkündigten; sie kamen aus dem (zum salzburger Metropolitanstuhle gehörigen) Bisthum Passau, indem dieses das benachbarte Mähren für sich in Anspruch nahm. Unter Ludwig dem Frommen unterwarf der thatkräftige Herzog Moimir von Mähren, ohne dem Kaiser untreu zu werden, die kleinen Fürsten und begann im Norden der Donau den Grund zu einem großen Slawenreiche zu legen. Derselbe nahm das Christenthum an. Viele seiner Unterthanen folgten dem Beispiele. Damals (um 835) weihte der salzburger Erzbischof Adalram, als passauer Metropolit, eine Kirche zu Neutra, die nachweisbar älteste unter den nordwestlichen Slawen. Ludwig der Deutsche sah die aufkeimende Macht Mährens. Er zog gegen Moimir (846) und setzte an seine Stelle dessen Neffen Rastiz (Rastislaw). Dieser strebte nach Unabhängigkeit. Alle Versuche Ludwig's zu seiner Unterwerfung blieben erfolglos. Mähren (Großmähren, velika Morava) umfaßte seit Mitte des neunten Jahrhunderts nicht allein das heutige Mähren und Schlesien, sondern auch die ungarische Slowakei, und erstreckte sich bis zur March, Donau und Gran. Rastiz schloß ein Bündniß mit den längst slawisirten Bulgaren (853) und später mit den deutschfeindlichen Griechen (862). Um Mähren auch kirchlich von den Deutschen unabhängig zu machen, gedachte er die Einführung einer slawischen Liturgie und den Beginn einer slawischen Nationalliteratur zu begünstigen. Er hatte von der Wirksamkeit Constantin's im Lande der Chazaren vernommen. Einen solchen Lehrer, der zugleich des Slawischen kundig, wünschte Rastiz zu gewinnen. Deswegen wendete er sich an den griechischen Kaiser Michael III. Dieser sendete — im Jahre 863 — den Constantinus sammt dessen Bruder Methodius „in's Land der Slawen". Der Weg führte die Beiden durch Bulgarien, wo bereits griechisch-slawische Missionare thätig waren. Ob sie hier auf der Durchreise sich an den Arbeiten derselben betheiligten, kann nicht mit Sicherheit behauptet werden. Im Juni kamen sie beim Herzog Rastiz an. Dieser residirte auf seiner Veste Welehrad (Devina) an der March, über deren Trümmern nachmals (1258) die Stadt Hradisch angelegt wurde[1]).

[1]) Andere denken an Theben bei Preßburg.

Constantinus (Cyrillus) und Methodius griffen ihr Werk mit Eifer und Umsicht an. Da die Erndte groß und der Arbeiter wenige waren, so suchten sie vor Allem einen engern Schülerkreis zu sammeln, zur Heranbildung einheimischer Priester für den Dienst der Kirche. Ferner unternahmen sie im Lande nach allen Seiten hin Missionsreisen und lehrten das mährische Volk in seiner Sprache, indem sie die heidnischen Irrthümer bekämpften und den Samen des göttlichen Worts ausstreuten. Sie tauften die da saßen in Finsterniß, weiheten Kirchen und Altäre. Sie verbreiteten das von Constantinus in's Slawische übersetzte Lectionarium, welches die beim Gottesdienst gebräuchlichen Lesestücke aus der heiligen Schrift enthielt. Auch für die Liturgie, wahrscheinlich nach griechischem Ritus, der ebenso katholisch damals war wie der römische, bedienten sie sich der slawischen Sprache. Die Gelehrten streiten darüber, ob die Buchstabenschrift, welche die beiden Brüder unter den dortigen Slawen eingeführt, die sogenannte cyrillische (Kyrillica) gewesen, in welcher noch der größte Theil der nicht-unirten Griechen (Russen, Serben, Rumänen) liturgirt, oder die glagolische (Glagolica), wovon sich noch Reste bei den römisch-katholischen Slawen in Istrien und Dalmatien erhalten haben. Wenn, was das Wahrscheinlichere ist, die Brüder glagolisch geschrieben haben, so erhebt sich die Frage, ob die Glagolica eine selbstständige Erfindung derselben (insbesondere Constantin's) gewesen, oder von ihnen anderswoher angenommen und in den Kirchengebrauch eingeführt worden. Im letztern Falle würden sie die Glagolica aus Bulgarien mitgebracht haben[1]. — Bald erblühte eine slawische Kirche in Folge des unermüdlichen Wirkens der Brüder. Darüber entstanden Mishelligkeiten mit den deutschen Priestern, welche die lateinische, dem Volke unverständliche Liturgie gebrauchten und darum sich vom Volke verlassen sahen. Da ohnehin um diese Zeit ein Kampf zwischen Rom und Konstantinopel wegen der kirchlichen Oberhoheit über Bulgarien ausgebrochen, so ist's leicht erklärlich, daß der kluge Papst Nicolaus I., unterrichtet von jenem erfolgreichen Wirken des Brüderpaars auf einem der

[1] Vgl. J. J. Hanus, Der bulgarische „Mönch Chrabru"(9.—10. Jahrh.), ein Zeuge der Verbreitung glagolischen Schriftwesens unter den Slawen bei deren Bekehrung durch die heil. Kyril und Method: Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen, herausgeg. von der k. Akademie der Wissenschaften. B. 23 (Wien, 1859) S. 3 ff.

römischen Kirche gehörigen Gebiete, alsbald sein Augenmerk auf die Aufrechthaltung der kirchlichen Verbindung Mährens mit Rom richtete. Er erließ im Herbste 867 eine freundliche Aufforderung an die zwei Brüder, nach Rom zu kommen.

Bei ihrer Ankunft in Rom, um Weihnachten, hatte bereits Hadrianus II. den Stuhl Petri (14. Dec. 867) bestiegen. Sie wurden ehrenvoll empfangen, zumal da sie die Reliquien des heil. Clemens darbrachten, und konnten sich mit dem Papste leicht verständigen. Letzterer, ganz im Geiste seines Vorgängers handelnd, fand nicht nur keinen Anstoß an der slawischen Liturgie, sondern übersah auch die Differenz, welche in der Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes zwischen den Griechen und Lateinern obwaltete, indem die erstern — und so gewiß auch Constantinus und Methodius — entschieden daran festhielten, daß der heilige Geist nicht „vom Vater und Sohne" (filioque), vielmehr allein „vom Vater" (Joh. 15, 26) ausgehe, wie denn auch die römische Kirche selber jene Lehre bloß als Dogma festhielt, ohne sie im Credo auszusprechen. Dem Papste lag Alles an der Ausführung des hierarchischen Plans, und diese war bedingt durch die Anerkennung oder wenigstens Duldung jener beiden Eigenthümlichkeiten. Da nun Rastiz für sein Reich einen völlig unabhängigen Episcopat wünschte, der in keinem untergeordneten Verhältnisse stehe weder zum Bisthum von Passau noch zum Metropolitansprengel von Salzburg, so weihte Hadrianus die Brüder, nachdem sie ihre treue Ergebenheit gegen die römische Kirche mündlich und schriftlich bezeugt hatten, am 5. Januar 869 zu Bischöfen. Bei dieser Gelegenheit nahm Constantinus den Namen Cyrillus an, mit welchem (slaw. Crha) er später allein benannt wurde. Doch war es diesem nicht bestimmt, in seine neue Heimath zurückzukehren; er starb bald nachher (am 14. Februar 869) zu Rom, und wurde in der Kirche des heil. Clemens, dessen Gebeine er mitgebracht, an der rechten Seite des Altars beigesetzt.

Methodius (slaw. Strachota)[1]) kehrte im Frühjahr 869 zurück als „Erzbischof (Metropolit) von Mähren und Pannonien", unmittelbar unter dem römischen Stuhle stehend. Die Deutschen, mit dieser politisch-kirchlichen Gestaltung unzufrieden, begannen

[1]) Dieser Name hängt offenbar mit dem slaw. Worte strach (d. i. Furcht) zusammen, indem man bei „Methud", wie noch jetzt unter Slawen oft gesprochen und geschrieben wird, an das lateinische metus (Furcht) dachte.

einen Krieg mit Rastiz; aber bald mußten sie einen ungünstigen Frieden schließen. Das Mährenreich war jetzt politisch wie kirchlich unabhängig.

Da brach in der Familie des Herzogs selbst ein Zwiespalt aus. Swatopluk, Rastizens herrschsüchtiger Neffe, Fürst zu Neutra unter des Oheims Hoheit, verband sich im Geheimen mit Ludwigs Sohne Karlmann, nahm den Oheim in verrätherischer Weise gefangen (870) und riß die Herrschaft über dessen Reich an sich. Als nun Karlmann rasch Mähren besetzte, griff das Volk zu den Waffen. Swatopluk, der sich schnell mit den Mährern verständigt hatte, vertrieb die Deutschen, schloß ein Bündniß mit Borziwoi, Herzog von Böhmen, und erzwang 874 den Frieden. Aber der Erzbischof Methodius, welcher in Rastiz seinen Schirmherrn verehrte, war in ein gespanntes Verhältniß zu dem Usurpator Swatopluk gekommen. Er zog sich deshalb bei Beginn jener Wirren 870 in den pannonischen Theil seiner Kirchenprovinz zurück, der namentlich das Ländergebiet des slawischen Fürsten Kocel († 877) in Unterpannonien umfaßte. Es konnte nicht fehlen, daß schon nach einigen Jahren (873) der Erzbischof von Salzburg, durch König Ludwig und Herzog Karlmann unterstützt, bei Johannes VIII., der im December 872 das Pontificat übernommen hatte, bittere Klage erhob über Beeinträchtigung seiner Rechte in Pannonien. Jedoch der Papst war für Aufrechthaltung der vom Vorgänger errichteten slawischen Kirchenprovinz und erwirkte sofort (873) durch seinen Legaten, den Bischof Paulus von Ancona, bei Ludwig und Karlmann die Anerkennung der pannonischen Diöcese, ließ aber zugleich durch ihn dem Erzbischof Methodius die Aufforderung zukommen, das Singen der Messe in barbarischer (d. i. profaner) Sprache abzustellen, deren Gebrauch bloß bei der Predigt gestattet werden könne. Die pannonische Diöcese erhielt jetzt im Süden eine noch größere Ausdehnung, auch über Serbien, denn der Fürst dieses Landes Muntimir wurde vom Papste im Jahre 874 zum Anschluß an dieselbe aufgefordert. Methodius gab den Gebrauch der slawischen Sprache bei der Messe nicht auf, sondern entschuldigte ihn, wie es scheint, durch die nationalen Sympathien für einen derartigen Gottesdienst; er fuhr fort, nachdem er immer mehr einheimische Geistliche herangebildet, alle kirchlichen Functionen in der Landessprache begehen zu lassen. Dadurch wurde das Volk so mächtig angezogen, daß die Wirksamkeit

der vom salzburger Erzbisthum gesendeten Geistlichen, welche sich einer fremden Kirchensprache bedienten, in den slawischen Gemeinden Unterpannoniens (dem Kocelschen Gebiete) völlig aufhörte.

Um das Jahr 877 kehrte Methodius aus dem Süden seiner Kirchenprovinz in den nördlichen (mährischen) Theil derselben zurück und kam so wieder in Swatopluk's Nähe. Damals erwarb er sich das Verdienst, den jugendlichen Herzog Borziwoi von Böhmen bei dessen Aufenthalt am Hofe des mährischen Herzogs für die christliche Sache zu gewinnen und sammt Gefolge zu taufen (878). Von den Bemühungen deutscher Priester abgesehen, wirkten nun auch slawische Glaubensboten in Böhmen. Auf der Burg Lewy Hradec, drei Stunden nördlich von Prag gelegen, erbaute der Herzog die erste Kirche im Lande zu Ehren des heiligen Clemens von Rom, des Missionspatrons der beiden Brüder.

Die deutsch-clerikale Partei gab sich nunmehr Mühe, den überhaupt der deutsch-römischen Kirche zugeneigten Swatopluk gegen Methodius aufzubringen. Sie beschuldigte den Erzbischof der Irrlehre und bewog im Jahre 878 den Herzog sich in dieser Angelegenheit an den römischen Stuhl zu wenden, bei welchem sie selbst gleichzeitig eine doppelte Anklage gegen Methodius erhob, um womöglich dessen Absetzung zu bewirken, indem sie ihn nicht allein des hartnäckigen Beharrens in seiner liturgischen Neuerung, sondern auch hauptsächlich der falschen Lehre in Beziehung auf das Ausgehen des heiligen Geistes beschuldigte. Johannes VIII. lud Methodius durch ein Schreiben vom 14. Juni 879 zur Verantwortung nach Rom. Methodius folgte unverweilt der Ladung. Johannes entschied sich gegen Erwarten für Methodius und gab die Entscheidung dem Herzog in einem Schreiben vom Juni 880 kund. Methodius machte in der Frage über den Ausgang des Geistes „vom Vater", und nicht „vom Vater und Sohne", mit vollem Recht geltend, daß er sich gleichwie die römische Kirche allezeit an das nicänisch-constantinopolitanische Symbolum gehalten; weil in diesem Bekenntniß eben der Zusatz (filioque) fehle, so habe er selbiges bei der Messe stets ohne den Zusatz singen lassen. Diesen Zusatz hatte die fränkisch-deutsche Kirche (794) in das Symbolum aufgenommen, wogegen man — wie wir schon oben andeuteten — in Rom zwar das dem Zusatz zum Grunde liegende Dogma billigte, aber den Zusatz zum Symbolum selbst verwarf. So lange also die römische Kirche jenen Lehrzusatz in das Glaubensbekenntniß

nicht aufgenommen, mußte auch Methodius als orthodox gelten. Ferner hielt es der Papst dem gesunden Glauben keineswegs widerstreitend, daß in der slawischen Sprache die Messe gefeiert und die gut übersetzten Lesestücke des Neuen und Alten Testaments gelesen und die gesammten Officien des kirchlichen Stundengebets gesungen würden; denn der die drei Hauptsprachen gemacht, die hebräische, griechische und lateinische, habe auch alle andern Sprachen zu seinem Preise und Ruhme geschaffen. Nur solle die liturgische Sprache des Abendlands dadurch geehrt werden, daß (wie dieß noch heute in der slowenischen Kirche des heil. Hieronymus in Rom geschieht) bei'm Gottesdienst das Evangelium zuerst lateinisch und darauf in slawischer Uebersetzung vorgelesen, sowie auf Verlangen dem Herzoge und seinem Hofe die Messe lateinisch gehalten werde. Den Papst Johannes leitete offenbar ein kirchen-politischer Beweggrund bei seiner Entscheidung. Er erkannte, daß in dieser Angelegenheit das Interesse der deutschen Kirche, welche ihre alten Rechte über Mähren und Pannonien wieder erobern wollte, nicht mit dem römisch-hierarchischen zusammenfalle, vielmehr Methodius und seine slawische Nationalkirche geschont werden müsse, wenn letztere fernerhin den päpstlichen Supremat anerkennen und nicht, weuigstens in Pannonien, zum Anschluß an den constantinopolitanischen Patriarchen getrieben werden solle. Ohnehin stritten gerade damals die beiden Kirchenfürsten wegen Bulgariens, wo slawische Sprache und Sitte herrschten. Johannes versuchte dieses neue christliche Land zu seinem Kirchengebiet zu ziehen; doch ein solches Bemühen mußte durch Verletzung der Slawen im angrenzenden Unterpannonien geradezu vereitelt werden, wogegen es durch rücksichtsvolle Schonung des griechisch-slawischen Charakters dieser Kirche gefördert wurde.

So blieb denn Methodius, der im Jahr 880 aus Rom heimkehrte, als mährisch-pannonischer Erzbischof anerkannt und das slawische Kirchenthum vom deutschen geschieden. Uebrigens hatte er als Oberhirt jener ausgedehnten Gebiete (in welchen heute an funfzehn Bisthümer bestehen) niemals eine feste Metropole, weil sein Amt ihn bald hierher bald dorthin rief. Als Orte, wo er sich länger aufzuhalten pflegte, scheinen vornehmlich die fürstlichen Residenzen angenommen werden zu müssen: im nördlichen (mährischen) Theile seiner Kirchenprovinz Welehrad, die Veste Rastizens und Swatopluk's, und im südlichen (pannonischen) Theile Mosa-

burg, die Veste Kocel's, in Kärnten zwischen Klagenfurt und Feldkirchen gelegen[1]). Zwar erlangte die deutsche Partei durch Swatopluk, der ihr Gehör schenkte, vom päpstlichen Stuhle, daß ein alamannischer Priester, der Benedictiner Wiching, ein Zögling des Klosters Reichenau, zum Bischof im mährischen Pannonien geweiht wurde, mit dem Sitze in Neutra. Aber der Papst, um allen Machinationen vorzubeugen, verlieh diesem nur die Stellung eines Suffragans, der seinem Erzbischof in allen Stücken nach Vorschrift der Kirchengesetze gehorsam sein solle. In gleicher Weise war der Papst erbötig noch einen zweiten Suffraganbischof zu weihen, für einen andern Theil der Metropolie, in welchem etwa ein solcher für nothwendig erachtet werde.

Allein die Gegner Method's und einer slawischen Nationalkirche wendeten jedes Mittel an, um das Ziel zu erreichen. Ihr Hauptvertreter, jener Wiching, nahm den Herzog durch ein päpstliches, im Interesse der deutsch-lateinischen Partei untergeschobenes Schreiben gegen den Erzbischof ein, so zwar, daß diesem jetzt bei Verwaltung seines Hirtenamts allerlei Hindernisse bereitet wurden. Methodius wendete sich klagend nach Rom. Johannes VIII. beruhigte ihn in einem Antwortschreiben vom 23. März 881 über die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, versprach die Sache zu untersuchen und die Widersetzlichkeit Wiching's zu bestrafen. Er wollte Methodius nicht fallen lassen; doch bevor das Gericht gehalten werden konnte, starb er (882 im Dec.), und mit ihm verlor Methodius seine Stütze. Da wurde in Folge eines Umschlags der politischen Verhältnisse Swatopluk, der bisher das deutsche Element gegen das slawische geschützt hatte, seinem Erzbischof günstiger gestimmt; das nationale Interesse trat in den Vordergrund. Er war mit Arnulf, Herzog von Kärnten und Pannonien, in Kampf gerathen, besiegte ihn (883) und machte sich ganz unabhängig vom deutschen Reiche.

Methodius lebte wieder ungestört in erfolgreicher Wirksamkeit, doch nur kurze Zeit. „Er vollendete seinen Lauf", wie es am Schluß einer Legende heißt, „den Glauben bewahrend und die Krone der Gerechtigkeit erwartend" (2 Tim. 4, 7 f.). In den Händen der Priester, seiner Schüler, entschlief er am 6. April 885 und wurde in der Hauptkirche der herzoglichen Residenz beigesetzt.

[1]) Nach Anderen das heutige Salawar am Plattensee.



Das ganze Volk beweinte den Lehrer und guten Hirten, der „Allen Alles geworden, um Alle zu gewinnen“ (1 Kor. 9, 22). — Seit dem Jahr 1380 wurde mit Roms Zustimmung in Mähren das Fest der heiligen Cyrillus und Methodius, „der glorreichen Bekenner Christi und Bischöfe, Apostel und Patrone des Landes“, alljährlich am 9. März begangen. Aber beim tausendjährigen Jubiläum, welches 1863 in solenner Weise zu Welehrad (d. i. in einer uralten Kirche bei Hradisch) stattfand, begann man dasselbe am 5. Juli zu feiern.

Joh. Carl Th. Otto in Wien.

Märtyrer in der Schweiz und Spanien.

195. Meinrad und die Meinradszelle.

21. Februar.

Meinrad war zu Karls des Großen Zeit, Anfangs des 9. Jahrhunderts, im Sülichgau in Würtemberg oder Hechingen geboren, das Kind einer edeln, aber nicht sehr reichen Familie, nach späterer Angabe der Sohn des dortigen Grafen. Als der Sprößling einer solchen wurde er von seinem Vater der Schule in Reichenau, der Bildungsstätte des benachbarten Adels, und besonders dem dortigen trefflichen Lehrer Erlebald, seinem Oheim, auch einem Schüler des großen Hatto, übergeben. Dieser nahm sich nun auch des talentvollen und lernbegierigen Knaben wie eines Sohnes an und machte ihn mit der Schrift und den Vätern, vorzüglich auch den für das Mönchsleben begeisterten, bekannt. Im 25. Lebensjahre erhielt er die Diakonus- und bald darauf die Presbyterweihe, trat dann in dem ihm von Jugend auf eigenen ernsten ascetischen Sinne, auf den Antrieb und zur Freude seines unterdeß zum Abte des Klosters erwählten Oheims (823), als Mönch in das Kloster ein und ward jetzt ein ganzer Mönch, ein Vorbild in Entsagung und Demuth, in eifrigem Gebet und aufopfernder Liebesthat. Die Lehrerstelle zu Bollingen war gerade damals vacant; der an Wissen reiche, aber von Herzen demüthige

und wahrhaft fromme Meinrad war der rechte Mann für dieselbe. So begann er hier als Lehrer sein Tagewerk mit Wort und That; seines Herzens Sehnsucht zog ihn aber anderswo hin, in die tiefste Einsamkeit. Der, Oberbollingen gegenüber liegende, sich weithin ausdehnende finstere Etzel und die dortige Einöde zogen ihn mit magischer Kraft an. In dieser Sehnsucht machte er eines Tages mit seinen Schülern einen Ausflug über den See auf das jenseitige Ufer; bei dem Flusse angekommen, welcher durch die einsame Gegend dahinrauscht, beschäftigte er seine Begleitung mit Fischfang, nahm sie aber selbst in Augenschein und fand sie ganz so, wie es sein Herz wünschte. Schon auf dem Rückwege theilte er einer reichen frommen Matrone zu Altendorf, welche die kleine Gesellschaft freundlich aufgenommen hatte, seinen zur Reife gekommenen Entschluß, sich in der Wildniß niederzulassen, im Vertrauen mit und bat sie um ihren Beistand. Die fromme, ein Gotteswerk gern fördernde Frau versprach ihm nun auch denselben, wenn er in seinem Vorsatze beharre, und bald war er, in diesem unter eifrigem Gebet immer mehr bestärkt, auf der Höhe des Etzels, um sich eine Einsiedlerhütte zu bauen. Die Wittwe blieb ihrem Versprechen getreu und versah ihn bestens mit der spärlichen Nahrung, die er bedurfte. Meinrad diente hier seinem Gotte im eifrigen Gebete und zum Himmel hingerichteten Stillleben 7 Jahre; es war das aber nicht die Stätte seines Bleibens. Der Zudrang des ihn aufsuchenden Volkes ward ihm lästig; er zog sich noch weiter in das Dickicht des Waldes, in ein von der Welt ganz abgeschiedenes, ringsum von Bergen eingeschlossenes, schwer zugängliches Thal zurück. Fromme Männer der Nachbarschaft, vorzüglich aber auch eine Aebtissin Heilwiga, vermuthlich von Seckingen, das hier Besitzungen hatte, unterstützten ihn. Er erbaute sich unter ihrer Mitwirkung die nöthigen Wohnungen, eine Zelle und Kapelle, und übte am einsamen stillen Orte im innigsten Verkehr mit seinem Gotte die strengste Ascese. Sechsundzwanzig Jahre gingen so, reich an Beseligung und innerer Erhebung, ohne andere Erlebnisse hin, als die gewöhnlichen in allen diesen Lebensbeschreibungen wiederkehrenden dämonischen Versuchungen. Sie gaben sich in der wilden Berggegend mittelst eines auf sie gelagerten dichten Nebels und einer ägyptischen Dunkelheit, drohender Sturmes- und Donnerstimmen, eines Nerven zerreißenden höllischen Concertes und verderblich gegen ihn zuckender Feuersflammen kund. Meinrad soll

selbst vor Schrecken und Betäubung auf die Erde zum Gebete niedergesunken, darauf aber das Licht wieder vom Aufgange der Sonne strahlend hervorgekommen sein und ein aus ihm hervortretender Engel die finstere Rotte verscheucht und mit kräftigem Gebote alle ferneren Beunruhigungen des Heiligen untersagt haben.

Die Volkssage weiß freilich noch etwas mehr zu erzählen; nach ihr schützte ihn nicht nur der Himmel, er trat auch mit ihm in Verkehr. Es besuchten ihn einst mehrere Ordensbrüder von Reichenau. Einer von ihnen, der sich besonders für das Leben und Thun des Heiligen bis auf die geringste Einzelheit interessirte, konnte, zur Ruhe in ein kleines Haus von Holz nahe bei der Kapelle gebracht, den Schlaf nicht finden; da bemerkte er, wie der Heilige sich um Mitternacht von seinem Lager erhob und zu der Kapelle hinging. Sofort stand auch er auf, um zu sehen, was derselbe dort vornehme, folgte ihm still zu der Kapelle und sah hier, wie ein schönes Kind, ungefähr 7 Jahr alt, von dem mit der Jungfrau und dem Himmelsknaben geschmückten Altare herabstieg, mit Meinrad die Psalmen, einen um den anderen, betete und ihm liebreich Manches, was er nicht verstand, zuflüsterte. Der Ordensbruder sah und sah und hielt das Gesehene anfangs für eine Sinnestäuschung; das schöne Kind sprach aber auch noch zu ihm einige prophetische Worte, die späterhin ihre Erfüllung gewannen. Das überzeugte ihn, daß das Gesehene nicht bloß ein Gesicht gewesen, und zugleich den Abt und sein ganzes Kloster mit ihm. Man glaubte eben, der Heilige müsse schon hier mit dem Himmel in Verkehr getreten sein.

Endlich sollte Meinrad aber doch der feindlichen Macht unterliegen. Zwei Bösewichter, Richard, ein Alamanne, und Petrus, ein Rhätier, suchten in der Meinung, eine gute Beute zu machen, aufgespartes Gut und Geld zu finden, die einsame Zelle auf. Der Heilige war gerade in der Kapelle, um seine Abendandacht zu verrichten. Eine Todesahnung war den Tag durch seine Seele gezogen; er lag da im ergebungsvollen Gebet, als die Räuber anklopften. Er vollendete dasselbe, ging dann zu den Klopfenden hinaus und redete sie, die zur ungewohnten Stunde Kommenden, mit den Worten an: „Warum seid ihr so spät gekommen, warum nicht früher, um meine Messe und Fürbitte für euch zu hören? Doch gehet auch jetzt noch hinein, Gott um Gnade zu bitten, und tretet dann in meine Hütte, damit ich euch mittheile, was ich durch

Gottes Segen habe." Sie gehen nun auch in die Kapelle, nicht aber, um zu beten, sondern um nach Raub zu spähen, kehren aber bald, da hier nicht viel zu sehen war, zu ihm zurück. Meinrad giebt ihnen Alles, was er hat, Kleider, Speise und Trank. Das war aber nicht genug. „Ich weiß", sagte jetzt Meinrad, ihren Mord- und Blutdurst sehend, „ihr seid gekommen, mich zu tödten. So thut's; ich bitte euch nur noch, die zwei dort bereit gestellten Kerzen, die eine zu meinem Haupte, die andere zu meinen Füßen zu stellen. Entfernet euch dann schleunig; ihr möchtet sonst den mich Besuchenden in die Hände fallen." Die ergebungsvolle Sanftmuth Meinrad's konnte die Raub- und Mordlustigen nicht entwaffnen. Richard ergriff ihn mit gewaltiger Faust, ruft seinem Gefährten zu, ihn mit einem Knüttel zu Boden zu schlagen, und versetzt ihm endlich, da die Schläge nicht sicher genug treffen, unter den Worten: „O du fauler Tropf, warum schlägst du ihn nicht auf den Kopf, daß er den Todesstreich empfange", den Todesschlag auf das Haupt. Der schwer Getroffene sinkt jetzt besinnungslos zu Boden, und die Raubmörder stürzen auf ihn, um ihn vollends zu erdrosseln. Jetzt erst nach vollbrachter That kommen sie wieder etwas zur Besinnung; sie legen den entkleideten Leichnam auf das Bett, bedecken ihn mit einem Tuche oder einer Decke und stellen die Kerzen, die eine an sein Haupt und die andere zu seinen Füßen. Sie eilen mit der letztern zu der Kapelle, zu der dort stets brennenden Ampel, um sie anzuzünden; da strahlt ihnen aber bei ihrer Zurückkunft schon die andere hellleuchtend entgegen. Es wird ihnen unheimlich zu Muthe; sie wagen nichts in der Kapelle anzurühren und machen sich eiligst mit Kleidern und Bettzeug davon. Zwei von Meinrad auferzogene und ihm dankbar ergebene Raben wurden aber ihre Verfolger und Verräther. Schon als sie der unheimlichen Männer ansichtig geworden waren, sollen sie mit ungewöhnlichem lauten Geschrei zum Erstaunen der bösen Buben in die Höhe geflogen sein, als wären sie von einem Raubthiere aufgescheucht worden; sie blieben nun aber auch den Flüchtigen auf der Ferse und verfolgten sie mit dem gleichen durchdringenden Geschrei. Wer kennt nicht die Macht des bösen Gewissens? Nach der ergänzenden Volkssage sollen dann die Mörder, wie von den Furien gejagt, vor den unabtreibbaren Schreckensvögeln aus dem finstern Walde zunächst nach Wollrau geflohen sein. Ein hier wohnender Zimmermann, der im Walde

gearbeitet, die Bekanntschaft des Heiligen gemacht und ihn sogar zum Taufpathen genommen hatte, soll hier die Verfolger und die Verfolgten zu Gesichte bekommen und sogleich zu seinem Bruder gesagt haben: „Das sind Meinrad's Raben; dem wird durch die Männer etwas Widerwärtiges zugefügt worden sein. Ich werde nachsehen; du aber behalte sie im Auge." Er fand nun wirklich voll Entsetzen, was er gefürchtet hatte, küßte den Leichnam, verrichtete sein Gebet und eilte dann den Mördern nach. Endlich findet er, durch Nachfragen immer weiter geführt, seinen Bruder und auch die Mörder in dem ersten Wirthshause zu Zürich, wo sie sich sicher glaubten. Aber auch hier fanden sie die Raben, schießen, da die Thüre geschlossen war, in die Fenster, stoßen den Mördern Wein und Speise vom Tische und stechen ihnen in die Augen. Die Anwesenden ahnen eine Frevelthat; da verkündigt der Zimmermann den Mord Meinrad's und beschuldigt die in Todesbläße und Verwirrung Dasitzenden, die sich schon zu sehr verrathen hatten, desselben. Man verklagt sie sofort bei der Obrigkeit; sie gestehen die Missethat ein, und der Feuertod ward ihre Strafe. Die Raben sollen nicht eher von dannen gewichen sein, als bis sie die verdiente Strafe getroffen hatte.

Das Volk zog übrigens zur Meinradszelle hin, um ihm noch einmal seine Verehrung zu bezeugen. Es fand hier die Kerzen abgebrannt, die auch das Holz des Leuchters und das über den Körper gelegte Stroh ergriffen hatten; den Körper des Heiligen hatten die Flammen nicht berührt oder, wie man es in frommer Verehrung faßte, nicht zu berühren gewagt. Die vom Himmel angezündeten sollte auch der Himmel wieder ausgelöscht haben. Walther, Abt von Reichenau, ließ den Leichnam des hochverehrten Klosterbruders aus der Einöde holen und außerhalb des Münsters daselbst hinter dem Chor begraben. Der Todestag Meinrad's ist der 21. Februar 863.

Meinrad hatte keine Schüler um sich versammelt. Vierzig Jahre verflossen, ehe er in seiner Einöde Nachfolger fand; seine Zelle, wo auch sein Herz und seine Eingeweide zurückgelassen worden sein sollen, blieb aber der Gegenstand der tiefsten Verehrung. Um diese Zeit, gegen 906, besuchte Benno, Domherr aus Straßburg, aus adeliger oder königlich-burgundischer Familie, die ihrem Verfalle zugehende Zelle. Es lebte in ihm der gleiche religiöse Drang, wie in Meinrad; er beschloß, sein Nachfolger zu werden

und dieselbe wieder herzustellen. Für eine bleibende Niederlassung mußten aber die Umgebungen etwas wohnlicher gemacht werden; er erbat sich deshalb von den Grundeigenthümern, den Grafen von Rapperswyl, die Erlaubniß, den Boden ringsumher bebauen zu dürfen, und bald wurde es licht um die Zelle. Ein freundlicher Hügel, nach ihm Bennau genannt, erhob sich im grünenden Wiesengrunde. Mehrere Freunde und Bekannte gingen ihm zur Hand. Es mehrten sich bald die hierher Ziehenden. Man mußte sich nach neuen Hülfsquellen umsehen. Benno wandte sich an das Kloster Seckingen, um die benachbarte wohlgelegene Insel Ufenau als Erblehen zu gewinnen. Er that es nicht vergeblich; sie ward die Obst- und Fruchtkammer für die Ansiedler. Benno lebte hier 19 Jahre bis 925; in diesem Jahre ward der weithin Gefeierte zum Bischofe von Metz berufen. Er folgte dem Rufe zu seinem Verderben. Der strenge Sittenprediger mußte hier bei der eingerissenen Sittenlosigkeit Anstoß geben: er ward von der ihn hassenden Partei aufgefangen, schändlich gemißhandelt und selbst der Augen beraubt. So zog er bald wieder in die ihm lieb gewordene Einsamkeit zurück, wo er, wie ein Vater, mit hoher Freude, aber auch mit tiefer Trauer empfangen wurde und, wenn auch geblendet, doch in um so größerer innerer Erleuchtung bis 940 fortwirkte. Noch bei seinen Lebzeiten war Eberhard, aus einer der ersten Familien des Landes, ein Verwandter oder gar Bruder des alamannischen Herzogs Hermann I., Domherr zu Straßburg, hierher gekommen, um ihm, dem Geblendeten, zur Seite zu treten. Dieser, ein reicher Mann, unternahm gleich nach seiner Ankunft das große Werk, ein neues geräumiges Kloster und eine Kirche zu Ehren des h. Moritz und seiner Genossen zu errichten. Hierzu waren freilich noch andere helfende Kräfte nöthig; der alamannische Herzog Hermann I. und seine fromme Gattin Regilinda beförderten aber kräftigst das Unternehmen. So stand bald die neue Kirche, welche die alte Kapelle Meinrad's in sich schloß, in aller Pracht da. Sie bedurfte nur noch der kirchlichen Weihe. Der Konstanzer Bischof Konrad wurde zu derselben eingeladen; er fand sich auch ein. Den Tag, als die Einweihung vor sich gehen sollte, harrte Alles in großer Spannung auf den Beginn der heiligen Handlung; Konrad zauderte aber, wie festgebannt, in der Kapelle. Man konnte sich das Zaudern nicht erklären; man bestürmte ihn, hervorzutreten. Da verkündete er, daß er Nachts zuvor ein wunder-

bares Gesichte gehabt habe. Als er, wie gewohnt, gegen Mitternacht zum Gebet aufgestanden sei, habe er eine ungemein liebliche Musik vernommen, und die Engel selbst die Einweihung der Kapelle in der üblichen Weise vornehmen gesehen. Der Herr selbst habe das Hochamt im veilchenblauen Meßgewande abgehalten, die Evangelisten ihm die Bischofsmütze auf das Haupt gesetzt und wieder abgenommen, die Engel das Rauchfaß getragen, die Maria, leuchtend wie ein Blitz, vor dem Altar gestanden, der h. Michael habe vorgesungen, Stephanus die Epistel, Laurentius das Evangelium gelesen u. s. w. Das die berühmte Engelweihe, deren Jahresfest das höchste Fest des Klosters geworden ist. Man traute aber der Sache nicht recht, sah das Erzählte als ein Gebilde seiner aufgeregten Phantasie an und drängte ihn zu der Weihe. Da ertönte plötzlich dreimal die Allen vernehmbare Stimme vom Himmel herab: „Laß ab, Bruder, laß ab; sie ist schon vom Himmel aus geweiht worden.“ So unterblieb die irdische Weihe der himmlisch geweihten; Leo VIII. soll dann auch die himmlische ausdrücklich für vollgültig erklärt haben.

Die ganze Erzählung ist und bleibt der Reflex der dem Kloster wirklich zustehenden höhern Weihe. Diese höhere Weihe erkennen wir aber mit dankbarem Herzen an. Es einten sich hier und wirkten bald die tüchtigsten Kräfte; es wußte gerade dieses Kloster den alten ernsten sittlichen Geist, die alte Ordnung und Disciplin aufrecht zu erhalten, als ringsumher ihre Pfeiler zusammenbrachen, und seine Aufgabe als Vertreter einer geweihteren Frömmigkeit und eines geweihteren Lebens treu zu lösen. Es versorgte mit Aebten, wie Reichenau, alle Nachbarklöster, mit Bischöfen alle benachbarten Bischofsstühle. Meinrad's Geist wirkte lebendig fort.

Unter Embricius, Sohn des Grafen Babo, des beglückten Vaters von 32 Söhnen, die er einmal vor Kaiser Heinrich III. zum Erstaunen und zur Freude desselben aufmarschiren ließ, und noch 8 Töchtern, verzehrte eine Feuersbrunst 1029 das ganze Kloster. Nur die von allen Seiten bedrohte Meinradskapelle soll damals unversehrt geblieben sein. Wohl möglich; denn für sie, die himmlisch geweihte, standen ja auch alle Kräfte ein. Es wurde 10 Jahre gearbeitet; im Jahre 1039 konnte das Kloster und die Klosterkirche neu eingeweiht werden. Diese neue Einweihung wurde aber durch die Ueberfiedelung der eigentlich hierher gehörenden Gebeine Meinrad's aus Reichenau besonders verherrlicht. Em-

bricius hatte somit ein schönes Tagewerk vollbracht; er starb nach vollbrachtem Neubau des Klosters, aber auch nach Tieferlegung der Basis, auf welcher sich das kirchliche und auch das politische Leben des Kantons Schwyz in erfreulichster Weise entfalten, ja Einsiedeln zur glanzvollsten Benediktinerabtei nicht bloß in der Schweiz, sondern im ganzen Abendlande, erheben sollte.

E. F. Gelpke in Bern †.

---

196. Rudericus in Cordova.

13. März.

Man wird dem „Evangelischen Kalender" gern die Anerkennung zollen, über manches uralte Grab in die Posaune einer geistigen Auferweckung gestoßen, und der feiernden Erinnerung der Kirche mehr als einen Glaubenshelden zurückgegeben zu haben, der in hohem Grade verdiente, der Vergessenheit entrissen zu werden. Ein solcher war auch der oben Genannte. Wie Wenige der heutigen Christen mögen auch nur seinen Namen einmal gehört, geschweige von seinem Lebensgange auch nur die dürftigste Kunde erhalten haben.

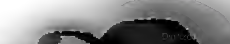
Nach Spanien weist uns der Name Rudericus: dem Lande der feurigen Andacht, des geistlichen Ritterthums und der romantischen Heldenpoesie; aber auch des kirchlichen Fanatismus, der Ketzergerichte und der Autodafé's. Schon frühe, nach der Ueberlieferung sogar bereits im apostolischen Zeitalter, fand das Christenthum in diesem verschwenderisch von der Natur ausgestatteten und von zwei Meeren bespülten Landstrich Eingang; und wo hätte es bei ungehemmter und naturmäßiger Entwickelung schönere und edlere Früchte treiben können, als in einer Bevölkerung, in welcher eine im Laufe der Jahrhunderte sich vollziehende Mischung keltischen, römischen, germanischen und arabischen Blutes eine Nationalität erzeugte, zu deren Grundzügen neben einer vorwiegenden religiösen Anlage eine entschlossene Mannhaftigkeit, ein kühner Unternehmungsgeist, ein mächtiger Phantasieschwung und ein reger empfänglicher Sinn für das Ideale und künstlerisch Schöne gehörten.

Was der freien Wirksamkeit des evangelischen Sauerteigs in Spanien hindernd und beschränkend entgegentrat, war nicht die Reaktion des Heidenthums, welche mit ihren blutigen Verfolgun-

gen derselben vielmehr nur Vorschub leistete; sondern die nach des Kaisers Constantin Bekehrung mehr und mehr schon in kirchlichen Despotismus ausartende Bevormundung der römischen Hierarchie, deren sich die bereits unter Augustus dem römischen Weltreich einverleibte und zu einer Provinz derselben organisirte pyrenäische Halbinsel vergeblich zu erwehren strebte. Der Verfall der Römermonarchie hatte auch für Spanien große Zerrüttungen zur Folge. Bald geschah es, daß man, freilich nur um zu unterliegen, mit den Römern selbst im Streite lag; bald zerfleischte man sich in blutigen Bürgerkriegen unter den Fahnen kühner und unberechtigter Usurpatoren. Die Völkerwanderung setzte endlich diesen unglückseligen Zuckungen ein Ziel, indem im Jahre 484 die germanischen Westgothen sich die unumschränkte Herrschaft über Spanien erkämpften. Diese waren bereits Christen, zwar dem arianischen Glauben zugethan; aber friedfertig und gegen die Anhänger des nicänischen Bekenntnisses, denen die Besiegten beigehörten, durchaus versöhnlich gestimmt. Binnen kurzer Zeit wußten sie sich durch ihr besonnenes und weises Verhalten die Herzen der Eingeborenen dergestalt zu gewinnen, daß heute noch der Spanier seinen Stolz darin setzt, daß gothisches Blut in seinen Adern ströme. Später (589) gaben die Westgothen auch ihren Arianismus auf, und unterwarfen sich ganz der Lehre und der Disciplin des römischen Katholicismus. So schmolzen sie mit den Ureinwohnern, deren Nationalität sie um manches edle Element bereicherten, je länger je mehr zu einem Volk zusammen. Dem tapferen Beistande, den sie im Jahre 451 den Römern in der mörderischen Schlacht gegen die Hunnen und deren König Attila auf den catalaunischen Feldern (bei Chalons) geleistet hatten, haben wir es zu danken, daß unser Vaterland nicht eine mongolische Steppe geworden ist.

Aber auch dem westgothischen Reiche, wie blühend und zukunftsvoll es den Schauplatz betrat, schlug schon nach einem dreihundertjährigen Bestehen die Stunde seines Untergangs. Der erschlaffende Einfluß des südlichen Klima's, und mehr noch die Fieberhitze fortwährender innerer Zwistigkeiten hatten seine Altersschwäche beschleunigt. So war Spanien reif, die Beute einer andern, jugendkräftigeren Macht zu werden.

Diese Macht war seit einem Jahrhundert bereits vorhanden, und zwar in einer neuen Religion, einem phantastischen Gemisch von getrübter Wahrheit und kräftigem Irrthum, hervorgegangen



aus den unreinen Quellen eines unbegrenzten Ehrgeizes und einer maßlosen Herrschsucht. Der Muhammedanismus war es, der, anknüpfend an ein schwaches Ueberbleibsel dunkler Erinnerungen an eine längst durch die Finsterniß eines abgeschmackten Götzendienstes verdrängte monotheistische Urreligion und mit Elementen sowohl eines in Aberglauben und Formelndienst ersterbenden Christenthums als eines talmudisch gefälschten und entstellten Judenthums sich verquickend, in klügster Berechnung der glühenden Phantasie und der starken Sinnlichkeit der Bewohner Arabiens, seines Ausgangspunktes, angepaßt war, und in kurzer Frist durch Gewalt des von einem eroberungssüchtigen Fanatismus geführten Schwertes bereits in Asien und Afrika mit dem Christenthum aufgeräumt, und tausende von christlichen Kirchen und Kapellen mit Feuer verbrannt oder in Moscheen verwandelt hatte. Der geistliche Tod, in den die dortigen Gemeinden allmählig versunken waren, hatte dieses Gottesgericht über sie hereingeführt. Auch über die Kirche der nordafrikanischen Küste, die einst zur Zeit des heiligen Augustinus so herrlich geblüht, kam die Geißel des Allmächtigen. Der weiland so helle strahlende Leuchter des Evangeliums ward auch hier von seiner Stätte hinweggestoßen, ohne bis zu dem heutigen Tage wieder aufgerichtet worden zu sein. Die Bevölkerung jenes vormals so gesegneten Küstenstriches wurde dauernd der Herrschaft der Saracenen unterworfen, und zur Verleugnung ihres Christenglaubens genöthigt.

Ungefähr ein halbes Jahrhundert hindurch hatten die arabischen Fremdlinge Zeit gefunden, ihr Reich im Norden Afrika's zu gründen und zu befestigen, als ihnen endlich Gelegenheit ward, das Gelüste zu befriedigen, womit sie schon lange über die Meerenge von Gibraltar nach den lockenden Gefilden des nahen Spaniens hinausgeschaut hatten. Eine im Westgothenreiche selbst, das bereits im Zustande innerer Auflösung sich befand, wider dessen schwachen König Roderich angezettelte Verschwörung machte den Fanatikern Bahn. Die Verräther nehmlich riefen in's Geheim den Beistand der Araber an und spielten ihnen die Veste Ceuta, den Schlüssel von Spanien, in die Hände, und nach einer achttägigen mörderischen Schlacht bei Xeres de la Fronteira im Jahre 711 waren die Anhänger des falschen Propheten Herren des Lands, als welche sie sich mehrere Jahrhunderte hindurch auf den Trümmern des Westgothenreichs behaupteten.

Die Mauren — so hieß der arabische Stamm, der in kühnem Unternehmen an der Küste Spaniens Anker geworfen hatte — führten ihr Regiment anfänglich mit großer Mäßigung und Milde, und weit entfernt, als barbarische Horden sich erfinden zu lassen, erwiesen sie sich vielmehr als begeisterte Freunde wie der Poesie und Musik, so auch andrer schöner Künste, namentlich der monumentalen Baukunst, wovon heute noch in manchen Städten Spaniens, sonderlich in Cordova, bewundrungswürdige Denkmale Zeugniß geben. Ja, auch die Wissenschaften: Geographie, Astronomie, Heilkunde und selbst Philosophie wurden, freilich gleichsam hinter dem Rücken des Propheten, der unbedingte Unterwerfung unter den Buchstaben des Koran fordernd den Wissenschaften abhold war, mit Eifer unter ihnen gepflegt. Die Duldung, welche sie gegen die Christen übten, ging so weit, daß sie ihnen nicht allein eine freie Ausübung ihres Cultus gestatteten, sondern ihnen sogar einen eigenen Gerichtsstand mit einem Obersten oder Grafen an dessen Spitze gewährten, und nur von ihnen erwarteten, daß sie die ihnen auferlegten Steuern, welche jedoch ein Zehntheil ihres Einkommens nicht überstiegen, pünktlich entrichteten, und jeder Verspottung des Korans, jeder Lästerung des Propheten, und jeder Proselytenmacherei unter den Moslemin sich enthielten. Außerdem wurde ihnen, jedoch nur in Form des Wunsches, aufgegeben, irgendwie durch ihre Kleidung sich als Christen zu kennzeichnen, ihr Emblem, das Kreuz, nicht provocirend zur Schau zu tragen, ihre Todten ohne öffentliches Gepränge zur Ruhe zu bestatten, beim Ablesen ihrer heiligen Bücher und Formeln ihre Stimmen zu mäßigen, den Kirchenglocken Schweigen zu gebieten, und vor den Augen der Muhammedaner weder Wein zu trinken noch Schweinefleisch zu essen. Eine Zeitlang ließen sich die Christen diese Bedingungen gefallen, und blieben darum wenigstens seitens der muhammedanischen Obrigkeit unangefochten. Es hinderte dies aber nicht, daß sie, ohne eines staatlichen Schutzes sich zu erfreuen, fortwährend von dem fanatischen Pöbel durch Spöttereien und Beschimpfungen geneckt, ja bei öffentlichen Leichenbegängnissen sogar mit Steinwürfen verfolgt wurden. Was Wunder, daß diese Unbilden auch ihren Glaubenseifer entflammten, und sie in ihrem christlichen Bekenntniß immer kühner machten? Allerdings geschah es, daß manche ihrer Glaubensgenossen, sei es aus Leidensscheu, oder aus Begierde nach öffentlichen Ehren und Würden, oder angelockt durch die ara-



bische Bildung sich verführen ließen, ihr Christenthum gegen den Islam zu vertauschen. Wie natürlich, daß dadurch die Treuen sich aufgefordert fühlten, das Panier des Kreuzes um so höher zu erheben. Sie ließen ihre Glocken wieder lauter ertönen, sprachen es unverhohlen und gelegentlich selbst auf der Gasse aus, daß in keinem Andern das Heil sei, als in Jesu Christo, und gingen auch wohl so weit, daß sie den Muhammed öffentlich als den falschen Propheten der Offenbarung Johannes bezeichneten; dies setzte dem Friedensstand, in dem sie bisher unter ihren Beherrschern gelebt, ein Ende.

Unter dem zu Cordova residirenden Chalifen Abderrhaman im Jahre 850 nahmen die Glaubensgerichte und blutigen Christenverfolgungen ihren Anfang. Viele der damaligen Gläubigen führten Klage darüber, und wohl nicht völlig ohne Grund, daß ihrer Brüder nicht wenige sich schwärmerisch ohne Noth zum Märtyrertode drängten, indem ja achtungswerthe Jünger, ohne daß ihnen eine Verleugnung ihrer religiösen Ueberzeugung zugemuthet werde, im friedlichsten Einvernehmen mit den muhammedanischen Staatsbehörden sich befänden, und sogar in Staats-, Hof- und Kriegsdiensten den arabischen Fürsten nahe ständen. Man sollte, meinten sie, Gott danken für eine so weit gehende Duldung seitens der Andersgläubigen, und nicht muthwillig Schranken durchbrechen, die man sich mit bestem Gewissen könne gefallen lassen. Aber zwei treffliche Männer, deren auf uns gekommene Schriften noch heute dazu angethan sind, den Bekennermuth der Gläubigen zu stärken: Paul Alvarus und der Presbyter Eulogius von Cordova, traten jenen allzugefügigen und immer nur zu einer jedenfalls an Verleugnung grenzenden Nachgiebigkeit rathenden Christen mit dem ganzen Ernste einer geheiligten Gewissenhaftigkeit entgegen, und zeigten ihneu wo die inne zu haltenden Grenzen der Zurückhaltung und Selbstverleugnung lägen, welche die allgemeine Bruderliebe von den Jüngern des Herrn fordere. Diese Stimmen drangen mächtig durch, und die Zahl derer, die um des Namens Christi willen ihr Leben nicht lieb hatten bis in den Tod, nahm von Tage zu Tage zu.

Aus dieser edlen Schaar hebt Eulogius, der nachmals sein tapferes Bekenntniß selbst mit seinem Blute besiegelte, in seinem „Gedenkbuch der Heiligen" neben einem Presbyter Perfectus, dem Mönche Isaak, der todesmuthigen Jungfrau Flora und andern

auch den ehrwürdigen Priester Rudericus hervor. Dieser hatte zwei Brüder, von denen der eine fest bei seinem christlichen Glauben beharrte, während der andere sich in den Trug des Islam verstricken ließ, und fortan den Getreuen unablässig befehdete. Rudericus, tiefbekümmert über diesen Bruderzwist, bemühte sich in aller Weise, den Abtrünnigen von seinem Irrthum zu überzeugen, und den Frieden zwischen den beiden wieder herzustellen; aber fruchtlos. Da geschah es denn in einer Nacht bei einer mit einem Bacchanal verbundenen festlichen Gelegenheit, daß die beiden ungleichen Brüder wieder heftig aneinander geriethen, und als Rudericus nach seiner Gewohnheit wieder in mildester Weise beschwichtigend dazwischentrat, der Abtrünnige und dessen erhitzte Sinnesgenossen in blinder Wuth über den Vermittler herfielen, und dergestalt ihn mißhandelten, daß er dem Tode näher schien als dem Leben. Und was ereignete sich jetzt? Der vom Glauben abgefallene Bruder legte mit dem Fanatismus, der vorzugsweise den Renegaten eigen zu sein pflegt, den in tiefe Ohnmacht versunkenen Rudericus auf eine Bahre, ließ ihn dann in mehreren benachbarten Orten umhertragen, und rief vor ihm her: „Dieser mein Bruder, der Presbyter, heimgesucht von Gott, hat sich unserm Glauben zugewendet, und wollte, schon, wie ihr seht, in den letzten Zügen liegend, diese Welt nicht verlassen, ohne seinen Glaubenswechsel als aus vollster Ueberzeugung geschehen, euch kundgethan zu haben!“ Wenn auch nur ein Laut von dieser ruchlosen Afterrede bis zu dem Bewußtsein des Entkräfteten durchdrang, wie wird diesem dabei zu Muthe geworden sein? Nach wenigen Tagen hatte sich Rudericus durch Gottes Gnade von seiner Schwäche wieder erholt; und als er nun von dem bösen Streiche, den sein leiblicher Bruder ihm gespielt, ausführlichere Kunde erhielt, zog er sich vorläufig, dem Vorgange seines Herrn und Meisters (Matth. 14, 13) folgend und dessen Vorschriften (Matth. 10, 13) gemäß in das benachbarte Gebirge zurück; aber ohne darum dem Martyrium sich zu entziehn, womit er nach Gottes Rathschluß den Namen seines Erlösers verherrlichen sollte. Eine Zeitlang ward es ihm allerdings vergönnt, durch beschauliche Versenkung in Gott und dessen Wort sich zu sammeln und zu dem, was ihm bevorstand, sich zu stärken. Da rief ihn eine Familienangelegenheit aus seiner Waldeinsamkeit wieder nach der Residenz, und zwar in einem Moment, in welchem dort die Wogen der

Christenverfolgung höher gingen als je zuvor, und die christlichen Kirchthürme niedergerissen, die Glocken zertrümmert wurden, und die Kerker mit treuen Bekennern sich füllten. Kaum aber in Cordova angelangt, wurde er von seinem Bruder, dem Renegaten, dem er auf der Straße begegnete, erkannt und sofort vor dem Tribunal der Ketzerrichter als ein solcher angeklagt, der von dem Islam, welchem er sich einst feierlich zugeschworen habe, wieder rückfällig geworden sei. Verhaftet und vor die Schranken geschleppt, betheuerte Rudericus, daß er niemals seinen Herrn Christum verleugnet habe. Der Richter bemühte sich, durch Schmeichelreden aller Art ihn zum Widerruf dieser seiner Erklärung und zur Erneuerung seiner dem Propheten geleisteten Huldigung zu bewegen, und stellte ihm Schätze und Würden der lockendsten Art für den Fall in Aussicht, daß er zu dem Glauben wiederkehre, zu dem er ja doch einmal sich feierlich bekannt habe. Er aber entgegnete fest und entschlossen: „Spiegele die bezaubernden Dinge, die du mir nennest, denen vor, welche mit dir eines Sinnes sind, und zeitlichen Vortheil der ewigen Herrlichkeit vorziehen. Wir, denen Christus ihr Leben und darum Sterben ihr Gewinn ist, ja der Christus, zu dem einst der Pförtner an der Himmelsthür sprach: Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens, und der dem Freunde im Kerker sagen ließ: Selig ist, wer sich nicht ärgert an mir, — wir sollten den Quell lebendigen Wassers gegen den trüben Pfuhl eurer Lügen und Laster vertauschen wollen? Nimmermehr!"

Der tapfere Bekenner täuschte darin sich nicht, daß dieses Wort ihm das Leben kosten werde. Auf's Aeußerste erbost schrie der Richter: „Hinweg mit diesem Lästerer! Ihr Hüter der Verurtheilten, führt ihn in's Gefängniß! Mit den Räubern und Vatermördern theile er den finstersten Zwinger, daß er daselbst zunächst seine Verwegenheit büße und von ihr genese!"

Freudig zog Rudericus mit den Häschern ab. „Der Herr," sprach er, „ist allewege. Sein Regiment durchdringt jeglichen Ort. Hat er nicht zu uns gesagt: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende? Versuche nur, Satan, die Schreckmittel deiner Wuth. Zu uns hat's geheißen und heißt es: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, die Seele aber nicht mögen tödten, fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle; und wiederum: Sie werden euch über-

antworten vor ihre Rathhäuser, und werden euch geißeln in ihren Schulen, und man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen, zum Zeugniß über sie und über die Heiden. Wer aber beharret bis an's Ende, der wird selig werden. — Wenn du denn kannst, o Richter, so zeuch zu Felde wider die Seele, und überwinde den bei seinem Bekenntniß beharrenden Geist. Durch die Marter, die du über mich verhängst, wirst du mich in meinem Glauben nur gefördert sehen, und je mehr du dich wider mich erbitterst, desto mehr wirst du dich schädigen, aber meine Verherrlichung beschleunigen."

Rudericus traf im Kerker mit einem Salomo zusammen, der nachdem er wirklich einst in einer schwachen Stunde seinen Herrn und Heiland verleugnet hatte, jetzt um seines freudigen Bekenntnisses zu demselben willen schon seit länger die grausamsten Martern erduldete. Eins im Glauben und in der Sehnsucht, aufgelöst zu werden und bei Christo zu sein, wurden die beiden bald die innigsten Freunde, und durch den traulichen Gedankenaustausch, den sie miteinander pflogen, und die Tröstungen und Ermuthigungen, durch die sie sich gegenseitig stärkten, ward ihnen der finstre Kerker trotz aller Qual, die sie daselbst erlitten, ein lieber Aufenthalt. Als aber der Richter hievon Kunde erhielt, trennte er die innig Verbundenen und untersagte unter Androhung der strengsten Strafe jeden Besuch. Sie aber blieben standhaft, wie vereint, so jetzt auch einsam. Der Herr, mit dem ihre Seele ohne Unterlaß verkehrte, konnte ihnen nicht genommen werden, und in ihm waren sie getrost und freudig.

Noch einmal sahen sie sich dem Richter vorgeführt, und unter erneuerten Versprechungen aufgefordert, mindestens in so weit ihren Christenglauben zu verleugnen, daß sie Muhammed die Würde eines göttlichen Propheten zuerkenneten. Aber auch dieser Versuch blieb ohne Erfolg. Da hieß der Richter sie als Unverbesserliche mit Ruthen streichen, und bis zur Vollstreckung des Todesurtheils in den Kerker zurückführen. Beim Heraustritt aus dem Richthause empfahlen sich die beiden Bekenner der Fürbitte der draußen versammelten Menge der Gläubigen, welche beim Anblick der zum Tode Verurtheilten in Strömen von Thränen ausbrachen und mit dem Friedenskusse sich von ihnen verabschiedeten.

In der letzten Stunde vor Vollstreckung des Bluturtheils machte der Richter noch einen Versuch, sie zur Verleugnung ihres

Glaubens zu bewegen. Aber, wie vorauszusehen war, schlug auch dieser fehl. „Wie magst du hoffen," sprach u. a. Rudericus, „uns, die wir genährt und gerüstet mit den Sakramenten des wahren Glaubens eure Unwissenheit nur beklagen können, von dem Wege, den wir bis zum Ende fest zu wandeln gedenken, abzulenken? Und dies gar im Momente des Todes, da wir Alles, was dieser Welt angehört, zurückelassen, um zu empfahn, was kein Auge gesehn, kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist; das aber Gott bereitet hat denen, die ihn lieben? Wohlan, beschleunige das Werk der Rache, die du uns zugeschworen hast, da du ja siehst, daß nichts im Stande ist, noch sein wird, uns abfällig zu machen." Diese bestimmte und entschiedene Erklärung beantwortete der Richter mit dem gemessenen Befehl an die Lictoren: „So geht nun eilend hin, und trennt diesen Schwärmern das Haupt vom Rumpfe; dem Rudericus zuerst; Salomo aber sei Zeuge des blutigen Schauspiels und gehe dann dieselbe Straße!"

Also geschah es. Die beiden Freunde, im Leben vereint, blieben auch im Tode ungeschieden. Der Bischof Eulogius versichert in feierlicher Weise, daß er, der gleich nach der Exekution auf dem Richtplatze erschienen sei, die Leichname der Enthaupteten von solcher Schönheit umleuchtet gesehen habe, daß man hätte glauben können, sie schlummerten und würden, nur leise geweckt, sofort wieder zu reden beginnen. In der Nacht versenkte man die entseelten Hüllen, nachdem man sie mit schweren Steinen beladen, in den Guadalquivirstrom, in dessen Ufersande später der Leichnam des Rudericus, und zwar sowohl das Haupt als der Körper in völlig unverwestem Zustande wieder aufgefunden, und unter dem Zustrom einer großen Menge von Gläubigen in der Kirche des Klosters des heil. Genesius feierlichst beigesetzt wurde.

Das Beispiel des Rudericus reicht hin, die spanischen Blutzeugen zur Zeit der muhammedanischen Herrschaft von dem Vorwurf der religiösen Schwärmerei zu reinigen. In einzelnen Fällen mag an deren todesmuthiger Hingebung der labende Glanz der Märtyrerkrone in etwas mitgewirkt haben. Wie viel ehrwürdiger jedoch stehen selbst solche, denen dies etwa nachgesagt werden könnte, vor uns da, als z. B. der christliche Bischof Reccafrid, der, als er von der muhammedanischen Obrigkeit um Rath gefragt wurde, welche Maßregeln gegen die den Islam befehdenden Bekenner seiner Kirche zu ergreifen seien, die glaubensmatte und feige, ja an Ver-

rath seiner Kirche grenzende Antwort ertheilte: „Christen, welche ohne dringende Ursache den muhammedanischen Glauben antasten und den ihrigen entgegenstellen, sind nicht als Märtyrer anzusehen, wenn sie dadurch das Leben verwirken; sondern vielmehr als Verbrecher, die den Tod verdienen." Hätten alle damaligen Christen diese bischöfliche Friedseligkeit getheilt, so wäre schwerlich wohl auch nur ein Muhammedaner bewogen worden, zum Christenthum überzutreten, während jetzt deren nicht wenige, von der Macht der evangelischen Wahrheit überwältigt, den Halbmond gegen das Kreuz vertauschten. Alvarus und Eulogius, welche für die angefochtenen Märtyrer Spaniens in den Riß treten, verdienen in ihren Schutzreden für dieselben unser ganzes Vertrauen.

Spanien ist lange das Land der Märtyrer geblieben. Zur Zeit der Reformation übernahmen leider, wir sagen es mit tiefem Schmerze, die Ultramontanen die Rolle der muhammedanischen Fanatiker, und es ist bekannt, in welchem Schrecken erregenden Maße dort die sogenannte Inquisition ihre blutige Henkerarbeit verrichtet hat. Und leider bezeugt es das Schicksal des Matamoros und seiner Freunde, daß bis zu der heutigen Stunde (1866) der Verketzerungsgeist noch nicht gänzlich daselbst erloschen ist. Doch hat Spanien, wenn nicht alle Anzeichen trügen, noch seine große Zukunft. Wie Schönes kann aus dem kernigten, mannhaften, ritterlichen und phantasiereichen Volke noch erblühen, wenn dasselbe erst, — und dies könnte eher geschehen, als manche denken, — dem göttlichen Fermente des reinen, ungetrübten Evangeliums bei sich offnen Eingang und freien Raum gestattet!

Fr. W. Krummacher in Potsdam †.

England.

197. Aelfred der Große.

29. October[1]).

Mit Recht ziert den kleinen Westsachsenkönig der ehrenvollste Beiname, denn an seiner Stelle hat er so viel vollbracht als Karl der Große für das gesammte Abendland. Er hat sein Reich vor der Wiederkehr wilder Barbarei geschirmt, der christlichen Cultur eine hochberühmte Pflanzstätte aus jähem Verderben gerettet, er hat noch selbstthätiger als jener mit emsiger Hand Zeitgenossen und Nachkommen, der Heimath und der Fremde das Saatkorn edelster Bildung ausgestreut.

Der Sproß eines königlichen Geschlechts, das wie bei den alten Germanen so oft mit Stolz seine Abstammung in ununterbrochener Reihe auf Wodan, den höchsten Gott, zurückleitete, das seit seiner Ankunft auf der britischen Insel eine kleine Herrschaft in immerwährenden Kämpfen stetig erweiterte, das spät erst und unter heftigen Wandlungen den angestammten Göttern entsagte und, während es, voll inbrünstiger Verehrung gegen die Kirche, die Gotteshäuser und ihre Diener in seinem Gebiete schirmte, doch dieses rastlos durch Herbeiziehung der kleinen zusammenbrechenden Nachbarstaaten zu vergrößern fortfuhr — der größte und unvergleichlichste der Cerdikingen, verdankte Aelfred schon seinem Ahnherrn Ecgbert die Stellung des vornehmsten Fürsten auf der Insel. Dieser, einst Gastfreund des großen Karl, durfte das Reich, das er unter seinem Scepter vereinte, bereits England heißen; der höchste Würdenträger der Kirche, der Erzbischof von Canterbury gehörte diesem Staate an. Dadurch vornehmlich doch, daß Fürst und Bischof Hand in Hand die ruhmvollen Bestrebungen, die seit 200 Jahren von jenem Brennpunkte der Christianisirung ausgingen, gegen die widerstrebende und andersgläubige Nachbarschaft weiter führten, gelang es, die Eifersucht unter den kleinen angelsächsischen Stämmen und Dynasten zu bewältigen.

---

[1]) Auf diesen Tag ist der Name des Aelfred im evang. Kalender verlegt. Ueber das Datum seines Todes, den 28., nach andern Angaben den 26. October vergl. Piper, Die Kalendarien und Martyrologien der Angelsachsen S. 48.

Zu Anfang des neunten Jahrhunderts erschien das Königreich Wessex als der starke Hort jener segensreichen Glaubensschule, aus welcher ein Beda und ein Bonifacius hervorgegangen. Aber noch unter demselben Fürsten ergossen sich in immer dichteren Schwärmen vom Meere her, unbekehrt und ungezähmt, die heidnischen Nordmänner über die Insel. Gerade auf die heiligen Stätten in Nordhumbrien, Ostanglien und Kent fielen sie, gelockt von den Kirchenschätzen und von so mancher werthvollen Schöpfung fest begründeter Gesittung. Die Deutschen, die seit drei Jahrhunderten sich auf der Insel niedergelassen, seit zweien der Lehre Christi treu und eifrig gedient hatten, schwebten in Gefahr, in das alte Heidenthum zurückgerissen zu werden.

Seit 838 saß dann Aethelwulf auf dem Throne, in manchen Stücken dem Vater unähnlich. Schwach ließ er sich von anderen leiten, ließ geistlicher Habsucht und Herrschbegier die Zügel schießen in Zeiten, wo ein tapferes Schwert das vornehmste Bedürfniß für Fürst und Volk gewesen wäre. Denn die Sturmläufe der Wikinger richteten sich immer wüthender bereits von festen Standlagern aus auf das Binnenland. Nur auf das Haus des Königs fällt ein sanfter Schimmer: dort waltet Osburg, die fromme, tugendhafte Gemahlin, aus vornehmem altjütischen Stamme von der Insel Wight, in weiblicher Stille der Pflege ihrer Kinder hingegeben. Nach drei Söhnen und einer Tochter ward im Jahre 849 zu Wantage, einem königlichen Hofgut in der heutigen Grafschaft Berkshire, das jüngste Kind geboren, dessen Name Aelfred noch laut genug an vorchristliche Anschauungen gemahnt. Mit besonderer Liebe hingen ihm die Aeltern an. Eines Tages las die Mutter in einem Buche sächsischer Gedichte, wie die alte Quelle erzählt, dessen schön gemalter Anfangsbuchstabe die Augen der Kinder fesselte. „Wer zuerst daraus lesen kann, der soll es behalten," sagte Osburg. Ihr Aelfred nahm es, ging damit zum Lehrer, dann las er zuerst. Die Mutter, die von ihrem Wesen das Beste auf dieses Kind vererbte, ist wohl bald darauf gestorben. Der Vater aber, voll Zärtlichkeit gegen Aelfred, nimmt ihn allein im Jahre 855 mit sich auf die Pilgerfahrt nach Rom. Dort salbt ihn segnend der Papst und nimmt ihn an Kindesstatt an; unvertilgbare Eindrücke hat der kleine Nachkomme uralter Volkskönige von Rom heimgebracht.

Doch jene Reise hatte für das bereits schwer bedrängte Reich

auch arges Unheil im Gefolge. Es war thöricht von Aethelwulf, statt daheim für die Erhaltung der Herrschaft und des Christenglaubens sich anzustrengen, viele Monate hindurch fern an den Gräbern der Heiligen anzubeten und mit königlicher Freigebigkeit fromme Stiftungen zu errichten. Auf dem Heimwege, wo er im Frankenreiche bei Karl dem Kahlen einkehrte, nahm er dessen Tochter Judith zur Gemahlin. Feierlich, noch dazu in der Fremde, wurde sie gekrönt, wie es bis dahin bei den Westsachsen nicht Brauch gewesen. Darüber erhob sich noch vor der Landung des Vaters der älteste Sohn Aethelbald, den jener als Statthalter zurückgelassen hatte. Daß dessen Partei die stärkere blieb, erhellt aus der Theilung, durch welche der böse Handel geschlichtet wurde. Dem Sohne fiel, vornehmlich auch mit Rücksicht auf die Dänennoth, der Kern des Reichs zu; der Vater mußte sich mit Kent begnügen, was bisher nur zur Ausstattung des Thronfolgers bestimmt gewesen. Er ist dann am 13. Januar 858 gestorben, bekümmert und gottergeben, aber ein elender Fürst. Gleich darauf hat der rauhe Sohn frevelnd gar die Stiefmutter zu seiner Gemahlin gemacht. Als auch er jedoch schon 860 ohne Kinder starb, folgte ihm der nächste Bruder Aethelbert in allen Gebieten wider die frühere Thronregel, wozu freilich die immer schlimmere Bedrängniß durch die bereits seßhaft werdenden Nordmänner der Anlaß gewesen sein mag.

Aelfred, mit seinem Erbtheil ausgestattet, trat mittlerweile in das Jünglingsalter. Den Leib stärkte er auf der Jagd und in der Waffenübung; sein reger Geist aber hatte Mühe auch nur das Nothdürftigste sich anzueignen in Tagen, wo unter jener furchtbaren Geißel bereits der letzte Rest der trefflichen Schulen von Wearmouth und Canterbury dahinging. Nur kümmerlich vermochte er sich die elementaren Fertigkeiten anzueignen. Auch als im Jahre 866 der dritte Bruder Aethelred den Thron bestieg, trat Aelfred nicht die abgezweigte Herrschaft in Kent an, sondern blieb dem Könige treu und ergeben als nächst berechtigter Aetheling zur Seite. Denn eben jetzt brach das Unwetter mit erneuter Wuth vom Meere herein. Gewaltige Flotten, von riesigen Gestalten geführt, warfen ihre Mannschaften auf die ganze Ostküste der Insel. Davor gingen die letzten selbständigen Fürstenthümer in Northumbrien und Ostanglien zu Grunde, die Kirchen und Klöster verschwanden in jenen Strichen, während ihre Insassen fast Nichts

als das nackte Leben, selten ein Buch und jedenfalls nur geringe Wissenschaft auf der Flucht in das Innere retteten.

In höchster Noth rief der König Burchred von Mercien, welcher Aethelwulfs Tochter zur Frau genommen, nun die Hilfe seiner Schwäger an. Möglich, daß auch hierüber verhandelt wurde auf der Hochzeit, welche Aelfred im Jahre 868 in Mercien mit Ealhswith, der Tochter eines angesehenen Ealdormanns jenes Reichs, feierte. Zwar war der Fürstensohn dort mitten in den Festlichkeiten plötzlich von einer tückischen Krankheit befallen worden, die Zeit Lebens an ihm zehren sollte, da gegen ihre unheimlichen Ueberraschungen keine Kunst der Aerzte Rath wußte. Aber mit schöner Willensstärke überwand er unsägliche Schmerzen und raffte sich auf, um neben seinem Bruder dem Könige das Nachbarland schützen zu helfen. Bald jedoch drangen die wilden Feinde auch weit die Themse hinauf in das Herz von Wessex, so daß die Beiden Alles aufbieten mußten, um nur die eigene Herrschaft zu retten. An mehreren heißen Tagen, vorzüglich zu Aescesdune zu Anfang des Jahres 871 setzten sie sich heldenmüthig zur Wehr. Trotzdem blieb die Erhaltung ihres Reichs höchst zweifelhaft, als auch König Aethelred am 23. April 871 starb.

In dunkler Stunde ging nun die Weihe des Papstes an Aelfred in Erfüllung, aber auch vertragsmäßig bestieg er den Thron, denn zwei unmündige Kinder seines Vorgängers mußten, wie damals noch so oft der Fall war, vor dem erwachsenen Oheim zurückstehn. Allein der Fürst bekam weder Freude noch Segen seines Königthums zu kosten. Gleich den Qualen, welche sein Fleisch züchtigten, drohte auch das allgemeine Verderben Land und Leute zu verschlingen, besonders als nun auch die wankende Herrschaft in Mercien unterging. Jahrelang rang Aelfred in einem Verzweiflungskampfe mit Ausdauer und Geschick, aber die Mittel zur Vertheidigung schwanden doch zusehends, während von allen Seiten der Feind immer fester Fuß faßte. Was halfen dagegen vereinzelte Erfolge zu Lande und auf dem Wasser oder heilig beschworene Verträge? Schon legte das Volk todesmüde die Waffen nieder und unterwarf sich dem Joche der heidnischen Sieger. Nur hier und da in der Wildniß oder auf natürlichen Vesten hielt sich wohl noch eine tapfere Schaar mit dem Vorsatz dem Feinde die letzte Habe, das Leben, so theuer als möglich zu verkaufen.

Eine dunkle Angabe deutet auf inneren Zwist der Westsachsen

als vornehmsten Grund des Einsturzes. Wohl möglich, daß der Gegensatz wälscher und deutscher Zunge oder Antipathien der Geschlechter die Bevölkerung, die bisher so wacker ausgehalten, zerrissen haben. Noch dunkler lauten gewisse Beschuldigungen gegen Aelfred selber. Die Mönche von Abingdon wünschen ihm das Loos des Judas wegen der Gewaltthaten, die er ihrem Kloster zugefügt habe. Ein Schreiben des Papstes Johann VIII., vermuthlich aus dem Jahre 877, beschuldigt gar den König und seine Landsleute, in der allgemeinen Verwilderung der Sitten die eheliche Zucht gebrochen zu haben. In alter Erzählung begegnen wir der Auffassung, daß Aelfred durch seine Aufführung viel Schuld an dem Unheil trage; nach walisер Quellen büßt er dafür in der Zelle eines Anachoreten. Allein, wie dem auch gewesen sein mag, bald hernach geht doch von ihm vornehmlich der Anstoß zur rettenden That, zur Befreiung aus. Er hat, das wissen wir sicher, das Schwert nicht aus der Hand gelegt und die Hoffnung niemals fahren lassen.

So warf er sich denn zu Anfang des Jahres 878 nach Westen in den wasserreichen Gau der Sumorsäten. Zu Aethelney, auf einer inselartigen, durch Sumpfland fast unzugänglichen Berghöhe, die durch einige Nachhilfe in eine Festung umgeschaffen wurde, barg er nicht nur Weib und Kinder und was sie an Eigenthum mitführen gekonnt, sondern streifte auch von dort mit einer kleinen Schaar edler und beherzter Genossen in kühnen Ausfällen weit hinaus, um den plündernden Horden ihren Raub abzujagen und in mancher Hütte die Erinnerung wach zu rufen, daß der König noch am Leben sei. Kein Wunder, wenn Volkssage und Legende um dieses Beginnen ihr buntestes Gewebe gesponnen haben; ein viel treueres Zeugniß jedoch als die Mährchen von den Wagnissen des verkleideten Königs bleibt das merkwürdige Juwel, das, an der Stelle gefunden, wo die Rettungsburg Aethelney stand, heute noch in Oxford aufbewahrt wird. In goldenem Filigran und in den unverkennbaren Zügen der Zeit trägt es die Inschrift: Aelfred mec heht gewyrcan (Aelfred hieß mich machen).

Mit dem Frühling rückte schon eine stärkere Mannschaft aus; am Saume eines Waldes flatterte wieder das alte Banner; aus den nächsten Gauen eilten von neuem Muthe beseelt die Männer herbei, bereit ihrem Fürsten zu folgen. Im Mai schlug dieser bei Aethandune einen großen heidnischen Haufen, welcher der Begei-

sterung und dem geschlossenen Angriffe der Minderzahl auf die Dauer nicht zu widerstehen vermochte. Einige Wochen später ward den Dänen Chippenham entrissen, einer der festen Plätze, von dem aus sie so viel Unheil angerichtet hatten. Noch im Sommer nöthigte Aelfred in urkundlichem Vertrage zu Wedmor seinen furchtbaren Gegner Guthorm, dem er Wessex bereits wieder entwunden, die christliche Taufe und den Namen Aethelstan anzunehmen, mit seinen Völkern aber sich jenseits einer dem Laufe der Themse folgenden Grenze in festen Sitzen zu einem englisch-dänischen Staate niederzulassen. So war in wenigen Monaten nicht nur das Vaterland befreit, sondern auch ein beträchtlicher Theil des untergegangenen Merciens, die Landschaften um Worcester und Warwick, herbeigebracht worden. Das Wichtigste aber war der Sieg des Christenthums über den geschworenen Feind, denn mit dieser Hilfe allein hat sich der Germane wider den Scandinaven, die Gesittung wider die Barbarei behaupten können. Wohl war in den nächsten Jahren noch nicht alle Gefahr überstanden, denn es streiften noch plündernde Schwärme durch das Land, oder es liefen die Verwüster der fränkischen Gestade gelegentlich in die englischen Ströme ein. Auch der getaufte Wikinge, mit Leib und Seele dem Seeraub verschrieben, ist noch einmal eidbrüchig geworden. Jedoch Aelfred züchtigte sie der Reihe nach, so daß sein Name Schrecken gewann und allmählich eine Zeit der Ruhe eintrat, während deren für nachhaltigere Mittel der Vertheidigung Sorge getragen werden konnte.

In den neu erworbenen Gebieten setzte Aelfred den Ealdormann der Hwiccas, Aethelred, zu seinem Statthalter ein, den Gemahl seiner hochherzigen Tochter Aethelfläd. Dieses Paar in Gemeinschaft mit dem thätigen Bischof Werfrith von Worcester hütet fortan die Grenze gegen Dänen und Waliser. Wie Aelfred selber legen sie eifrig Hand an die Wiederaufrichtung der zerstörten Städte. Neben den Bischofssitzen Canterbury, Winchester, Sherburne, Worcester gehört jetzt auch London zu Wessex. Mehrere königliche Höfe werden bereits zum Schutz des Landes in Burgen umgewandelt.

Aber nicht nur um sichtbare Schäden zu heilen und für die Zukunft bessere Wehr des Reichs zu schaffen beutete Aelfred die Tage der Muße aus. Es galt fast noch mehr die völlig aufgelösten Ordnungen des Staats wieder zusammenzufassen und den

entwurzelten Baum christlicher und gemeinbildsamer Lehre von Neuem zu pflanzen. Bei der schönsten und ruhmreichsten Thätigkeit, welche ganz besonders in die Jahre 884 bis 892 fällt, schwebten ihm neben den Ueberlieferungen seines Königshauses der ganze geistige Schatz der glaubensfreudigen Vergangenheit seines Volks und die ewige Bestimmung der Kirche Christi vor. Er war einst in jungen Jahren nicht umsonst in Rom gewesen.

Es ist natürlich, wenn Aelfred als Erretter des Vaterlands nach der Lockerung der bisherigen Verhältnisse und dem Verschwinden aller anderen angelsächsischen Herrscher sein hohes Amt zu einem anderen machte, als es unter den früheren Volkskönigen gewesen. Die Ealdormannen der Hwiccas, der Sumorsäten, Wiltsäten, Kenter u. A. sind große Gauoberste, vornehmer als andere Leute, aber schwerlich erbberechtigt in ihren Aemtern. Bei Hofe läßt sich an den Titeln Erweiterung und steigendes Ansehn des Königsdienstes erkennen; der Unterschied von zwei Rangstufen oberhalb der großen Masse der Gemeinfreien schimmert durch. Daneben besteht aber der Landtag — das Witena-gemôt — an welchem alle freien Männer erscheinen dürfen, in alter Geltung fort; noch giebt es Berichte und Beschlüsse, aus denen hervorgeht, daß sowohl Reichsversammlungen als Gauversammlungen, namentlich für den mercischen Landestheil, durch den König und seinen Statthalter einberufen wurden. Auch Aelfred's Gesetzbuch ist, wie die Einleitung angiebt, aus Berathungen mit dem Witena-gemôt hervorgegangen. Merkwürdig, wie dabei die Gesetze seines Ahnherrn, Ine's von Wessex, zu Grunde gelegt sind, in Uebereinstimmung mit der Ausbreitung des Reichs aber auch Einiges aus den Büchern der alten Kenter Könige und Offa's von Mercien herübergenommen wird. Doch wie viel Neues dringt auch schon ein. Neben den alten Bußen und dem Wergeld erscheint die Gefängnißstrafe; auf Hochverrath, gegen den König zumal, steht der Tod. In Uebereinstimmung mit der hervorragenden Stellung der Bischöfe auf den Landtagen beherrscht die kirchenrechtliche Auffassung sichtlich die Satzungen des alten Volksrechts. Endlich hat Aelfred selber in höherem Bewußtsein von seiner königlichen Gewalt und aus innerem Herzensbedürfniß die zehn Gebote, einige andere Auszüge des Gesetzes Mosis und Apostelgeschichte XV. von der Einsetzung der Gemeinde Christi seinem Gesetzbuche an die Spitze gestellt, indem er für oberflächliche Betrachtung zwar sehr heterogene

Dinge verband, in Wirklichkeit aber die Fortbildung des germanischen Staats durch innigsten Anschluß an die Kirche um einen wesentlichen Schritt weiter führte.

Mit kräftiger Hand brachte er unter solchen Grundsätzen ein neues Leben in die Rechtspflege, rüttelte Diejenigen unsanft auf, welche träge oder gar ungerecht Urtheil fällten, und scheint selbst rechtskundige Beamte den herabgekommenen Gau- und Volksgerichten an die Seite gesetzt zu haben.

Auch dem Klerus, dessen Verderbniß zu dem schrecklichen Einsturz mitgewirkt hatte, mußte jetzt aufgeholfen werden. Wie war ihm doch die ehemalige Begeisterung, die alte hohe Bildung so völlig verloren gegangen. Mit Wehmuth gedenkt Aelfred in seiner schönen Vorrede zu der Uebersetzung der Seelsorge Papst Gregor's der großen Vergangenheit und klagt, daß sich jetzt die Angelsachsen an das Ausland wenden müßten. Nur wenige nördlich und südlich vom Humber verstünden sich noch auf den Gottesdienst oder wüßten etwas Latein, südlich der Themse entsinne er sich zur Zeit seiner Thronbesteigung keines Einzigen. Um diese geistige Noth abzustellen knüpfte Aelfred zunächst, sobald er etwas Ruhe vor den Dänen hatte, wieder reger mit dem päpstlichen Stuhle an. Mehrere Gesandtschaften überbringen königliche Geschenke und Kirchenzehnten, wofür denn Papst Marinus die Sachsenschule in Rom von allen Abgaben befreit. Und während zum Theil dieselben Boten den Verkehr mit dem Patriarchen von Jerusalem vermitteln, wird auch nach Glauben und Wissen stärkendem Austausch mit den Culdäern Irlands gesucht. Daheim hielt es schwer die geeigneten Persönlichkeiten selbst nur für die Bischofsstühle zu finden; neben Werfrieth treten allein Denewulf von Winchester und Plegmund von Canterbury hervor. Tüchtige Lehrmeister mußte er aus dem fränkischen Auslande kommen lassen, wo noch einiges Studium blühte: Grimbald, vermuthlich aus St. Omer, und Johannes den Altsachsen, wahrscheinlich aus Corvei an der Weser. Beide erscheinen in den Funktionen von Messepriestern und an der Spitze neu begründeter Schulen; Grimbald wird Abt des von Aelfred angelegten Klosters Neu-Münster bei Winchester, der Sachse steht dem zum Gedächtniß an die herrliche Befreiung auf der Burg von Aethelney errichteten Stifte vor. Vor allem merkwürdig aber ist das Verhältniß, in welches Asser, ein Mönch aus St. Davids in Wales, dem wir einige köstliche Bruch-

stücke einer Biographie des Königs verdanken, zu diesem getreten ist. Nur auf sechs Monate im Jahre wollen ihn seine Oberen in die Fremde ziehen lassen, aber die genügen um ihn wie keinen anderen zum Lehrer und Freund des Fürsten zu machen, der ihm dafür mit reichen Pfründen und selbst mit einem Bisthum lohnt.

Mit solchem Beistande erwuchs denn auch am Hofe selber eine Schule, in welcher, ähnlich den karolingischen, die Kinder des Königs mit zahlreichen Altersgenossen Sächsisch und Latein, Lesen und Schreiben lernten, eine Musteranstalt für das übrige Land, denn Aelfred spricht in der schon erwähnten Vorrede den Wunsch aus, „daß die gesammte freigeborene Jugend seines Volks zum Lernen angehalten werde, so lange sie noch keiner anderen Beschäftigung nachgeht." Ihr soll spielend gewährt sein, was seinem Wissensdurste bei zunehmenden Jahren, qualvollen Leiden und gewaltiger Landesnoth so schwer wurde. Dem ganzen Volke aber gab er selber doch das schönste Beispiel, als er trotzdem heldenmüthig alle Mühe überwand und mit bewunderungswürdiger Gewissenhaftigkeit von Asser lernte was ihm noch fehlte. Zu den Volksliedern und Gebeten, die er bisher eifrig sammelte und las, traten jetzt Autoren in lateinischer Sprache; es wird ein eigenes Handbuch für Collectaneen angelegt. Möglich, daß in diesem auch Aufzeichnungen zu der Geschichte seines Königshauses gestanden haben, auf welche von mittelalterlichen Chronisten wiederholt Bezug genommen wird. Aus dem gekrönten Schüler ist in nicht zu langer Zeit ein Schriftsteller geworden.

Höchst merkwürdig ist schon die Wahl der Werke, die er in freier Uebersetzung für die Angelsachsen bearbeitet. Das berühmte Trostbuch des Boëthius, das mehr als eine andere Schrift des späteren Alterthums den Funken edler Gesinnung auf die modernen Völker übergeleitet hat, verschiedene Werke Gregor's des Großen, des geistlichen Eroberers Britanniens, insonderheit die Schrift über die Seelsorge, die Weltchronik des Orosius, des Freundes und Zeitgenossen des heiligen Augustin, und Beda's des Ehrwürdigen Kirchengeschichte der Angelsachsen, bei Weitem der trefflichste Bericht über die Vergangenheit des eigenen Volks. Alle diese Werke sind nach der nämlichen Methode sinnig und gedankenvoll in Lehrbücher für einen wißbegierigen deutschen Stamm umgeschaffen. Nirgends hält sich der König knechtisch an den Buchstaben des Originals, durchweg tritt in der naiven Umbildung

seine eigene schöpferische Anschauung hervor; ernstes Nachdenken und ein ungewöhnlich forschender und wissenschaftlicher Geist wird mitunter durch breite Ausführungen bekundet, die vollständig aus Aelfred's Feder geflossen sind. Ein Excurs in der Uebersetzung des Orosius über die Ethnographie der Germanen, die beiden eben dort eingeschalteten Reiseberichte skandinavischer Seeleute über die Fahrt um das Nordcap in das weiße Meer und längs den Gestaden der Ostsee haben für die Geschichte der Geographie einen unvergänglichen Werth. Der frische, innige Erguß in freier und gebundener Rede, mit welchem die Seelsorge eingeleitet wird, von der je ein Exemplar an den Bischofssitzen seines Reichs als Leitfaden für den Klerus niedergelegt worden ist, schildert anschaulich die Verwahrlosung, aus der der König mit herrlicher Kraft das Land erretten will, und bietet wohl die schönste Probe seines Stils. Man staunt, wie in jenem Zeitalter der Fürst, der so ruhmreich das Schwert geführt, als Gelehrter und Schriftsteller, als erster Prosaist in einer deutschen Mundart thätig wird und vor allen sich als Lehrer seiner Unterthanen und ihrer Nachkommen hat aufschwingen können. Diese überaus segensreiche Wirksamkeit ist der Anlaß, weshalb noch in späteren Jahrhunderten eine Reihe anderer Werke, die berühmte angelsächsische Chronik, deren Anfänge allerdings in Aelfred's Tage fallen mögen, Uebersetzungen aus der Bibel, Sprichwörter, Fabeln und Sinngedichte dem großen Könige zugeschrieben werden, den das Volk unter dem Druck der Normannen als „Hirten und Liebling der Angeln" besingt.

Auch seinen Kunstsinn hat er bethätigt, schon bei der Wiederaufrichtung so vieler zerstörten Ortschaften, bei dem Bau von Kirchen und Klöstern, von Hallen und Schlössern; doch gewähren uns die wenigen, sehr allgemein gehaltenen Berichte keine Vorstellung von Stil und Geschmack. Von edlem Metall bei Ausschmückung der Gemächer und Geräthe ist oft genug die Rede, der einzige Zeuge bleibt das bereits erwähnte Juwel. Umständlich hingegen wird der Stundenzeiger beschrieben, den er sinnreich sich selber erfand, eine Laterne von durchsichtigen Hornplatten mit genau abgewogenen und durch Zolleinschnitte bezeichneten Wachskerzen. Ueberhaupt liegt in dem erfindungsreichen praktischen Geschick eine seiner bedeutendsten Eigenschaften, die, in der harten Schule der Noth entwickelt, von einer idealen Anschauung getragen und weise

angewandt, diesen Fürsten germanischer Herkunft als Vermittler verschiedener Culturwelten geradezu einzig in seiner Art erscheinen läßt.

Aus den Arbeiten und Künsten des Friedens, während dessen er die Marken seines Reichs gegen die Dänen im Osten und die Waliser im Westen niemals aus dem Auge verlor, wird nun der König von Neuem in das Feld gerufen. Bewegungen in Ostanglien nach dem Tode Guthorm-Aethelstan's und der Sieg, den der deutsche König Arnulf am 1. September 891 bei Löwen über dieselben Feinde davontrug, warfen noch einmal große Massen der Dänen auf die Küsten der Insel. Wiederum suchen sie die Ströme der Insel heraufzudringen, einen günstigen Fleck zum Ueberwintern zu gewinnen, rings umher das alte Unwesen zu entfachen. Aber ganz anders gerüstet und geübt traten ihnen jetzt die Sachsen entgegen; trefflich geführt von ihrem Könige, seinem ältesten Sohne und dem Eidam Aethelred, setzen sie sich mit Glück zur Wehr. Geschickt wissen sie die Schaaren des furchtbaren Hasting zu theilen, sie wiederholt in offener Feldschlacht zu bezwingen oder ihre Schanzen zu stürmen. Selbst auf dem Meere tritt ihnen Aelfred muthig entgegen mit Schiffen, doppelt so groß wie die ihrigen und gesteuert von seekundigen friesischen Lootsen. „Dank sei Gott," schreibt zum Jahre 896 der alte Chronist in seiner Muttersprache, „die Heiden hatten dieses Mal das englische Volk nicht so gänzlich zu Schanden gemacht." Und in der That, sie hatten eine Züchtigung empfangen, die, so lange der Geist Aelfred's unter seinen Nachkommen fortlebte, auf etwa ein Jahrhundert nachgewirkt hat.

Der König starb, vermuthlich in Folge der Anstrengungen, denen er sich bei kränklichem Leibe stets hatte aussetzen müssen, im 53. Lebensjahre, wie der angelsächsische Kalender verzeichnet, am 28. Oktober 901. Der Leib wurde vorläufig in der väterlichen Gruft zu Winchester beigesetzt, bis er in das im Jahre 903 vollendete Neue Münster vor den Thoren übergeführt werden konnte. Das uns erhaltene, auf einer Reichsversammlung um das Jahr 885 beglaubigte Testament bewahrt einige schöne Züge seiner, milder Sinnesart. Unter dem Wittwengut der Königin Ealhswith begegnet Aelfred's Geburtsort Wantage und Aethandune, wo er den ersten entscheidenden Sieg errungen. Der zweiten Tochter Aethelgeofu, unheilbar krank wie der Vater, ward zu Shaftesbury ein Stift errichtet. Alle Kinder sowie die Söhne seines älteren

Bruders sind mit Eigengut, die treuen Diener in Kirche und Staat mit Legaten bedacht. Seinen Leibeigenen hat er die Freiheit geschenkt.

Daß der Sohn Eadweard und der Enkel Aethelstan ihm auf dem Throne Ehre gemacht, daß die Enkelin Eadgyth die geliebte Gemahlin Otto's des Großen wird, und auch sonst sein Blut sich in den Regentenfamilien von Frankreich und Flandern verfolgen läßt, erwähnt rühmend die Geschichte der verschiedenen Reiche. Nur wenige Herrscher aber vermag sie ihm an die Seite zu setzen, bei denen wie bei ihm Adel und Frömmigkeit des Charakters sich mit hoher Thatkraft paaren, und liebevolles Gemüth zusammentrifft mit einer weiten Erkenntniß von dem, was Gottes Rath über die Völker und die Geschicke der Menschheit beschlossen hat[1]).

Reinhold Pauli in Tübingen, jetzt in Göttingen.

[1]) Eine ausgeführte Darstellung des Gegenstandes von dem Verfasser dieser Schilderung ist erschienen unter dem Titel: König Aelfred und seine Stelle in der Geschichte Englands. Berlin 1851.

Zweiter Abschnitt. Bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Deutschland, 10. 11. Jahrhundert.

198. Mathilde, Königin.

14. März.

Mathilde, die Gemahlinn König Heinrichs I., die Mutter des großen Kaisers Otto, stammte aus dem Geschlecht des Sachsenherzogs Wittekind, dessen Andenken in Lied und Sage stets unter dem Deutschen Volke fortgelebt hat. Als Kaiser Karl der Große dem sächsischen Stamme mit dem alten Glauben zugleich Freiheit und Selbstständigkeit raubte, hatte Wittekind die Sachsen als ihr letzter freier Stammesherzog gegen die Franken geführt, dann aber nothgedrungen der schwerlastenden Herrschaft Karls des Großen den Nacken gebeugt und zugleich das sanfte Joch Christi auf sich genommen; durch seinen Vorgang war die Mehrzahl der Sachsen dem Evangelium gewonnen worden. Wenig über ein Jahrhundert vor Mathildens Geburt war dies geschehen, und die Erinnerung an jene Zeit trat gerade damals um so lebendiger hervor, als die Herrschaft der Nachkommen Karls sichtlich in Deutschland ihrem Ende entgegenging, und die deutschen Stämme nahe daran waren, sich der königlichen Gewalt ganz zu entledigen und sich selbst getrennt und selbstständig wieder zu regieren.

Der Vater Mathildens, — Theodorich war sein Name, — galt für einen reichen und bedeutenden Mann in seinem Volke; zu Enger unweit Herford im Westfalenlande hatte er sein Gut und sein Wohnhaus, und hier wurde Mathilde um das Jahr 890 geboren. Schon in früher Jugend wurde sie von ihren Eltern dem Kloster Herford übergeben, welches unter der Leitung ihrer Großmutter stand, die im Wittwenstande den Schleier genommen hatte. Hier wurde Mathilde in der Schrift und nützlichen Handarbeiten unterwiesen, nicht um Nonne zu werden, sondern um mit trefflichen Kenntnissen ausgerüstet, später in das weltliche Leben zurückzukehren. In Herford erwuchs Mathilde zur Jungfrau, und ob sie

hinter Klostermauern lebte, drang doch der Ruf von ihrer Schönheit, Sittsamkeit und Tüchtigkeit bald durch das weite Sachsenland und gelangte so auch zu den Ohren des Herzogs Otto, der damals der mächtigste Mann im ganzen Lande war, und um den sich die Sachsen bei der Schwäche der königlichen Gewalt als ihren Führer schaarten.

Herzog Otto war schon hochbetagt, aber ihm zur Seite stand sein Sohn Heinrich, noch in den ersten Mannesjahren, zum einstigen Erben aller seiner Habe und seiner ganzen Macht bestimmt. An diesen seinen Sohn wünschte Otto Mathilde, die Enkelinn Wittekinds, zu vermählen, und auch Heinrich selbst war dieser Verbindung geneigt, nachdem er ein früheres Ehebündniß, weil es die Kirche verwarf, hatte lösen müssen. Heinrich begab sich daher mit einem stattlichen Gefolge auf die Brautfahrt nach Herford. Er sah Mathilde zuerst aus der Ferne in der Kirche, in die er sich, von Wenigen begleitet, wie zufällig begeben hatte; dann hielt er in feierlicher Werbung bei der Großmutter um die Hand der Enkelinn an. Sobald er hier der in hoher Schönheit prangenden Jungfrau in das Auge blickte, ergab sich sein Herz ihr ganz und gar, so daß er kein Scheiden, keinen Aufschub der Verbindung mehr dulden wollte. Er gewann es von der Großmutter, daß sie selbst ohne Vorwissen der Eltern die Enkelinn ihm verlobte, und schon am folgenden Tage führte er in erster Frühe in aller Stille Mathilde der Heimath zu. Ueberall wurde Heinrich und seine Braut — denn in ihm sah man den Mann, der das Land einst wieder frei und selbstständig machen würde, und in ihr feierte man Wittekinds Stamm — mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen, und nicht lange nachher zu Wallhausen in der goldenen Aue die Hochzeit mit einer Pracht, wie sie sonst nur Könige entfalten, festlich begangen. Wallhausen mit allem Zubehör erhielt Mathilde als reiche Morgengabe damals von ihrem Gemahl geschenkt.

Dies geschah im Jahre 909. Am 12. November 912 gebar Mathilde ihren ersten Sohn, die letzte Freude des Großvaters. Schon wenige Tage nachher starb der alte Herzog Otto, von dem das Knäblein den Namen erhielt. Heinrich folgte dem Vater in dem reichen Erbe und in der herzoglichen Gewalt. Denn die Sachsen wollten keinen andern an ihrer Spitze sehen, als ihn, der sich durch ein versöhnliches und gütiges Betragen die Liebe des ganzen Volks gewonnen und sich auch bereits als ein glücklicher Krieger

gegen die Feinde des Landes gezeigt hatte. Aber der Franke Konrad, der nach dem Aussterben der Nachkommenschaft Karls des Großen in Deutschland durch eine viel bestrittene Wahl die Königskrone erhalten hatte, suchte voll Neid Heinrichs gefahrdrohende Macht erst durch Entziehung von Rechten und Einkünften zu schmälern, dann im offenen Kampf zu brechen. Sein Bestreben war vergeblich. Je gefährdeter Heinrichs Stellung wurde, je enger schlossen sich die Sachsen an ihn an, je tiefer sank die königliche Macht im Lande, und als nach einem mühevollen Leben König Konrad sich am Ziele seiner Tage sah, gab er selbst den fränkischen Großen den Rath, die königliche Herrschaft ihres Stammes aufzugeben und auf den glücklichen und tüchtigen Sachsenherzog zu übertragen. So gelangte im Jahre 919 Herzog Heinrich zur königlichen Gewalt, zunächst über die Sachsen und Franken, doch bald erkannten auch die andern deutschen Stämme, theils den Gründen siegreicher Ueberredung sich fügend, theils durch Waffengewalt bedroht, seine Herrschaft an. Das schwierige Werk, die verschiedenen Stämme Deutschlands unter ein Oberhaupt zu einigen, vollbrachte Heinrich so still und geräuschlos, daß nach nicht langer Zeit selbst die Männer, die in den Geschichten des Vaterlandes wohlbewandert waren, nicht mehr zu sagen wußten, wie es gelungen sei.

Länger als siebzehn Jahre herrschte Heinrich dann mit Ruhm und Segen über das deutsche Volk. Vor ihm schien Deutschland die leichte Beute eines jeden Feindes, der sich an seinen Grenzen zeigte; die Wenden, die Normannen und besonders die Ungarn plünderten ungescheut und ungestraft auf deutscher Erde, und bedrohten, dem Heidenthum noch ergeben, hier selbst den Bestand des Christenthums. Der Kampf mit diesen schlimmen Feinden war bisher ohne dauernden Erfolg deßhalb gewesen, weil das Reich selbst im Innern gespalten war, bei der Schwäche der königlichen Gewalt nirgends der Landfriede bewahrt wurde, und Bürgerzwist und Bürgerfehde überall wütheten. Indem Heinrich jetzt durch Gerechtigkeit und Milde Ordnung im Innern schaffte, konnte er bald die vereinte Kraft des Landes gegen die äußern Feinde wenden; es gelang ihm dann, sie aller Orten aus dem Felde zu schlagen und die Grenzen des Reichs zu sichern. Es giebt wenige Fürsten, denen das deutsche Volk so viel Dank schuldet, als dem ruhmreichen Sachsenkönige Heinrich. Aber auch Mathilde gebührt ein Antheil an dem Ruhme ihres Gemahls. Ihr milder und from-

mer Sinn, ihr unermüdliches Schaffen und Wirken für das Wohl Anderer standen dem Könige stets hülfreich zur Seite. Je mehr Gott sie erhöhte, desto mehr schien sie an Demuth zu wachsen. Mit ihren Gebeten bei Tag und bei Nacht unterstützte sie die Unternehmungen ihres Gemahls; sie war die Zuflucht der Leidenden und der bedrängten Unschuld; dem strengen Urtheile des Königs trat sie oft mit ihrer Fürbitte entgegen und ruhete nicht eher, als bis sich der Zorn gekühlt und das Wort der Gnade demselben Munde entfallen war, der erst das Todesurtheil gesprochen hatte. Bereitwillig erkannte dies Heinrich an, und in dankbarer Liebe schenkte er ihr seine schönen Güter zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen, Grona und Duderstadt als Witthum.

Es war die schönste, freudenreichste Zeit in Mathildens Leben, als sie so an der Seite ihres Gemahls beseeligt nach allen Seiten mit reicher Hand Segen spenden konnte und ihr fünf treffliche und meist hochbegabte Kinder im Hause erwuchsen. Nach Otto hatte sie noch als Herzoginn zwei Töchter geboren: Gerberga und Hathuwin, dann war sie bald nach ihrer Thronbesteigung eines Sohnes genesen, der nach dem Vater den Namen Heinrich erhielt; endlich hatte sie dem Gemahl noch im zwanzigsten Jahre ihrer Ehe einen Sohn geschenkt, Bruno genannt. Bald danach verließ ihre älteste Tochter Gerberga das Vaterhaus und wurde dem Herzog Giselbert, dem mächtigsten Herrn in den deutschen Gauen jenseits des Rheins vermählt, und fast zu derselben Zeit führte ihr ältester Sohn Otto Editha, Königs Edwards Tochter, deren tapferer Bruder König Athelstan damals England mit fester Hand regierte, als seine Gemahlinn heim, indem er durch diesen Ehebund die lange getrennten sächsischen Stämme diesseits und jenseits des Meeres sich wiederum näherte und enger verband. Editha war zu allen Zeiten Mathilden eine liebe, freundliche Schwiegertochter, und die geistig verwandten Seelen der älteren und jüngeren Frau fügten sich schnell in einander. Mathilde hatte noch kaum das vierzigste Jahr überschritten, als sie sich schon zweier Enkel erfreute: Editha hatte Otto einen Sohn, Gerberga ihrem Gemahl eine Tochter geboren. Immer mehr dehnte sich in der Folge die Familie aus, und jedesmal, wenn Mathilden die Geburt eines Enkels gemeldet wurde, sah sie dankend zum Himmel und rief: „Gelobt sei Gott!“

Mathilde liebte die Kirche und hielt ihre Diener in hohen Ehren. Heinrichs Gemüth, durch manche schlimme Erfahrungen

an ehrgeizigen Geistlichen erbittert, war in den früheren Jahren den Forderungen der Kirche nicht eben geneigt, aber Mathilde wußte es derselben mehr und mehr zuzuwenden. Es war ihr gewiß eine große Freude, als Heinrich ihren jüngsten Sohn Bruno dem geistlichen Stande bestimmte und den Knaben, als er etwa vier Jahre alt war, der Schule des Bischofs Baldrich von Utrecht übergab. In der letzten Zeit seines Lebens vermochte sie auch Heinrich dazu, selbst an eine Klosterstiftung Hand zu legen. Am Fuße des Harzes, zu Quedlinburg, auf Fluren, welche die Bode durchfließt, lag eine Pfalz, wo Heinrich oft und gern mit Mathilde verweilt hatte: hier auf dem Grunde und Boden, den er Mathilde zum Witthum geschenkt hatte, wollte er ein Kloster gründen, um in demselben einst selbst seine Ruhestatt zu finden. Auf einer weitaussehenden Höhe, die sich unmittelbar über der Pfalz erhob, wurde alsbald mit dem Bau der Kirche begonnen. Als man mit dem Werke beschäftigt war, vernahm Heinrich, daß die Nonnen im Kloster Wendhausen, das in unwegsamer Gegend bei Thale, wo die Bode sich zwischen hohen Felsen in die Ebene Bahn bricht, belegen war, manchen Mangel litten, der sie um so mehr bedrückte, da sie, vornehmen Geschlechtern des Landes angehörig, ihn zu ertragen nicht von Jugend an gewöhnt waren. Die Verwandten der Nonnen baten daher den König, er möchte dieselben nach Quedlinburg versetzen, und dies entsprach auch ganz dem Wunsche Mathildens, die auf eine hohe Geburt nicht geringen Werth legte, denn sie meinte, ein edles Geschlecht verbürge auch meist einen edlen Sinn, und daß diese Stiftung eine Pflanzstätte edler Sitten und hoher christlicher Tugenden für das ganze Sachsenland werden sollte, lag ihr zumeist am Herzen. Heinrich entschied sich daher für die Verlegung des Klosters Wendhausen nach Quedlinburg.

Je reicher an Freude und Segen Mathildens Ehe gewesen war, je schmerzlicher war für sie der Schlag, der ihr ganzes bisheriges Glück auf einmal vernichtete. Als Heinrich im Sommer des Jahres 936 auf seiner Pfalz zu Memleben an der Unstrut sich aufhielt, fühlte er, sein Ende sei nahe. Da rief er Mathilde zu sich, sprach erst lange still mit ihr, dann aber mit vernehmlicher Stimme: „Mein treues, geliebtes Weib, ich danke dem Herrn Christus, daß ich vor dir von dieser Welt scheide. Keiner gewann je ein so frommes, in jeder Tugend erprobtes Weib, als ich. Du hast mich oft im Zorn besänftigt, mir zu allen Zeiten nützlichen Rath gegeben,

mich, wenn ich irrte, auf den Pfad der Gerechtigkeit zurückgeführt, du hast mich fleißig ermahnt, mich derer anzunehmen, die Gewalt erlitten: habe Dank für dies Alles! Ich empfehle Gott und der Fürbitte seiner Auserwählten dich und unsere Kinder, wie auch meine Seele, die nun diesen Leib verlassen muß." Da dankte auch Mathilde in tiefer Rührung ihrem Gemahl für alle bewiesene Liebe und Treue, dann verließ sie sein Sterbelager und ging in die Burgkirche, für das Seelenheil ihres sterbenden Gemahls zu beten. Heinrich aber hauchte den Athem aus in Gegenwart seiner Söhne und einiger sächsischer Herren. Der Klageruf drang alsbald in die Kirche und zu den Ohren der Königinn, sie faßte sich, ließ sogleich eine Messe für das Seelenheil ihres königlichen Gemahls lesen und hörte derselben andächtig zu; dann erst trat sie in das Sterbegemach. Sie weinte bitterlich, aber trug doch mit Ergebung in Gottes Willen ihren Schmerz. Zu ihren Söhnen, die weinend am Lager standen, sprach sie: „Meine theuren Söhne, schreibt euch in das Herz, was ihr hier sehet; ehret Gott und fürchtet ihn, der Macht hat, solches zu thun." — Es war ein Sonnabend, der 2. Juli des Jahres 936, an dem König Heinrich endete, nachdem er sein Leben beinahe auf sechszig Jahre gebracht hatte.

Mehr als dreißig Jahre schmerzlicher Wittwenschaft hat Mathilde dann noch verlebt. Die Sorge für das Wohl ihrer Kinder fesselte sie an das Leben; Trost für ihren Schmerz suchte sie in unablässigen Werken christlicher Liebe, von der Hoffnung gestärkt, dem im Tode wieder vereint zu werden, den sie im Leben von ganzer Seele geliebt hatte. In keinem Augenblicke verließ sie das Andenken an Heinrich: nicht nur den Jahrestag seines Todes, sondern auch den Monats- und Wochentag desselben zeichnete sie stets besonders dadurch aus, daß sie an ihm die Hungrigen speiste, die Durstigen tränkte und die Nackenden kleidete. Ihre erste Sorge nach Heinrichs Tode war, seine Stiftung zu Quedlinburg zu vollenden; mit voller Hingebung widmete sie sich diesem Werke, von ihrem Sohne Otto, den jetzt die Königskrone schmückte auf das bereitwilligste unterstützt. Das Nonnenkloster zu Quedlinburg auf der Höhe blühte schnell empor, mit mütterlicher Liebe von Mathilde gepflegt. Bald entstand auch daneben, von ihr begründet, eine Klostergemeinschaft von Mönchen, die ihren Sitz bei der Kirche neben der Königsburg am Fuße des Berges hatte.

Welche Beruhigung Mathilde aber auch in diesen frommen

Werken finden mochte, um so weniger konnte sie doch den Verlust ihres Gemahls verschmerzen, als bald nach seinem Tode die herbsten Sorgen um ihre Kinder sie bedrückten. Die große Macht, die Otto zugefallen war, erregte ihm Neid und Mißgunst an vielen Orten und leider zumeist in seiner eigenen Familie. Sein älterer Halbbruder Thankmar erhob zuerst gegen ihn die Waffen und fand in der Empörung den Tod. Dann stand Ottos Schwager, Herzog Giselbert, gegen ihn auf und verlockte selbst den jungen und ehrgeizigen Heinrich zum Treubruch gegen den eigenen Bruder. Giselbert kam im Aufstande um; Heinrich mußte sich dem Bruder ergeben, der ihm großmüthig verzieh. Dennoch ließ sich Heinrich noch einmal in eine abscheuliche Verschwörung gegen das Leben seines Bruders ein und hatte dann dies Verbrechen, wie er es verdiente, mit strenger Haft zu büßen. Diese Wirren, in denen sich König Heinrichs Kinder selbst zu ihrem Verderben bekriegten und die zugleich das große Werk ihres Vaters, die Einigung des deutschen Volks, zu vernichten drohten, mußten das Herz Mathildens tausendfach zerreißen, und überdies hegte sie noch gerade für Heinrich, bei allen seinen Fehlern und Sünden, eine besondere Vorliebe, weil er in seiner Erscheinung dem Vater am ähnlichsten war. Sie war es dann auch, die Ottos Bruderherz rührte, als Heinrich voll tiefer Reue sich öffentlich vor ihm demüthigte. Aber kaum waren die Brüder versöhnt, als sie — um das Maaß von Mathildens Leiden voll zu machen — sich voll Undank vereint gegen die Mutter wandten. Mit Unmuth sahen sie ihre rückhaltslose Freigebigkeit gegen die Armen, die Kirchen und Klöster; nicht allein ihr reiches Witthum vergeude sie so, meinten sie, sondern sie müsse auch große Schätze aus der Verlassenschaft des Vaters ihnen vorenthalten haben; Kränkungen häuften sie auf Kränkungen und verlangten endlich, sie solle ihr Witthum aufgeben und in ein Kloster gehen. Mathilde, tief durch solchen Undank verwundet, entsagte willig dem, was Heinrichs Liebe ihr gegeben hatte, sie zog sich nach Enger auf ihr väterliches Erbe zurück und beschränkte sich darauf, mit ihren geschmälerten Einkünften das dortige Kloster so zu erweitern, daß sie als die neue Begründerinn desselben angesehen wurde.

Bald aber kamen bessere Tage für sie. Die gute Königinn Editha, Ottos Gemahlinn, wußte tiefe Reue in dem Herzen ihres Gemahls über sein liebloses Verfahren gegen die Mutter zu wecken:

Otto ging in sich, er trat zu Grona wieder vor die Augen der Mutter, warf sich ihr zu Füßen und bat um Verzeihung. So versöhnlich war Mathildens Gemüth, daß sie selbst die Schuld der Entzweiung auf sich nahm, sie erhob den Sohn und küßte ihn. Auch Heinrich verzieh sie von ganzer Seele. Freudig beging man in der Familie diesen Tag, an dem die Söhne zu der Mutter zurückgekehrt waren. Mathilde empfing jetzt ihr Witthum zurück, und so wenig verkümmerte Otto fortan ihr die Freude, dasselbe zum Wohlthun und zu kirchlichen Zwecken anzuwenden, daß er vielmehr ihre Stiftungen aus seinem eigenen Vermögen noch reichlicher ausstattete. Nichts konnte fortan das feste Band der Liebe zwischen der Mutter und ihrem königlichen Sohne trennen, und selbst als die sanfte und herzliche Mittlerinn, die gute Königinn Editha starb, zog es sich eher fester, als es sich lockerte. Otto suchte für seine tief bekümmerte Seele jetzt eben dort den Trost, wo Mathilde ihn längst gefunden hatte: in gottgefälligen Werken und in rastlosen Bemühungen für die Kirche Christi auf Erden. Mutter und Sohn schienen fortan nur ein und dasselbe zu wollen und zu erzielen, jeder in seiner Weise und in seinem Kreise. Eine große Genugthuung war es auch für die alte Königinn, als auf ihre Fürbitte ihr Sohn Heinrich endlich Raum und Gelegenheit zu Thaten erhielt, die seines Vaters würdig waren und wo er dem Vaterlande diente. Mit Judith, der schönen und klugen Tochter des Herzogs Arnulf von Baiern, vermählt, wurde Heinrich, als dieses wichtige Herzogthum erledigt wurde, an die Spitze desselben gestellt, wo er in glücklichen Kämpfen die Südostgrenzen Deutschlands vertheidigte und erweiterte. Endlich gelangte auch Mathildens jüngster Sohn Bruno, der am treuesten ihr Wesen in dem seinen abspiegelte, zu einer großen, gesegneten Wirksamkeit. Noch in den Jünglingsjahren wurde er zum Erzbischof von Köln erhoben, und dann auch die Verwaltung des Herzogthums Lothringen, des Landes im Westen des Rheins, ihm übertragen. Es ist schwer zu sagen, ob Bruno, ein Mann, auf den das deutsche Volk stolz sein kann, der Kirche oder dem Staate größere Dienste leistete. Ihm war es hauptsächlich beizumessen, wenn es in Frankreich nicht schon damals zu einer Thronumwälzung kam, welche die ohnehin zerrütteten Verhältnisse des Landes völlig aufgelöst, wie den Frieden unter König Heinrichs Kindern gewaltsam gestört haben würde. Denn wie eine Zeit lang in Deutschland Heinrichs Söhne, so standen sich in

Frankreich seine Schwiegersöhne lange im Hader um die Herrschaft feindlich gegenüber. Hathuwin war nehmlich nicht lange nach des Vaters Tode dem Herzog Hugo von Francien vermählt worden, dessen Macht in Frankreich der königlichen selbst überlegen war; Gerberga hatte aber nach dem Tode Herzog Giselberts, ihres ersten Gemahls, mit dem Könige Ludwig IV. von Frankreich eine neue Ehe geschlossen. Bruno war es, der den Gemahl Gerbergas vor den Uebergriffen Herzog Hugos schützte.

Mit hoher Befriedigung konnte Mathilde jetzt auf die großartige vereinte Wirksamkeit ihrer Söhne blicken; vor allem aber mußten die glänzenden Thaten Ottos ihre Seele mit stolzer Freude erfüllen. Nach Norden und Osten breitete er in ruhmreichen Kämpfen gegen Wenden und Dänen seine Macht und zugleich die Herrschaft der Kirche Christi aus; er gründete Kirchen und Klöster in Ländern, wo nie zuvor das Evangelium verkündet war. Dann wandte er seinen Blick nach dem Süden und zog im Jahre 951 über die Alpen. Mit der Hand seiner zweiten Gemahlinn Adelheid gewann er das schöne und reichgesegnete Königreich von Italien. Schon war kein Fürst der abendländischen Christenheit nur von fern an Macht ihm zu vergleichen, das Werk des Vaters hatte er im großen Sinne fortgesetzt, ein Sachsenfürst schien die Tage Karls des Großen wieder der erstaunten Welt zurückzuführen. — Während ihre Söhne so rastlos für des Vaterlands und des eigenen Hauses Größe schafften, war die Mutter in ihrer Weise nicht minder thätig. Sie lebte in ihren Stiftungen und für dieselben. Besonders nahm Quedlinburg, wo sie zumeist sich aufhielt, noch immer ihre Fürsorge in Anspruch, dann sicherte sie den Bestand des Klosters zu Enger, dem sie auch Freibriefe des Königs zu erwirken wußte, und zugleich legte sie schon an eine neue Stiftung Hand: auf ihren Wittwensitze zu Pöhlde am Harz begründete sie damals ein Mönchskloster.

Noch einmal kam für Mathilde im hohen Alter — sie hatte bereits ihr sechzigstes Jahr überschritten — eine böse, traurige Zeit. Edithas Kinder erhoben aus Unmuth über die zweite Ehe des Vaters und aus bitterer Feindschaft gegen ihren Oheim Herzog Heinrich, den sie jetzt auf alle Weise begünstigt sahen, die Waffen des Aufruhrs und bekriegten den eigenen Vater. In dem gefahrvollen Kampfe, der den Bürgerkrieg wieder in ganz Deutschland entzündete, gewann endlich Otto den Sieg und verzieh hochherzig

seinen und Edithas Kindern, die aber bald ein unglückliches Ende fanden. Noch während des inneren Kriegs waren indessen auch die alten Feinde, die Ungarn, abermals an den Gränzen erschienen und bis in die Mitte unsres Vaterlands ergossen sich ihre verheerenden Züge. Kaum aber war die Eintracht im Innern hergestellt, als Otto die Ungarn in der ewig denkwürdigen Schlacht auf dem Lechfelde gänzlich auf das Haupt schlug und für immer aus den deutschen Landen jagte. Noch von dem Schlachtfelde schickte Otto Boten mit der frohen Siegeskunde an die Mutter nach Sachsen und eilte bald darauf selbst zu ihr, die ihn unter einem Strom von Freudenthränen in ihre Arme schloß. Manches bittere Leid der letzten Zeit mochte diese Siegesfreude vergessen machen, wäre sie nur nicht so bald durch eine schmerzliche Todesnachricht getrübt worden. Herzog Heinrich starb nicht lange nachher in den ersten Mannesjahren, fern von der Mutter, deren ganzes Herz so zärtlich an ihm hing. Sie erhielt die schlimme Kunde zu Quedlinburg und berief alsbald die Nonnen zur Kirche. Hier forderte sie dieselben auf für das Seelenheil ihres abgeschiedenen Sohns zu Gott zu flehen und beugte selbst zuerst ihre Knie vor dem Altare. „O Herr," rief sie aus, „erbarme dich der Seele deines Knechts, den du von der Welt abberufen hast! Gedenke, wie wenig Freuden er im Leben genossen hat und wie fast alle seine Tage voll Kummer und Elend waren!" Sie erhob sich, wankte zum Grabstein König Heinrichs, neigte ihr Haupt auf denselben und sprach unter Thränen: „O mein Herr und Gemahl, glücklich bist du, daß du diesen Schmerz nicht mehr erlebtest. Dich berührt dies bittere Leid nicht mehr, das mein Herz zerreißt; war es doch, so oft ich des traurigen Tags deines Todes gedachte, mein einziger Trost, daß dieser unser geliebter Sohn mir geblieben war, der dein Antlitz, deine Gestalt und deinen Namen trug." Von diesem Tage an legte Mathilde das königliche Scharlachkleid, das sie auch nach dem Tode ihres Gemahls noch zu tragen pflegte, obwohl seitdem von einem leinenen Ueberwurf verdeckt, ganz ab und zeigte sich nur in Trauerkleidern, auch mochte sie fortan kein Goldgeschmeide mehr an ihrem Leibe dulden; sie nahm an Spielen, wie sie die Zeit liebte, fortan keinen Antheil, litt auch nicht, daß man weltliche Lieder vor ihr sang, nur an geistlichen Gesängen fand sie noch Gefallen.

Immer mehr schien die hochbetagte Königinn dem Leben dieser Welt abzusterben; was sie dennoch immer wieder in dasselbe zurück-

rief, waren die Sorgen für ihre großen Stiftungen und die glänzenden Thaten ihres Sohns Otto, deren Ruf die ganze Welt erfüllte. Im Jahre 961 zog er zum zweitenmale über die Alpen und verweilte nahe an vier Jahre daselbst. Damals gewann er zu Rom die Kaiserkrone und damit die höchste Macht, welche Gott nach der Vorstellung jener Zeit zum Schutze der Christenheit geordnet hatte; dem Greuel an heiliger Stätte machte er mit starker Hand ein Ende, indem er das Aergerniß, welches lasterhafte Päbste der Kirche gegeben hatten, zu beseitigen wußte. Als Otto seine Macht zu Rom befestigt hatte, brach er wieder heimwärts auf, besonders, wie uns berichtet wird, um seine alte Mutter noch einmal zu sehen. Gleich nach Pfingsten 965 traf Mathilde mit Otto zu Köln im Palaste Brunos zusammen und begrüßte hier zum ersten Male ihren Sohn als Kaiser. Es war ein einzig schönes Fest des Wiedersehens nach langer Trennung. Alle ihre Kinder und Enkel umgaben hier noch einmal die alte Königinn, der ganze Glanz und die volle Hoheit dieser von Gott so reich gesegneten Familie trat hier der Welt vor Augen; man meinte, nie habe man eine solche Versammlung bei einander gesehen. Mitten in dieselbe trat auch der alte Lehrer Brunos, Bischof Baldrich, und sprach den Segen Gottes über dieses mächtige Königsgeschlecht und besonders über die greise Königinn, indem er ihr vor die Seele führte, wie die Worte des heiligen Sängers (Psalm 128) an ihr in Erfüllung gingen: „Der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du sehest das Glück Jerusalems dein Leben lang und sehest deiner Kinder Kinder!" Endlich mußte man sich trennen, und nie ist diese hochbegnadigte Familie so wieder vereint gewesen. Erzbischof Bruno starb wenige Monate darauf in der Blüthe der Mannesjahre. Hathuwin und Gerberga kehrten nach Frankreich zurück und haben die Mutter nicht wieder gesehen.

Otto ging alsdann nach Sachsen und Thüringen in die heimathlichen Gegenden; er besuchte auch Nordhausen, wo die Mutter in der letzten Zeit ein Nonnenkloster begründet hatte, das sie mit besonderer Sorgfalt pflegte. Denn sie liebte den Ort vor andern, weil sie hier mit ihrem Gemahl glückliche Tage verlebt, hier Heinrich und Gerberga geboren hatte. Dies Kloster war ihre letzte Stiftung, die sie aber nicht mehr so reich aus eigenen Mitteln bedenken konnte, weil sie das Meiste, was sie besaß, schon an andere Klöster vertheilt hatte, überdies besorgte sie abzuscheiden, ehe noch

Alles vollendet wäre. Deshalb wünschte Mathilde, daß Otto selbst Nordhausen sehen möchte, und richtete hier die dringendsten Bitten an ihn sich dieses Klosters gleichsam als ihres Testaments anzunehmen. Otto versprach die Stiftung mit allen Kräften zu fördern und zu unterstützen. Bald darauf begaben sich Otto und Mathilde nach Quedlinburg, wo um Ostern 966 die einzige Tochter des Kaisers, die nach der Großmutter Mathilde genannt und berufen war, die fromme Thätigkeit derselben einst fortzusetzen, unter großen Feierlichkeiten zur Aebtissinn des Klosters geweiht wurde. Dann sagte der Kaiser der Mutter das letzte, schmerzliche Lebewohl und trat seinen dritten Zug über die Alpen an.

Noch beinahe zwei Jahre lebte Mathilde. Schon bedrängten körperliche Leiden unausgesetzt die mehr als siebzigjährige Frau, aber der Geist blieb wach und rege. Unablässig reiste sie zu ihren Klöstern umher, sah selbst nach Allem, wachte über Alles. Am meisten verweilte sie in Nordhausen, das ihrer Pflege noch vornehmlich zu bedürfen schien, obschon sie daselbst bereits ihre treuste Dienerinn Richburg als Aebtissinn eingesetzt hatte. Als Mathilde aber den Tod nahen fühlte, begab sie sich nach Quedlinburg, um dort abzuscheiden, wo Heinrich starb und seine irdische Hülle ruhte. Mitten im Winter, in den letzten Tagen des Jahres 967, trat sie ihre letzte Reise nach Quedlinburg an. Immer bedenklicher wurde hier ihr Zustand, von nah und fern strömte Alles herbei, die hochverehrte Königinn noch einmal zu sehen. Als sie fühlte, daß ihre letzte Stunde gekommen sei, belehrte, warnte und tröstete sie noch Mathilde und Richburg, denen sie ihre liebsten Stiftungen hinterließ; dann entschlummerte sie im Glauben unter frommen Gebeten. Es war am 14. März 968, an einem Sonnabend und gerade zu derselben Zeit, wo sie sonst an diesem Tage die Armen zum Andenken an Heinrich zu speisen pflegte. In der Kirche des Nonnenklosters zu Quedlinburg zur Seite ihres königlichen Gemahls wurde Mathilde bestattet.

Als Kaiser Otto in Italien die Nachricht von dem Tode der Mutter erhielt, wollte er sogleich nach Quedlinburg zu ihrem Grabe eilen, aber dringende Geschäfte hielten ihn noch geraume Zeit in Italien zurück. Doch gedachte er sofort ihres letzten Willens und sicherte durch Schenkungen und Freiheitsbriefe die Stiftung zu Nordhausen. Erst Ostern 973 kam er nach Quedlinburg, um die heilige Zeit am Grabe seiner Eltern zu verleben. Hier fühlte er,

daß auch seine Stunde nahe sei, und schon wenige Tage nach Himmelfahrt ereilte ihn der Tod zu Memleben, an demselben Orte, wo er einst neben der Mutter an der Leiche seines Vaters gestanden hatte.

Viele Jahrhunderte noch lebte Mathildens Name in höchsten Ehren in ihren zahlreichen Stiftungen fort, obwohl ihr Geist und ihr Sinn sich nicht immer in denselben erhielten. Denn nicht zu Sitzen träger Ruhe und stolzen Ueberflusses hatte sie dieselben machen wollen, sondern zu umfriedeten Burgen und Pflanzstätten heiligen christlichen Lebens in einer wild bewegten und ungestümen Zeit; hier sollte die verfolgte Unschuld Rettung, die Noth Hülfe, das verlangende Herz Glaubenstrost finden; von hier sollte überdies über das ganze Sachsenland sich höhere geistige Bildung verbreiten, und zwar jene geistige Bildung, die aus heiligen Quellen strömend, zugleich geistliche Weihe giebt. Wie Mathilde in diesen Klöstern und Schulen — denn sie waren Beides in Einem — gewirkt wissen wollte, zeigte sie an ihrem eigenen Beispiel. Die Kraft des Lebens und aller Thätigkeit nahm sie aus dem Gebet; noch in ihren letzten Jahren stand sie stets, ehe der Morgen anbrach, vom Lager auf und begab sich zum Gebet in die Kirche, hier sah man sie auch täglich andächtig dem Gottesdienste beiwohnen; aber sonst war sie unermüdlich bei der Arbeit und allem müßigen Feiern im Herzen feind. Wo sie auch sein mochte, daheim oder auf der Reise, suchte sie die Armen auf und sorgte für sie, unterstützte die Wanderer, trat an das Lager der Kranken, unterrichtete selbst ihre Diener und Mägde in nützlichen Dingen, namentlich in der damals noch seltenen Kunst des Lesens; mit ängstlicher Sorgfalt sorgte sie ferner für den Haushalt und alle Bedürfnisse ihrer Stiftungen: und doch genügten ihr alle diese Werke der Liebe noch nicht, wenn sie nicht täglich noch mit eigenen Händen etwas arbeitete und fertig schaffte. War sie einmal durch viele Besuche behindert worden, eine Handarbeit zu unternehmen, so setzte sie sich nicht eher zu Tische, als bis sie noch eine Arbeit gefördert hatte, eingedenk der Worte des Apostels Paulus: „So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen." (2 Thessal. 3, 10.)

Wenn unter Mathildens Tugenden eine vor anderen hervorleuchtet, so ist es gewiß die der Demuth: wo sie helfen konnte, war ihr keine Arbeit zu schlecht und gering. Aber selbst bei den niedrigsten Werken konnte sie nie die ihr angeborne Hoheit und

Würde verleugnen; immer blieb sie, wie die Zeitgenossen sagen, die Königinn inmitten des Volks. Mit ehrfurchtsvoller Bewunderung sah die Mitwelt auf sie, die Gemahlinn Heinrichs, die Mutter Ottos; und mit Freude und Stolz nennt der Deutsche noch jetzt ihren Namen, denn mit demselben innigst verknüpft sind die schönsten und rühmlichsten Erinnerungen unserer Geschichte.

W. v. Giesebrecht in Berlin, jetzt in München.

---

199. Otto I. der Große, Kaiser.

7. Mai.

Im Jahre 936 war in Deutschland der gute König Heinrich gestorben, der wie ein wahrer Held gekämpft hatte sein Leben lang, und wie der kundige Baumeister aus dem Schutte der Brandstätte ein Haus schöner und besser aufbaut, als es zuvor gewesen war, so hatte er das Reich wiederhergestellt. In demselben Jahre aber wählte das deutsche Volk Heinrichs ältesten Sohn Otto zu seinem Könige, und alle Fürsten zogen hin zum Dome von Aachen, wo vor einhundert zwei und zwanzig Jahren der große Kaiser Karl war zur Erde bestattet worden; daselbst sollte Otto an heiliger Stätte gekrönt werden. Vor dem versammelten Volke am hohen Altare salbten ihn die Erzbischöfe mit dem heiligen Oele, umgürteten ihn mit dem Schwerdte, gaben das Scepter in seine Hand und setzten ihm die Krone auf das Haupt. Dann ermahnten sie ihn der Christenheit ein rechter Schirmherr zu sein, und in allen Dingen zu thun, wie es einem weisen und gerechten Herrscher geziemt. Das Volk aber erhob die Hände zum Himmel, und flehte seinen Schutz für den jungen König an, und dann riefen alle mit einer Stimme: „Heil und Sieg unserm Könige Otto!" Darauf setzte sich der König nieder an marmorner Tafel und hielt das Festmahl. Die Herzoge aber standen umher und bedienten ihn nach altem Brauche mit Speise und Trank, und es flatterten die Fahnen und die Trompeten schmetterten darein und alles Volk war hoch erfreut. Das waren herrliche und schöne Tage und Niemand ahnte, es werde nach so vielem Glanze der Sturm über Nacht hereinbrechen.

Denn kaum waren diese hohen Festlichkeiten beendet, da kamen Boten von den Marken des Landes und meldeten, wie die feind-

lichen Völker begönnen sich zu regen, und gedächten abzufallen vom Reiche. Und so war es. Die harten Slaven, die wohnten zwischen der Elbe und Oder, hatten sich erhoben im Aufstande, voll Ingrimm und Erbitterung gegen ihre Nachbarn, die Sachsen, die ihnen die Lehre Christi mit dem Schwerdte bringen wollten, wie sie selber sie einst empfangen hatten; aber den Slaven war die Freiheit lieber und die väterliche Sitte und ihr altes Heidenthum. Auch die wilden Ungarn waren wieder in das Land gekommen; denn alle dachten Otto zu versuchen, ob etwa das deutsche Schwerdt stumpf und machtlos geworden sei, seit Heinrich die Augen geschlossen habe. Doch das war nicht das Schlimmste; denn auch im Innern des Reichs erhob sich Zwiespalt und Widerspruch, und Haß, Neid und bittere Feindschaft drangen ein in die Burg des Königs. Die Herzoge, die ihn noch bedient hatten beim Königsmahle, standen auf wider ihn, denn sie wollten keinen Herrscher über sich haben, und auch seine eigenen Brüder wurden ihm feind. Der Eine Namens Thankmar, zürnte ihm, weil er meinte, Otto habe ihn verkürzt an seinem Erbe, und der jüngere, Heinrich, war neidisch und dachte die Krone habe ihm wohl eher gebührt als seinem Bruder. Er war aber noch jung und trachtete nach hohen Dingen, und entwarf heimliche Anschläge wider Otto und seine Herrschaft. Als ein Verräther an seinem Bruder und Könige verband er sich mit den stolzen Herzogen; denen war sein hochfliegender Sinn willkommen, und sie wollten ihn für ihre Pläne gebrauchen. Unter den Feinden aber war auch der Herzog von Lothringen, der hatte eine Schwester Otto's und Heinrich's zur Frau genommen. So waren gegen den jungen König seine nächsten Blutsverwandten, die ihm hätten zur Seite stehen sollen.

Nun war für Otto die Zeit der Prüfung gekommen, und es galt festzustehen und nicht zu wanken, und im Vertrauen auf Gott nimmer die gerechte Sache zu verlassen. Und der Kampf entbrannte aller Orten im Reiche, und die Getreuen sammelten sich um den König; der aber zog von einer Mark zur andern und mitten hinein in das Land, und war überall, wo seine Hülfe nöthig war, und legte Schild und Schwerdt nimmer bei Seite. Dennoch wuchs die Zahl der Feinde übermächtig, und manches Mal war Otto in großen Nöthen, und er wußte nicht, wie er vor ihnen Stand halten sollte. So war er wiederum zum Rheinstrome gezogen wider seinen Bruder Heinrich und dessen schlimme Rathgeber, und

sandte einen seiner Getreuen aus: daß er Heinrich noch einmal die Hand zum Frieden bieten und den Bruderkrieg abwenden möge. Und ein Theil seiner Mannen war bereits auf das linke Ufer des Flusses hinübergegangen, als Otto plötzlich gewahrte, wie die Schaaren seines Bruders mit Uebermacht heranzogen gegen das Häuflein der Seinen. Diese standen nun zwischen dem Feinde und den reißenden Wellen des Stromes. Er sah ihre Gefahr, er hörte den Schlachtruf, und vermochte ihnen nicht mit den Andern zu Hülfe zu kommen. Da warf sich Otto in seiner Hülflosigkeit nieder auf die Kniee und flehte zu Gott und rief: „Allmächtiger, blicke auf dein Volk hernieder, zu dessen König du mich gesetzt hast, nimm es aus den Händen seiner Feinde, daß alle Welt erkenne: es stehe in keines Menschen Macht, deinem ewigen Rathschlusse zu widerstreben!“ Und siehe! da ertönte schon der Siegesruf zu ihm herüber, und Gott hatte sein Gebet erhöret, die Seinen hatten gewaltig gestritten, und die Feinde nach heißem Kampfe in die Flucht getrieben, und Heinrich selbst war verwundet worden. So war der König dieses Mal gerettet aus schwerer Gefahr.

Doch überwunden waren die Feinde lange noch nicht, denn zu den alten Gegnern gesellten sich noch neue. Das waren die Dänen, die Heinrich auf ihre Inseln zurückgedrängt hatte, und sie begannen wie vor Zeiten an den Küsten zu landen, und Dörfer und Städte in Asche zu legen. Und zu den Heiden kamen auch Feinde aus den christlichen Völkern. Der König von Frankreich fiel in das Elsaß ein und besetzte die festen Städte. Denn alle Feinde wollten die Zeiten der allgemeinen Verwirrung wahrnehmen, und mancher mochte meinen, das Reich zu theilen, und es in Stücke zu zerreißen wie ein veraltetes Gewand. Otto aber wußte nicht, wohin er sein Schwerdt zuerst wenden sollte, und nimmer hätte er diese Noth bestehen können, wenn Gott nicht Kraft in sein Herz gelegt hätte, und hätte ihm Muth und Standhaftigkeit verliehen. Da nun seine treu gebliebenen Freunde die Grenzen zu wahren suchten, so gut sie es vermochten, war er selber vor die Veste Breisach gezogen, die eine Hauptschutzwehr war der Empörer, und begann sie zu belagern. Indeß aber wurden die aufrührerischen Herzoge immer mächtiger, und viele, die bis dahin ausgehalten hatten in der Treue, fingen an zu wanken und glaubten, es möchte nun zu Ende gehen mit dem Könige, und er könne nimmermehr wieder Macht erlangen. Da verließen ihn Manche offenkundig,

Andere entflohen bei Nacht und Nebel. Die Reihen der Kämpfer lichteten sich immer mehr, und die Zelte standen leer und verlassen. Unter den Verräthern waren auch Bischöfe und Erzbischöfe, die allen mit dem Beispiele der Ergebenheit hätten vorangehen sollen. Die Schlimmsten aber waren die, welche unter dem Scheine der Treue bei Otto zurückblieben, um ihn desto sicherer zu verrathen. Da nun die Gefahr am Größten war, war auch die Hülfe am Nächsten, denn ein Bote kam in das Lager und zeigte dem Könige an, wie seine Hauptfeinde, die Herzoge von Franken und Lothringen, ums Leben gekommen wären. Der Eine sei gefallen im Kampfe, der Andere verschlungen von den Wellen des Rheins, da er auf der Flucht mit seinem Rosse sich hinabgeworfen habe in die Strudel des Flusses. Da dankte Otto Gott mit lauter Stimme, daß er ihn nicht wolle zu Schanden werden lassen, und es schmerzte ihn tief, daß so tapfere Männer hätten ein Ende nehmen müssen mit Unehren.

Aber auch seine ungetreuen Brüder ereilte das Strafgericht; denn Thankmar war am Altare durchbohrt worden, da er in eine Kirche geflohen war, um Schutz zu suchen; seinem Bruder Heinrich aber hatte der König zwar verziehen, denn er hoffte, er werde nun seinen widerspenstigen Sinn ablegen. Dem war aber nicht so. Denn Heinrich blieb bösartig, wie er gewesen war, und verschwor sich abermals mit andern heimlichen Feinden Otto's und trachtete ihm wiederum nach Krone und Leben. Als Otto dieses hörte, wollte er seines Bruders Antlitz nicht mehr sehen, und setzte ihn gefangen auf ein festes Schloß. Da endlich ging Heinrich in sich, und fühlte, wie schwer er sich vergangen habe, und dachte daran, wie er seines Bruders Verzeihung wieder erlangen möchte. Als nun Otto das Fest feierte, wo die Engel sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" da trat ihm Heinrich in den Weg, als er eben von der Pfalz zur Kirche ging, warf sich vor ihm nieder in einem härenen Gewande und mit bloßen Füßen und flehte seine Gnade an. Der König sah seine Reue, glaubte seinen Schwüren und erhob ihn vom Boden, und verzieh ihm voll Langmuth auch dieses Mal. Aber seit dieser Stunde blieb Heinrich seinem Bruder treu und ergeben sein Leben lang. So war Friede und Eintracht wiederhergestellt, und Otto herrschte mit Macht und Weisheit, soweit das deutsche Land reichte.

Darauf aber zog er in den Kampf gegen die fremden Völker und begann sie zu züchtigen der Reihe nach. Er drang hinauf bis in die letzte Landzunge der Jütischen Halbinsel, und warf seine Lanze dort in das brausende Meer und nannte es Ottensund zum Zeichen, daß er die deutschen Heere bis hierher geführt habe. Auch unterwarf er die Slaven und kam bis nach Prag, der Hauptstadt der Böhmen. Der König von Burgund gehorchte ihm, und der König von Frankreich mußte seine Hülfe anrufen gegen seine eigenen Unterthanen. Denn Otto war der mächtigste Herrscher in allen christlichen Landen, und auch in seinem Hause hätte er mögen glücklich sein, wenn nicht seine Gemahlin, die gute und fromme Königin Editha, in diesen Tagen gestorben wäre. Otto aber ließ sie feierlich bestatten im Dome zu Magdeburg, und beweinte sie vier Jahre lang.

Da geschah es um diese Zeit, daß der Ruf zu ihm kam von der Königin Adelheid in Italien, von ihrer Schönheit und Tugend, aber auch von den schweren Drangsalen, denen sie in ihrer hülflosen Jugend Preis gegeben war. Und Otto zog nach Italien, befreite sie aus den Händen ihrer Verfolger und machte sie zu seiner Gemahlin. Seitdem aber nannte er sich einen König der Franken und Longobarden, wie Karl der Große auch gethan hatte. Denn Berengar, der König von Italien, hatte sich ihm unterworfen und war sein Lehnsmann geworden.

Als nun Otto glücklich nach Deutschland zurückgekehrt war, schien es, als werde er ruhig und ungefährdet herrschen bis an seinen Tod. Doch der Himmel trübte sich von Neuem; abermals zogen Gewitterwolken herauf, und der Blitz traf den königlichen Baum in seinen Zweigen und drohte ihn ganz zu zersplittern. Von seiner ersten Gemahlin Editha hatte der König Otto einen Sohn, Namens Liudolf, der war Herzog von Schwaben und war ein stolzer, tapferer Jüngling. Es durstete ihn nach Kampf und herrlichen Thaten und sein Sinn war einzig auf Krieg und Waffen gerichtet. Da nun Otto sich mit Adelheid verbunden hatte, begann er einen tiefen Argwohn zu fassen wider seine Stiefmutter, und fürchtete, sie werde ihn verdrängen aus dem Herzen seines Vaters, und ihn um sein Recht bringen auf die Krone, die ihm gebühre. Das Mißtrauen wurde zum Groll, und der Groll erwuchs zum Haß, und sein Sinn wurde finster; er zog sich zurück von dem Vater und den Seinen und suchte seine Freunde unter

den Gegnern Otto's. Tage lang jagte er mit ihnen in den dunkeln Wäldern und schmiedete heimliche Pläne, wie er sich in seinem Rechte behaupten könne. Um ihn sammelten sich die alten Feinde des Königs, und dachten, nun sei die Zeit gekommen, wo sie alle frühern Unbilden rächen könnten. Auch der Mann von Liudolfs Schwester, der Schwiegersohn König Otto's, Herzog Konrad gesellte sich zu ihm, und ihnen folgten Bischöfe, Grafen und Herrn, die meinten, wo des Königs eigene Söhne vorangingen im Abfallen, da dürften sie ohne Scheu solchem Beispiele folgen. So standen denn dieses Mal die Söhne wider den Vater in Waffen, und bald hatten die Flammen des Bürgerkriegs von Neuem das ganze Land ergriffen, und es gab keine Gegend, wo nicht ein Theil aufgestanden wäre wider den andern. Das währte volle zwei Jahre. Obwohl nun Liudolf in manchem Kampfe geschlagen wurde, und viele seiner Freunde verlor, und Andere, auch Herzog Konrad, ihn verließen, um die Gnade Otto's zu suchen, so wollte er dennoch nicht nachgeben, sondern bestand auf seinem trotzigen Sinn.

Noch aber war das Maaß des Unglückes nicht erfüllt; denn auch die Ungarn kamen noch in das Land: es lockte sie die Zwietracht der deutschen Fürsten und Stämme und die Hoffnung auf eine leichte Beute. Da nun die Gefahr immer höher stieg, kehrten alle Verirrten zu ihrem rechten Könige zurück. Auch Liudolf ward anderes Sinnes, und unterwarf sich reuigen Herzens seinem gekränkten Vater. Darauf verbanden sich alle zu stehen wider den gemeinsamen Feind, und am Lech auf dem großen Felde bei Augsburg wurde dem Sengen und Brennen der Ungarn ein Ziel gesetzt. Hier sammelte Otto seine Heerschaaren, die waren alle hohes Muthes voll; sie erkämpften einen herrlichen Sieg und schlugen die blutigen Ungarn, daß sie seit jener Zeit nimmer wiederkehrten nach Deutschland. Herzog Konrad war aber tapfer streitend gefallen, und hatte also seine Schuld mit seinem Blute bezahlt. Auch Liudolf lebte nicht lange mehr, und so geschah dennoch, was er hatte abwenden wollen, denn Erbe des Reiches war nun Adelheids ältester Sohn Otto. Und wiederum waren die Widersacher überwunden, und der Friede noch einmal hergestellt im ganzen Reiche.

Darnach aber erging an Otto der Ruf des Papstes zu Rom, der hieß Johannes und war seines Namens der Zwölfte, er möge auch ihn schirmen, wie einst Karl der Große dem Papste zu seiner

Zeit gethan hatte, und wenn er ihm Hülfe gebracht habe, wie dieser die Kaiserkrone empfangen aus seinen Händen, und ein Vogt und Schirmherr werden der Kirche und gesammten Christenheit, wie alle Kaiser vor ihm gewesen seien. Der Feind aber, der den Papst hart bedrängte, war Otto's Lehnsmann Berengar. Also zog Otto, um ihn zu strafen, abermals nach Italien, brach seine festen Schlösser, brachte ihn selbst in seine Gewalt und sandte ihn als seinen Gefangenen nach Deutschland. Da nun Italien mit dem Reiche verbunden war, krönte der Papst den König Otto in der Peterskirche zu Rom zum Kaiser, und Otto war nach vielen Kämpfen und wunderbaren Fügungen im Besitze der höchsten Macht, die es zu jener Zeit in der Christenheit gab. Doch kaum war dieses geschehen, so gereute den Papst, was er gethan hatte. Denn er sah, wie eifrig Otto war, und sich mit allem Ernste der Kirche anzunehmen gedachte, und viele Uebelstände abzustellen, die eingerissen waren. Er selbst war ein lasterhafter Mann, und führte ein schändliches Leben, wie es keinem Menschen geziemt, am allerwenigsten aber dem, der sich einen Statthalter Christi auf Erden nannte. Er ging allen seinen Lüsten nach, lebte wie ein wüster Kriegsknecht, war grausam und wild, und seine Hände scheuten sich nicht Blut zu vergießen, und in allen Dingen trat er sein geistliches Amt mit Füßen. Auch rief er den Sohn des vertriebenen Berengar ins Land, und sandte heimlich zu den Ungarn, sie möchten gegen Otto wiederum zu den Waffen greifen. So weit konnte der Oberhirte der Christenheit seines Berufes vergessen, daß er die Christen heidnischen Völkern zum Raube geben wollte. Da erkannte Otto, nun habe alle Geduld ihr Ziel erreicht, und beschloß solchem Frevel ein Ende zu machen, bevor Schlimmeres geschähe. Er berief daher eine große Versammlung von deutschen und italischen Bischöfen, daß sie über den Papst richten sollten. Aus deren Mitte erhoben sich die Ankläger des Papstes, und zählten alle Frevel her, die er begangen hatte; dann entsetzten sie ihn wegen seiner vielen und schmachvollen Laster des Amtes, und Otto wählte einen frommen und trefflichen Mann Namens Leo zum Papste. Johann aber wurde bald darauf mitten in seinen Sünden von einem jähen und schrecklichen Tode ereilt.

Als nun Otto die Kirche zu Rom geordnet hatte, gedachte er als ein wahrer Schirmherr der Christenheit der deutschen Kirche daheim, wie viele Völker waren zum Reiche gebracht worden und



wie viele noch sollten der Kirche gewonnen werden. Darum bestellte er ihnen nach dem Beispiele Karls des Großen Bischöfe und Erzbischöfe zu Hirten. Und damit die Slaven ihre Lehrer hätten, die ihnen das göttliche Wort verkündigten, und in der Predigt das Heil ihrer Seelen wahrnähmen, stiftete er zwischen Saale und Elbe die Bischofssitze Zeiz (Naumburg) und Merseburg, und jenseits der Elbe nach der Oder hin noch drei andere Bisthümer, das waren Havelberg, Brandenburg und Meißen; über alle aber setzte er in seiner Lieblingsstadt Magdeburg ein Erzbisthum. Auch an der Seeküste von Holstein machte er Oldenburg zu einem Bischofssitze, und half, daß auf der Jütischen Halbinsel bei den heidnischen Dänen drei Bisthümer errichtet wurden, die hießen Schleswig, Ripen und Aarhus. So waren die Länder im Norden und Osten des Reichs Glieder geworden der christlichen Kirche.

Da nun Otto manches Jahr ruhmvoll geherrscht hatte, und darüber ein Greis geworden war, begann er sein Haus und das Reich zu bestellen. Er ordnete die Grenzen in Nord und Süd, und ließ seinen Sohn Otto feierlich zum Kaiser krönen und seinem Nachfolger, und gab ihm eine junge Fürstin zur Gemahlin, die hieß Theophano, und sie war aus dem Griechischen Reiche zu Constantinopel. Als er nun nach langer Abwesenheit nach Deutschland zurückgekehrt war, hielt er noch einmal einen festlichen Hoftag und versammelte alle Großen um sich; da war aber manche schmerzliche Lücke, denn viele, die er geliebt hatte, und die tapfer gestritten hatten für ihren Kaiser, waren schon abgeschieden, und ihre Stätte war leer geblieben. Doch erschienen Abgesandte vieler Völker, der Römer und auch der Griechen, der Ungarn, Slaven und Dänen, und Otto war noch einmal umgeben von allem Glanze eines Kaisers. Darauf aber ging er nach Memleben, und er fühlte, wie er schwach werde, und daß sein letzter Augenblick nicht mehr fern sei. Noch theilte er, wie er immer gepflegt, den versammelten Armen Almosen aus, dann ging er zum Abendgottesdienst in die Kirche und betete. Da aber wurde ihm warm und er begann müde zu werden, setzte sich nieder auf einen Sessel, empfing das Abendmahl und schied in frommer Ruhe und Ergebung von der Welt ohne einen Seufzer am Mittwoch vor Pfingsten, den 7. Mai des Jahres 973. Seine Leiche aber wurde beigesetzt in der Kirche des heiligen Mauritius zu Magdeburg, und seine Gebeine ruhen da, wo er im Leben so oft und gern verweilt hatte. Otto's Name aber gehört

zu den glänzendsten und ruhmvollsten unter den deutschen Kaisern, und Keinen giebt es, der in allen seinen Thaten mehr als er sich ähnlich erwiesen hätte dem großen Kaiser Karl. Darum haben auch Viele Otto den Ersten genannt Kaiser Otto den Großen.

R. Köpke in Berlin †.

---

200. Adelheid, Gemahlin Otto's I.

16. December.

Das Leben mancher Menschen ist vor Andern reich an wunderbaren Fügungen und vielfachem Wechsel der Geschicke, und so bunt gewirkt aus Freud' und Leid, aus heller Lust und hoffnungslosem Schmerz, aus tödtlicher Gefahr und unvermutheter Rettung, daß man wohl meinen könnte, es sei ein Mährchen zur Kurzweil ersonnen und leicht vorübergehenden Täuschung. Und doch ist Alles wahr und wirklich so geschehen, wie es erzählt wird. Wessen Sinn aber mit Ernst verweilet bei den räthselhaften Schicksalen der Menschen, wie der Eine gestürzt wird, eben als er fest zu stehen wähnte im Besitze der Macht, und wie ein Anderer, der glaubte verderben zu müssen, errettet wurde aus der Hand des Todes, der wird erkennen, daß Gottes Rathschluß unerforschlich und seine Pläne wunderbar seien. Wie oft führt er den Menschen zu seinem Heile eine dunkle Straße, wo das irdische Auge keinen Ausweg und keine Rettung sieht, bis der zagende Wanderer unerwartet hinaustritt in das freie sonnenhelle Land, und er beschämt gestehen muß, Gottes Wege seien nicht der Menschen Wege. Das aber wird auch recht offenbar an dem Leben der Kaiserin Adelheid, die nach schweren Drangsalen die Gemahlin ward des deutschen Kaisers Otto des Ersten. Ihre Geschichte ist reich an Gefahren und Prüfungen und nicht minder an Beweisen frommen und standhaften Sinnes. Darum verdient sie wohl, wieder erzählt zu werden.

Adelheid war die Tochter des Königs Rudolf von Burgund, und wurde, da sie noch in zarter Jugend stand, verheirathet in Italien an den jungen König Lothar. Und sie war in allen Landen berühmt wegen ihrer hohen Schönheit und nicht weniger wegen ihrer Tugend, und Jedermann pries sie wegen der vielen Gaben, mit denen Gott sie ausgestattet hatte und meinte, sie sei berufen zu großen Dingen auf Erden und müsse dereinst eine mächtige

Fürstin werden. Aber Niemand ahnte, daß ihr vorher noch viele und schwere Prüfungen bevorständen. König Lothar war mild und gütig von Natur, aber seine Kraft war nur gering und er vermochte nicht den trotzigen Sinn der Großen seines Reiches zu bändigen. Und nach einer kurzen Regierung und wenigen Jahren der Ehe starb er und hinterließ Adelheid als eine kinderlose Wittwe. Es gab aber Manche, die glaubten, er sei vergiftet worden, und klagten dessen den Markgrafen Berengar an, einen stolzen und habsüchtigen Mann, voll tiefer Pläne, der schon lange in der Stille darnach getrachtet hatte, wie er selber sich zum Könige machen könne. Böser noch als dieser war seine Gemahlin Willa, die war ein rachgieriges, hinterlistiges und grausames Weib. Als nun Lothar gestorben war, wähnten Beide, sie hätten ihr falsches Spiel gewonnen, und scheuten kein Unrecht und keine Gewalt, denn sie raubten den königlichen Schatz, und ergriffen Adelheid und warfen sie in einen dunkeln und tiefen Kerker zu Como (20. April 951). Willa selbst riß ihr voller Wuth die königlichen Kleider mit eigner Hand vom Leibe, und raufte ihre langen schönen Haare, und schlug sie mit Fäusten, daß sie wund und blutig wurde. Denn am Liebsten wäre es Beiden gewesen, wenn die Königin unter den Händen ihrer Peiniger um das Leben gekommen wäre, alsdann wären sie mit einem Male aller Furcht vor Strafe ledig gewesen. Denn Berengar hatte sich auch vor dem letzten Schritte nicht gescheut, und hatte sich öffentlich die Krone aufsetzen lassen, die er mit räuberischer Hand an sich gebracht hatte, und er schrieb sich König von Italien. Später wurde Adelheid in einen grauenhaften Kerker in der Burg Garda geworfen, wo ihr von allem Gefolge nur eine einzige Dienerin verblieb, und ein Geistlicher, Martin, mit den Tröstungen der Religion ihr zur Seite stand. Da rief Adelheid aus der Tiefe ihres Kerkers Gott an, er möge ihr einen Helfer erwecken in der Noth, und sie nicht ihrem Verderben überantworten. Und Gott rührte das Herz eines frommen Bischofs Namens Adelhard, der hörte von den Leiden der Königin und sann nach, wie er sie befreien könnte. Er schickte einen Boten zu ihr ab, der auch Eingang in ihren Kerker fand. Und da er sah, wie Alles wohl verwahrt und scharf bewacht wurde, gab er Adelheid den Gedanken ein, mit List aus dem Gefängniß zu entkommen. So gruben denn der Priester und die Dienerin in der Mitte ein Loch in die Erde, dann durchbrachen sie die Mauer und als sie nach

langer gefahrvoller Arbeit eine Oeffnung gemacht hatten, die hinausführte in das Freie, geleiteten sie durch diese die Königin. Und es war Nacht, da sie nach langen Qualen zuerst wieder unter Gottes Sternenhimmel trat, und des Dankes voll aufathmete aus der Tiefe ihres Herzens (20. August 951). Doch noch lange nicht waren sie am Ziele und vor allen Gefahren gesichert.

Als nun die drei Flüchtlinge unbemerkt aus der Nähe des Schlosses entkommen waren, eilten sie in das Land hinein, und gelangten zu einem See, dessen Ufer waren dicht bewachsen mit Schilf und dunkelm Weidengebüsche. Hier fanden sie eine Zufluchtsstätte, da der Tag graute, und verbargen sich im Moore, wo die Sumpfvögel hausen zwischen Rohr und Schilf und deckten sich, so gut sie es vermochten. An dieser unwirthbaren Stelle blieben sie, bis wieder die Nacht anbrach. Sie zitterten vor Frost und Hunger, und schraken voll Angst empor bei jedem Geräusche des Windes, und fürchteten, es seien die Verfolger da, sie zurückzuführen in das Gefängniß. Martin aber war zu seinem Bischofe vorausgeeilt, um dessen bewaffnete Mannen zum Schutze der Königin herbei zu holen. Da fand sie in der Nacht ein Fischer, der auf den See hinausgefahren war auf den Fischfang, der erbarmte sich ihrer Noth. Er zündete ihnen ein Feuer an, daß sie sich wärmen konnten, und theilte ihnen mit, was er an Speise und Trank bei sich führte. Dann flohen sie weiter, und am Tage, wenn die Sonne hoch am Himmel stand, suchten sie eine Zuflucht in den dichten Kornfeldern, wo die Aehren am Höchsten standen, und über ihren Häuptern zusammenschlugen. Unterdessen aber war ihre Flucht Berengar bekannt geworden, und er ließ die Hörner blasen, und Reiter und Fußknechte durchstreiften das Land, denn er wollte die Königin um Alles wieder in seine Gewalt bringen. Da kamen die Verfolger auch in das Kornfeld, und sie beugten mit ihren langen Speeren die dichten Halmen rückwärts und vorwärts, um zu sehen, ob Adelheid hier verborgen sei. Und obgleich sie ihr ganz nahe kamen, so sahen die Verfolger sie dennoch nicht, denn Gott deckte die Königin mit dem Schilde seiner Gnade, und verblendete ihre Feinde. Alsbald kehrte auch Martin zurück mit den Mannen seines Bischofes, und geleitete Adelheid sicher nach dem festen Schlosse von Canossa, und so wurde sie gerettet.

Unterdessen aber hatte der mächtige und tapfere König der Deutschen Otto von allen diesen Freveln und wunderbaren Be-

gebenheiten gehört, und er beschloß, das Recht der verfolgten Königin zu schirmen und den Uebelthaten des Berengar ein Ende zu machen. Er zog mit seinem reisigen Heere über die Alpen und nahm die festen Burgen ein; auch die Hauptstadt Pavia fiel in seine Hand. Berengar aber wagte nicht zu widerstehen. Denn die Großen verließen ihn, und das Volk haßte ihn wegen seiner Habgier und Grausamkeit. Alsdann ließ Otto die Königin nach Pavia führen, und warb um ihre Liebe; sie aber verband sich gern mit ihrem Erretter und Befreier. Darauf hielten sie feierlich Hochzeit zu Pavia, und Adelheid übergab ihrem Gemahl ihr Anrecht auf die Italische Krone.

Adelheid aber lebte von nun an zwei und zwanzig Jahre lang mit dem Könige Otto in einer glücklichen und gesegneten Ehe, und es trübte sich ihr Friede nicht, wenn ihnen auch manche schwere Prüfung in ihrem eigenen Hause beschieden war. Adelheid gebar ihm Söhne und Töchter und trug neben Otto die Kaiserkrone und stand ihm in Allem, was er im Unglück gelitten und im Glücke ausgeführt hat, getreulich zur Seite. Zu allen Zeiten war sie mild und liebevoll, und lenkte Otto's strengen Sinn oft zum Guten.

Als nun der Kaiser im J. 973 gestorben war, war Adelheids Herz voll tiefer Betrübniß, denn sie hatte in ihm ihren Erretter, ihren Gemahl und zweiten Vater verloren, und sie ging darauf in das stille Nonnenkloster zu Quedlinburg. Sie wußte, was immer auch kommen möchte, sie werde nimmer so glücklich sein, wie sie gewesen war. Von der Zeit lebte sie dem Gebete, den Werken der Milde und Barmherzigkeit, und trachtete allein nach dem, was keinen Anfang hat und kein Ende, nach der Gnade Gottes, die da bleibet in Ewigkeit, und allein wollte sie ruhen in der Liebe dessen, der da gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Darum legte sie allen äußerlichen Prunk und Glanz ab zugleich mit dem kaiserlichen Gewande, ging schlicht und einfach einher im Wittwenschleier, und spendete Almosen mit vollen Händen. Oft wankten ihre Kniee und es schwanden ihre Kräfte, so lange war sie helfend und tröstend zwischen den dichten Schaaren der Armen und Bedürftigen auf und nieder geschritten. Obgleich sie nur Werke der Liebe in der Stille that, so blieb sie doch nicht verschont von dem giftigen Zahn des Neides und der Verläumdung. Denn ihre Feinde hinterbrachten ihrem Sohne, dem jungen Kaiser Otto, wie sie das Gut der Familie und des Reiches verschleudere und

nur Schaden stifte mit ihrer Mildthätigkeit. Ihre Schwiegertochter Theophano aber war eine herrschsüchtige und weltliche Frau, die gönnte der Kaiserin nichts Gutes und entfremdete ihr auch den Sinn ihres Sohnes, daß er den falschen Reden glaubte und kalt und lieblos wurde gegen seine Mutter. Darüber wurde ihr Herz mit schwerem Gram erfüllt. Sie trennte sich von ihren Kindern und ging nach Italien, dann zu ihrem Bruder Konrad nach Burgund. Fromme Männer aber ermahnten Otto, daß er in sich gehe und erkenne, wie übel er an seiner Mutter gehandelt habe. Da rührte ihn sein Gewissen und er eilte zu ihr, fiel ihr zu Füßen und weinte vor ihr heiße Thränen der Reue. Das Mutterherz aber verzieh ihm gern allen Kummer, den er ihm bereitet hatte. Doch Adelheid ahnte nicht, daß der Wiedergefundene so bald sollte ihren Armen entrissen werden, denn Otto's Tage waren gezählt, und er starb nach manchem harten Kampfe und manchem verwegenen Kriegszuge mitten in der Fülle der Jugend und Kraft im Jahre 983. Das aber war eine neue schwere Prüfung, die Gott der frommen Kaiserin auferlegte.

Denn in dieser Zeit standen auch alle Feinde des kaiserlichen Hauses auf, weil sie wußten, es sei Niemand da, der ihnen hätte wehren mögen. Zwar hinterließ Otto einen Sohn, der war aber erst drei Jahr alt, und er hieß ebenfalls Otto nach seinem Vater und Großvater. Unter den Gegnern des jungen Königs war der mächtigste sein Ohm, der Herzog von Baiern, der dachte dem Kinde die Krone zu rauben und sich an seiner Statt zum Könige zu machen. Auch die Mutter des Königs war nach Italien gezogen und die stolze Frau demüthigte sich nun vor der Kaiserin Adelheid, die sie oft gekränkt hatte. Da baten alle Freunde die alte Kaiserin, sie möge nach Deutschland zurückkehren und mit ihrem Ansehen sich ihres Enkels annehmen. Obwohl nun Adelheid gedacht hatte, in der Stille ihre Tage zu beschließen, so ging sie doch noch einmal in die Welt hinaus. Darauf sammelte sie die treu Gebliebenen, half überall mit Rath und That, und befreite ihren Enkel aus den Händen der Feinde. Sie zeigte in allen Dingen, wie sie nicht nur eine fromme und gute, sondern auch kluge und standhafte Frau sei, die wohl verdiene eine Kaiserin zu heißen und über Land und Leute zu herrschen. Dann wachte sie über die Erziehung ihres Enkels, bis er ein Jüngling geworden war und konnte, wie sein Vater und Großvater gethan, nach Rom ziehen

mit dem deutschen Heere, und sich dort zum Kaiser krönen lassen.

Nach alle dem aber kehrte Adelheid in ihr stilles und beschauliches Leben wieder zurück, und lebte der geistlichen Betrachtung und dem frommen Andenken ihres Gemahles und Sohnes und aller Freunde, die vor ihr hingeschieden waren. Sie besuchte noch einmal alle heilige Stellen, die ihr lieb waren, und bedachte Kirchen und Klöster mit reichen Geschenken. Dann aber kam eine Krankheit über sie, und sie fühlte ihr nahes Ende. Und auf ihrem Sterbebette betete sie mit frommen Geistlichen und Frauen, und seufzte mit dem Apostel: „Ich wünsche nun abzuscheiden und bei Christus zu sein.“ Ihre Stunde schlug am 16. Dezember des Jahres 999 und sie starb fromm, wie sie gelebt hatte. Darauf wurde sie bestattet im Kloster zu Selz.

Also war das Leben der Kaiserin Adelheid. Sie hatte allen seinen Wechsel erfahren und seine Herrlichkeit gesehen, und allen Schmerz und Kummer, den es bringt, gekostet bis auf den Grund. Verfolgung und Drangsal hatte sie ausgehalten, und zu sterben gemeint in ihren jungen Jahren. Gott aber hatte sie aufbewahrt zu hohen Dingen, denn mit drei Kaisern hatte sie gelebt und geherrscht, und war die Gemahlin des Einen, die Mutter des Andern, die Großmutter des Dritten gewesen. Und in allen Prüfungen und Anfechtungen wurde sie bewährt erfunden, und harrte aus bis an's Ende; und wie sie einging zu einem seeligen Leben, so soll, wie bis auf die gegenwärtige Stunde, auch ferner ihres Namens gedacht werden. R. Köpke in Berlin †.

201. Brun, Erzbischof von Köln.

19. October.

Brun oder Bruno, von den Söhnen Heinrichs I. und Mathildes der dritte und jüngste, erblickte das Licht der Welt in der ersten Hälfte etwa des Jahres 925, in der Zeit, da Deutschland aus grenzenloser Verwirrung sich wieder zu sammeln begann, und empfieng seinen Namen nach einem Großoheim, der in rühmlichem Kampfe gegen die heidnischen Dänen gefallen war. Wahrscheinlich in der Wiege schon von seinen frommen Eltern dem geistlichen Stande geweiht, ward er in völliger Trennung von seinen Brüdern

Otto und Heinrich erzogen und ungefähr vierjährig der Obhut des noch jugendlichen Bischofs Balderich von Utrecht übergeben. Gerade damals erhoben sich die von den Normannen zerstörten Gotteshäuser wiederum und es schien die Anwesenheit Bruns jene gefürchteten Räuber von neuen Einfällen zurückzuhalten. Als dieser in der lateinischen Grammatik weit genug vorgeschritten war, las er mit Begeisterung, die Form und Inhalt ihm gleichmäßig erregte, Prudentius, den vorzüglichsten unter den christlichen Dichtern des Alterthums, vernachlässigte aber auch keinen andern Zweig damaliger Wissenschaft. Durch keine Verlockung oder äußere Zerstreuung ließ sich der fürstliche Knabe je von seinen Studien abziehen, die genaue Sorgfalt, mit der er sie betrieb, erstreckte er selbst auf die Außenseite seiner Bücher, indem er nie dulden mochte, daß sie zerrissen, geknickt oder sonst verwahrlost würden.

Nachdem inzwischen Otto der Große den Thron des Vaters bestiegen hatte, zuerst unter freudiger Beistimmung aller Stämme und ihrer Häupter, bald aber von manigfachen Widerwärtigkeiten umringt, ließ er in kurzem seinen Bruder an den Hof kommen. Der drohende Abfall Lothringens unter dem Herzog Giselbert, einem Verwandten des Bischofs Balderich, mag dazu den nächsten Anlaß geboten haben. Am Königshofe, wo alle hervorragenden Geister des Reiches ebenso wie alle Bedrängten zusammenströmten, bot sich für den weit über sein Alter gereiften und vorgebildeten Jüngling eine neue und reichere Schule des Wissens und der Erfahrung. Mit Eifer strebte er in die Geheimnisse der Philosophie einzudringen und sich in allen sieben freien Künsten zu vervollkommnen. Er las was er an römischen Geschichtschreibern, Rednern, Dichtern und Weisen in die Hände bekam und behauptete bald unter den gelehrtesten Männern ehrenvoll seinen Platz, indem er an ihren wissenschaftlichen Erörterungen theilnahm und von jedem nach seiner Art zu lernen suchte. Zu seinen Lehrmeistern gehörte ein irischer Bischof Israel, der später in die Abtei St. Maximin bei Trier sich zurückzog, sowie einzelne Griechen, die bei dem ziemlich lebhaften gesandtschaftlichen Verkehr mit Konstantinopel nicht selten auch zu längerem Aufenthalte an den deutschen Hof kamen. Nicht minder wußte er sich nachmals die Anwesenheit des vertriebenen Bischofs Rather von Verona, eines gelehrten Niederländers, für seine Belehrung zu Nutze zu machen.

Nicht in ungestörter Muße durfte Brun sich seinen Lieblings-

beschäftigungen hingeben, denn das Staatsleben forderte an ihn seine Rechte. Kaum fünfzehn Jahre alt erhielt er das wichtige Amt als Kanzler die königlichen Urkunden zu schreiben, indem er gleichzeitig vielleicht oder kurz nachher, lange vor der gesetzlichen Zeit, zum Diakonus geweiht wurde. Die Kanzlerwürde brachte ihn mit vielen Bittstellern in Berührung und mit Hilfsbedürftigen aller Art, die seiner Vermittlung begehrten, aber die Abfassung der Urkunden gab ihm auch Gelegenheit, Schüler an sich zu ziehen und sie in die Uebung lateinischer Redekunst und des Stiles einzuführen, denn die königliche Kapelle und Kanzlei vereinigte von jeher eine Anzahl der vorzüglichsten jungen Geistlichen, die hier ihre Vorschule durchmachten, um später Zierden der Bischofssitze und zuverlässige Stützen des Staates zu werden. Frei von allem gelehrten Dünkel unterrichtete Brun in diesem Kreise mit Feinheit und mildem Ernste, vielleicht auch seinen Bruder, den König selbst, der noch in vorgerückteren Jahren die Kunst des Lesens nachzuholen suchte. Wie Brun die frühen Morgenstunden niemals dem Schlafe überließ, so brachte er selbst die Zeit nach Tische, die andere verträumten, gern im Nachdenken und Lesen hin. Die Lustspiele des Terenz reizten ihn durch ihre Possen nicht zum Lachen, da der Gegenstand ihn unberührt ließ und er an dem Gelesenen nur den vollendeten Ausdruck studierte. Wohin das königliche Hoflager auf seinen vielfachen Wanderungen gelangte, dahin schleppte er, wie die Israeliten ihre Bundeslade, seine Bibliothek mit sich, die aus christlichen wie aus antiken Schriften bestand, jene von ihm als Zweck, diese als Mittel zum Zwecke betrachtet. Selbst unterwegs hieng er entweder im Gewühle seinen einsamen Gedanken nach oder führte mit einzelnen Begleitern belehrende Gespräche. Nichts Abstoßendes oder Absonderliches trat in seinem Aeußeren hervor, vielmehr wußte er sich seiner Umgebung anzupassen, damit er um so besser auf sie wirken könne. Und er verstand es zu überreden und die Herzen zu lenken. Ueber das Nächstliegende hinweg streifte sein scharfblickender Geist in weitere Fernen und zeigte sogar nicht selten eine prophetische Gabe.

Zu dem Amte als Kanzler übertrug der König Brun noch die Leitung einiger Abteien, zumal des reichen Klosters Lorsch an der Bergstraße, in denen er die schwere Aufgabe übernahm, die in Vergessenheit gerathene Regel wiederherzustellen. Sie alle emfiengen von ihm nur Gutthaten. Wie bei Hofe sein Ansehen wuchs,

beweisen zahlreiche Urkunden, die auf seine Fürbitte ergiengen. Als Otto dann im Herbste 951 den verhängnißvollen Zug über die Alpen antrat, um mit der Hand der Königin Adelheid zugleich um die italienische Königskrone zu werben, begleiteten ihn beide Brüder und Brun stieg hier in Italien zuerst zu einer höheren Stufe empor, indem er als Erzkaplan Vorstand der gesammten Kanzlei wurde. Dies Amt und diesen Titel theilte er mit dem Erzbischofe von Mainz.

Der durch Ottos Wiederverheiratung herbeigeführte Umschwung der Verhältnisse, der die junge Königin und ihren Schwager, Heinrich von Baiern, zu den einflußreichsten Personen am Hofe machte, während Liudolf und Konrad, Sohn und Schwiegersohn des Königs, sich zurückgesetzt und beeinträchtigt glaubten, änderte durchaus nichts an der Stellung Bruns, der als vornehmster Rathgeber Ottos beiden Parteien gleich nahe stand. Als aber Liudolf und Konrad, durch Kränkungen und Einflüsterungen verleitet, zu offener Auflehnung wider ihren königlichen Herrn sich fortreißen ließen, zögerte Brun keinen Augenblick sich zu diesem zu stellen, wie Pflicht und Neigung ihm geboten. Im Sommer 953 begleitete er ihn zur Belagerung von Mainz. Hier, wo das Schicksal des Reiches auf dem Spiele stand, strebte Brun vergeblich in dem Lager vor der Stadt den bethörten, durch den Haß gegen seinen Oheim bis zu offener Feindschaft wider den Vater getriebenen Liudolf mit ernst mahnenden, doch liebevollen Worten zur Unterwerfung zu bewegen: der Jüngling setzte unverrückt den unseligen Kampf fort.

Gerade in diesen Tagen aber trat eine entscheidende Wendung in den Geschicken Bruns ein. An Stelle des hochbetagten Wikfrid, der am 9. Juli verstorben war, wählten ihn die Kölner zu ihrem Erzbischofe und Geistliche wie Laien erbaten ihn sich dringend vom Könige als ihren Hirten. So schwer Otto auch den treuen Genossen seiner Mühen und Sorgen vermissen mochte, so konnte doch nichts Erwünschteres als diese Wahl ihm begegnen, denn gerade in Lothringen beruhte nach dem Abfalle des Herzogs Konrad sein Ansehen vorzugsweise auf der Zuverlässigkeit der Bischöfe, da die weltlichen Großen stets eigennützige Zwecke verfolgten. So trennte sich denn Otto von dem Bruder, der ihm inmitten aller Stürme durch seine Festigkeit den besten Trost gewährt hatte, und am 25. September empfieng dieser unter dem freudigen Jubel der

Bevölkerung die erzbischöfliche Weihe. Mit besonderer Auszeichnung ertheilte nachher auch der Papst ihm das bestätigende Ehrenzeichen des Palliums.

Nicht genug an dieser neuen Würde, mit dem geistlichen Amte sollte der junge Erzbischof auch ein weltliches verbinden, die herzogliche Gewalt über Lothringen, d. h. über die gesammten Rheinlande vom Wasgau bis zu den Mündungen des Stromes, ward ihm in vollem Umfange übertragen. Eine unerhörte und manchem anstößige Neuerung, für deren Rechtfertigung man auf das Beispiel des hohen Priesters Samuel, der zugleich Richter war, verweisen mußte. Die eigenthümliche Mischung aber in Brun von echt kirchlicher Gesinnung und staatsmännischer Begabung, die praktische Gewandtheit bei allem Wissensdrange, vor allem seine unbedingte Hingebung an das Herrscherhaus und seine Interessen ließen diese Wahl durchaus gerechtfertigt erscheinen. Ohne Schwertstreich gelang es Brun die Gegenstrebungen Konrads niederzuhalten, aber der unruhige Geist, das bewegliche Blut der meisterlosen und stets zur Gewaltthat neigenden Lothringer legte ihm eine beständige Wachsamkeit auf. Wie er früher schon das Seinige gethan hatte, den entbrannten Bürgerkrieg beizulegen, so suchte er nunmehr nach dem Siege des Königs die allgemeine Versöhnung zu fördern. Seinen tiefgebeugten Neffen Liudolf, den er zu sich nach Bonn geladen, richtete er durch tröstende Worte der Hoffnung auf, er brachte ihn dem Vater wieder näher und bewog diesen, ihn 956 nach Italien zu entsenden. Mitten im Siegeslaufe raffte ihn dort ein vorzeitiger Tod dahin zu ewigem Schmerze für die Seinigen.

Mit dem lothringischen Herzogthume, für welches Brun sich in dem Grafen Friedrich einen ihm untergeordneten Gehilfen wählte, verband sich noch eine weitere wichtige Aufgabe: die obere Leitung, wenn man so sagen darf, der französischen Verhältnisse, die niemals in gleicher Ausdehnung von Deutschland geübt worden ist, wie zu seiner Zeit. War es früher und auch im Anfange der Regierung Ottos nur darauf angekommen, Lothringen dem westlichen Nachbar zu entreißen und es gegen seine fortdauernden Eroberungsgelüste zu schützen, so fand seit der Herstellung der Karolinger unter Ludwig IV. ein unablässiger innerer Krieg zwischen dem schwachen Könige und den großen Vassallen der Krone um die höchste Gewalt statt, in den man sich von deutscher Seite nicht

sowohl hineinmischte, als man vielmehr von beiden Parteien hineingezogen wurde. Diese, man möchte sagen, schiedsrichterliche Rolle des deutschen Königs beruhte, abgesehen von seiner überlegenen Machtstellung darauf, daß Ludwig ebenso wie sein Nebenbuhler Hugo der Große mit Schwestern Ottos und Bruns vermählt waren. Wer also hätte zwischen den beiden feindlichen Schwägern, wer hernach zwischen ihren Söhnen, dem jungen Könige Lothar und Hugo Capet, besser vermitteln und ihren Streit vergleichen können, als Brun, den nahe Verwandtschaft, persönliche Würde und die Macht gereifter Weisheit gleichmäßig zu diesem Amte befähigten. Auch waren es nicht irgend welche selbstische Zwecke, die er auf seinen mühevollen Reisen und Feldzügen in das westfränkische Reich verfolgte, es sei denn, daß die Beruhigung desselben wohlthätig auf die Befriedigung Lothringens zurückwirkte, sondern lediglich die Befestigung des angestammten Königshauses und sein Einvernehmen mit den übermächtigen Großen. Vertrauensvoll konnte Otto im ganzen Westen dem Bruder seine Vertretung überlassen und wenn er mit ihm gelegentlich in Köln zusammen Hoftag hielt, so geschah es nur, um seinen Anordnungen beizutreten. Ein ungewohnter Friede kam unter diesen Umständen auch über das unbotmäßige Lothringen und der Landmann vermochte endlich aufzuathmen von den ewigen Plackereien der adlichen Räuber, von denen der größte, Graf Reginar, im fernen Böhmen als Verbannter über seine Unthaten nachzudenken hatte. Die besseren aber von den weltlichen Großen unterstützten eifrig das Friedenswerk ihres unvergleichlichen Erzbischofs.

Als Otto zu Pfingsten 961 seinen gleichnamigen Sohn zweiter Ehe zum Könige salben ließ, wirkte Brun bei dieser heiligen Handlung mit, und ihm in Gemeinschaft mit dem Erzbischofe Wilhelm von Mainz wurde während der langen Abwesenheit des Königs auf dem Römerzuge die Reichsverwesung übertragen, wodurch er von unmittelbarer Heeresfolge befreit blieb. Mit Wilhelm, einem Sohne Ottos, und mit dem trefflichen Erzbischofe Heinrich von Trier wirkte Brun stets im innigsten Verständniß. Diese so vielseitige politische Thätigkeit entfremdete den Erzbischof dennoch nicht der ihm zunächst anvertrauten Herde und es konnte sich die Kölner Kirche großer und vieler Wohlthaten von ihm rühmen. Seine hohen Verbindungen dienten ihm dazu, werthvolle Reliquien — nach damaligem Glauben die wirksamsten Unterpfänder göttlichen

Segens — zu erwerben, so den h. Patroklus, den er nach Soest übertrug, aus Troyes, den h. Evergislus, einen seiner Vorgänger, aus Lüttich, den h. Pantaleon aus Rom, eben daher sowie aus Metz Stab und Kette des h. Petrus u. s. w. Viele Kirchen stellte er in seinem Sprengel wieder her oder erbaute sie neu und stattete sie mit allem Nöthigen aus. In gleichem Maße erfreuten sich Mönche und Nonnen wie besonders auch fromme Einsiedler seiner liebenden Fürsorge und Unterstützung. In der Predigt und in Disputationen wurde die Feinheit seiner Erörterungen wie der Glanz und die Fülle der Sprache bewundert. Trotz der Menge von äußeren Geschäften, die Brun überhäuften, gehörte sein Herz nach wie vor ausschließlich der Religion und der Wissenschaft im engen Bunde und sein Beispiel suchte andre in die gleiche Bahn zu ziehen. Aller äußere Prunk, den seine Stellung bisweilen erforderte, war ihm zuwider und sein Geist dem irdischen Glanze abgewendet. Er fastete an reichbesetzter Tafel und in der Pfalz giengen die königlichen Diener kostbarer gekleidet einher, als er selbst es sich erlaubte. Auch äußere Bequemlichkeiten suchte er so viel wie möglich abzulehnen und in der Einfachheit seiner Lebensweise glich er einem Klausner. Unter Thränen und Seufzern verweilten seine Gedanken oft im Stillen in dem unerforschlichen Jenseits. Demütig gegen die Demütigen vermochte Niemand den Hoffärtigen gewaltiger entgegenzutreten als Brun und Fremde wie Einheimische zitterten vor seinem Unwillen. Die meisten aber, die ihn anfänglich gefürchtet hatten, lernten ihn später lieben.

Nach den Kämpfen und Mühen des glücklich vollbrachten Römerzuges feierte im Juni 965 die ganze kaiserliche Familie noch einmal zu Köln mit Einschluß der ehrwürdigen Mathilde ein fröhliches Wiedersehen. Als bald darauf Brun, wie er öfter gethan, auf den Wunsch seiner Schwester Gerberga an das französische Hoflager nach Compiegne zog, um seine hadernden Neffen zur Eintracht zu bewegen, erkrankte er unterwegs und erkannte sogleich, daß es für ihn keine Rettung mehr geben würde. Nachdem er im Beisein der ihn begleitenden Bischöfe Dietrich von Metz und Wikfrid von Verdun seinen letzten Willen aufgesetzt, durch welchen er an die Kirchen und Klöster seines Sprengels eine verschwenderische Fülle von Kostbarkeiten und andern Geschenken spendete und auch der Armen nicht vergaß, verschied er, kaum vierzig Jahre alt, zu Reims am 11. October in vollkommener Fassung und frommer

Ergebung in den Willen des Erlösers. Seine Leiche wurde nach Köln geschafft und seiner Bestimmung gemäß in der von ihm gestifteten Pantaleonskirche außerhalb der Stadtmauern beigesetzt, woselbst die innige Verehrung der Seinigen, die ihm in das Grab folgte, bald viele zu seinen Gebeinen wallfahren ließ, um für ihn zu beten oder sich seiner Fürbitte zu empfehlen.

Fragen wir nach der bleibenden Bedeutung Bruns, abgesehen von dem ehrenvollen Andenken, welches die Kölner Kirche ihm widmete, so steht er einerseits in der ersten Reihe der Männer, welche die durch äußere Gefahren und innere Wirren tief gesunkenen Studien wieder erhoben und durch Beispiel und Belehrung von dem Mittelpunkte des königlichen Hofes aus ein wissenschaftlich strebsames Geschlecht von Geistlichen heranbildete. So manche tüchtige und gelehrte Bischöfe der nächsten Zeit werden uns als seine Schüler bezeichnet. Er selbst, den sogar die Griechen wegen seiner Weisheit bewunderten, während andre fürchteten, daß er durch allzu eifriges Studium der heidnischen Philosophie sein Seelenheil gefährde, trat niemals als Schriftsteller hervor. Von einer Herstellung der Hofschule im Sinne Karls des Großen durch Brun kann man allerdings kaum reden, da es auf Laienbildung nicht abgesehen war, aber sicherlich hat er der königlichen Kapelle, der Pflanzschule für die Bisthümer, seinen wissenschaftlichen Geist eingehaucht und in gleichem Sinne an der Reformation der Klöster gearbeitet, die freilich auch von manchen andern Bischöfen seiner Zeit gefördert wurde.

Noch bedeutsamer tritt uns die zweite Seite Bruns entgegen, sein staatsmännisches Wirken in Lothringen und sein leitender Antheil an der Reichsregierung. Und zwar deshalb besonders, weil er als Erzbischof zugleich herzogliche Gewalt übte, erscheint er uns als ein rechtes Vorbild jener Kirchenfürsten, welche den Kaisern des Mittelalters als treue Stützen und erprobteste Rathgeber zur Seite standen und ihre kirchliche Stellung sehr wohl mit ihren Pflichten gegen das Reich zu vereinigen wußten, ohne daß bei den besten von ihnen eines unter dem andern gelitten hätte. Wenn später die Päpste diesen segensreichen Bund lösten und zu unsäglichem Schaden für Deutschland im Gegensatze zu den Königen die Bischöfe zu ihren gefügigen Werkzeugen zu erniedrigen strebten, so waren sie in Bruns Zeit von solcher Ueberhebung noch weit entfernt und ungestört in ihrem innigen Einvernehmen vermochten

Otto und Brun gemeinsam Reich und Kirche zu erweitern und auszubauen beiden zum Heile. E. L. **Dümmler** in Halle.

---

202. **Ulrich**, Bischof von Augsburg.

4. Juli.

In der alten und berühmten Stadt Augsburg lebte in den Zeiten Kaiser Otto's des Ersten ein frommer Bischof, der hieß Ulrich; der war ein treuer Freund des Kaisers und ein eifriger Lehrer des Volkes, ein Trost der Armen und Kranken, eine Zuflucht der Schwachen und Bedrängten, und unermüdlich in dem Dienste des Herrn; und er wandelte unsträflich und in Gottesfurcht in allen Dingen. Darum pries ihn Jedermann im Schwabenlande, und sein Name war bekannt weit und breit im deutschen Reiche. Weil er standhaft aushielt bei den Seinen in Noth und Tod und jeglicher Gefahr, und bewährt erfunden wurde in guten wie in bösen Tagen, darum mag sein Leben wohl erzählt werden als ein Beispiel von einem rechten Hirten und getreuen Knechte, der ausharrte bis an das Ende.

Der Bischof Ulrich aber war aus einem edlen und angesehenen Geschlechte, denn sein Vater war ein reicher Graf in Schwaben, Namens Hubald, und war ein Verwandter und Stammesvetter des Herzogs selber. Als Ulrich geboren wurde, war er ein schwaches und kränkliches Kind, und Vater und Mutter fürchteten, daß es sterben möchte. Da kam ein alter Priester in ihr Haus, der hörte das Schreien des Kindes und sagte: „Wenn Ihr thut, wie ich Euch heiße, so wird das Kind gerettet werden, und der Herr wird sich wunderbar in ihm offenbaren." Die Eltern thaten nach seinen Worten, das Kind aber wurde gesund, wuchs auf und wurde groß und stark, und sie erkannten, daß Gott ihm hohe Gaben des Geistes verliehen hatte. Da gedachten die Eltern der Worte des Priesters, und führten ihren Sohn in das berühmte Kloster des heiligen Gallus in der Schweiz, daß er auferzogen und von den gelehrten Mönchen in allen guten Dingen unterwiesen würde. Dort nahm er zu an Einsicht und Verstand, und wuchs in Kenntnissen und guten Werken. Als er aber ein Jüngling geworden war, kehrte er in seine Heimath zurück. Da machte der Bischof von Augsburg ihn zu seinem Kämmerer, und sandte ihn als seinen Boten

nach Rom. Als er vor den Papst kam, und dieser vernommen hatte, wer er wäre, sagte er: „Dein Bischof hat das Zeitliche gesegnet, der Herr will, daß du Hirte seiner Heerde werdest." Ueber diese Rede erschrak Ulrich sehr, und er wurde traurig und verließ Rom eilends. Und da er in Augsburg wieder eintritt, hörte er, daß der Bischof gestorben wäre und schon ein anderer gewählt sei. Aber auch der starb nach einigen Jahren, und da dachten Alle, Niemand wäre würdiger ihr Bischof zu sein als Ulrich, und so wurde er Bischof von Augsburg. Das war im Jahre 924.

Ulrich schaute darauf umher in seiner Stadt und dem Bisthum, und er fand, daß es übel damit bestellt sei. Da waren viele Kirchen wüste und verfallen, und die Dörfer und Flecken waren leer oder ausgebrannte Schutthaufen, und die Mauern von Augsburg zerstört. Ein Theil des bischöflichen Gesindes war erschlagen, Andere lebten in Noth und Elend, und es war ein Jammer im ganzen Lande, denn die heidnischen Ungarn waren kurz zuvor, wie sie oft thaten, in das Land gefallen, und hatten nicht Mann noch Weib geschont und hatten gehaus't wie die unsaubern Geister. Da sammelte Bischof Ulrich das geschlagene Gesinde wieder, rief geschickte Baumeister herbei, und ließ die heiligen Stätten reinigen, die Kirchen aus dem Schutte aufbauen und die Dörfer herstellen, so daß ein Jeglicher zu seinem Heerde in Frieden zurückkehren konnte.

Darauf begann er umher zu ziehen im Lande, denn er wollte überall selbst zusehen, wie es stände. Und er predigte dem Volke, hielt die Priester zur Zucht und Ordnung an, weihete Kirchen und Bethäuser, sprach Recht, strafte die Bösen, stellte Friede und Eintracht her, half den Armen, tröstete die Sterbenden, und war traurig mit den Traurigen und fröhlich mit den Fröhlichen. Wenn er auf seinem Wagen saß, der mit Stieren bespannt war, und durch das Land fuhr, dann folgte ihm das Volk in großen Schaaren weit über das Feld, denn ein Jeder wollte das Antlitz des frommen und hülfreichen Bischofs sehen und seine Stimme hören. Und eines Tages kamen Leute aus einer fernen und wilden Gegend des Landes zu ihm und sagten: „Unsere Väter haben tief im Walde auf einem Felsen ein Bethaus gebaut, damit sie auch Gott dienen könnten, aber kein Bischof mochte es weihen, denn sie fürchteten Alle die felsigen Wege und den dunkeln Wald, darum kommen wir zu dir, daß du es weihest." Ulrich antwortete: „Ich will

thun, wie Ihr verlangt, sendet mir einen Führer." Und er zog über Felsen, Gestrüpp und Berggewässer zu dem Bethause und weihte es. Da wollten ihm die armen Leute ein Geschenk geben, er aber sagte: „Nicht also! Nicht um Eurer Gaben, sondern um Eurer Noth und um Gottes willen, bin ich hierher gekommen, behaltet Euer Geschenk und ziehet in Frieden."

Wenn Ulrich aber daheim war in seinem bischöflichen Hofe, dann hielt er den Gottesdienst alle Tage, und berieth mit seinen Freunden das Wohl des Volkes, und nimmer war er müßig, sondern stets bedachte er, wo es fehlte, und was er that war gut und trefflich. Des Mittags aber hielt er offene Tafel, dann speis'te er die Hungrigen und tränkte die Durstigen, und die Kranken und Gebrechlichen kamen auf Krücken und Karren weit her an den bischöflichen Hof. Auch Fremde nahm er gastfrei auf, und es ging keiner hungrig von dannen, denn er gedachte der Worte: „Ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich beherbergt." Ulrich aber aß und trank nur wenig, und schlief auf dem Strohlager, und noch ehe der Tag graute, erhob er sich zum Gebete, denn er war hart und streng gegen sich selber.

So hatte der Bischof wohl zwanzig Jahre in Frieden gewaltet, und Segen ruhte auf Allem, was er unternahm. Da kam eine Zeit schwerer Prüfung, und große Trübsale brachen über ihn und seine Stadt und das gesammte deutsche Reich herein. Denn im Lande entstand Empörung und Zwiespalt, und von Außen kamen Krieg und Verheerung.

Kaiser Otto hatte nämlich einen Sohn, Namens Liudolf, der war Herzog geworden in Schwaben und sollte nach seinem Tode das Reich erben, weil er sein Erstgeborener war. Liudolf aber war wild und ungestüm, und faßte den Argwohn, der Kaiser wolle ihn ausstoßen aus seinem rechten Erbe. Darum machte er eine Verschwörung und empörte sich wider seinen eigenen Vater. Alle heimlichen Feinde des Kaisers erhoben sich, und die Flamme der Empörung griff um sich im ganzen Reiche. Bischof Ulrich aber wankte nicht in der Treue, sondern stand fest zum Kaiser. Er rüstete einen Theil seiner Mannen und zog zum Heere des Kaisers, und ließ die andern zurück, damit sie Augsburg beschützten. Unterdessen aber fielen die Feinde über die Stadt her und plünderten sie, und erschlugen die Mannen des Bischofs, und verwüsteten was er auferbaut hatte. Als Ulrich das hörte, ließ er in Eile aus

Erde, Holz und Steinen eine Feste errichten, und warf sich da hinein mit den Seinen. Da ruhte er auf der Erde unter einem leichten Zelt und achtete der Kälte nicht, denn es war ein harter Frost eingetreten, und war mitten im Winter. Darauf griffen die Feinde seine Feste mit Uebermacht an, er aber ließ sich nicht schrecken, sondern vertheidigte sich tapfer, bis ein Heer des Kaisers kam und vertrieb die Empörer, und führte den Bischof nach seiner Stadt zurück.

Ulrichs Herz aber blutete über den unnatürlichen Krieg zwischen Vater und Sohn, und er gedachte, daß er ein Bote des Friedens sei, und beschwor sie abzulassen vom Kampfe, denn Gott habe ihnen das Volk gegeben, es zum Guten zu führen, nicht es zu verderben. Liudolf aber mahnte er, daß er sich versündige an Gott und Menschen, weil er sein Schwerdt freventlich gezogen habe gegen seinen Vater und Kaiser. Liudolfs harter Sinn aber wurde gerührt, und er ging hin und unterwarf sich seinem Vater von Neuem. Da meinten Alle, es würde nun Ruhe sein im Lande; aber es kam ein neues Unheil.

Die heidnischen Ungarn hatten gehört von der Empörung im Reiche, und dachten sie zu nutzen. Ihre Horden fielen in das Land, durchzogen Baiern und Schwaben bis zum Schwarzwald, und mordeten, sengten und brannten, und Niemand konnte ihnen widerstehen. Und Ulrich sammelte seine Mannen hinter den Mauern von Augsburg. Von den Thürmen aber sahen sie den Himmel rings um roth glühend, und wie die hellen Flammen aus den brennenden Dörfern hoch aufschlugen. Und ein großer Heerhaufe der Ungarn zog heran gegen Augsburg. Ulrich aber harrte aus als ein guter Hirte mit seiner Heerde, und war bereit mit den Seinen zu sterben. Doch nicht mit Schild und Speer waffnete er sich, sondern sein bischöfliches Gewand legte er an, bestieg sein Roß und machte mit seinen Schaaren einen Ausfall auf den Feind. Und er führte die Seinen zum Kampfe und sprach mit David: „Wenn ich in den Schatten des Todes wandelte, so fürchte ich mich doch nicht, denn du bist mit mir!" Da umsaus'ten ihn die Schleudern und Pfeile der Ungarn, und mancher tapfere Mann wurde zum Tode getroffen, Bischof Ulrich aber blieb unversehrt. In der Stadt ging er umher auf den Mauern und ordnete die Vertheidigung, und stärkte und ermuthigte die Seinen, und ruhte nicht mit Kampf und Gebet weder Tag noch Nacht. Und da die Gefahr

am Höchsten war, war die Hülfe am Nächsten. Denn als der Kaiser die Noth des Bischofs vernommen hatte, zog er heran mit einem mächtigen Heere. Da ließen die Ungarn von der Belagerung ab, und der Kaiser schlug sie auf's Haupt in einer blutigen Schlacht auf dem Felde bei Augsburg, und sie flohen nach allen Seiten und die Stadt war befreit. Am Abend der heißen Schlacht kam der Kaiser nach Augsburg und dankte dem Bischof für seine Tapferkeit, und erzählte ihm, wie sein Bruder Dietbald und sein Neffe geblieben wären im Kampfe wider die Heiden. Da ging Bischof Ulrich hinaus auf das Schlachtfeld und suchte die Leichen seiner Verwandten, und bestattete sie feierlich im Dome zu Augsburg, wie es sich für Männer geziemt, die gefallen sind im Streite für das Vaterland und die Christenheit.

Obwohl nun sein Herz voll tiefer Trauer war über den Tod der Seinen, und er ringsumher Alles zerstört sah, so verzweifelte er dennoch nicht, sondern hoffte auf Gott. Als nun endlich Friede war, begann er abermals das Zerstreute zu sammeln, das Zerstörte herzustellen und die geschlagenen Wunden zu heilen, und Gott war mit ihm in Allem, was er that. So lebte er als ein Muster und Vorbild der Seinen eine lange Zeit, denn er regierte noch dreißig Jahre und wurde alt und hochbetagt. Da er nun seine Kräfte schwinden fühlte, verlangte ihn noch einmal nach Rom zu gehen, und obgleich er bereits achtzig Jahr alt war, so scheute er doch das Ungemach nicht, sondern über Gebirge und an tiefen Abgründen vorüber und über wilde Ströme reis'te er, bis er nach Rom kam. Und als er hier gebetet hatte, hörte er, der Kaiser wäre in der festen Stadt Ravenna. Da ging er auch dorthin und bat den Kaiser, er möchte nach seinem Tode das Bisthum seinem anderen Neffen Adalbert verleihen. Und der Kaiser gewährte ihm seine Bitte.

Darauf kehrte Ulrich heim und begann sein Haus zu bestellen. Schon lange aber hatte er sein Grab graben lassen, und an der Stätte betete er oft. Aber noch sollte er einen großen Schmerz erfahren. Eines Tages kam ein Bote zu ihm und sagte: „Dein Neffe Adalbert, auf den du gehofft hast, ist gestorben in der Fülle der Kraft.“ Das war für den alten Bischof ein schweres Leid, aber er trug es männlich. Bald darauf vernahm er, daß auch der gute Kaiser Otto todt wäre. Da wurde sein Herz voller Trauer, und er war des Lebens satt. Doch aber hielt er den

Gottesdienst alle Tage, und da er nicht mehr gehen konnte, ließ er sich in die Kirche tragen, und wirkte und war thätig ohne Unterlaß.

Als er nun sein Ende nahen fühlte, ließ er durch seinen Kämmerer vor sich bringen Alles, was er besessen hatte an Kostbarkeiten und fahrender Habe. Und da Alles beisammen vor ihm lag, sagte er: „Was hat mir dieses Alles genützt?" Darauf gab er es hin, daß es unter die Armen und Dürftigen vertheilt würde. Dann redete er noch mit denen, die um ihn waren, verzieh seinen Feinden und gab Allen seinen Segen. Und als die Strahlen der Morgensonne hell in das Gemach schienen, ging er ein zur ewigen Ruhe.

Das war am 4. Juli des Jahres 973. Ulrich aber war drei und achtzig Jahr alt geworden, und hatte funfzig Jahre hindurch fromm und gerecht sein Bischofsamt geführt. Seine Werke folgen ihm nach, und sein Andenken wird in Ehren gehalten bis auf den heutigen Tag. R. Köpke in Berlin †.

---

203. Conrad, Bischof von Constanz.

26. November.

In den Tagen, da Ulrich Bischof von Augsburg war, lebte in der Stadt Constanz am Bodensee ein anderer Bischof, Namens Conrad, der war ein Freund Ulrichs, und war ihm gleich an Frömmigkeit und guten Werken. Er stammte aus dem uralten und hohen Geschlechte der Welfen, das berühmt war im ganzen Schwabenlande, und aus dem nachher große Herzoge und mächtige Könige entsprossen sind. Und obwohl er groß und angesehen war vor der Welt durch Adel und Reichthümer, so war er doch größer durch seine Tugenden, denn er strebte vor Allem nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Der Bischof von Constanz erkannte die Gaben seines Geistes, und er wurde zum Propste gewählt. Da zeigte er sich gerecht im Großen wie im Kleinen, und geschickt in allen Sachen der Kirche; er war reich an gutem Rathe, beredt in Worten, fromm in Werken, ein Fürsprecher der Armen und ein Schutz der Unterdrückten. Alle aber bewunderten ihn, daß er in jedem Geschäfte als ein anderer Mensch an Gaben erscheine, er aber war immer derselbe in Liebe und Demuth.



Darauf starb der Bischof von Constanz, und Ulrich kam aus Augsburg ihn zu bestatten, und fand die ganze Stadt und das ganze Land voller Trauer. Alle kannten Ulrich als einen weisen Mann, darum baten sie ihn, er möchte ihnen rathen, wen sie zum Nachfolger des Gestorbenen wählen sollten. Ulrich aber versammelte die Priester und das Volk und sagte: „Wählet den Propst Conrad, sein Wandel ist untadelig, er ist ein Bischof, wie der Apostel ihn beschreibt." Da riefen Alle aus einem Munde: „Gott hat uns einen Bischof gegeben nach unserm Wunsch und Gebet." Das geschah im Jahre 934.

Conrad aber wurde ein wahrer Bischof, wie Ulrich es vorher verkündet hatte, und die Armen priesen ihn als ihren rechten Vater. Denn von seinem eigenen Gute baute er in der Stadt ein Hospital, darin gab er zwölf Armen eine Freistätte, und jedem Dürftigen, der dort anklopfte, wurde aufgethan, und er fand Speise und Trank, und Hülfe und Rath. Auch baute er Kirchen und stiftete Stellen für Priester, und nirgends schonte er seines Vermögens, sondern gab mit vollen Händen.

Als er Alles geordnet hatte, bekam er große Sehnsucht, das Land der Verheißung mit eigenen Augen zu sehen; und er fuhr über das Meer nach Jerusalem. Da betrat er die Stätten, wo einst die Patriarchen wandelten, und die Propheten des alten Bundes geweissagt hatten, und der Weltheiland am Kreuze gestorben war. Da er aber Alles gesehen hatte, kehrte er gestärkt im Glauben in das Vaterland zurück. Und daheim schaltete und waltete er wieder wie zuvor in Liebe und Gerechtigkeit. Unter allen Bischöfen aber hatte er keinen treuern Freund, als Ulrich von Augsburg. Denn sie lebten wie Brüder mit einander, und beriethen das Wohl ihrer Kirchen und erbauten sich in Gesprächen. Und oft zog Conrad nach Augsburg hinüber, und dann kam Ulrich wieder zu ihm nach Constanz.

Eines Tages aber, da sie wieder in Constanz beisammen waren, gingen sie den Rhein hinab, nach Laufen, nicht weit von der Stadt Schaffhausen. Laufen aber war eine feste Burg, und liegt hart am Ufer des Flusses. An dieser Stelle ist noch heute ein großes Wunder zu sehen. Denn da ist ein mächtiger Wasserfall, wo sich der Rhein mit seinem ganzen Gewässer in einen tiefen Abgrund stürzt, und von der Gewalt des Falles erdröhnt die Erde ringsumher, und den Donner des Sturzes und das Brausen des wilden

Stromes hört man weit in das Land hinein bei Tag und Nacht. Und es sprudeln die schäumenden Wellen so weiß, wie die Flocken des frisch fallenden Schnee's; wer es aber in der Nacht sieht, der meint, es sprühen feurige Funken aus dem Flusse umher. An dieser Stelle standen die beiden Bischöfe, und ihr Herz war voll tiefer Schauer über die Größe Gottes in seinen Werken. Als sie nun hinabblickten in das brausende Wasser, da sahen sie zwei Vögel, die umkreis'ten die Felsen, an denen sich die Wellen brachen, und flatterten angstvoll hin und her. Bald wurden sie von dem stürzenden Gewässer in die Tiefe hinabgeschleudert, bald tauchten sie aus dem Schaume wieder hervor, und kämpften so gegen die Gewalt des Stromes eine Zeit lang. Bei diesem Anblicke mochte man wohl des Menschen gedenken und seiner unsterblichen Seele, wie sie kämpfe und ringe mit der Welt und mit dem Strome der Sünden und Uebel. Die beiden Bischöfe aber dachten der Seelen der Abgeschiedenen und ihres Geschickes und sie wurden tief bewegt in ihrem Herzen und gingen hin zu beten. Da sie aber wieder zur Stätte kamen und hinabschauten in den Abgrund, verschwanden die Vögel vor ihren Augen, und Ulrich und Conrad kehrten zurück, ein Jeder in seine Stadt.

Darauf lebten sie noch lange zusammen als Freunde und treue Arbeiter im Weinberge des Herrn. Und als Ulrich abgerufen wurde aus diesem Leben, folgte ihm Conrad bald nach, und er starb am 26. November des Jahres 976.

R. Köpke in Berlin †.

---

204. Bernward, Bischof von Hildesheim.

17. November.

Als der Kaiser im römischen Reiche deutscher Nation noch mächtig waltete und noch nicht genöthigt war, die Anerkennung auf eine besondere Hausmacht zu gründen, als die christliche Kirche das Volksleben weihete und von dem Kaiser noch ungehindert durch den Verdacht, daß die römische Priesterschaft darauf ausgehe, was des Kaisers sei, an sich zu bringen, beschirmt ward, als nach groben Ausbrüchen der Rohheit die Ordnung wieder kräftiger gehandhabt ward, und unter den sächsischen Königen Deutschlands Wissenschaft und Kunst neu erwachten, lebte der thätige kunstreiche



und fromme Bischof Bernward. Aus angesehenem Geschlechte in der Mitte des 10. Jahrhunderts geboren ward er früh dem geachteten Lehrer an der Domschule zu Hildesheim Thangmar zugeführt, und bald erwarb er sich durch seine Fähigkeit seinen Fleiß seine Fortschritte und seine Gewissenhaftigkeit die besondere Liebe seines Lehrers. Thangmar erzählt selbst, wie er den jungen Bernward auf seinen Geschäftsreisen gern mit sich genommen und bei diesem nähern Umgange zu seinem Erstaunen ungeachtet des zarten Alters viele liebenswürdige Eigenschaften an ihm entdeckt habe. Fast den ganzen Tag, schreibt er, brachten wir oft zu Pferde mit wissenschaftlichen Uebungen zu und behandelten wohl einen und den andern Gegenstand so ausführlich, als ob wir in der Schule wären. Bald ergötzten wir uns am Versbaue und gingen dann wieder zu Uebungen in ungebundener Schreibart über; bald trugen wir Beweisführungen in gewöhnlicher Rede vor, dann wieder in künstlichen Vernunftschlüssen, wobei er mir oft, doch sehr bescheiden, scharfsinnige philosophische Fragen vorlegte. Der Jüngling richtete seine Aufmerksamkeit auf alles Wissenswürdige, und während er für die schönen Künste begeistert war, hielt er die Beschäftigungen des Handwerkers und die Gegenstände des gewöhnlichen Haushalts seiner Beachtung nicht unwerth. So Vieles konnte er umfassen, weil seine Lernbegier durch Nichts unterbrochen wurde.

Nach Beendigung seiner Studien auf der Domschule rief ihn sein Großvater mütterlicher Seite, der Pfalzgraf Athelbero, welcher sich bei seiner Altersschwäche nach Hülfe und Aufheiterung sehnte, zu sich, und bald ward Bernward ihm so werth, daß er Alles, was er nur unternahm, mit diesem seinem Enkel berieth und ihn, obwohl er mehrere Söhne und Töchter hatte, an Sohnes Statt annahm. Nur eine Zeit lang entließ er ihn zu einer Reise nach Mainz, um ihm durch seinen Freund, den mächtigen Reichskanzler und Erzbischof Willigis, die höhern priesterlichen Weihen ertheilen zu lassen. Als Bernward mit den Weihen zurückgekehrt, kam er den Bitten seines Großvaters, bis zu seinem Ableben bei ihm zu bleiben, gern entgegen, übernahm nicht nur dessen lästige Geschäfte, sondern auch unermüdlich Tag und Nacht die Pflege des kranken Greises, und schlug uneigennützig selbst die ihm angetragene Propstei des Klosters Deventer aus, um ihn nicht verlassen zu müssen.

Nach dem Tode des Pfalzgrafen 987 kam er an den kaiserlichen Hof. Kaiser Otto II. war im Jahre 983 in Rom plötzlich

gestorben und hatte seinem dreijährigen Sohne Otto III. sein großes Reich hinterlassen. Die Mutter des jungen Königs, die Griechin Theophano, wählte Bernward zum Caplan des Palastes und noch in demselben Jahre unter Zustimmung der Großen des Reichs zum Lehrer und Erzieher ihres Sohnes, der sich unter seiner Leitung nicht nur durch gute Fortschritte in Kenntnissen und Geschäftstüchtigkeit auszeichnete, sondern auch vor den mancherlei Versuchungen, womit sich selbstsüchtige Schmeichler an ihn drängten, bewahrt blieb. Die Kaiserin starb unerwartet. Sogleich ernannte ihn der neunjährige Kaiser, der seinem Lehrer mit großer Achtung ergeben war, zum Canzler und gestattete seinem besonnenen Rathe einen bedeutenden Einfluß auf die Anordnungen in seinem großen Kaiserreiche.

Nicht lange darauf wurde er aus diesem Wirkungskreise zu einem geistlichen Amte berufen, wofür er von Jugend auf vorzugsweise Neigung gehegt hatte und dem er von der Zeit an sein Leben widmete. Einstimmig zum Bischofe von Hildesheim erwählt, wurde er am 15. Januar 993 als solcher geweiht. Er trat mit seltener Reife des Geistes in sein großes und wenig bebautes Arbeitsfeld ein und gab sich ihm mit ganzer Kraft Aufopferung und Treue hin. Alles, was uns die Geschichte von ihm berichtet und was die von ihm erhaltenen Werke erkennen lassen, zeugt eben so sehr von seiner innigen Frömmigkeit als von seiner praktischen Tüchtigkeit. Dafür zeugt, daß er in sehr mannigfaltigen Unternehmungen Bedeutendes leisten konnte, während er die Pflege des Gottesdienstes und des christlichen Lebens in den ihm anvertrauten Gemeinden als seine Hauptaufgabe festhielt, und daß er, obgleich seine großen Leistungen sichtbar hervortraten und die Kirche ihn mit verführerischem Glanze umgab, sich seiner Unwürdigkeit vor Gott und der Gnade des Allerhöchsten, welcher er Alles zu verdanken habe, stets bewußt blieb. Er beschränkte sich nicht darauf, daß er täglich in der Kirche mit der Geistlichkeit dem kirchlich angeordneten Chorgesange beiwohnte, sondern er verweilte meistens noch stundenlang im einsamen Gebete und in frommen Betrachtungen. Wartete er nach der herrschenden Ordnung der Kirche der Messe, so nicht minder der Predigt des Worts in der Gemeinde und der Belehrung der Unwissenden über die einfachsten Grundwahrheiten des Christenthums und bekräftigte seine Lehre durch seinen guten Wandel. Nahm er sich der Armen in der Weise seiner

Zeit an, indem er täglich mehr als hundert Dürftige speisete, so ließ er sich nicht weniger angelegen sein jede kunstreiche und nützliche Arbeit zu fördern.

Nur durch seine vielseitigen Kenntnisse und Kunstfertigkeiten ward es möglich, daß er in dieser letztern Rücksicht so bedeutend hervorragt; denn er ließ nicht nur mit vielen Zeitgenossen die Schreibkunst üben, um gute Abschriften theologischer und philosophischer Bücher zu gewinnen, sondern besuchte auch regelmäßig die Werkstätten der Künstler und Handwerker, richtete nach eigener Erfindung Ziegelbrennereien ein, um durch Einführung der Ziegelbauten den häufigen Feuersbrünsten entgegenzuarbeiten, und leitete in seiner eignen Werkstätte selbst zur Malerei Bildhauerei, zur Schnitzkunst Erzgießerei und zum künstlichen Einfassen in edle Metalle. Wenn er auf seinen Wegen durch seine Gemeinde Knaben spielen sah, so ließ er sich gern mit ihnen in ein Gespräch ein, und entdeckte er an ihnen einen guten Verstand, so veranlaßte er die Eltern sie ihm in die Werkstätte zu senden. Die Fähigsten nahm er später mit sich auf seine Reisen, um ihren Geschmack an Meisterwerken zu bilden. Die Arbeiten seiner Hand, die uns erhalten sind, eignen sich ohne Ausnahme für die Werkstätte eines kunstliebenden Bischofs. Wenigstens erwähnt mögen hier werden das goldene kreuzförmige Reliquienkästchen, die beiden ehernen Thorflügel mit Abbildungen aus der alt- und neutestamentlichen Geschichte und die aus Erz gegossene Säule mit einer Darstellung der evangelischen Geschichte. Das bedeutendste Werk des frommen Bernward ist die Stiftung des großen Michaelis-Klosters. Er begann es bald, nachdem er das bischöfliche Amt übernommen hatte mit der Erbauung der Kreuz-Capelle auf einem damals neben der Stadt belegenen Hügel und arbeitete daran bis an sein Ende. Es ist beachtenswerth, in welchem Sinne ein Mann wie Bernward einer solchen Stiftung seine schönsten Kräfte und sein ganzes Vermögen opfern konnte. Er verwahrt sich gleich anfangs gegen jeden Verdacht des Stolzes und der Prahlerei, da er wohl wisse, daß jede Anmaßung Gott ein Gräuel sei, bekennt sich ergriffen von der Unermeßlichkeit seiner Vergehungen und gedemüthigt durch das Bewußtsein, daß er um der göttlichen Barmherzigkeit willen aus der tiefsten Niedrigkeit und Armuth zu seinem hohen Berufe gelangt sei; er wolle unsern Herrn Jesum Christum ehren, desgleichen die Jungfrau Maria, den Erzengel Michael und alle himmlischen

Tugenden; er trage Verlangen, mit allen lieben Brüdern in Christo zu leben und begraben zu werden. In diesem Sinne hat er das große Opfer dargebracht und in diesem Sinne müssen wir ihn verstehen. Beachtenswerth ist zugleich, daß er bei diesem weit aussehenden Unternehmen stets der Kürze und Unwissenheit des menschlichen Lebens eingedenk war und in diesem Andenken an den Tod nicht nur um so thätiger, sondern auch während der Ausführung stets darauf bedacht blieb, wenn auch nicht das Ganze, wenigstens Etwas, was in seinem Bestande gesichert sei, auch auf den Fall, daß er von seiner letzten Stunde überrascht werden sollte, vollbracht zu haben. Er übergab das Kloster, wie gleich anfangs die Kreuz-Capelle, dem Benedictiner-Orden und schenkte ihm mit Zustimmung seines Bruders, des Grafen Tammo, sein ganzes Vermögen. In der Kirche dieses Klosters, welche 1022 eingeweiht wurde, suchte er im romanischen Baustyle das Höchste darzustellen, was die Baukunst mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln leisten könnte. Zwar konnte die Schönheit des Gebäudes nicht verhindern, daß ungeschickte Hände in spätern Jahrhunderten an ihm Verbesserungen versucht haben, und daß es im Anfange unsers Jahrhunderts ganz vernachlässigt und theilweise zerstört wurde; aber als das Verständniß kirchlicher Baukunst wieder erwachte, wurde auch noch in dem, was eine geschmacklose Zeit übriggelassen hatte, ein werthvolles Denkmal kirchlicher Baukunst erkannt. Seit einigen Jahren hält eine evangelisch-lutherische Gemeinde in der alten Michaelis-Kirche, nachdem sie, wenn auch nicht in ihrem ersten Umfange, doch nach Kräften mit Kunstsinn wieder hergestellt ist, regelmäßig wieder Gottesdienst.

Ueber seine neuen Unternehmungen versäumte er die von ihm vorgefundenen Werke nicht. Namentlich sind noch werthvolle Arbeiten vorhanden, wodurch er den Dom schmückte. Dies und anderes leistete er zu einer Zeit, wo, während der junge Kaiser seine Liebe und Thätigkeit vorzugsweise Italien zuwandte, räuberische Schaaren der Slaven tief in Sachsen einfielen und um so mehr zu fürchten waren, je mehr das Bisthum aufblühete und reichere Beute erwarten ließ. Er sah sich genöthigt, die Stadt mit Mauern und Thürmen zu umgeben, und führte die Befestigung mit solcher Sorgfalt aus, daß er alles Aehnliche im Sachsenlande überbot. Wo sich die beutegierigen Feinde nur blicken ließen, entbot er seine Dienstmannen sie zu vertreiben, und wo ihre Einfälle zu fürchten

blieben, ließ er feste Burgen erbauen. Dadurch bot sein Bischofssitz so große und seltene Sicherheit, daß er der zweite Gründer Hildesheims genannt worden ist.

Sein Ansehen eröffnete ihm eine Wirksamkeit über die Grenzen seines Bisthums hinaus; er war der Beichtvater der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, welche während der Abwesenheit ihres Neffen, des Kaisers, dem deutschen Reiche vorstand, und half ihr noch in ihren letzten Stunden. Auch seine ärztlichen Kenntnisse wurden weit gerühmt und aufgesucht.

Die Eifersucht des Erzbischofs Willigis verwickelte ihn in langwierige und gehässige Streitigkeiten über die bischöflichen Anrechte auf Gandersheim und nöthigte ihn seine Zuflucht zum Kaiser und zum Papst zu nehmen. In Rom, wohin er sich begab, fand er nicht nur Gelegenheit dem Kaiser, seinem frühern Schüler, die alte Treue und den aufrührerischen Römern gegenüber seinen festen Muth zu beweisen, sondern auch für seine Angelegenheiten die gesuchte Theilnahme sowohl des Kaisers als des Papstes Sylvester II., der einst auch des Kaisers Lehrer gewesen war; allein beide starben zu früh, als daß es ihnen gelungen wäre, seine Streitigkeit mit dem Erzbischofe zu beendigen. Da sich, weil der junge Kaiser unerwartet und ohne Erben gestorben war, mehrere Fürsten um die deutsche Krone bemüheten, entschied sich Bernward für den Herzog Heinrich, der dem erloschenen Kaiserhause zunächst verwandt war, und wirkte durch seine Stimme nicht unwesentlich mit, daß auf ihn die Wahl fiel. Der neue Kaiser Heinrich II. war Bernward in der Jugend befreundet gewesen, hatte mit ihm einst die Domschule besucht und blieb ihm auch nach seiner Erhöhung besonders geneigt, so daß er ihn nicht nur in Hildesheim aufsuchte, sondern ihn auch häufig zu sich lud, um seinen Rath zu benutzen, der ihm selbst in der Kriegswissenschaft werth war. Der Bischof mußte ihn sogar auf einem Feldzuge als Anführer der von ihm gestellten Dienstmannen folgen. Den Bemühungen des Kaisers verdankte denn auch Bernward nicht nur, daß der Erzbischof Willigis von seinem Unrecht überzeuget ward und sich mit ihm aussöhnte, sondern daß das Bisthum eins der reichsten und mächtigsten in Deutschland wurde.

Da sich der Bischof in den letzten Jahren seines Lebens oft leidend fühlte, beeiferte er sich um so mehr die von ihm unternommene Stiftung zu Ende zu führen. Zur Einweihung der zuletzt

erbauten Capelle fühlte er sich bereits zu schwach. Er übertrug sie daher dem ihm seit vielen Jahren innig verbundenen und durch manchen Freundschaftsdienst bewährten Bischof von Schleswig Eggehard, ließ sich dann in die neue Kloster-Capelle bringen, um nach der Frömmigkeit seiner Zeit vor seinem Tode das Ordenskleid der Benedictiner anzulegen, und verschied einige Tage darauf den 20. November 1022, auf seinen Wunsch dahin zurückgebracht, nach andächtigem Gebete an dem Altare mit den Worten: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" in den Armen seines Bruders Tammo und seines Freundes Eggehard. Tiefe Betrübniß erfüllte die ganze Stadt, die in ihm ihren Beschützer, ihren Wohlthäter, ihren geistigen Vater verloren hatte. In der Ueberzeugung, daß eine christliche Todeserinnerung auf das Leben einen heilsamen Einfluß übe, hatte er sich seinen steinernen Sarg selbst gemeißelt. Worauf er bei dem Gedanken an seinen Tod seine Hoffnung gegründet, zeigen die dem Sarge eingegrabenen Worte Hiob 19, V. 25—27: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und ich werde am jüngsten Tage von der Erde auferstehen u. s w.", wie auch die Schlußworte auf dem gleichfalls von ihm selbst gearbeiteten Leichensteine: „Wehe, ich habe meines hohen Amts nicht wohl gewartet! Frommer Friede möge meiner Seele sein, und Ihr singet dazu Amen!"

Cordes in Hildesheim, jetzt in Nienburg.

205. Heribert, Erzbischof von Köln.

16. März.

Heribert, aus einer angesehenen Familie in Worms stammend, zeichnete sich schon in früher Jugend durch Lernbegierde und ungeheuchelte Frömmigkeit aus. Er trat in den Orden der Benedictiner, besuchte behufs seiner Ausbildung mehrere Klöster seines Ordens, und wurde nach seiner Rückkehr von dem Bischof seiner Vaterstadt Hildeboldt mit wichtigen kirchlichen Geschäften betraut, und von ihm als sein Nachfolger designirt. Inmittelst hatte Kaiser Otto III. ihn kennen gelernt, ihn zu seinem Erzkanzler ernannt, ihn wiederholt mit nach Italien genommen, um sich bei den damaligen verwickelten politischen Verhältnissen seines Rathes zu bedienen, und ihn zuletzt nach Ravenna gesendet, um die dortige

aufrührerische Bevölkerung durch seine Milde und Weisheit zu zügeln, was ihm nach Wunsch gelang. Um diese Zeit war der erzbischöfliche Stuhl in Cöln erledigt. Ueber die Wiederbesetzung desselben entstand zwischen der Geistlichkeit und den Bürgern ein heftiger Kampf, der sich bis zur Anwendung von Waffengewalt zu steigern drohte. Der von der Geistlichkeit gewählte Propst zu Sct. Peter Wegelin lehnte die Stelle ab, und schlug dem Volke Heribert zum Erzbischof vor: das Volk stimmte alsbald jubelnd diesem Vorschlage bei und wurde damit der Kirchenfriede wieder hergestellt. Ehrenvoll vom Kaiser entlassen und vom Papste mit dem Pallium beschenkt, trat Heribert die Reise nach Cöln an. Als er in die Nähe der Stadt gekommen, sandte er die Insignien der erzbischöflichen Würde voraus, und wanderte ungeachtet der winterlichen Kälte im Pilgerkleide baarfuß am Abend vor Weihnachten der Stadt zu, und wurde alsbald in der Christnacht in der Kirche in sein Amt eingeführt.

Heriberts Herz gehörte dem Herrn und seinen armen Brüdern. Deutschland und Frankreich wurde zu seiner Zeit von einer schweren Hungersnoth heimgesucht; der Erzbischof bekannte offen, auch seine Sünden wären Schuld an dieser Heimsuchung. Mit dem hingebendsten Eifer suchte er der Noth zu steuern. Er gab den größten Theil seiner Einkünfte hin, schaffte Getraide an, ermittelte den aus der Nähe und Ferne herzuströmenden Armen und Hülfslosen Obdach und Unterhalt auf den verschiedenen Gütern der Kirche, besuchte im Stillen die Kranken, pflegte sie persönlich und erweckte dadurch die allgemeine Theilnahme. Den Geistlichen der Stadt zeigte er thatsächlich den Weg zu einer uneigennützigen Amtsführung. Ein Armer konnte keinen Priester finden, der ihm sein neugebornes Kind taufte, weil er nicht hatte, die Gebühren zu bezahlen. Der Erzbischof taufte alsbald, als ihm der Arme seine Noth klagte, das Kind, nahm zugleich die Stelle eines Taufpathen an, trat bei dem nächsten Kirchgang in die Hütte des Armen, setzte sich an seinen Tisch und theilte mit ihm das spärliche Mahl.

Es fehlte Heribert nicht an Feinden und Neidern, besonders ward er bei dem Nachfolger Otto's, dem Kaiser Heinrich, verdächtigt, der ihm seit seiner Thronbesteigung ohne zureichenden Grund feindselig war. Der Kaiser belagerte die Veste Hammerstein am Rhein, und entbot den Erzbischof in sein Lager. Heribert, schwer erkrankt, konnte der Einladung nicht folgen, worauf der Kaiser,

Trotz und Verstellung voraussetzend, zornig ausrief: wenn er nicht zu mir kommen kann, so will ich ihn besuchen. Nach Eroberung der Veste zog er nach Cöln, in der Absicht, den Erzbischof abzusetzen; wurde jedoch in der Nacht durch einen Traum gewarnt, dem frommen Mann nichts Uebles zu thun. Heribert erschien vor dem sich erzürnt stellenden Kaiser, berief sich gegenüber den ihn hart verklagenden Feinden auf seine Unschuld, und erklärte sich sodann bereit, freiwillig auf seinen Sitz zu verzichten. Da stieg der Kaiser von seinem Throne herab, umarmte ihn innig und bekannte sich selbst als schuldig. Die folgende Nacht brachte Heribert einsam betend und singend in der Kirche zu; da tritt der Kaiser ohne alle Begleitung in die Kirche, wirft sich vor dem Erzbischof nieder und bittet ihn noch einmal herzlich um Verzeihung.

Als Heribert seinen Tod herannahen fühlte, trat er noch eine Reise an, um seine Heerde überall im Glauben zu stärken, erkrankte tödtlich in Neuß, ließ sich nach Cöln zurückbringen, und starb hier am 16. März des Jahres 1021 nach einer erbaulichen Vorbereitung auf sein Ende. Er ward in dem von ihm gestifteten Kloster zu Deutz begraben. Der fromme Glaube jener Zeit wußte von vielen Wundern Heriberts zu erzählen, die er während seines Lebens gethan, und die sich noch eine Zeitlang an seinem Grabe fortgesetzt hätten. Im 16. Jahrhundert wurde er unter die Heiligen versetzt. Wiesmann in Lennep, später in Coblenz †.

---

206. Heinrich II., Kaiser.

12. Juli.

Als der junge Otto III. im Jahre 1002 starb, war das römische Reich deutscher Nation, von dessen kräftigem Bestehen vor Allem damals das Heil der Kirche und eine gedeihliche Entwickelung des Abendlandes abhing, der Auflösung nahe. Otto III. hatte fast noch als Knabe die Regierung des großen Kaiserreichs übernommen, nachdem während einer längeren vormundschaftlichen Verwaltung die Bande des Gehorsams vielfach gelockert waren, und mit so großen Ansprüchen und umfassenden Plänen er auch aufgetreten war, hatte sich doch bald gezeigt, daß er nicht hinreichende Kraft besaß das gewaltige Erbe seiner Väter zu erhalten. Deutschland und Italien empörten sich gegen ihn; nur ein früh-

zeitiger Tod, die Folge schwerer Seelenleiden, ersparte ihm die empfindlichsten Demüthigungen. Daß der junge Kaiser ohne Kinder starb, steigerte noch die allgemeine Verwirrung.

Die Lage des Reichs hatte die deutschen Fürsten und Bischöfe, welche über den erledigten Thron zu verfügen hatten, zu einer schnellen und einmüthigen Wahl mahnen müssen; aber ehe es noch zu einer solchen kam, traten drei mächtige Bewerber um die Krone hervor, und es stand kaum zu erwarten, daß einer dem anderen gutwillig weichen würde. Der Verdienteste unter ihnen war der tapfere Markgraf Eckard von Meißen, eine Zierde des Reichs, eine Säule des Vaterlandes, der Schrecken der Feinde; eine lange Reihe rühmlicher Thaten empfahl ihn, vor Allem hatte er die deutsche Oberherrschaft über Böhmen und Polen mit starker Hand aufrecht erhalten. Dennoch erschien den Fürsten seine Bewerbung als eine unerträgliche Anmaßung, da Eckard sich nicht königlichen Geblüts rühmen konnte; auch mochten sie ein so kraftvolles Regiment, wie es ohne Zweifel Eckard geführt haben würde, nicht über sich kommen lassen. Die Meisten von ihnen richteten ihre Augen vielmehr auf den Herzog Hermann von Schwaben, der seinen Stammbaum auf Karl den Großen zurückführte, dem Hause der Ottonen durch Verschwägerung verwandt war, sich durch Reichthum hervorthat und als ein milder und nachgiebiger Herr gerühmt wurde. Doch war auch er nicht der nächste Verwandte des letztverstorbenen Kaisers; dies war der junge Herzog Heinrich von Baiern, der sich bis dahin still in dem ihm angewiesenen Wirkungskreis gehalten hatte und nicht nach hohen Dingen zu trachten schien, in dem aber nichts desto minder der Ehrgeiz und der aufstrebende Sinn seiner Vorfahren lebte. Schon sein Vater und Großvater hatten sich durch Gewalt und List auf den Thron zu schwingen gesucht, obschon er ihnen mit nichten gebührte; er glaubte jetzt einen Erbanspruch an denselben zu haben und war fest entschlossen diesen Anspruch um jeden Preis zu behaupten. An einem Anhang, der sein Erbrecht anerkannte, fehlte es ihm nicht, und so getheilt war bald die Meinung der Fürsten, daß es zu einer allgemeinen Wahlversammlung nicht kommen konnte. Auf anderen Wegen gewann Heinrich, vom Glück begünstigt, dennoch zuletzt die allgemeine Anerkennung. Markgraf Eckard fiel mitten in seinen Bewerbungen um die Krone durch Meuchelmord; bald darauf ließ sich Heinrich von seinen Anhängern aus Baiern und Franken zum König wählen und im Dom zu

Mainz, an ungewohnter Stelle, vom Erzbischof Willigis salben und krönen; ein verheerender Kriegszug durch Schwaben brachte dann Hermann zur Unterwerfung, und auch die Sachsen und Lothringer mußten endlich insgesammt Heinrich als ihren Herrn und König anerkennen: ehe ein Jahr seit dem Tode Otto's III. verstrichen war, hatte Heinrich die allgemeine Anerkennung in den deutschen Ländern gewonnen.

Die Einheit Deutschlands war so gesichert, aber übel stand es mit der Herrschaft, welche Otto der Große den Deutschen über die Völker im Süden und Osten gewonnen hatte; hier wie dort glaubte man die Stunde gekommen, wo man das deutsche Joch ungestraft abwerfen könnte. Italien hatte sich gleich nach dem Abscheiden Otto's III. von dem Kaiserreich losgerissen; ein einheimischer Großer, Arduin von Jvrea, war dort zum König aufgeworfen und gekrönt worden. Und noch furchtbarer der deutschen Herrschaft erhob sich gleich nach Eckards Ermordung im Osten der große Polenfürst, Boleslaw der Kühne, der erste Kriegsmann seiner Zeit, entschlossen die deutschen Fesseln zu brechen und ein großes freies, slawisches Königreich zu errichten. Alle die slawischen Stämme, wie sie von der Ostsee bis zum adriatischen Meere, von der Elbe bis zur Wolga und zum Dniepr hundertfach gespalten wohnten, umfaßte sein Blick: er hoffte sie alle zu einem Reich zu verbinden. Um so gefährlicher war er aber König Heinrich, weil er, obschon alle seine Absichten auf die Vernichtung oder Schwächung der deutschen Herrschaft zielten, dennoch sich zu aller Zeit mit großer Schlauheit einen starken Anhang unter den deutschen Fürsten zu erhalten wußte und sein Eifer für die Ausbreitung des Christenthums im Osten ihm überdies die Geistlichkeit geneigt machte. Noch im Jahre 1002 bemächtigte sich Boleslaw der Lausitz, im folgenden Jahre vertrieb er den Böhmenherzog aus seinem Lande und machte Prag zu seiner eigenen Residenz, und gleich darauf brach im Reiche selbst eine von den Polen angezettelte Verschwörung aus, an deren Spitze der Markgraf Heinrich von Schweinfurt stand, zu der aber noch viele andere hochangesehene Fürsten des Reichs sich verbunden hatten, sogar des Königs eigener Bruder Brun. Gefahren von allen Seiten umlagerten so König Heinrich gleich in den Anfängen seiner Regierung, aber durch unermüdliche Thätigkeit wußte er ihnen trefflich zu begegnen und die Ehre des Reichs zu wahren; um so bewunderungswürdi-



ger war seine Thätigkeit, da er, von Natur schwächlichen Leibes, durch ein angebornes Leiden, das als Kolik bezeichnet wird, oft Wochen lang zur Ruhe verurtheilt wurde.

Die Jahre 1003 und 1004 gehören zu den thatenreichsten im Leben des Königs; unaufhörlich stand er an der Spitze neuer Heere und immer neuen Feinden gegenüber; von der Elbe eilte er zum Main und zur Donau, von der Donau zum Po, vom Po zum Rhein, vom Rhein zur Saale und in das Innere Böhmens, von der Moldau kehrte er dann wieder zur Elbe zurück. So gelang es ihm die gefährliche Verschwörung zu unterdrücken, Arduin zurückzutreiben und das deutsche Ansehen in Italien herzustellen, Böhmen und die Lausitz den Polen wieder zu entreißen; so weit gedieh er, daß er im folgenden Jahre Boleslaw schon in seinem eigenen Lande angreifen konnte. Im Herbste des Jahres 1005 rückte Heinrich mit einem deutschen Heere bis in die Nähe von Posen vor und nöthigte den Polen zu einem Frieden, in welchem dieser auf seine Eroberungen verzichten und seine Abhängigkeit vom Reiche aufs Neue anerkennen mußte.

Ruhigere Zeiten traten dann ein, welche der König benutzte, um den wüsten Fehden des Adels zu steuern, welche unter der Regierung Otto's III. und bei den folgenden Wirren aller Orten überhand genommen hatten. In den verschiedenen Ländern des Reichs richtete er besondere Landfrieden auf und ließ sie feierlich beschwören; wir wissen, daß er in einem Falle selbst mit erhobener Rechte schwur, bei seinen Lebzeiten die Fehden und Gewaltthätigkeiten des Adels nicht länger ungestraft zu dulden, daß er in der That jeden Friedensbruch mit unnachsichtiger Strenge bestrafte. Er galt für einen harten Fürsten, weil er Recht und Ordnung schützte; aller Orten murrte man bald über ihn, selbst seine nächsten Verwandten, die Brüder seiner Gemahlin Kunigunde, da er dem übermäßigen Ehrgeiz und der unersättlichen Habgier dieses lothringischen Geschlechts, das er aus der Unbedeutenheit erhoben hatte, nicht genug thun konnte und wollte. Es bedurfte daher nur irgend eines Anlasses von außen, um den innern Krieg in Deutschland von Neuem anzufachen, und ein solcher Anlaß bot sich bald genug dar.

Boleslaw hätte nicht er selbst sein müssen, wenn er sich bei dem Frieden vom Jahre 1005 beruhigt hätte. Schon im Jahre 1007 brach der Krieg zwischen ihm und König Heinrich von Neuem

aus und wurde mit großer Kraftanstrengung von beiden Seiten, aber wechselndem Glück über fünf Jahre fortgeführt. Oft gerieth der König während desselben in die höchste Bedrängniß, denn seine Schwäger hatten, sobald das Kriegsfeuer im Osten aufs Neue entbrannt war, die innere Zwietracht in Lothringen geschürt und einen sehr bedenklichen Aufstand in den rheinischen Gegenden zum Ausbruch gebracht. Der König mußte deshalb seine Aufmerksamkeit und seine Streitkräfte unausgesetzt zwischen Osten und Westen theilen. Seitdem es ihm aber im Jahre 1012 gelang seine Schwäger zu demüthigen und in Lothringen die Ruhe herzustellen, gewann auch der Krieg im Osten eine glücklichere Wendung, so daß Boleslaw gern im folgenden Jahre auf einen Frieden einging, der ihm die Lausitz als Lehen des Reichs beließ. Er stellte sich persönlich am Hoflager des Königs ein und trug ihm als Vasall das Schwerdt auf dem Gange zum Merseburger Dome vor. Kaum sah Heinrich die innere Ruhe befestigt und das Reich im Osten gesichert, so eilte er zum zweitenmal nach Italien, sowohl um Arduin, der wiederum hervorgetreten war, zu vernichten, als auch vornehmlich, um die Kaiserkrone zu empfangen, deren Glanz er in den Augen der Welt nicht länger entbehren konnte.

Am 14. Februar 1014 fand in St. Peter zu Rom die feierliche Kaiserkrönung Heinrichs und seiner Gemahlin statt. Es war Papst Benedict VIII., der die Krönung vollführte; ein kluger Mann, der mit scharfem Blick die Weltverhältnisse überschaute und sich in Rom eine selbstständigere Stellung zu sichern wußte, als seit langer Zeit die Bischöfe dort besessen hatten. Als er damals an den Stufen der Peterskirche Heinrich empfing, überreichte er ihm als Geschenk einen goldenen Reichsapfel, ein Bild der beherrschten Welt, von kostbaren Edelsteinen in sich schneidenden Ringen eingefaßt und darüber mit einem strahlenden Kreuze geschmückt. Heinrich verstand den Sinn des Kreuzes auf dem Reichsapfel und die Bedeutung der Edelsteine als Symbole der christlichen Tugenden. „Ein sinnreiches Werk, heiliger Vater!", sagte er, „du hast mir damit unter der Hand andeuten wollen, wie ich regieren soll." Er befahl jedoch den Apfel nach Kloster Cluny zu bringen; denn für die Mönche dort, meinte er, eigene sich solches Geschenk mehr als für ihn, der in die Kämpfe der Welt versetzt sei, während jene der Hoffart der Welt den Rücken gewendet und ihren Blick allein auf Christi Kreuz zu richten hätten.



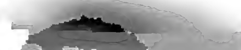
Der Aufenthalt des Kaisers in Italien war kurz, aber er genügte um Italien wieder dauernd dem deutschen Reiche zu verbinden. Arduin ging in ein Kloster, wo er bald darauf starb; viele Rebellen führte der Kaiser über die Alpen und ließ sie erst nach jahrelanger Verbannung in die Heimath zurückkehren. In großer Zahl wurden dann deutsche Geistliche in die reichen lombardischen Bisthümer gebracht, um dort für das deutsche Interesse zu wirken. Schwer hat Italien unter Heinrichs Scepter geseufzt, denn nur durch eiserne Strenge und durch den Schrecken war nach seiner Meinung die deutsche Herrschaft in Italien zu behaupten.

Neue Zerwürfnisse mit dem Polen Boleslaw erwarteten den König bei seiner Rückkehr nach Deutschland, und gleich im folgenden Jahre (1015) brach aufs Neue der Kampf zwischen den alten Gegnern aus, welche sich schon so oft mit einander gemessen hatten. Drei deutsche Heere griffen gleichzeitig die Polen an, aber die Kraft ihres Angriffs war gebrochen, als der Kaiser plötzlich gefährlich erkrankte. Auch das Jahr 1016 ging ohne bedeutende Erfolge vorüber, da der Kaiser durch andere Händel beschäftigt war. Um so größer waren die Rüstungen für den Feldzug des Jahres 1017, zu dem sich der Kaiser überdies mit dem russischen Großfürsten Jaroslaw und mit dem König Stephan von Ungarn verbunden hatte; es war die erste Bundesgenossenschaft zwischen Deutschen und Russen. Zum Mittelpunkt des Kriegsschauplatzes war Schlesien bestimmt, wohin der Kaiser mit einem großen Heere aufbrach. Aber an der langen und doch vergeblichen Belagerung der Feste Nimptsch scheiterte das ganze Unternehmen. Die Verbündeten konnten sich nicht vereinigen, und schon war der Kaiser in seinem Rücken von Boleslaw im höchsten Maaße bedroht. Das deutsche Heer mußte den Rückzug antreten, und der Pole sah sich schneller, als er es jemals erwarten konnte, von den Gefahren befreit, die ihn noch kürzlich von allen Seiten bedroht hatten. Aber seine Hülfskräfte reichten doch nicht aus, so vielen Gegnern zugleich dauernd die Spitze zu bieten; mitten in seinem Siege bot er deshalb selbst dem Kaiser einen ehrenvollen Frieden an. Im Anfange des Jahres 1018 wurde zu Bautzen der Friede geschlossen und beschworen, der im Wesentlichen nur die Bestimmungen des letzten Vertrags erneuerte. Im Sommer 1018 stürmte dann Boleslaw gegen das russische Reich an und eroberte Kiew; mit

Kaiser Heinrich und den Deutschen hat er sich nachher im Kampfe nicht mehr gemessen.

Indessen war der Kaiser in andere für ihn sehr widerwärtige Händel verstrickt worden. Schon im Jahre 1006 hatte König Rudolf III. von Burgund, da mit ihm sein Geschlecht ausstarb, die Nachfolge im Burgundischen Reiche unserem Heinrich, seinem Neffen, zugesichert und ihm die Stadt Basel gleichsam als Unterpfand der Erbschaft sogleich abgetreten. Dadurch hatte der überaus schwache Fürst den übermächtigen Adel seines Landes empfindlich gereizt, und war endlich in solche Bedrängniß gerathen, daß er im Jahre 1016 den Entschluß faßte, sein sorgenvolles Regiment schon bei Lebzeiten in Heinrichs Hände niederzulegen. Auf einer Zusammenkunft in Straßburg übertrug er seinem mächtigen Neffen die Regierung Burgunds, der selbst darauf in dieses Reich zog, um die gewonnenen Rechte unverzüglich zu üben. Aber er fand aller Orten einen Widerstand, den er nicht zu besiegen vermochte, zumal der alte König selbst alsbald seine Entsagung bereute. Wunderbar, daß dieses seltsame Spiel sich nach kurzer Zeit ganz in derselben Weise wiederholte! Im Februar 1018 erschien der alte König von Burgund abermals am Hofe des Kaisers zu Mainz, erneuerte den früheren Vertrag und übergab die Krone und das Scepter Burgunds seinem Neffen. Im Sommer brach darauf der Kaiser abermals nach Burgund auf, aber er begegnete demselben Widerstande und schließlich ließ ihn auch diesmal sein Oheim in Stich und wandte sich seinen Gegnern zu. Mit großem Unmuth über das verfehlte Unternehmen kehrte der Kaiser nach Deutschland heim, wo während der letzten mühevollen und doch wenig rühmlichen Kämpfe mit Boleslaw und den Burgundern überall die Unzufriedenen aufs Neue keck das Haupt erhoben hatten. Denn jede wirkliche oder scheinbare Niederlage des Kaisers war ein Signal für den trotzigen Adel zu neuen Versuchen die Macht der Krone ihrem Willen zu beugen. Zwei Jahre bedurfte es, ehe Heinrich die Achtung vor dem königlichen Namen aller Orten hergestellt und den Landfrieden in allen deutschen Ländern wieder befestigt hatte; dann aber herrschte er mit einem Ansehen, wie seit Otto dem Großen kein Kaiser im Abendlande.

Heinrich hatte sich inzwischen dem funfzigsten Jahr genähert, das Alter begann seinen strengen Sinn zu erweichen, die Erfahrung schützte ihn vor manchem Fehltritt der Jugend. Nachdem die



Fürsten der Zeit den Gedanken hatten aufgeben müssen ihn zu überwinden, fingen sie an seine Thätigkeit und Umsicht zu ehren; theils in Person theils durch Gesandte suchten sie seinen Rath nach, und sein Hof wurde der Mittelpunkt für alle Fürsten und Völker Europas. Nie aber war eine glänzendere Versammlung um den Kaiser, als Ostern 1020, wo Papst Benedict VIII. selbst von Rom über die Alpen kam und den höchsten Gebieter der abendländischen Christenheit auf die ungewöhnlichste Weise ehrte. Der Kaiser schätzte diesen Besuch des Papstes um so höher, als dadurch eine Stiftung besondere Weihe erhielt, welche er von Anfang seiner Regierung an mit zärtlicher Vorliebe gepflegt hatte. Es war dies die Kirche von Bamberg, die von ihm begründet war und an deren Gedeihen er die schönsten Hoffnungen knüpfte.

Die Burg Babenberg hatte Heinrichs Vater von Kaiser Otto II. zu freiem Eigenthum erhalten und war dann im Besitz des Hauses geblieben. Von früher Jugend an hatte unser Heinrich gern auf dieser Burg verweilt, sie prachtvoll geschmückt und dann bei seiner Vermählung mit Kunigunde ihr als Leibgedinge verschrieben. Als ihm aber mehr und mehr die Hoffnung schwand, Leibeserben von seiner Gemahlin zu erhalten, reifte in ihm der Gedanke, das schöne Besitzthum dem Dienste der Kirche zu widmen, einen Dom bei der Burg zu errichten und zum Sitz eines neuen Bisthums zu machen. Er begann den Bau des Doms, ohne einen Sprengel für das beabsichtigte Bisthum zu besitzen; hinreichend überdies bekannt mit allen Schwierigkeiten, welche es im deutschen Reiche machte die alten Grenzen der bischöflichen Sprengel zu verrücken. Im Jahre 1007 ertheilte er an seinem Geburtstage große Schenkungen an die Bamberger Kirche, und trat dann offen mit dem Plan hervor, diese Kirche zum Mittelpunkt eines neuen Bisthums zu machen, dessen Sprengel durch Abtretungen von Würzburg und Eichstädt zu bilden seien. Der König fand, wie zu erwarten stand, bei den Bischöfen einen hartnäckigen Widerstand gegen seine Absichten, den er aber durch große Klugheit endlich doch zu beseitigen wußte. Am 7. Mai 1008 trat der Würzburger Bischof die beanspruchten Theile seines Sprengels ab, und mehrere Jahre später mußte auch Eichstädt einräumen, was Heinrich verlangte. An seinem vierzigsten Geburtstage, am 6. Mai 1012, ließ er mit großem Glanz den Dom einweihen, erwirkte dem neuen Bisthum den besonderen Schutz Roms und gedachte seiner auch am Tage seiner Kaiser-

krönung durch eine neue Schenkung. Nichts unterließ er, um seine Stiftung für alle Folge zu sichern, denn er wußte wohl, daß sie mit scheelen Blicken von anderen Bischöfen angesehen würde und manche nur auf eine günstige Gelegenheit harrten sie aufzuheben. Da war es ihm nun eine besondere Freude, daß Ostern 1020 der Papst selbst nach Bamberg kam und im Feste am Hochaltar dort die Messe las, den Erzbischof von Ravenna und den Patriarchen von Aquileja zur Seite. Am nächsten Sonntag weihte der Papst dann auch mit großen Festlichkeiten die neuerbaute Stephanskirche, die er überdies mit prächtigen Geschenken ehrte. Zweiundsiebenzig Erzbischöfe und Bischöfe mit einer großen Zahl weltlicher Fürsten sollen sich damals um den Kaiser und Papst versammelt haben. Nichts übertraf die Pracht jener Tage; der höchste Glanz der Welt umleuchtete einen Ort, den Heinrich vor einem Jahrzehent fast aus dem Nichts hervorgerufen hatte.

Als der Papst nach Deutschland kam, hatte er aber nicht allein dem Kaiser und dessen neuer Stiftung eine Ehre erweisen wollen, er kam vielmehr vornehmlich deshalb, weil er dringend der Unterstützung des Kaisers gegen die Griechen bedurfte, welche von ihren unteritalischen Besitzungen aus den Süden der Halbinsel weithin überschwemmten und schon Rom selbst bedrohten. Der Kaiser konnte die verlangte Hülfe nicht verweigern und zog deshalb im Winter des Jahres 1021 zum drittenmal mit einem deutschen Heer nach Italien. Schnell drang er bis an die Grenzen der Griechen vor und rückte bis an die Feste Troja. Als diese sich ihm nach langer Belagerung ergab und er die Griechen überall in ihre Grenzen zurückgewiesen hatte, trat er im Sommer 1022 den Heimweg an; es geschah nicht ohne große Verluste, da die Hitze des italischen Sommers ansteckende Krankheiten in dem Heere verbreitete. Es war der letzte Kriegszug des Kaisers gewesen.

Seit jener Zeit richtete der Kaiser alle seine Gedanken auf eine große Reform der abendländischen Kirche, die nach der wohlbegründeten Ansicht der Zeit an vielen und schweren Gebrechen krankte; von einer durchgreifenden Heilung dieser Gebrechen versprach er sich die Beseitigung zahlreicher Mißstände in der christlichen Welt und die Begründung eines allgemeinen Weltfriedens auf lange Zeiten. Der Kaiser selbst, ein durch und durch frommer Mann, liebte die Kirche und ihre Diener. Unter den Augen des heiligen Wolfgang, eines strengen Mönchs, war er zu Regens-



burg erwachsen und hatte sich das Evangelium so angeeignet, daß ihm nie zu rechter Zeit ein Bibelwort fehlte; auch an den äußeren Ordnungen der Kirche hielt er mit ängstlicher Sorgfalt, wie er mit ihnen bis in die geringfügigsten Einzelnheiten — besser als seine Priester — vertraut war. Niemand war jemals gewissenhafter in dem Halten der angeordneten Fasten, in der Erfüllung jeder religiösen Satzung, in dem Begehen der heiligen Feste; manche Straße ist Heinrich gezogen, um an dem Grabe eines gefeierten Heiligen zu beten. Die fest ausgeprägten Formen der katholischen Kirche sagten seinem klaren und ordnenden Geiste im hohen Maaße zu und wurden ihm Muster auch für das staatliche Leben. Unter den strenggesinnten Männern der Kirche suchte er vornehmlich die Personen, denen er sein Vertrauen schenkte. Da er dem Adel nicht traute, regierte er das Reich mit seinen Bischöfen und Aebten; sie waren seine Räthe, seine Gesandte und Feldherrn.

Aber wie hoch Heinrich die Kirche und die Geistlichkeit auch schätzte, er war nicht blind gegen ihre Schäden. Mit großer Energie hat er das faule und schwelgerische Leben der Mönche in den reichen deutschen Abteien bekämpft; viele Klöster hat er in ihren äußeren und inneren Verhältnissen völlig umgestaltet; mit unnachsichtiger Härte zwang er den Mönchen Obere auf, die seine Absichten durchzusetzen hatten. Auch die altberühmte Abtei Fulda hat schwer durch ihn gelitten, doch suchte er in den letzten Tagen gut zu machen, was sie an Widerwärtigkeiten von ihm erfahren hatte. Merkwürdig sind die Ermahnungen, welche er da einer Schenkungsurkunde hinzufügte: er räth den Mönchen mit ihrem Besitzthum haushälterisch für die Folge umzugehen, denn die Noth werde kommen, ehe sie es erwarteten. „Die Zeit wird schnell einbrechen“, fügt er hinzu, „wo die Welt zurücknehmen wird, was sie Gott gewidmet hat. Und zwar wird die Klöster, deren es jetzt in Ueberfluß giebt, zuerst die Beraubung treffen.“ Ein prophetisches Kaiserwort! Nicht minder nahm der Kaiser die Bischöfe in strenge Zucht. Keiner war ihm vertrauter als Meinwerk von Paderborn, den er wegen seiner stets bereiten Dienstfertigkeit der Martha des Evangeliums zu vergleichen pflegte, aber doch hat er ihn oft wegen seiner Habgier gescholten und über seinen Mangel an gelehrter Bildung gespottet. Schwere Dienstleistungen hat er häufig seiner Geistlichkeit zugemuthet; Nichts aber ist ihr wohl drückender auf das Gewissen gefallen, als daß sie im Bund mit den heidnischen

Wenden einen christlichen Fürsten bekriegen mußte. Denn der fromme Heinrich hatte kein Bedenken getragen, den Wenden die freie Ausübung ihres Götzendienstes zuzugestehen, um sich ihrer Treue gegen den Polen Boleslaw zu versichern, und in seinem Heere sah man zum großen Aergerniß der deutschen Bischöfe die in Menschenblut getauchten Banner der Heiden neben der heiligen Lanze. Von Freiheit der Kirche war unter Heinrichs Regierung wenig die Rede; er selbst hat es wiederholentlich ausgesprochen, daß die Kirche vor Allem durch das Kaiserthum regiert werden müsse. Und so pflegte er die Bisthümer nur mit Männern seiner Wahl, die an seinem Hofe gebildet waren, zu besetzen; so verfügte er unbedenklich über das Kirchengut, selbst zu weltlichen Zwecken; so glaubte er sich auch berufen in seiner letzten Lebenszeit eine große allgemeine Reform der abendländischen Kirche durchzuführen, von welcher er sich nicht nur für das geistliche, sondern auch für das staatliche Leben die wohlthätigsten Folgen versprach. Denn Kirche und Reich galten ihm nicht für getrennte Mächte, sondern ihre höchsten Interessen schienen ihm vielmehr auf das Innigste verbunden und verflochten.

Mit den Königen von Frankreich und Burgund hatte Heinrich wegen einer allgemeinen Reform der abendländischen Kirche sich bereits verständigt und auch mit dem Papst deshalb Unterhandlungen gepflogen; auf einem großen Concil zu Pavia sollte von allen Bischöfen des Abendlands in Gegenwart des Papstes und der Herrscher die Reform in das Leben geführt werden. Aber ehe die Versammlung in's Leben treten konnte, waren Kaiser und Papst von der Welt abgerufen. Heinrich starb am 13. Juli 1024 in der alten Burg Grona bei Göttingen im zweiundfunfzigsten Lebensjahre, nachdem er dreiundzwanzig Jahre als König, eilf als Kaiser regiert hatte. Er starb in der Fülle der Macht, als er anfing die reifen Früchte von der Friedenssaat zu erndten, die er unter den Stürmen der Zeit mit unablässiger Sorgfalt gepflegt hatte. Keines Herrschers Tod wurde seit dem Abscheiden Otto's des Großen in gleicher Weise betrauert. Er wurde zu Bamberg bestattet, wo neun Jahre später auch Kunigunde ihr Grab fand, die nach dem Tode ihres geliebten Gemahls der Welt entsagt und in dem von ihr gestifteten Kloster Kaufungen die letzten Jahre verlebt hatte. Die alten Grabmäler beider sind längst zerstört; sie gingen in einer Feuersbrunst unter, die im Jahre 1081 den



von Heinrich erbauten Dom einäscherte. An der Stelle desselben erhob sich ein neues, bei Weitem prachtvolleres Gebäude, in dem jetzt ein schöner Marmorsarkophag späterer Arbeit an Heinrich und Kunigunde erinnert.

Mit Recht hat die Bamberger Kirche Beider Andenken immer in höchsten Ehren gehalten. Sie erwirkte auch, daß im Jahre 1146 Heinrich und im Jahre 1200 Kunigunde in Rom heilig gesprochen wurden. Gleichzeitig entstanden in Bamberg Legenden, welche den Kaiser als einen Mönch im Purpur, einen Büßer in der Krone und ihm zur Seite Kunigunde nicht als seine eheliche Gemahlin, sondern als eine keusche Nonne darstellten. Das Lebensbild dieser Legenden ist theils falsch gefärbt, theils mit ganz und gar falschen Zügen ausgestattet; nach diesem Bilde hat die gläubige Zeit lange Heinrich als Heiligen verehrt, die ungläubige ihn dann als einen schwächlichen Knecht der Geistlichkeit verspottet. Das Bild, welches uns seine Zeitgenossen vom Kaiser entworfen, zeigt ihn weder als einen Heiligen noch als einen Schwächling, sondern als einen der kräftigsten Herrscher in der langen Reihe mannhafter Kaiser aus deutschem Blute.

Kunigundens Fest wird noch heute am 3. März als ihrem Todestage in Bamberg und an anderen Orten begangen; der Gedenktag Heinrichs ist später in der Kirche vom 13. auf den 12. Juli verlegt worden.

W. v. Giesebrecht in Königsberg, jetzt in München.

Glaubensboten und Märtyrer in Preußen und Polen.

207. Adalbert von Prag, Apostel der Preußen.

23. April.

Das Preußenland von der Memel bis zur Weichsel ist am Anfange geschichtlicher Nachrichten von einem freiheitliebenden und heldenmüthigen Volke bewohnt gewesen. Während ringsum die Völker ihre Götzen schon lange verlassen hatten, hielt das alte Preußenvolk allein unter fortwährenden Kämpfen an seinem alten Glauben und an seiner Unabhängigkeit. Erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts gelang es dem deutschen Ritterorden und auch nur fast mit Vernichtung des Volks deutsche Herrschaft dort zu gründen und das Reich Gottes in jenem Lande aufzurichten. Aber schon drittehalb Jahrhunderte früher büßte der erste Verkündiger des Evangeliums Jesu Christi den Versuch, die heidnischen Preußen zu bekehren, mit dem Leben; es war Adalbert von Prag, ein in der römischen Kirche hochgefeierter Heiliger und in der Geschichte unter dem Namen eines Apostels der Preußen berühmt.

Adalbert, nach seinem Taufnamen Woitech, noch heute also unter den slavischen Völkern genannt, war der Sohn eines böhmischen Lechen oder Gaugrafen Slavink, geboren um das Jahr 955 auf dem Schlosse Lybick in Böhmen. Seine fromme Mutter hieß Strzezislava, welche ihren Sohn in der Gottesfurcht erzog. Die Schönheit des Knaben und seine Anlagen nährten in dem Herzen der Eltern die Hoffnung, ihn einst auf der weltlichen Laufbahn zu hohen Ehren zu bringen. Jedoch Gott wollte es anders. Eine schwere Krankheit ergriff den Sohn, und die Mutter eilte mit dem kranken Knaben an den Altar der Jungfrau Maria und gelobte ihn dem Dienste des Herrn und seiner Kirche zu weihen, wenn er am Leben bliebe. Ihr Gebet erhörete Gott. Fortan begann seine Vor- und Ausbildung für den Beruf eines Geistlichen. Unter seinem Lehrer Radla lernte er als Knabe die Evangelien und die Psalmen auswendig und ging im 16. Lebensjahre auf die höhere Schule des Klosters St. Mauritii nach Magdeburg. Hier wirkten

zwei berühmte Männer jener Zeit, als gerade Kaiser Otto der Große, der besondere Freund und Gönner Magdeburgs regierte, an der Ausbildung Woitechs; der eine war der charakterfeste, praktische und gottesfürchtige Erzbischof von Magdeburg, Adalbert mit Namen, und der andere der gelehrte Otherich. Während dieser den jungen Woitech so vortrefflich in den weltlichen Wissenschaften und Sprachen unterrichtete, daß er noch später im Kloster unter allen Mönchen hervorleuchtete, leitete ihn der Erzbischof Adalbert zu den Uebungen der Andacht und führte den jungen Theologen durch den christlichen Dienst bei Kranken, Gefangenen und Armen zum Geiste und Leben christlicher Barmherzigkeit, eine Weise der Ausbildung, welche noch heute von allen jungen Theologen Nachahmung verdiente. Seinem frommen Führer zu Ehren, ließ sich Woitech in der Firmelung den Namen Adalbert beilegen, den er fortan trug und den er auch in der Geschichte und Kirche beibehalten hat.

Im Jahre 981, da Adalbert der Erzbischof gestorben, Otherich vom Kaiser Otto in den Dienst seiner Hofkapelle abberufen und auch sein Vater mit Tode abgegangen war, kehrte unser Adalbert nach zehnjähriger Studienzeit aus Magdeburg nach Böhmen zurück und trat als Subdiaconus in den Dienst des ersten Bischofs zu Prag, Ditmar. Böhmen war noch voll heidnischen Wesens, wenn auch der Götzendienst abgeschafft war. Der heilige Wenzel hatte noch vor 45 Jahren den Märtyrertod erleiden müssen durch Boleslav des Grausamen Bruderhand. Das Senfkorn des Reiches Gottes hatte harten Boden, wie Adalbert's Leben nachher beweiset. Im Dienste Ditmar's hatte Adalbert die schwere hochverantwortliche Bischofsarbeit geschaut, und diese Erfahrung prägte sich auf das Schärfste in Adalbert's Gemüth ein am Sterbebette seines Bischofes. Ditmar starb nämlich voll Gewissensunruhe über seine Amtsführung und mit Gewissensvorwürfen über seine Schwäche, gegenüber dem gottlosen Volke. Bußethuend im härenen Gewande und mit Asche bestreutem Haupte, suchte Adalbert desselbigen Tages die Gebetesstätten der Kirchen Prags.

Die Wahl eines neuen Bischofes von Fürst und Volk am 19. Februar 982 auf einer Versammlung zu Lewi-Hradek fiel auf Adalbert, den jungen Geistlichen. Bildung, Adel, Frömmigkeit machten ihn in den Augen der Wähler geeignet, und Volk und Fürst bestanden trotz der Weigerung Adalbert's darauf, daß dieser die Wahl annehmen mußte.

Der weltgeschichtliche Reichstag des Kaisers Otto II. zu Verona im Sommer 983 fiel gerade in die Zeit, da Adalbert die Bischofsweihe und die kaiserliche Belehnung mit Ring und Stab nachsuchte. Am 3. Juni geschah letztere und jene am 29. Juni 983, vom Erzbischof Williges von Mainz vollzogen. Im schlichten Gewande und barfuß zog Adalbert in Prag ein, hochgeehrt vom Herzog und dessen Schwester Mlada, Aebtissin des Klosters St. Georg.

Sein Leben, das er als Bischof führte, zeichnet sich ebenso sehr durch strenge Ordnung wie durch Arbeit, durch Barmherzigkeit und Gottesfurcht aus. Seine Einkünfte theilte er in vier Theile, wovon er den einen Theil zu Bau und Schmückung der Kirchen, den anderen für die Priester, den dritten zu Werken der Barmherzigkeit, worunter Loskauf von Gefangenen, und den vierten Theil für seine eigenen Bedürfnisse verwendete. Er lebte mäßig bis zum Darben. Nach der Gebetszeit (Psalmen) widmete er die Morgenstunden der allgemeinen und besonderen Seelsorge, predigte fleißig und machte viele Reisen in Böhmen und in die benachbarten Länder, Ungarn, Slavokai, Krakau um das Evangelium dort in den Herzen zu stärken oder zu gründen.

Aber trotz seiner ernsten Arbeiten war kein Fortschritt des Volks in christlichem Wandel nach seiner Meinung wahrnehmbar. Der Feiertag wurde entheiliget, die Ehe gebrochen, die Vielweiberei fand vor wie nach Statt, der Handel mit Menschen hörte nicht auf; der Priester Lebenswandel gab ihm viel Veranlassung zur Kränkung. Sein Hang zu einem beschaulichen Leben in Gebet, Betrachtungen und Studien und die Last der Verantwortung machten ihm sein Amt unerträglich. Ein Traum gab zuletzt die Entscheidung, daß er sich aufmachte, Prag verließ und in Begleitung seines Bruders Gaudentius, des Propstes Willig von St. Veit und seines Lehrers Radla nach Rom zog. Es war im Jahre 989. Hier gab ihm der Papst Johann XV. den Dispens vom Bisthum und darnach entschloß sich Adalbert zu einer Wallfahrt nach dem heiligen Grabe. Jedoch auf dem Wege gen Unteritalien weilte er auf Monte Casino, wo ihn der Abt hinwies auf die Wallfahrt nach dem **himmlischen** Jerusalem, in klösterlicher Betrachtung der göttlichen Dinge nach dem ewigen Leben zu trachten. Als er sich nun bei Nilus, einem ausgezeichnet frommen griechischen Abte, der strengen Regel des heiligen Basilius widmen wollte, hier jedoch

anders berathen wurde, kam er wieder nach Rom und trat in das Kloster St. Bonifacii und Alexis im April 990.

Im Kloster wächst er täglich am inwendigen Menschen, seine Kenntniß der heiligen Schrift, seine Studien und Wissenschaften, und sein persönlich liebreiches Benehmen gewinnt ihm die Verehrung und die Liebe aller Mönche.

Nach fünfjährigem Aufenthalte im Kloster mußte er in Folge der dringenden Gesuche des Herzogs und eines Synodalbeschlusses zu Rom wieder in sein Bisthum nach Prag zurückkehren. Anfangs verhielt sich das Volk gut, jedoch im Laufe der Zeit kamen die alten Feinde zu Tage, bis im Jahre 995 durch die Krankheit Boleslav's II. die Regierung in die Hände Boleslav's III., eines gemeinen Menschen, kam, und Zügellosigkeit und Feindschaft wider Adalbert in aller Frechheit losbrach. Da wankte Adalbert wieder. Er wollte fort. Ein Aufstand gab die Entscheidung zu seiner Rückkehr nach Rom. Ein Weib, des Ehebruchs schuldig, wurde von Adalbert vor der landesüblichen tödtlichen Rache in Schutz genommen; die Verwandten des Mannes aus dem vornehmen Geschlechte der Wrzowece stürmen mit einem Volkshaufen das Kloster St. Georg, wo sich die flüchtige Ehebrecherin versteckt hielt, schleppen diese wild auf die Straße, und eine gemeine Dirne muß sie enthaupten vor den Augen des Bischofes.

Nach diesem wilden und aller Achtung vor dem Bischofe hohnsprechenden Aufstande verließ Adalbert Prag, ging durch Ungarn nach Rom, wo er in sein Kloster wieder mit Freuden aufgenommen wurde. Kaiser Otto III., welcher im Frühjahre 996 sich zur Kaiserkrönung in Rom aufhielt, besuchte öfter den Adalbert, einen Geistesverwandten tief mystischer Richtung. Dennoch konnte sein mächtiger Freund ihn nicht vom Kirchengesetze entbinden, vielmehr bestand eine andere Synode in Rom auf der Rückkehr Adalbert's nach Prag, doch wurde ihm die Erlaubniß gegeben, im Falle das böhmische Volk seinem Bischofe wieder nicht gehorsamen werde, so könne er, wie er verlangt, als Botschafter an Christi Statt unter einem Heidenvolke wirken. In Begleitung des Kaisers ging Adalbert über die Alpen, machte noch eine Seitenreise zu den Gräbern der Heiligen Martin (Tours), Aloysius (Paris) und Benedikt (Fleury) und wandte sich dann nach Böhmen. Während seiner Reise mit dem Kaiser werden sein Wandel in Selbstverleugnung, seine Ermahnungen des Kaisers zur Demuth, sein liebreiches Wesen

gegen die Hofleute gerühmt. Zur Uebung in der Demuth reinigte er unbemerkt das Fußzeug aller Reisegefährten.

Inzwischen war in Böhmen die Parthei Adalberts mit seinen 4 Brüdern und die feindliche Parthei der Wrzowece in offene Fehde gerathen. Adalbert's Stammschloß Lybick wurde erstürmt am 25. September 996, die Brüder, deren Weiber und Kinder grausam getödtet und nur einen, Sobebor, der sich beim Polenherzog Boleslav Grabry aufhielt, hatte die Rache der Feinde nicht erreichen können.

Diese Frevelthaten brachten den lang ersehnten Wunsch Adalberts, nun seines Bischofsamtes entledigt, sich der Bekehrung eines Heidenvolkes zu widmen, zur Ausführung. „Dank dir Herr, daß du meine Bande zerrissen hast!" — also spricht er. Den Winter 996—997 blieb Adalbert vermuthlich in Polen, wo er das Volk durch seine Predigt im christlichen Glauben stärkte, und im Frühjahr fuhr er mit seinem Bruder Gaudentius und dem Mönche Benedikt, geleitet von 30 Bewaffneten, welche ihm Boleslav Grabry mitgab, den Weichselstrom nach Danzig, damals Gydanyze genannt, hinunter. Nachdem er hier viele getauft, fuhr er in die Ostsee, wandte sich östlich und nach wenigen Tagen landeten sie nach Durchschiffung des jetzigen Tiefs bei Pillau auf einer Insel des frischen Haffes. Hier sendete Adalbert das Schiff mit den Bewaffneten zurück, und ging nur mit seinen zwei Gefährten auf der Insel tiefer hinein. Bald versammeln sich um sie Heidenhaufen, welche an der Kleidung die Fremdlinge als Christen erkennen mochten. Man tobt und zürnt mit bösen Gebehrden. Den Psalm singend, erhält Adalbert einen Schlag zwischen die Schultern, daß ihm das Psalmbuch aus der Hand fällt. — Er dankt Gott, daß er gewürdigt worden, auch nur einen Schlag für Jesum Christum zu leiden. Er muß die Insel verlassen und setzt mit seinen zwei Gefährten nach dem entgegenstehenden Ufer über, wo sie schon zur Abendzeit von einem freundlichen Heiden zur Nacht aufgenommen werden. Aber auch hier erheben sich die Einwohner wider die Fremdlinge, umzingeln das Haus, zürnen dem gastfreundlichen Wirth und fragen mit grimmigen Gebehrden wer Adalbert sei, was er wolle und wozu er mit seinen Gefährten gekommen? Adalbert antwortet: Ich bin ein Slave, heiße Adalbert, bin Mönch und Bischof und jetzt euer Apostel. Gekommen bin ich aus Polen und will euer Heil schaffen, daß ihr die todten Götzen

verlasset und dem lebendigen Gott dienet, um einst in den Vorhöfen himmlischer Seligkeit ewigen Lohn zu erlangen. Mit wildem Geschrei erhält er zur Antwort: „Viel ist dir schon gewährt, daß du diesen Sand hast betreten dürfen; wir haben alle Ein Gesetz und Eine Ordnung des Lebens; ihr aber, die uns ein ander Gesetz bringen wollt, büßet mit dem Leben, wenn ihr nicht noch heute entweicht!" — Darauf wendet sich ihr Zorn wider den Wirth und dessen Familie, drohen auch diesem mit dem Tode, da er die Götter beleidiget habe, welche nun fortan dem Lande allen Segen entziehen würden.

Noch in derselben Nacht entweichen die drei Fremdlinge aus dem Lande und fahren an jenen Küstenstrich des frischen Haffes, wo jetzt die Gegend zwischen Pillau und Fischhausen liegt. Hier verweilen sie 5 Tage und erwägen, ob sie nicht weichen müssen oder in anderer Kleidung im Volke geduldet würden.

Am frühen Morgen des 23. April 997 setzen sie ihre Wanderung weiter fort, unter dem Gesange von Psalmen und dem Preise „Jesu Christi ihrer Freude." Um die Mittagszeit treten sie aus einem Walde auf ein freies Feld, wo sie das heilige Abendmahl genießen, dann etwas Speise zu sich nehmen und sich ermüdet in das Gras zur Ruhe legen, Adalbert einen Steinwurf weit von den Gefährten. Nur kurze Zeit waren sie eingeschlafen, als sie von einer tobenden Schaar Reiter geweckt und schnell in Bande gelegt werden; Adalbert zuerst. Sie hatten heiligen Wald und heiliges Feld betreten, ein todeswürdiges Verbrechen. Adalbert's Gefährten erheben Wehklage, er aber tröstet sie: „Trauert nicht, lieben Brüder. Wisset, daß wir solches für den Herrn leiden, dessen Tugend über alle Tugend, dessen Schönheit über alle Zier, dessen Gnade einzig, dessen Macht unaussprechlich ist. Was giebt es Edleres, was Schöneres, als das süße Leben zu opfern für den süßesten Jesum." Also tröstet er die Seinigen, als ein feuriger Siggo (Priester) ihn faßt und ihn nach einem Hügel führt. „Was willst du, Vater?" spricht Adalbert. Jener aber schwingt einen mächtigen Speer und wirft ihn nach Adalbert's Brust, worauf noch sechs Speere Adalbert's Leib durchbohren. Mit gen Himmel gerichteten Blicken, betend für das Heil der Mörder, steht Adalbert von sieben Speeren durchbohrt noch aufrecht, dann aber, nachdem seine Bande gelöst, fällt er mit ausgebreiteten Armen in Kreuzgestalt nieder. Aus sieben Wunden strömt sein Blut und

bald giebt er seinen Geist auf. Es war am Freitage den 23. April 997.

Seine Gefährten, da die Heiden durch Adalbert's Tod die Götter versöhnt glaubten, kehren nach Polen zurück. Boleslav Grabry erkauft Adalbert's Leiche mit vielem Gelde, bringt sie nach Gnesen, wohin Kaiser Otto III. 999 wallfahrtete. Erst 1039 kam die Leiche Adalbert's nach Prag, wo sie als die Leiche des vornehmsten Heiligen der Slavenvölker noch heute verehrt wird.

K. A. O. Tornwaldt in Danzig †.

---

208. Brun Bonifacius, Erzbischof unter den Heiden.

14. Februar.

Um das Jahr 975 wurde dem Grafen Brun, der aus einem sehr vornehmen Geschlechte stammte und dem mächtigen Kaiserhause der Sachsen verwandt war, auf seiner Burg Querfurt ein Knäblein geboren, das den Namen des Vaters empfing. Es war die Zeit, wo gegen die alte Sitte der Vorfahren die sächsischen Großen anfingen auf eine wissenschaftliche Bildung ihrer Kinder Gewicht zu legen, da die Kaiser selbst die Studien pflegten. So wurde denn auch der junge Brun, als die Jahre der Unterweisung kamen, zu seiner Ausbildung nach Magdeburg gebracht, welches damals als die Hauptstadt des nördlichen Deutschlands galt und durch die ruhmwürdige Stiftung Otto's des Großen ein Erzbisthum erhalten hatte, um weit über die deutschen Grenzen hinaus eine Pflanzstätte christlichen Glaubens und geistiger Bildung zu werden. Mit der erzbischöflichen Kirche war hier eine große Schule verbunden, die durch Otrik, den die Zeitgenossen den sächsischen Cicero nannten, bis in die entferntesten Gegenden ihren Ruhm verbreitet hatte. Otriks Nachfolger Geddo wurde Bruns Lehrer; unter der Leitung desselben machte der fleißige Knabe in den Wissenschaften und Künsten, die man damals lehrte, so schnelle Fortschritte, daß man früh Großes von ihm erwartete. Ein eigenthümlicher Hang zur Einsamkeit wurde schon in dem Knaben bemerkt; er war kein munteres Kind: wenn die Altersgenossen spielten, zog er sich von ihnen zurück und verweilte in stiller Betrachtung und im Gebet. Seine Natur, seine Neigung und wahrscheinlich auch der Wunsch der Eltern bestimmten ihn dem geist-

lichen Stande; kaum in das Jünglingsalter getreten, wurde er unter die Domherrn des Magdeburger Erzstifts und bald darauf in die Hofgeistlichkeit seines Vetters, des jungen Königs Otto III., aufgenommen. Wohl bei dem Eintritt in den geistlichen Stand erhielt er zu seinem alten Stammesnamen den römischen Namen Bonifacius, der ihn an das große Bekehrungswerk und den seligen Märtyrertod des Apostels der Deutschen unablässig erinnern mußte.

Durch seine Stellung unter der königlichen Hofgeistlichkeit stand Brun Bonifacius der Weg zu den höchsten kirchlichen Ehren offen. Denn aus der Mitte derselben pflegten die angesehensten und reichsten Erzbisthümer und Bisthümer besetzt zu werden, und Verwandtschaft mit dem herrschenden Geschlecht fiel überdies bei der Vertheilung dieser glänzenden Stellen schwer ins Gewicht. Aber Bruns Auge war nicht auf Dinge gerichtet, welche die Augen der Welt blenden, und er verließ bald die glanzvolle Laufbahn, die sich vor ihm erschloß. Als der König im Jahre 996 seinen ersten Römerzug unternahm, begleitete ihn Brun über die Alpen und sah, wie einer seiner Verwandten, ein anderer Brun, der Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, als Papst Gregor V. den Stuhl Petri bestieg, und wie sein königlicher Vetter zum Kaiser von Rom gekrönt wurde. Schöner wie je schienen sich damals die Hoffnungen Bruns für eine große Zukunft zu gestalten, aber gerade in diesem Augenblicke entsagte er der Welt.

Wer nach Rom gekommen ist, der erinnert sich des Klosters, das den Heiligen Alexius und Bonifacius geweiht ist und von der jetzt fast verödeten Höhe des Aventin auf das Tiberufer hinabschaut. Dieses Kloster war damals der Mittelpunkt eines reichen, gotterfüllten Lebens, das in weite Fernen hin große Segnungen verbreitete. Hier lebten einige griechische Mönche nach der Regel des heil. Basilius friedlich neben lateinischen Brüdern, die der im ganzen Abendland verbreiteten Regel des heil. Benedict folgten; weniger auf äußere Formen und Gebräuche, als auf geistliche Erweckung sahen die hier durch gleichen Glauben und gleiche Liebe verbundenen Brüder. Während in ganz Italien das kirchliche und geistliche Leben in vollständiger Auflösung begriffen war, während die überreiche und übermächtige Geistlichkeit sich dem üppigsten Leben auf die schaamloseste Weise hingab und die Religion ihnen nur als ein leerer Formeldienst galt, hegten die Mönche

dieses Klosters alle christlichen Tugenden unter sich und verlebten in ihrer Abgeschiedenheit von einer durch die wildesten Leidenschaften bewegten Welt paradiesische Tage. Als Brun dieses Kloster besuchte, ergriff ihn der Eindruck des heiligen Lebens daselbst mit solcher Gewalt, daß er sofort beschloß, der Welt zu entsagen und in dieses Kloster zu treten. Der Geist des Bonifacius selbst trat ihm in dem Glaubensleben dieser frommen Brüder entgegen; er gelobte sich, wie er den Namen des großen Heidenapostels führte, so auch fortan seinem Vorbilde bis in den Märtyrertod zu folgen. „Bonifacius ist mein Name," rief er aus, „warum soll ich nicht auch Christi Zeuge sein?"

Ein großes Glaubensopfer ermuthigte ihn in diesem Entschluß; um so mehr, als dasselbe gerade ihn und seine Brüder auf das Nächste berührte. Der Böhme Woytiech, der nicht allzulange vor Brun auf der Schule zu Magdeburg gebildet war und dort den deutschen Namen Adalbert erhalten hatte, war durch vornehme Geburt und hervorstechende Bildung empfohlen, zum Bischof von Prag im Jahre 983 erhoben worden. Seine erste Thätigkeit war nicht ohne Segen gewesen; selbst über die Grenzen Böhmens hinaus, nach Ungarn hatte sie sich erstreckt, wo damals das Evangelium zuerst Aufnahme fand. Aber Adalbert war kein Seelenhirt für halbe Christen, wie die Böhmen waren; er entzog sich der drückenden Last seines Amtes und eilte nach Rom, wo er im Bonifaciuskloster suchte und fand, was seinem Herzen genügte. Nach mehrjähriger Abwesenheit aus seinem Sprengel zwang ihn der Wille des Papstes, nach Böhmen zurückzukehren; unwillig folgte Adalbert dem höheren Gebot und eilte, sobald er es nur mit Fug konnte, abermals seinem geliebten Kloster auf dem Aventin zu. Aber gerade damals, als Brun in dieses Kloster eintrat, mußte Adalbert es zum zweiten Mal nach dem Willen des Papstes verlassen. Er sollte seinen Bischofssitz wieder einnehmen; wollten ihn die Böhmen nicht aufnehmen, so wurde ihm, wie er es wünschte, erlaubt, zu den Heiden zu gehen, um diesen das Evangelium zu predigen. Was Adalbert gehofft hatte, geschah. Der Böhmenherzog weigerte sich, ihn aufzunehmen. Der Verpflichtung gegen sein Heimathsland und die ihm zunächst anvertraute Heerde so entbunden, entschloß sich Adalbert, der Apostel der heidnischen Preußen zu werden. Von dem heldenmüthigen und der christlichen Kirche geneigten Polenherzog Boleslaw Chabry unterstützt,



begab er sich mit einigen Gefährten in das Preußenland. Seine Predigt fruchtete wenig; mit Gewalt wies man ihn und seine Gefährten zurück. Schon wollte Adalbert diesen für die christliche Kirche unfruchtbaren Boden verlassen, als er von einem Götzenpriester, der ein bewaffnetes Gefolge mit sich führte, überfallen und erschlagen wurde (23. April 997). Adalberts Märtyrertod übte zunächst auf die Bekehrung Preußens geringe Wirkung aus, desto mächtiger war dagegen sein Einfluß auf die neubekehrten halben Christen in Polen und Ungarn, auf das todte Christenthum in Italien und auf die erweckteren Gemüther, deren es damals nirgends mehr als in den deutschen Ländern gab. Der junge Kaiser, der in dem innigsten Verhältniß zu dem frommen böhmischen Bischof gestanden hatte, verherrlichte das Andenken desselben auf alle Weise; der Papst nahm den neuen Märtyrer des Glaubens unter die Heiligen der römischen Kirche auf; in Rom selbst wurde eine Kirche Adalberts Namen geweiht; andre Adalbertskirchen erhoben sich an verschiedenen Orten Deutschlands, Italiens und Polens, keine berühmter und wichtiger, als die zu Gnesen, wo die Gebeine des heiligen Mannes beigesetzt und ein Erzbisthum für alle von Boleslav beherrschten Länder errichtet wurde (1000). Wie hätte da Adalberts Name nicht wieder- und wiederklingen sollen unter den Brüdern des Bonifaciusklosters, denen sein Herz und seine Liebe angehört hatte? Sie hatten Adalbert mit ihren Wünschen begleitet; während er an der preußischen Küste blutete, sah sein Freund Johannes Canaparius im Kloster ein Gesicht, das ihm den Tod des Bruders verkündete; derselbe Johannes schrieb wenige Jahre später eine Lebensbeschreibung Adalberts, der treue Abdruck der Verehrung, welche auf dem Aventin für den böhmischen Märtyrer herrschte. Und wen hätte sie mehr erfüllen sollen, als unseren Brun, den seine Lebensverhältnisse, seine Sinnesart, der früh genährte Wunsch, sein Blut für den Glauben zu verspritzen, Adalbert näher stellten, als die italienischen Brüder! So reifte denn auch in seiner Seele allmählich der Entschluß, das Leben des theuren Mannes noch einmal ausführlich darzustellen; er ging an das Werk und vollendete im Jahre 1004 seine Arbeit, ein schönes Zeugniß seiner hohen und edlen Gesinnung, ein Buch, das für die Geschichte der christlichen Kirche von großer Bedeutung ist und selbst für die deutschen Zustände jener Zeit wichtige Aufschlüsse darbietet.

Als Brun dieses Werk vollendete, verweilte er nicht mehr im Bonifaciuskloster auf dem Aventin: sein Leben hatte bereits eine neue Wendung genommen, die ihn dem Märtyrertode, seinem letzten Ziele, näher entgegenführte. Etwa fünf Jahre hatte er in der friedlichen Abgeschiedenheit und stillen Beschaulichkeit seines Klosters zugebracht, als eine gewaltige Persönlichkeit ihn diesem seligen Leben entriß und mit unwiderstehlicher Macht auf eine Bahn trieb, die trotz aller Beschwerden Brun dennoch reicher an wahren Freuden und innerer Befriedigung schien. Es war der Ravennate Romuald, der Bruns Leben diese neue Wendung gab. Dieser fast hundertjährige Greis, der mit jugendlicher Kraft und furchtbarer Energie das Schwerdt strafender Gerechtigkeit über seine verderbten Landsleute schwang, der mit unerbittlicher Strenge und rücksichtsloser Härte den Uebermuth der Fürsten, die Wollust und den Geiz der Bischöfe, vor Allem das müßige und zuchtlose Treiben der Mönche rügte, die er wieder auf die Handarbeit und ein geistliches Leben in Gebet und Fleischesertödtung zurückzuführen suchte; dieser heilige Mann, der Begründer der Camaldulenser-Regel, ergriff durch die Macht seiner ganzen Erscheinung Brun und zwei andere Mönche des Bonifaciusklosters dergestalt, daß sie beschlossen, ihr Leben nicht mehr von dem seinen zu scheiden. Sie folgten ihm auf einer Wallfahrt nach Monte Cassino, dem Mutterkloster für das ganze Abendland; dann begleiteten sie ihn nach einer kleinen einsamen Insel unweit Ravenna, Pereum genannt, wo Romuald schon einmal ein Einsiedlerleben geführt hatte und sich abermals niederzulassen beschloß. Die drei Mönche blieben hier in seiner Nähe, zu ihnen kamen einige andere Schüler des heiligen Mannes. Sie lebten in abgesonderten Zellen, außer den Andachtsübungen emsig mit Handarbeiten beschäftigt; denn obwohl sie meist von vornehmer Geburt und reich begütert waren, wollten sie doch nur selbstgewonnenes Brod essen. Auch hier stand Adalberts Name in den höchsten Ehren; seinem Andenken war auf dem Pereum ein kleines Kloster begründet; sein Märtyrertod war Manchem der Brüder Vorbild und Leuchte; vor Allen unserem Brun.

Der junge Kaiser Otto und sein Lehrer Gerbert, den er auf den Stuhl Petri erhoben hatte und der unter dem Namen Silvester II. damals die abendländische Kirche leitete, hegten zu jener Zeit große Pläne, um den gesammten Osten Europas Rom zu unterwerfen und kirchliche Einrichtungen hier für alle Zeiten zu

begründen; sie waren dabei der eifrigen Unterstützung des Polenherzogs Boleslaw und des Königs Stephan von Ungarn, den man den Heiligen genannt hat, sicher; überdies hatte Adalberts Märtyrerblut den Boden so befruchtet, daß er die reichste Erndte versprach. Es bedurfte der Arbeiter Viele, und vor Allem schienen die frommen Männer des Pereum für diese Arbeit geschickt. Als daher Herzog Boleslaw Prediger und Missionare für die von ihm beherrschten Länder vom Kaiser verlangte, wandte sich dieser sofort nach dem Pereum. Romnald wollte Keinem seiner Brüder eine Thätigkeit gebieten, die aus freiem Drange des Herzens hervorgehen mußte. Freiwillig erboten sich Johannes und Benedict, Bruns Brüder aus dem Bonifaciuskloster, die mit ihm sich Romuald angeschlossen hatten, nach Polen zu gehen, um zunächst dort die Landessprache zu erlernen, dann aber als Prediger des Evangeliums zu wirken. Sie machten sich auf den Weg; Brun, in dem bereits vor jener Mahnung der Entschluß gereift war, dieselbe Bahn zu verfolgen, die einst Adalbert eingeschlagen hatte, versprach ihnen später zu folgen. Bald danach erfolgte das frühe traurige Ende Otto's III. Wie in den Zeiten des höchsten Glanzes war Brun in den Tagen tiefer Erniedrigung seinem unglücklichen Vetter nahe gewesen; der frühe Tod desselben (1002) war nicht ohne Einfluß auch auf seine Lebensschicksale, doch gab er den Plan nicht auf, den er einmal erfaßt hatte. Er wanderte barfuß, bei dürftiger Kost, in selbsterwählter Armuth und Niedrigkeit nach Rom, wo er vom Papste nicht nur die gewünschte Erlaubniß erhielt, von Polen aus den Heiden das Evangelium zu predigen, sondern auch zugleich zum Erzbischof ernannt und mit dem Pallium bekleidet wurde. Ein bestimmter erzbischöflicher Sitz wurde ihm nicht angewiesen; von seiner Thätigkeit hing es ab, wie sich östlich von den dem Erzbisthum Gnesen unterworfenen Bisthümern die kirchlichen Verhältnisse gestalten ließen.

Längere Zeit verweilte Brun in dem goldenen Rom. Die ewige Stadt und die milde Luft Italiens zogen ihn schon mehr als sein nordisches Heimathland an; die römische Kirche war ihm Mutter, Freundin und Braut geworden; es bedurfte für ihn eines gewaltsamen Entschlusses, um den Weg über die Alpen anzutreten. Im Winter des Jahres 1003 verließ er endlich Italien und betrat wieder den deutschen Boden. Er wandte sich an König Heinrich II., dem die Herrschaft über Deutschland zugefallen war und der gleich

den Ottonen zu den Verwandten Bruns zählte. Brun fand jedoch die Stimmung am Hofe und die Verhältnisse des Reichs seinem Unternehmen wenig günstig. Der neue König verfolgte andere Absichten, als die waren, die seinen Vorgänger in das Verderben geführt hatten. Er suchte das Ansehen des Erzbisthums Magdeburg, das jener herabgedrückt hatte, wieder zu heben; er war mit dem Polenherzog zerfallen, den Otto III. durch seine Gunst auf alle Weise erhoben hatte, und stand mit diesem nicht ungefährlichen Widersacher im Kriege. So mußte es sich Brun gefallen lassen, die Bischofsweihe von dem Magdeburger Erzbischof anzunehmen, dem dadurch die neuen kirchlichen Stiftungen, die Brun von seiner Sendung erwartete, untergeordnet wurden, und auch nach dieser Weihe und nach erhaltener Genehmigung des Königs, konnte er die Reise nach Polen nicht antreten, da der Polenherzog ihn, einen Deutschen und Verwandten des Königs, nur mit dem höchsten Mißtrauen empfangen haben würde. So verweilte Brun während der nächsten Zeit in Deutschland; er vollendete damals die Lebensgeschichte Adalberts, in dessen Geschick er prophetisch das eigene verkündete.

Aber für einen Mann, wie Brun, war in Deutschland kein Arbeitsfeld. Bald zog er nach Ungarn, wo er bei dem glaubenseifrigen König Stephan Unterstützung seiner Absichten zu finden hoffte. Der Magyar scheint jedoch dem deutschen Mann wenig getraut zu haben; obwohl Brun sich über zwei Jahre im Ungarland aufhielt, brachte er es nicht zu nennenswerthen Erfolgen. Im Jahre 1007 verließ er, von mehreren Gefährten begleitet, Stephans Reichs, um sich weiter im Osten eine Missionsthätigkeit zu suchen. Er begab sich zunächst nach Kiew; seine Absicht war weiter zu den Petschenegen zu ziehen, den grausamsten und wildesten aller Heiden, welche damals an der Südgrenze der Russen die Gegenden zwischen dem unteren Don und den Donaumündungen bewohnten.

Vergebens bemühte sich der russische Großfürst Wladimir den deutschen Heidenbischof von dem gefahrvollen Unternehmen abzubringen; Brun zog mit seinen Begleitern in das Land der Schrecken. Mehr als einmal drohte ihnen der sichere Tod; aber das Auftreten der tapfren Missionare machte auf die Häuptlinge des Volks einen solchen Eindruck, daß sie nicht nur seiner schonten, sondern auch seine Missionsarbeit unterstützten. Nachdem er fünf Monate unter

den Petschenegen verweilt hatte, verließ er ihr Land, ließ aber daselbst einen seiner Gefährten als Bischof zurück.

Durch diese Erfolge ermuthigt, trat Brun im Jahre 1008, obwohl nach einem kurzen Scheinfrieden der Krieg zwischen Heinrich II. und Herzog Boleslaw von Neuem ausgebrochen war, die Reise nach Polen an. Wider Erwarten fand er bei dem Herzog die beste Aufnahme. Bald sandte er einige seiner Gefährten über das Meer nach Schweden, wo es ihnen gelang Olaf den Schooßkönig dem Christenthum zu gewinnen; Brun selbst war entschlossen den Fußtapfen Adalberts zu folgen und sich zu den Preußen zu wenden. Wenn er diese Reise glücklich vollenden würde, hatte er in Absicht zu den Wenden an der Oder zu ziehen, deren Bekehrung auch Adalbert bereits in das Auge gefaßt hatte. Auf Unterstützung des deutschen Reichs konnte Brun bei seinem Werke nicht rechnen; auch der Polenherzog, im Kampfe mit dem deutschen Reich, mußte ihn sich selbst überlassen. Dennoch trat er mit achtzehn Begleitern furchtlos die Reise an, — die Reise in jenes heidnische Preußenland, wo Adalbert den Tod gefunden hatte.

Brun bemühte sich, diesen unfruchtbaren Boden zu bestellen, aber seine Arbeit war nicht reichlicher gesegnet, als die Adalberts. Bis an die Grenze der Preußen und Russen setzte er seine Reise fort; alle Hindernisse, die man der Verkündigung des Evangeliums entgegensetzte, schreckten ihn nicht; treu seinem Berufe beharrte er in der Predigt, bis man ihn endlich hier mit seinen Gefährten gefangen nahm. Sie wurden sämmtlich am 14. Februar 1009 enthauptet. Sanft wie ein Lamm empfing Brun den Todesstreich; er sah seinen Wunsch erfüllt, seine Hoffnungen gekrönt. Nur so weit besitzen wir über seinen Märtyrertod sichere Kunde; unsicher sind die näheren Nachrichten, die später in Italien und Deutschland verbreitet wurden. Ein blinder Geistlicher, Namens Wigbert, der bettelnd in Deutschland umherzog, gab sich für einen der Begleiter Bruns aus und erzählte Wunderbares von dem Tode seines Meisters: derselbe habe durch ein Feuerwunder, indem er sich im bischöflichen Ornat auf einen Scheiterhaufen gesetzt habe, Nethimir, einen König der Preußen, bekehrt, der mit dreihundert seiner Mannen getauft worden sei; darüber entrüstet habe ein Herzog, der sich Bruns bemächtigt, diesen enthaupten und seine Gefährten aufhängen lassen; nur er, Wigbert selbst, sei mit der Blendung davon gekommen. Aehnliches erzählte man unter den

Jüngern Romualds in Italien. Die Heiden, hieß es hier, hätten Brun im Anfange absichtlich geschont, weil sie sahen, daß er nach der Märtyrerkrone verlangte, und fürchteten, sein Tod möchte Viele zum Christenthume bekehren, wie einst Adalberts Ende; aber nur um so unerschrockener sei er deshalb aufgetreten. Als er einst muthig vor einem heidnischen Fürsten predigte, verlangte dieser, Brun solle durch die Feuerprobe die Wahrheit seines Glaubens erhärten. Zwei Scheiterhaufen wurden nahe bei einander errichtet; den engen Pfad zwischen ihnen beschritt Brun in seinem bischöflichen Ornate, ohne daß ihm ein Haar versengt wurde. Da nahm der Fürst mit Vielen der Seinen, in ähnlicher Weise wie einst der Däne Harald durch Poppos Feuerwunder bekehrt, willig die Taufe und wurde ein so eifriger Christ, daß er einen seiner Brüder erschlug, der sich den Glauben der Christen anzunehmen weigerte. Ein anderer Bruder des Fürsten rächte aber das Bruderblut an dem fremden Bischof: er ließ Brun ergreifen und enthaupten.

Die Leichname Bruns und seiner Gefährten blieben unbestattet liegen, bis später der Polenherzog Boleslaw von dem Tode der Märtyrer Kunde erhielt und ihre Gebeine an sich kaufte; er hoffte, daß diese Reliquien ihm und seinem Hause Segen bringen würden.

So gaben deutsche Priester für die Bekehrung der östlichen Völker nicht minder ihr Blut hin, als der Böhme Adalbert, aber dieses Opfer trug ihnen nicht gleichen Ruhm mit jenem ein. Kaiser Heinrich II. hat dem Namen unseres Brun nicht Tempel geweiht, wie Otto III. einst seinem Adalbert; vom römischen Papst ist dem Andenken Bruns keine sonderliche Ehre erwiesen; weder im Alexiuskloster, noch im Pereum fand Brun einen Herold seiner Tugend und einen Nachfolger auf seinem blutigen Wege. Bruns Ruhm erstarb bald, und mit ihm der Ruhm seiner Todesgenossen. So ist dieses neunzehnfache deutsche Opfer von minder großem Einfluß gewesen, als das einfache des böhmischen Bischofs.

Früh trat Brun aus dem weltlichen Leben, wo ihm viele Freuden beschieden schienen, in den geistlichen Stand, der ihm große Ehren verhieß; er wandte bald diesen den Rücken und suchte die stille Befriedigung des gemeinsamen Lebens mit gleichgesinnten Brüdern; auch diesen Genuß versagte er sich dann, um ein Einsiedlerleben in allen Entbehrungen, in freiwilliger Dürftigkeit und unter steter Peinigung des Fleisches zu führen; von der Ein-

siedlerklause nahm er den Weg zum Märtyrertode, den er in den ersten Jahren voller Manneskraft fand. Sein ganzes Leben war absichtliche selbstgewählte Entsagung; in ihr sah er die Spitze des christlichen Wandels. Ein evangelischer Christ, dem deutsches Blut in den Adern rinnt, kennt andere Vorbilder, als Brun Bonifacius, der sich seiner Heimath entfremdete und kein höheres Gebot auf Erden kannte, als das Wort des römischen Bischofs; aber nichtsdestoweniger wird er freudig bekennen, daß Brun zu denen zu zählen ist, die dem Worte des Herrn gehorsam waren: „„Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es erhalten."

W. v. Giesebrecht in Berlin, jetzt in München.

---

209. Stanislaus von Krakau, Bischof und Märtyrer.

8. Mai.

Als die Herrlichkeit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation durch Kaiser Otto den Großen in vollem Glanze strahlte, trat die polnische Nation zum erstenmal aus dem Dunkel ihrer Wälder und aus der Nacht ihres Heidenthums hervor. Mieczislaw, der vierte in der Reihe der „Piasten," wurde vom tapfern Markgrafen Gero besiegt, ein „Mann" des Kaisers, zahlte Tribut, leistete Heerfolge und erschien auf den Hoftagen des Kaisers in Person. Zwei Jahre nach seiner Unterwerfung unter das weltliche Oberhaupt des christlichen Abendlandes warb Herzog Mieczislaw um die Hand der Dubrawka (der Guten), einer Tochter des Böhmenfürsten Boleslaw des Frommen, welcher schon früher sich der Oberherrschaft des Kaisers unterworfen hatte. Die im Jahre 965 gefeierte Vermählung legte den Grund zur Bekehrung des heidnischen Polen-Herzogs und Landes. Dubrawka gewann durch ihren christlich-frommen Wandel so großen Einfluß auf ihren Gemahl, daß er ein Jahr darauf sich von dem böhmischen Priester Bogowid taufen ließ. Ein Theil seines Volkes folgte seinem Beispiel und Befehl ohne Widerstreben, obwohl es innerlich seufzend und zürnend seine Götzenbilder zerbrechen, verbrennen und in's Wasser werfen sah. Unter Mitwirkung des Kaisers Otto d. Gr.

wurde vom Herzog das erste polnische Bisthum in Posen gestiftet (960), der Priester Jordan, der die größten Verdienste um die Bekehrung des Volkes sich erworben hatte, zum Bischof erhoben und unter den Erzbischof von Magdeburg gestellt.

Noch enger wurde die Verbindung Polens mit Deutschland und der römischen Kirche, als nach dem Tode seiner ersten Gattin (977) der Herzog eine Deutsche, Oda, die fromme Tochter des Markgrafen Dieterich, Nonne des Klosters Calve heimführte. Ihr Einfluß befestigte in Polen den christlichen Glauben. Treu hielt Mieczislaw bis an seinen Tod (992) zu Kirche und Kaiser. Unter seinem Sohne Boleslaw Chrobry, dem gewaltigsten der alten Polenherzoge, wurde Polen auch das Werkzeug zur Ausbreitung des Christenthums in Preußen u. s. w. Ueber dem Grabe des h. Adalbert, des Apostels der Preußen, errichteten Kaiser Otto III. und Herzog Boleslaw das Erzbisthum Gnesen, dem sich sieben neue Bisthümer anschlossen: Kolberg für Pommern, Breslau für Schlesien, Krakau für Chrobatien. Der überall siegreich vordringende Boleslaw wollte ein großes slavisch-christliches Reich begründen und erbat sich dazu die Krone vom Papste.

Doch nur gewaltsam konnte das auf Befehl angenommene Christenthum über das angestammte Heidenthum des Volkes herrschen. Die jährliche Feier der Vernichtung der alten Götter, wobei die Bilder derselben in's Wasser geworfen wurden, fand noch lange unter Absingung trauriger Lieder statt. Grausame Strafgesetze mußten helfen, das noch heidnische Herz des Volkes unter christliche Sitte und kirchliche Satzung zu beugen. Ehebruch und Unzucht wurden mit schrecklicher Verstümmelung, Fleischessen in der Fastenzeit mit Ausschlagen der Zähne bestraft. Boleslaw selbst noch ein halber Barbar suchte seine Grausamkeiten nach der Bußtaxe zu büßen.

Nach seinem Tode trug in seiner Weise sein Sohn Mieczislaw II. Sorge um Christenthum und Kirche. Als er 1034 gestorben war, fiel Kirche und Reich in schreckliche Zerrüttung. Viele von Adel und Volk fielen offen in's Heidenthum zurück. Städte und Kirchen wurden verwüstet, die Laien empörten sich gegen die Priester. Kaum hatte Herzog Kazimir Reich und Kirche wieder aufgerichtet, so wurde es auf's neue und für lange, wo nicht für immer, im Grunde erschüttert unter Boleslaw II., der um 1058 seinem Vater folgte.



Boleslaw II. war ein gewaltiger Kriegsmann und hatte sich mit Böhmen, Ungarn, Rußland, Pommern meist siegreich geschlagen. Die Tribute der unterworfenen Völker pflegten auf Matten vor dem Palaste zu Krakau ausgebreitet zu werden. Die damalige Zwietracht und Schwäche des deutschen Reichs benutzend, suchte er wie schon sein Urgroßvater Chrobry durch freie Annahme des Königs-Titels den Glanz seiner Herrschaft zu erhöhen und sich öffentlich vom „Reich" unabhängig darzustellen. Zur selben Zeit, als Kaiser Heinrich IV. von Allen verlassen über die Alpen ging, um mit Papst Gregor VII. sich zu versöhnen, setzte sich Boleslaw II. am Weihnachtsfeste des Jahres 1076 die Krone auf und ließ sich von nicht weniger denn 15 Bischöfen, die er zumeist auf Gregors Rath in seinem Lande neu angestellt hatte, zum Polen-König weihen. Dem Papst und den Bischöfen verlieh und versprach er dafür die geforderten Gerechtsame. Vergebens war das Zähneknirschen der deutschen Reichsfürsten, als sie sahen, daß „während wir untereinander wütheten, die Barbaren solche Macht bekamen, und jetzt sogar dieser unnütze Pole sich erfrechte zu unserer größten Schande eine Königskrone auf sein Haupt zu setzen." Vergebens waren aber auch alle alten Thaten und neuen Hoffnungen des so Gekrönten.

Sein Glück verleitete ihn zu Uebermuth und Frevel gegen das Recht der Völker und das Recht der Kirche, welche damals gerade in Krakau einen ausgezeichneten Vorsteher und Vorkämpfer an dem Manne hatte, dessen Leben und Sterben wir jetzt in wenigen Zügen, so gut sie sich — frei von dem Gewande frommer Dichtung und mirakeltoller Fabelei — herausstellen lassen, erzählen wollen.

Zu Sczepanow im Gebiete von Krakau wurde im Jahre 1030 einem Edelmann Wielislaw von seiner Gemahlin Bogna nach langem Warten ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Stanislaw erhielt. Der von Gott erbetene und noch vor seiner Geburt Gott geweihte Knabe empfing eine fromme Erziehung nach der Weise der Zeit und war von frühe an streng wie ein Mönch in Fasten und Beten, mild wie ein Engel in Uebung christlicher Barmherzigkeit und Freigebigkeit.

Dem älterlichen Gelübde treu wurde er zum Dienst der Kirche vorgebildet an der Domschule zu Gnesen. Hernach zog er auf die hohe Schule in Paris und studirte sieben Jahre lang die Gott-

gelehrsamkeit und das Kirchenrecht. Dabei befleißigte er sich jeder Tugend und führte in frommem Eifer ein Leben der Entsagung. Nachdem er die akademischen Ehren sich durch sein eifriges und gesegnetes Lernen errungen, kehrte er in seine Heimath zurück und trat 1059 in den Priesterstand. Als seine Aeltern starben, verschenkte er all' sein Gut an die Armen. Ihn aber erwählte Bischof Lambert in Krakau zuerst zum Kanonikus am Dom und später zu seinem Amtsgehülfen. Nach dem Tode des Bischofs, 1071, wurde Stanislaus sein Nachfolger und von Papst Alexander II. bestätigt.

Bischof Stanislaus führte das gewohnte mönchische Leben fort in aller Strenge. Wie gegen sich, so war er auch streng und eifrig im Amte. Jährlich visitirte er seine ganze Diöcese. Ueberall drang er auf Sittenzucht und Frömmigkeit. Daran aber fand Herzog Boleslaw II. kein Gefallen. So tapfer und freigebig er war, so herrsch- und habsüchtig, grausam und wollüstig war er. Weder der Erzbischof von Gnesen, noch sonst ein Bischof wagte ihm zu widerstehen. Stanislaus allein stellte sich ihm gegenüber wie eine eiserne Säule und eherne Mauer. Zuerst suchte der Herzog des unbequemen Sittenrichters und Gotteszeugen sich zu entledigen durch einen wider ihn angezettelten Rechtsstreit wegen eines vom Bischof der Kirche erworbenen Gutes. — Die Legende erzählt, der fromme Mann habe die Netze seiner Feinde dadurch zerrissen, daß er den Gutsbesitzer, von dem er's gekauft, als Zeugen aus dem Grabe hervorrief und hernach wieder sterben ließ!

Bald darauf brach ein neuer Zwist aus zwischen dem Bischof und dem Fürsten. Der Neugekrönte unternahm 1077, im Einverständniß mit dem Papste Gregor VII. einen Feldzug gegen die russischen Herzoge, welche ihren Bruder Isäslaw gestürzt hatten. Jene wurden besiegt, die Stadt Kiew wurde erobert, Isäslaw wieder eingesetzt. Aber nicht zufrieden hiemit, warf Boleslaw seine Augen auf das Reich von Kiew selber. Er war im Begriff, um Rußland zu unterjochen, einen unabsehbaren Krieg zu entzünden. Das gefiel jedoch den polnischen Rittern übel. Seit ihrer langen Abwesenheit waren ihre häuslichen Verhältnisse in Unordnung gerathen, die Sklaven hatten sich gegen ihre verlassenen Herrinnen manche Ungebühr herausgenommen, und die vom Hofe aus gepflegte Unzüchtigkeit mochte bei Edeln und Unedeln unsittliches Treiben genug befördert haben. Um nun diesem Unfug ein Ende zu machen und zugleich den König zu seinen Pflichten gegen

Kirche, Land und geistliche wie weltliche Landstände, ohne welche kein Krieg begonnen und kein Friede geschlossen werden sollte, zurückzubringen, bewog Bischof Stanislaus die polnischen Ritter zur Heimkehr. Ohne Urlaub wandte das Heer von Kiew um, und dem Könige blieb nichts übrig, als ebenfalls heimzureiten. Seine Wuth darüber kannte keine Grenzen; wie ein Rasender geberdete er sich, als er wieder in Polen angelangt war und schritt mit den grausamsten Strafen gegen die Ritter als Ausreißer und zum Theil auch gegen deren Frauen, die sie zur Heimkehr veranlaßt, ein.

Alles zitterte vor dem Wütherich; nur Bischof Stanislaus erhob sich für die Verfolgten und machte dem zügellosen Könige ernste Vorstellungen. Boleslaw verhöhnte ihn wie einen Narren und fuhr fort in Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Wollust ohne Gleichen. Da verhängte der Bischof an einem der nächsten Sonntage den Kirchenbann über den störrigen Sünder.

Nun stieg des Königs Zorn auf's Höchste. Den 8. Mai 1079 las Stanislaus die Messe in der Kapelle des h. Michael vor den Thoren Krakau's. Boleslaw II. erfuhr es und schickte einige seiner keckesten Soldaten ab mit dem Befehl, den Bischof zu ermorden; aber diese Menschen scheuten sich, die Hand an den Geweihten des Herrn zu legen und kamen unverrichteter Sache zurück. Boleslaw beorderte Andere zum nämlichen Werk, doch mit gleichem Erfolg. Zuletzt stürzte der König selber in die Kirche hinein, traf den Bischof vor dem Altar und spaltete ihm mit einem Schwerthieb den Kopf, daß Gehirn und Blut an den Wänden herumspritzte. Hierauf zerfetzten die Schergen des Tyrannen vollends den Leichnam.

Durch diese Gewaltthat verlor Boleslaw das Reich. Den Edeln verhaßt, ward er vertrieben und floh nach Ungarn, wo sein Vetter, König Ladislaus, ihn aufnahm. Sein stolzer Sinn machte ihn auch bei den Ungarn verhaßt. Er nahm ein Ende mit Schrecken. Sein junger Bruder Wladyslaw Herrmann behielt zwar das Reich, gab aber den Königstitel auf, der seinen hochstrebenden Vater in's Verderben geführt hatte. Das polnische Reich kam nie zu einer gedeihlichen Ruhe, und die politischen Stürme verdarben immer wieder die Saat der Kirche. Dieser schadete ebenso die selbstsüchtige Zuneigung als der gewaltthätige Haß der Fürsten; des Streits zwischen Adel, Priesterschaft und Laien um Pflichten und Rechte war kein Ende; auch mit dem Papstthum standen die polnischen Fürsten und Geistlichen vielfach in Widerspruch. Gegen die Kirche

selbst aber wurde Volk und Adel durch das Sittenverderben und die Zuchtlosigkeit und Verweltlichung der genuß-, hab- und herrschsüchtigen Geistlichkeit mehr und mehr aufgebracht, so daß seit dem 13. Jahrhundert gegenkirchliche Bewegungen, welche die Reformation vorbereiteten, in die wüste und todte Kirche Polens Eingang fanden.

Bischof Stanislaus war in Folge seines Märtyrertodes der Heilige seines Volks geworden. Wie im Leben, so soll er auch im Tode noch Wunder gethan haben. Schon Wladyslaw Herrmann, der Bruder und Nachfolger des zweiten Boleslaw, habe zu Ehren des Märtyrers der polnischen Kirche jede Freiheit bewilligt, zu Krakau eine Metropolitan-Kirche erbaut und mit Pfründen für 24 Domherren ausgestattet.

Anderthalb Jahrhunderte später begehrte Herzog Boleslaw der Schamhafte vom Papste die höchste Ehre der Kirche zu Gunsten des Märtyrers. Im Auftrage des Papstes untersuchte der Minoriten-Pater Jakob von Velletri ein ganzes Jahr lang die für Stanislaus sprechenden Thatsachen, und im Jahre 1253 versetzte ihn Innocenz IV. unter die Heiligen. Ihm zu Ehren wurden allenthalben Kirchen und Altäre errichtet. Er gilt als Schutz-Patron der Polen.

H. v. Merz in Marbach, jetzt in Stuttgart.

Die nordischen Reiche, 11. Jahrhundert.

Fürsten und Märtyrer.

210. Knud der Große.

10. Juli[1]).

Die Kirchengeschichte Dänemarks nennt drei berühmte Männer des Namens Knud, Einen König, Einen Märtyrer, und Einen König und Märtyrer zugleich. Die beiden Heiligen haben ihre Tage im Martyrologium, den 7. Januar (1131) und den 10. Juli (1086); der König verschied am 12. November 1035 nach einer glänzenden und ruhmvollen Regierung als Beherrscher Dänemarks, Englands und Norwegens. Dieser Knud, von Alters her der Mächtige, später der Große benannt, lebte in den Zeiten, als das Christenthum nach zweihundertjährigem Kampfe die alte heidnische Sitte in allen nordischen Staaten so weit besiegt hatte, daß es im öffentlichen Leben als die Religion des Volks hervortreten konnte. Knud wird gewöhnlich als der König gerühmt, der das Christenthum zur Staatsreligion in Dänemark erhob: es vollbrachte sich allerdings während seiner Regierung der Uebergang dermaßen, daß es also betrachtet werden konnte.

Er war der erste dänische König, der als Kind getauft sein kann; ob es geschehen oder wann er die Taufe empfangen, ist nicht bekannt, so wenig als ob der Name Lambrecht, den er im Buche der geistlichen Brüderschaft in Bremen trägt, ihm in der Taufe beigelegt war. Er wurde wahrscheinlich im Jahre 995 geboren, Sohn einer polnischen Prinzessin und des regierenden Svend (Gabelbart). Obgleich die Mutter Christin war und der Vater als Knabe zugleich mit seinem Vater getauft worden war, mag der väterliche Hof eben nicht viele christliche Anregung dargeboten haben: der Vater verstieß seine Gemahlin, um eine stolze Heidin, die auch

[1]) Sein Name ist von seinem Todestage im November, der anderweit besetzt ist, im evang. Kal. auf den 10. Juli, den Tag Knuds des Heiligen, verlegt.

von ihrem Gemahl verstoßen war, zu heirathen, und auf Antreiben derselben half er durch einen räuberischen Ueberfall den Gatten seiner Schwester zu erschlagen. Der Sohn war einst als Pflegling einem Jarlen aus Jomsburg anvertraut, der nur im Handwerke des Krieges und der Tücke Meister war und kaum damals getaufter Christ. Zwar berichtet die spätere Sage, daß König Svend aus einem blutigen Verfolger durch die Macht des Unglücks ein eifriger Christ und Beförderer des Kirchthums geworden sei; aber die beglaubigte Geschichte läßt nur den heidnischen Helden an ihm erblicken: durch die Gewalt der heidnischen Partei war er auf den Thron des erschlagenen Vaters erhoben, und mag er auch als Regent zu Zeiten dem Kirchthume einigen Vorschub gethan haben, so trägt er doch noch in seinem letzten und bedeutendsten Unternehmen im Auslande das Gepräge des raubsüchtigen und spöttischen Heiden. Die seit den Tagen König Alfreds des Großen eingestellten Räuberzüge der dänischen Wikinge nach England waren wieder angefangen; Svend hatte schon dort seine jugendlichen Abenteuer bestanden; als König that er am Grabmale des Vaters das Gelübde, ganz England zu verheeren und zu bezwingen, und noch mehr durch die treulose Ermordung der daselbst angesiedelten Dänen (13. Nov. 1002) erbittert, führte und schickte er in wiederholten Zügen räuberische Scharen nach dem unglücklichen Lande, wo die Dänen mordend und sengend alles verheerten und am allergrausamsten gegen Kirchen und Klöster verfuhren. Dem letzten dieser Züge wohnte der Sohn **Knud** bei; England erlag dem Eroberer, und Knud sah den Vater als Herrn des Landes sterben, eben als er sich anschickte, eine durch heiligen Ruhm beschützte Stadt auszuplündern. Der Eroberer mag doch selbst von der höheren Kultur und dem ausgebildeteren Staatsleben schon berührt gewesen sein, so wie alle Dänen, die sich daselbst niederließen, vom christlichen Volksleben und christlicher Sitte sogleich angezogen wurden; es wird berichtet, daß König Svend christliche Lehrer nach der Heimath geschickt habe, und er soll sterbend dem Sohne Eifer des Christenthums empfohlen haben, als er im Winter 1014 verschied.

Die Geschichte weiß weiter nichts von der Erziehung und der Jugend des Prinzen zu erzählen. Der Erfolg mag zeigen, wie die Veränderung der Zeiten sich in den beiden Geschlechtsfolgen abspiegelte: was in dem Leben des Vaters ein äußerliches Schwan-

ken zwischen zwei entgegengesetzten Lebensgestaltungen gewesen war, wurde dem Sohne der innerliche Kampf des ringenden Geistes, denn obgleich er sich ganz der christlichen Lebensordnung anschloß und dem Christenthum treu und gläubig anhing, regten sich in starken Aufwallungen die Mächte der alten Sitte.

Neunzehn Jahre alt (oder noch jünger) wurde Knud in England von der Armee zum Könige ausgerufen, und das bezwungene Land leistete den Huldigungseid; aber in Dänemark wurde der jüngere Bruder, Harald, vom Volke erkoren, und bald entschlüpfte auch das neue Reich den Händen Knuds. Der flüchtige angelsächsische König, Ethelred der Rathlose, kam zurück und machte mit leichter Mühe die Herzen der Angelsachsen von dem Eroberer abwendig. Knud mußte England verlassen. Dann ergoß er seinen Zorn über die unglücklichen Geißeln, die schauderhaft verstümmelt an's öde Ufer ausgesetzt wurden, um auf dem väterlichen Boden zu sterben; es wollte so der alte Kriegsgebrauch, dem er noch treu anhing. Nach Dänemark zurückgekommen, erwarb Knud, wie es scheint, mit Beihülfe der aus Wenden eingeholten Mutter, die Mitregierung mit dem Bruder; beide schickten sich an, England für Knud wieder zu erobern, wozu der Weg auch alsbald durch die Grausamkeit und Unbesonnenheit des alten Königs so wie durch die Anhänglichkeit der angesessenen Dänen gebahnt war. Knud kam im Jahre 1015 mit einer mächtigen Flotte, deren noch nie gesehener Glanz und erlesene Mannschaft aus Dänen und Norwegern von den Zeitgenossen hoch gepriesen wurde. Aber der Krieg zog sich in die Länge und nahm allmählich die alte greuliche Art der Verwüstung und Erpressung an. War auch die Grausamkeit von Seiten der Dänen minder, so erreichten Noth aller Art, Zwiespalt, Treulosigkeit, Verrath und Entsittung damals ihren Gipfel. Lange schwebte das Glück unentschieden zwischen dem Sohne des mittlerweile verstorbenen Königs, dem rüstigen und tapferen Edmund Eisenseite, und dem jungen Dänen; ein Theil der Magnaten und selbst Bischöfe und Geistliche hielten es mit Knud — ein Anzeichen eines neuen Verhältnisses desselben zu der Kirche. Zuletzt theilten sich die beiden Prätendenten in das erschöpfte und des Krieges müde Land. Doch kaum zwei Monate beschränkte sich Knuds Reich auf die Hälfte des Landes; Edmund ward verrätherischer Weise ermordet, und so fiel nach dem Spruche der Magnaten im Jahre 1016 ganz England dem Knud zu, an-

geblich als Vormund der Kinder Edmunds in dem Theile ihres Vaters, was doch bald in Vergessenheit gerieth. Zwei Jahre nachher starb auch der Bruder in Dänemark, und also war Knud alleiniger Herr beider Reiche 1018. Das dritte Reich, Norwegen, das für einen Drittheil schon dem Vater Knuds unterlag, aber unter Olaf dem Heiligen gesammelt und unabhängig geworden war, kam im Jahre 1028 mehr durch die Gunst der Umstände und den Willen des mißvergnügten Volks oder der durch Knuds Geld angezogenen Jarlen als durch Kriegsthat zu[1]); ohne Schwertstreich empfing er zu Drontheim die Huldigung. Ueberdies erweiterte Knud an den Grenzen der Hauptlande seine Gewalt über mehrere Landschaften, die zum Theil Königreiche benannt wurden (Wenden, Wales, Man, Schottland), dermaßen, daß man sechs bis neun Königreiche zählt, die zuletzt seinem mächtigen Scepter gehorchten — ein Kaiserthum des Nordens, dem es wohl anspricht, daß eine Tochter des Königs mit dem Sohne des römischen Kaisers vermählt wurde.

Diese große Gewalt fröhnte aber nicht mehr der Raubsucht des Wikings noch der bloßen Herrschsucht. Der Eroberer Englands ward ein König des Friedens und der Gesetze, ein treuer Freund der Kirche und demüthiger Christ. England war wie der Anfang seines Reichs, so auch der Heerd seiner Bildung und der vorzügliche Gegenstand seiner Sorge. Zwar that er anfangs um den eroberten Thron zu befestigen nach vererbter Gewohnheit Vieles, das ebenso sehr gegen Recht als gegen Menschlichkeit verstieß; nicht nur offenbare Feinde, ehrlose Parteigänger und dereinstige Thronprätendenten, sondern auch verdächtige Freunde und ehemalige Wohlthäter wurden verbannt, ermordet oder zugleich mit ihrem Gefolge auf seinen Befehl vor seinem Angesichte tückisch niedergemetzelt; so erging es dem Mörder Edmunds, und Gottes Gericht mag oft unter dem menschlichen Unrechte vollzogen worden sein. Die Staatsklugheit war des Herrschers Gesetz, und die Gewalt erdrückte den Feind, wie sie nur konnte. Doch schonte er die Söhne Edmunds; verschickte sie aber, es heißt mit geheimen Auftrage, sie aus dem Wege zu räumen, zu dem Bruder seiner Stiefmutter, dem Könige von Schweden, der sie aber weiter nach Rußland und Ungarn sandte, wodurch sie unschädlich gemacht wurden. Die Staatsklug-

[1]) Vergl. das hier folgende Leben Olafs des Heiligen.



heit mag auch im Anfange sein Verhältniß zur Kirche und seine neue Ehe herbeigeführt haben; aus beiden gingen aber Kräfte hervor, die sein Leben umwandelten. Nach dem Vorgange der angelsächsischen Könige ließ er sich vom Erzbischofe krönen und salben 1017, als erster nordischer König, der seine Gewalt durch die Weihe der Kirche heiligen ließ, und sein Königthum als von Gott und Christo verliehen bezeichnete. Als König stand er einer völlig ausgebildeten Staatskirche gegenüber, und wie er sich sogleich in das Buch der geistlichen Brüderschaft zu Canterbury einführen ließ, so that er im treuen Bunde mit der Geistlichkeit durch Gesetze, Verschenkungen und Beispiel Alles, was er nur vermochte, um die Kirche zu verherrlichen und ein christliches Volksleben zu fördern. Diese Ehrfurcht für die Kirche wurde durch seine Ehe nur befestiget: zwar hatte er schon während des Krieges die junge Frau eines treulos erschlagenen Jarlen zu sich genommen, die ihm zwei Söhne, Svend und Harald, gebar; aber als König entließ er sie und warb um die Hand der königlichen Wittwe, der schönen und hochgebildeten Emma, der Perle der Normandie, die nach muthiger Theilnahme an der Vertheidigung des Landes nach dem Tode ihres Gatten Ethelred damals in die Heimath geflüchtet war. Mag auch Staatsklugheit ihrerseits den Antrag empfohlen haben, worauf freilich der Vergleich, daß nur ihre gemeinschaftlichen Kinder auf England Anspruch haben sollten, deutet, so ist es gewiß, daß sie sich gegenseitig lieben lernten, und daß die kluge und fromme Frau, die der Kirche und der Geistlichkeit andächtig anhing, im öffentlichen und privaten Leben vielen Einfluß auf den Ehegatten ausübte. An ihrer Seite gab Knud in einer Zeit, als Scheidungen und Buhlen zur Tagesordnung im Norden gehörten, das schöne Beispiel eines treuen und keuschen Lebens. Nur ein Sohn, Hardeknud, und eine Tochter waren dieser Ehe Frucht.

Diese Vermählung war auch das Anzeichen der aussöhnenden Politik, die er als Herrscher in England den beiden Nationalitäten gegenüber zu befolgen gedachte. Dieselbe gelang ihm dermaßen, daß die Angelsachsen ihm bald treu anhingen, und als das Land in gesichertem Frieden und unter einer gerechten und sorgsamen Verwaltung bald wieder aufblühete, ward der Eroberer allmählich so beliebt, als kaum je ein fremder Herrscher. Er eignete sich die Landessprache zu, erkohr den Nationalheiligen St. Augustinus (den Erzbischof) zu seinem vornehmsten Schutzpatron

und verstand die Wunden, die er und sein Volk vor Zeiten geschlagen, zu verdecken; in der Absicht stellte er alle die verheerten Klöster wieder her, erbaute viele neue Kirchen eben auf den Orten, wo die blutigsten Schlachten vorgefallen waren, und ehrte selbst das Andenken König Edmunds durch Gebet an seinem Grabe und eine Schenkung für seine Seele. Als Regent war er unermüdet wirksam; wie er im Kriege „des Nachts Rath pflegte, des Tages stritt", also zog er im Frieden das Land durch, um überall Gericht zu halten und das Gemäße zum Anbau des Landes zu ordnen. Nachdem er anfangs die alten Gesetze des gefeierten Königs Edgar erneuert hatte, erließ er in seinen späteren Jahren auf der Versammlung der Herren zu Winchester ein doppeltes Gesetz, ein geistliches und ein weltliches, das zwei Jahrhunderte hindurch die Grundlage des Rechts in England abgab. Das erste Gebot des geistlichen Gesetzes ist einen Gott zu verehren, das eine Christenthum einmüthig zu halten und den König Knud zu lieben; das weltliche Gesetz untersagt Heidenthum, Zauberei, Vielweiberei, Entweihung des Sabbaths, Nichtachtung der Fasten und „alles was Gott zuwider ist", und ermahnt wiederholt das Heil der Seele, das Gericht und die Hölle zu bedenken.

Ein anderes Gesetz Knuds, das berühmte Witherlagsrecht, ging über Englands Grenzen hinaus, so wie er sich auch dabei dänischer Rathgeber bediente. Es war das Hofrecht Gildenrecht des stehenden Heers des Königs (Thinglith, Thingmänner), und zielte vorzüglich dahin, Sitte und Sicherheit in dem Vereine dieser meistens nordischen Kriegsmänner zu schützen, aber es erhob auch die ganze Zunft, deren Glieder der König eines war, zum höheren Range. Es mochte strenger Gesetze Noth thun in der aus verschiedenen Völkern zusammengebrachten Gesellschaft der Männer, die den Krieg zum Handwerke machten und nicht mehr, wie ehedem auf jährliche Räuberzüge hinausgeschickt wurden. Dieß mußte gar das Beispiel des Gesetzgebers traurig bezeugen: Knud selbst erstach einst im Zorne einen dieser Hauskerle; die Strafe des Mordes war ehrlose Ausstoßung und Verbannung. Der König stellte sich demüthig, am Boden sitzend, vor das Gericht der Thingmänner; aber die Versammlung überließ ihm selber das Urtheil, die That war im Jähzorn begangen, und er entrichtete neunfaches Blutgeld. In Dänemark bestand das Witherlagsrecht hundert Jahre hindurch und soll den Erfolg gehabt haben,

daß binnen der Zeit kein einziger Mord am Hofe der Könige verübt wurde.

So reichhaltig die Berichte über die Regierung Knuds in England sind, so sparsam fließen die Quellen für Dänemark. Er sah sein Vaterland als Alleinherrscher nur etwa drei Mal; die Verwaltung war in den Händen der Jarle oder eines Statthalters. Aber ein König wie Knud konnte nicht ohne bedeutenden Einfluß sein, schon nicht wegen der Verbindung, darin er das Land und das Volk hineinbrachte. Die Grenzen des Reichs erweiterte und sicherte Knud nicht nur durch das Schwert, sondern auch durch einen Vertrag mit dem Kaiser, kraft dessen derselbe auf die ehemalige Markgrafschaft an der Danewirke Verzicht leistete und die Eider als die äußerste Grenze des römischen Reichs anerkannte. Im Inneren ermangelte es noch an aller Grundlage einer eigentlichen Staatsverfassung; das Volksleben war nur in die Richtung des Privatrechtes entwickelt; bei allgemeinen Fragen ergab die Volksmasse den öffentlichen Willen; der König und die Mächtigen, Unterkönige und Jarle, waren meist nur Heerführer im Kriege, und ihr Recht wie ihr Gehorsam hing von der Gewalt ab. In der Folgezeit gab Knuds Thinglith einen Anfang des Adels ab; die Kirche bot einen anderen Anfang dar, für den Knud ein Mehreres ausgerichtet hat.

Schon als er zum ersten Male im Jahre 1019—20 in Dänemark verweilte, war er von vielen Geistlichen und Bischöfen, die er in England hatte weihen lassen, begleitet; er hatte schon die Bedürfnisse der Landeskirche vor den Augen und gedachte denselben durch englische Kräfte abzuhelfen. Bis dahin war freilich der Glaube seit zwei hundert Jahren durch fränkische und deutsche Missionaire nicht ohne Erfolg gepredigt worden; es waren vor mehr als 50 Jahren vom Erzbischofe in Bremen für Jütland Bischöfe bestellt, namentlich zu Schleswig, Ripen und Aarhusen, später noch vielleicht für Fühnen; aber sie waren meistens als Missionaire zu betrachten, und weder sie noch ihre Geistlichen scheinen andern Unterhalt als die Spenden des Erzbischofs und die Gaben der Gläubigen gehabt zu haben. Die erste Dotation an die Bischofssitze, die bekannt ist, kam von einem Manne aus einem der ersten Geschlechter, der seine großen Familiengüter in Nordjütland an sie verschenkte und selbst als eingeborner Missionair Dänemark und Schweden mit großem Erfolge durchzog. Sein Neffe, gleichen

Namens, Odinkar Hvide der jüngere, saß zu Knuds Zeiten als Bischof des ganzen Nordjütland zu Ripen; das besondere Stift Aarhusen war in den unruhigen Zeiten König Svends, sowie das ehemalige in Fühnen eingegangen. Auf den Inseln und in Schonen ist sehr wenig von der Verbreitung des Christenthums bekannt; nur eine, die königliche Kirche in Roeskilde, wird sicher verspürt; aber es ist wahrscheinlich, daß englische Missionaire theils durch Norwegen und Schweden, wo sie in großer Zahl hinzogen, theils unmittelbar durch den unter König Svend angeknüpften Verkehr mit England besonders nach diesen Gegenden gekommen sind. Für Knud, der die englische Kirche kennen gelernt hatte, mußte es die erste Aufgabe sein, die Organisation der Landeskirche zu vervollständigen; aus den englischen Bischöfen, die er mitbrachte, bestellte er Einen für Fühnen, Einen für Seeland und Einen für Schonen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß er zugleich wenigstens die zwei erstgenannten Bischofssitze nach dem Muster der englischen Kirche mit Gütern und Gerechtsamen der Krone dotirte, dieweil es auch erzählt wird, daß er gar dem ripischen Bischofe die Hälfte der königlichen Einkünfte aus der Stadt verschenkt. Aber keine einzige Urkunde ist übrig, aus der eine gewisse Kundschaft geschöpft werden konnte, wie in England so viele Schenkungsbriefe dieses Königs sich bewahrt haben. Die Sage berichtet auch nur im Allgemeinen, daß er an mehreren Orten den Geistlichen Unterhalt aus dem Staatsvermögen beschieden und die Zahl der geistlichen Vereine vermehrt habe; aus diesen mögen öfters im Verlaufe der Zeit Klöster entstanden sein, und es kann um so weniger bezweifelt werden, daß König Knud Mönche in Dänemark eingeführt habe, als der Unterschied der Mönche, Missionaire und Pfarrer im Anfange der Kirchenbildung sich wenig feststellen läßt. Aber kein einziges Kloster kann seinen Ursprung von diesem Könige herleiten. Auch Kirchen werden ihm zugeschrieben, und die Marianer, deren hie und da neben denselben Erwähnung geschieht, dürften auf einmal die Priesterschaft der Kirche und englische Benedictiner gewesen sein, deren Orden eben kurz vor Knuds Regierung in der englischen Kirche den Sieg über die Reste des britischen Kirchthums errungen hatte. Konnte aber der König in der Ferne weniger gethan als gewünscht haben, kann es doch nicht bezweifelt werden, daß der ganze lebhafte Verkehr mit England und das Beispiel, das er dort gab, sehr viel ausgerichtet haben müssen; der Geist der

Verwaltung muß dadurch bestimmt gewesen sein; die Schwester des Königs, deren Gatte eine Zeit lang Statthalter war, erbauete nachher eine Kirche, und vermachte derselben ihre großen Ländereien. Die vornehmsten Männer, die den Hof in England bezogen, mußten von der neuen Lebensgestaltung berührt werden; der dänische Jarl, der von demselben heimkehrte, mochte sich leicht angereizt fühlen, eine Kirche in der Heimath zu erbauen oder die Haine des Götzendienstes abzuschaffen; das Volk mag gelernt haben, die Religion des Königs und seines großen und schönen Reichs mit anderen Augen anzusehen. Die Frage der Zeit war damals nicht so viel die Lehre oder der Glaube als die neue Gestaltung des öffentlichen und privaten und sittlichen Lebens; aber wenn dieselbe nicht eine leere Schale bleiben sollte, mußte der äußeren Ordnung ein lebhaftes Zeugniß zur Seite gehen. Das vergaß auch nicht der verständige König; er schickte Prediger nach allen Seiten aus, nach Norwegen, Schweden, Island, wie nach Dänemark, und so wie er in England den Geistlichen ihre Pflichten als Diener des Wortes an's Herz legte und Schulen in den Städten errichtete, mag er auch ein Gleiches, so weit die lockeren Anfänge es gestatteten, in Dänemark gethan haben. Von einem Bischofe, dem genannten Odinkar, wissen wir, daß Knud ihn mit sich nach England nahm, um ihn dort und in Frankreich zu einem angesehenen Gelehrten ausbilden zu lassen. Dieser Lehrer gehörte früher der deutschen Mission an, war in Bremen gebildet und vom bremischen Erzbischofe bestellt; als derjenige, der zugleich ein geborner Däne war, ist er gleichwie ein Gesammtbild der dreifachen geistigen Kräfte, die das Land jetzt mit der Predigt des Glaubens überzogen. Die Begegnung der zwei ausländischen Missionen blieb freilich nicht ganz ohne ihre Reibungen: Knud hatte seine Bischöfe in England weihen lassen, und obgleich er kaum gedachte die dänische Kirche dem fernen Primas Englands zu unterlegen, vielmehr nur die Sache auf die leichteste Weise zu fördern, so war es doch eine Verkürzung des Rechts des bremischen Erzbischofs, dem der Papst den ganzen Norden als Diöcese zugetheilt hatte; der Erzbischof Unwarn bestand auf seinem Rechte; die in England geweihten Bischöfe mußten seine Hoheit erkennen, und Knud besann sich fernerhin Alles nach dem Rathe desselben zu thun. Er ließ sich sammt der Königin und dem Sohne auch in dieser Metropolitankirche zur Fürbitte der Bruderschaft durch Einschreibung empfehlen, und folgte

der Einladung des Erzbischofs nach Hamburg, wohin dieser auch den Herzog von Sachsen und die zwei slavischen Landesherren seiner Diöcese gerufen hatte, um auf solche Weise die Sache der Kirche zu betreiben. Was damals verhandelt und verabredet wurde, ist nicht bekannt: seither bestellten König und Erzbischof vereint die Bischöfe; bei solchem Bisthume konnte die geistliche Rechtpflege einen Anfang, der Fortgang der Ordnung einen Aufschwung nehmen. Derselbe Erzbischof hatte in seiner Nähe die Haine umgehauen und Kirchen aus denselben erbauet; dem allen, falls es besprochen wurde, mochte der König Englands beistimmen.

Solchergestalt war Dänemark in die Reihe der christlich geordneten Staaten eingeführt, und obgleich kein Gesetz weder die Taufe befohlen noch den Götzendienst untersagt hat — wie es im übrigen Norden geschah und in England der Fall war — liegt in König Knuds Zeiten der Uebergang von Mission zur Landeskirche, dessen Erfolg sich thätlich darin bezeuget, daß das ganze Land binnen 40 keineswegs ruhigen Jahren zum Theil die volle und zum Theil die halbe Anzahl seiner jetzigen Kirchen gehabt haben soll, und dieß vorzüglich in den Gegenden, wo Knud das Werk vom Anfange betrieben hatte. Knud selbst mag das Weitere von der Folgezeit gehofft haben: er bahnte noch selbst seinem Volke den Weg zur damaligen Quelle des christlichen Gesetzes und der christlichen Bildung, dem römischen Stuhle.

Im eilften Jahre seiner Regierung machte Knud die weltkundige Römerreise, die für ihn selbst wie für seine Völker von großer Bedeutung war. Wir lassen die Sagen, die in der nordischen Ueberlieferung dieselbe als einen großen Wikingzug auf dem festen Lande, und in den mönchischen Berichten als einen Bußgang des reuigen Sünders darstellten; er reisete auf einmal als glänzender König und als reuiger Pilger. Den König Englands wiesen schon die Vorgänge der angelsächsischen Könige nach Rom hin, so wie die anheimische Ehrfurcht für den Papst; es mögen noch besonders die Geistlichen Knuds ihn dazu angetrieben haben, damit er das viele ergossene Blut sühnen konnte, und je mehr er auf vielfache Art die Spuren desselben im Lande zu tilgen und die Reue zu zeigen sich bemühet hatte, um so mehr mochte dieser Antrieb an Kraft gewinnen, schon längst hatte er das Gelübde gethan. Es mag aber auch die Verschwägerung mit dem Kaiser, dessen Krönung eben bevorstand, und der natürliche Trieb, den



neuen Glanz seines Hofes zu zeigen sowie die Absicht auf politische Vortheile seiner Reiche, das Ihrige beigetragen haben. Er zog im Winter 1026—27, obgleich sein väterliches Reich damals von den Nachbarn bedroht war, nach Rom. Noch nie hatte ein so mächtiger König, jedenfalls mit Ausnahme der Kaiser, die christliche Hauptstadt der Welt besucht, und dieser kam nicht wie die Kaiser, um die Herrschaft zu behaupten, sondern als Pilger, um dem Statthalter Christi zu huldigen. Der gedoppelte Glanz, der des Königthums und der der Pilgerfahrt, umgab ihn, wo er hinkam. Der König spendete Almosen nach dem größten Maßstabe an alle Klöster, Kirchen und Heiligthümer und an alle Bedürftigen auf dem Wege und im ganzen nördlichen Italien: es war ein Zug der christlichen Mildthätigkeit durch die Länder. Der Pilger ging unterdessen bußfertig an die heiligen Orte hin, und auf der ganzen Wallfahrt zeigte es sich am unverkennlichsten, wie tief der König persönlich von der neuen Religion ergriffen war: ein Mönch in einem flandrischen Kloster hat als Augenzeuge beschrieben, wie der große Römerfahrer nicht nur durch königliche, angestaunte Freigebigkeit und unermüdeten Besuch aller Altäre im Kloster seine Andacht bethätigte, sondern auch wie er bei jedem Altar von frommen Gefühlen überwältigt Thränen ergoß und seiner Sünden seufzend gedachte. In Rom wurde er mit aller Ehre empfangen: ein mächtiger Herrscher, im ersten Mannesalter, eine kraftvolle hehre Gestalt, das Gesicht heller Farbe, die Nase scharf und fein gebogen und gespitzt, die hellen Augen spielend, der Bart und das abhängende Haar gelblich sich kräuselnd, stand der Sohn Nordens vor dem Haupte der Christenheit und vielen Fürsten. Ueber den Aufenthalt daselbst haben wir seinen eigenen Bericht in einem Briefe, den er seinem englischen Volke schrieb; öffentlich thut er darin kund, daß er nach Rom gegangen, um die Vergebung seiner Sünden zu erflehen und für das Wohl seiner Völker zu beten, und daß er daselbst am Grabe der heilgen Apostel dem Allmächtigen das Gelübde gethan habe, nachher ein gottesfürchtiges Leben zu führen und seine Reiche und Völker gerecht zu regieren; mit Gottes Beistand bereite er sich dazu, alles zu bessern, was er bisher wegen jugendlicher Heftigkeit und Versehen gegen das Recht gethan haben möchte. Der Brief enthält zugleich, was er für seine Lande ausgewirkt hatte, Erleichterung der Pilgerfahrt und des Handelsverkehrs und Herabsetzung der Pallientaxe, so wie

was er dem päpstlichen Stuhle nach herkömmlicher Sitte aus England zugesagt hatte. Für die Zukunft hatte es die größte Bedeutung, daß er an mehreren Orten Herbergen für Reisende aus seinen Ländern errichtete, darunter eine zu Rom für alle Männer dänischer Zunge. Auch Heiligthümer in Menge brachte er mit sich, mit denen er verschiedene Kirchen und Klöster in England beschenkte. Als er von Flandern nach England schiffte, gerieth er in Gefahr, rief den heiligen Augustinus an, und sein erster Gang vom Schiffe war zu der Kirche dieses Heiligen in Canterbury. Die Engländer erzählen, daß er in der That nachher noch besser regiert habe.

In Dänemark möchte die nächste Zeit ein Anderes bezeugen. Denn nachdem er die in das Land eingefallenen Feinde vertrieben und durch eine Schlacht, worin der Jarl Ulf, der Gatte seiner Schwester und Statthalter in Dänemark, ihm das Leben errettete, den Bund der Feinde zersplittert hatte, erfolgte die schauderhafte Ermordung des Jarlen vor dem Altar in der Kirche zu Roeskilde an einem Festtage. Die beiden Schwäger hatten sich am Abend, als Knud des Jarlen Gast war, entzweit und gegenseitig durch höhnische Worte erbittert; der König schalt ihn den feigen Wolf, der Jarl mahnte den König an die durch seinen Dienst abgewendete Gefahr; des Morgens hieß der König seinen Knappen den Jarl ermorden, wo er ihn nur fände, und lobte die That. Zwar ruhete auf dem Jarlen die Schuld eines noch nicht besprochenen oder doch nicht vergebenen Verhaltens, da er in Abwesenheit des Königs, freilich im Einverständnisse mit der Königin Emma, sich vorgenommen hatte, den Sohn des Königs, der ihm anvertraut war, zum König ausrufen zu lassen. Aber dennoch war die blutige That immer eine starke Aufwallung der Natur des ehemaligen Wikingkönigs; in Dänemark setzte er sich gar über die Kirchengesetze hinaus, als er den Geistlichen gebot, die sogleich verschlossene Kirche wieder zu öffnen. Er beschränkte sich auf eine Buße an Ländereien, die er der Wittwe und vielleicht auch der Kirche verschenkte, wodurch jedenfalls der Grund zum ansehnlichen Reichthume der seeländischen Stiftskirche gelegt wurde.

Im folgenden Jahre eroberte er Norwegen, dessen bedeutendste Männer schon lange durch Gold und andere Verlockungen von ihm angezogen waren; er übertrug das Reich einem eingebornen Jarlen als Statthalter, und nach dem mißgerathenen Versuche der

Wiedereroberung, der Olaf dem Heiligen das Leben kostete (1030), seinem Sohne Svend nebst der Mutter desselben. Diese Regierung erließ Gesetze, deren Strenge dem Volke mißfiel, daher der Sohn Olafs kurz vor dem Tode Knuds der dänischen Herrschaft das Ende drohte; die Gesetze scheinen doch nur auf die bürgerliche Sicherheit gezielt zu haben, denn in Bezug auf die Kirche war das Verfahren der einheimischen Könige härter als Knuds gewesen. Ein Kloster auf Munkholmen, das erste in Norwegen, soll von ihm gestiftet sein, aber noch kein festes Bisthum. Kurz nach Norwegen gingen Schottlands vier Königreiche unter seine Botmäßigkeit ein, womit der Umfang seiner Herrschaft sich abschloß.

So stand der große Knud im Norden nicht nur als der den Barbaren furchtbare Gebieter, wie ein Geschichtschreiber derselben Zeit ihn nennt, sondern auch als der Förderer und die Obhut der neuen Cultur und Religion, die über Norden aufgingen. Sein Hof in England strahlte im Glanze der Pracht und der Bildung, eine Schule der feinsten Sitte, der selbst aus dem Festlande Zöglinge zugeschickt wurden. Die Trinksucht, die damals den Dänen in England nachgeredet wurde, kannte er nicht; er liebte das Schach und die Dichtkunst. Die Pracht war zum Theil eine Ueberlieferung von den angelsächsischen Vorgängern, aber die Reichthümer Knuds und die Zuströmung an den Hof aus so vielen Ländern und Völkern gaben ihr einen noch höheren Schwung; als die Tochter Knuds, die Braut des nachherigen Kaiser Heinrich's, die Heimath verließ, führte sie ein Zug, der Jahrhunderte hindurch in den Volksliedern fortlebte. Aber denselben König sah man als barfüßigen Pilger nach heiligen Stätten im Reiche wallfahrten und alle Gebote der Kirche, „wie der Mönchen Mitbruder" erfüllen. Den Mariä Reinigungstag pflegte er im Kloster Ely zu feiern; einst als er dahin im Boote schiffte und der Gesang der Mönche aus der Ferne ertönte, ward Knud von demselben ergriffen und stimmte einen Gesang an, der sich nach Jahrhunderten als des frommen Königs Gedicht im Volke erhielt: sein Vater hatte die nordische Skaldenkunst geübt, der Sohn hinterließ ein christliches Lied. Geistliche Männer waren in seiner stetigen Umgebung, saßen in seinem Rathe; er war „den Bischöfen wie ein Mitbischof;" mit ihnen und mehreren Mönchen stand er in dem vertrautesten Verhältnisse, Einer wird sein Engel Michael, der stets vor seinem Angesicht stunde, genannt, und man findet nimmer, daß er mit

irgend einem Geistlichen zerfallen ist, während fast alle Günstlinge weltlichen Standes, die er erhob, auch seine Ungnade erprobten. Die christliche Lehre hat er wahrscheinlich erst in England genauer kennen gelernt: ein Mönch und nachheriger Bischof wird sein Lehrer genannt; ein fränkisch-sächsisches Evangelienbuch, das er gebraucht, ist noch übrig; die Geistlichen mögen ihm aber weniger die reine Lehre desselben als den kirchlichen Aberglauben beigebracht haben; für Heilige und Reliquien flößten sie ihm die Ehrfurcht der Zeit ein, und selbst ein Wunder kennt die Sage, das um seinen Glauben zu befestigen geschehen sei: in jüngeren Tagen sprach einst der König höhnisch von einer unlängst verstorbenen Heiligen, er könne nimmer glauben, daß eine Tochter eines angelsächsischen Königs heilig sei; aber der Bischof ließ die Särge öffnen und die Todte erhob sich drohend gegen den ungläubigen König. Später verehrte er treu den heiligen Edmund, der der Volkssage nach seinen Vater erschlagen hatte, St. Augustin, St. Alban u. A.; er nahm selbst an Translocationen als heiligen Regentpflichten Theil und that Schenkungen für seine und seines Vaters Seele.

Aber der christlichen Lebensgestaltung zur Seite standen auch noch an Knuds Hofe die Ueberreste der Vorzeit. Die Skalden, oder die Poeten und Geschichtssammler der alten heidnischen Höfe und Helden, zogen in großer Menge an den mächtigen und freigebigen König, besonders Isländer von Geburt; mögen sie auch dem heidnischen Glauben entsagt haben, ihre Gesänge tönten doch allein Heerzug, Plünderung, Raub, Erschlagung und blutige Heldenthaten neben dem Lobe der Freigebigkeit; beides priesen sie im höchsten Tone an Knud, „dem hohen Ringgeber", der Goldringe verschenkt. Einer derselben stellte in seinem Drope den Kehrreim: „Knud regiert die Erde, wie Gott den Himmel," und Knud belohnte den Schmeichler. Dieß geschah in Norwegen; als aber in England ein Gleiches am Hofe gesagt wurde, ließ Knud einen Stuhl ans Ufer des Meeres bei Southamton stellen und setzte sich im königlichen Kleide hin; es war die Stunde der Ebbe; dann sprach er über das Meer hinaus: „ihr Wellen; ihr gehört mir, und der Boden, auf dem ich sitze, ist mein; Keiner hat mir ungestraft widerstanden; ich gebiete Euch das Land nicht zu ersteigen, noch eures Gebieters Glieder, noch den Saum meines Kleides anzurühren, gehorchet Eurem Herrn!" Und als die Fluth wieder zurückkehrte und die Wellen dem Könige anspülten, sprach

er zu den Hofleuten: „Es sollen alle Menschenkinder wissen, daß die Gewalt der Herrscher nur eitel und gering ist, und daß Keiner den Namen verdient außer dem Einen, nach dessen Winke der Himmel, die Erde und das Meer ewiglich gelenkt werden.“ Nach der Zeit, fügt die Sage hinzu, trug er nimmermehr die Krone, sondern ließ sie auf das Haupt des Erlösers in der Kirche zu Winchester setzen. Es ist allerdings gewisser, daß er schon im Jahre 1023 eigenhändig seine Goldkrone in der Christkirche zu Canterbury auf dem Altar darbrachte; aber er kann mehrmals dasselbe königliche Zeichen seiner Demuth gegeben haben; denn vor Gott und Allem, was heilig war, demüthigte sich vom ganzen Herzen der stolze Herrscher, der den Menschen gegenüber die Würde und die Macht eifersüchtig behauptete. Es war die große Predigt des Christenthums an die Heidenwelt: demüthigt Euch vor Gott und gedenket eurer Sünden! und sie hatte ein großes Werk an dem mächtigsten Könige des Nordens gethan.

Im frühen Mannesalter endigte schon die glänzende Lebensbahn. Kaum vierzig Jahre alt wurde Knud von einer langwierigen Schwäche (Gelbsucht) angegriffen und starb am 12. Nov. 1035 zu Shaftesbury. Er wurde im St. Peters Kloster in Winchester begraben, und nach vieler Zerstörung der Königsgräber zeigt man annoch die des großen Königs und seines Sohns. Sein Geschlecht erlosch mit dem Sohne, so wie die Vereinigung Englands und Dänemarks; aber in diesem Reiche erhob sich auf den Thron die Nachkommenschaft der Schwester Knuds und Ulf Jarls, und sie hegte treu, was Knud zur Ehre Gottes gegründet hatte. Aus demselben Stamme entsprang König Knud der Heilige als Enkel und der Herzog Knud als Urenkel der Schwester Knuds des Großen. C. T. Engelstoft in Odense.

---

211. Olaf der Heilige.

29. Juli.

Seit dunkler Vorzeit lebte in dem Lande, welches Norwegen genannt wird, ein zu den Germanen gehöriges Volk, die Normänner. Es war ein kraftvoller, freiheitliebender, kriegerischer Volksstamm, welcher indessen den Einen wahren Gott nicht kannte, sondern theils in heiligen Hainen, theils in Tempeln

(„hof") Valhalls Götter verehrte, und ihnen, besonders am Julfeste (Neujahr), Pferde opferte, zuweilen auch Menschen. In höchstem Ansehen stand der Gott der Stärke und Kraft, Thor, dessen Name noch gegenwärtig häufig vorkömmt, beides, in Menschen- und Ortsnamen. Von jeher, soweit die Geschichte zurück reicht, war Norwegen in eine Menge kleiner Staaten zertheilt, welche von Königen beherrscht wurden; aber ungefähr ein halbes Jahrhundert nach Karl dem Großen trat einer von diesen kleinen Königen hervor, Harald Schönhaar, welcher alle diese kleinen Reiche unterwarf und unter ein Haupt vereinte, und sie mit Kraft und Ansehen beherrschte. Sein Sohn, der edle Hakon, welcher im Christenglauben erzogen war, bei seinem Pflegevater, dem englischen König Adelstan, suchte vergebens seine Landsleute zum Christenthum zu bekehren. Besser glückte es einige Jahrzehende später seinem Verwandten Olaf Tryggvason, welcher das Schwert brauchte, wo das Wort nicht fruchtete. Indem jedoch dieser Held seine schwierige Aufgabe ausführte, endete er sein Leben nach einem heldenmüthigen Widerstand, in der Seeschlacht bei Svolder, im Jahr 1000. — Die Heidenschaft wähnte nunmehr völlig den Sieg zu gewinnen und die Asenverehrung verdrängte demnächst gänzlich das neugepflanzte Christenthum. Ihr Fortgang war indessen nur von kurzer Dauer. Geboren war bereits der Mann, welchen der Herr dazu erkoren hatte, mit fester Hand das Kreuz in den Gebirgen Norwegens aufzupflanzen, und Olaf, nachmals Sanct Olaf oder Olaf der Heilige benannt, war sein Name. In Gudbrandsdalen, der Sage nach, in dem Gehöfte Vik, ward Olaf im Jahre 994 geboren, und als er drei Jahr alt war, ward er von seinem Verwandten Olaf Tryggvason getauft, der selber bei ihm Gevatter stand. In dem schönen Ringarike verlebte Olaf seine Jugend an seines Stiefvaters, des Unterkönigs Sigurd Syv's Hofe; aber das stille Landleben, welches da geführt wurde, behagte nicht dem thatenlustigen und wißbegierigen Königssohn. Er folgte daher dem Hange seiner Landsleute, und unternahm in einem wohlgerüsteten Schiffe einen Seeräuber- („Vikings") Zug, auf welchem er durch Klugheit und Tapferkeit sich Erfahrung, Reichthum und einen berühmten Namen erwarb. Nach mehrjährigem Umherstreifen auf der See bekam er Lust, sein Vaterland wiederzusehen, welches nach Olaf Tryggvasons Falle zum Theil im Lehnsverhältnisse zu dem dänischen und schwedischen Könige stand. Be-

gleitet von einer kleinen aber auserwählten Schaar bewährter Krieger kehrte Olaf zurück in die Heimat, wo er von mächtigen Blutsfreunden und einem großen Theile des Volkes Unterstützung fand, als er, als Abkömmling Harald Schönhaars, sein Erbreich zurückforderte. Einige mächtige Häuptlinge leisteten ihm Widerstand, aber nachdem er sie in einer entscheidenden Seeschlacht im Jahre 1016 überwunden hatte, bestieg er ohne Widerstand den väterlichen Königsstuhl. Groß und schwierig war sein Beruf. Das Volk war wild, eigenmächtig und meist heidnisch, und die Häuptlinge waren mächtig und unabhängig, und fanden Aufmunterung und Anhalt bei den dänischen und schwedischen Königen, von welchen Olaf das verwaisete Land Norwegen zurückforderte. Mit klarer Bewußtheit und unerschütterlicher Festigkeit arbeitete er auf das große Ziel hin, die Einheit des Reiches und das Ansehen der Königsmacht zu bewahren, und das Christenthum einzuführen. Mit Eifer ließ er sich das Emporkommen seines Landes angelegen sein. Alte Gesetze wurden verbessert und neue gegeben. Die Landesgesetze wurden strenge gehandhabt, und selbst die mächtigen Häuptlinge des Landes mußten sich beugen unter Olafs gewaltigen Herrscherwillen.

Olaf kann mit Recht genannt werden: des Norwegischen Reiches zweiter Stifter, Norwegens christlicher Gesetzgeber, Ordner und Gründer der christlichen Kirche des Landes.

Es kostete ihm große Mühe, das Christenthum in seinem Vaterlande vollkommen einzuführen. Um zu diesem Ziele zu gelangen, zog Olaf selber, in Begleitung eines Bischofs und dreihundert streitbarer Männer von Ort zu Ort umher, unterwies das Volk im wahren Glauben und guten Sitten, bestrafte dagegen strenge, durch Wort oder an Gut, Gliedmaßen und Leben jeden, der nicht dem wahren Gott dienen wollte. Auf diesen Bekehrungsreisen, welche noch gegenwärtig an vielen Orten in der Volkssage leben, kam er einmal auch in das große und schöne Thal am Fuße des Dovre-Gebirges, welches Gudbrandsdalen genannt wird. Auf dem anmuthig gelegenen Gehöfte Hundstorp wohnte damals ein heidnischer Häuptling, welcher Dale-Gudbrand hieß. Als zu diesem das Gerücht kam, daß König Olaf sich nahte, um dem Volke einen neuen Glauben aufzuzwingen, da sammelten die Söhne des Thales sich um den Häuptling, mit dem Schwerte in der Hand

den Glauben ihrer Väter zu vertheidigen. Die Schaar, welche unter Dale-Gudbrands Sohn dem König Olaf entgegen gesandt ward, wurde von Olafs Kriegern leicht überwunden, und der Anführer sollte aufgehängt werden. Olaf gab indessen den Jüngling frei und erbot durch ihn dessen Vater und Brüdern einen Vergleich, indem er eine Zusammenkunft („Thing") nach Hundstorp beschied, um dort mit ihnen zu unterhandeln. Als das Ding geheget war, stund der König auf und sagte: das Volk weiter aufwärts im Thale habe das Christenthum angenommen, seine Opferstätten niedergebrannt, und glaube nunmehr an den wahren Gott, der Himmel und Erde erschaffen habe und allwissend sei. Hierauf setzte der König sich nieder, und Dale-Gudbrand antwortete: „Wir wissen nicht, von wem du redest; oder nennst du den einen Gott, den weder du, noch jemand anders sehen kann? Wir haben einen Gott, welchen man jeden Tag sehen kann, obschon er heute nicht sichtbar, weil das Wetter schlecht ist; und er würde euch furchtbar und sehr ansehnlich erscheinen; daher, meine ich, würde euch eine Angst in das Blut kommen, wenn er hier auf dem Tagedinge erschiene. Aber da du sagst, daß euer Gott so gewaltig sei, so möge er das nun dadurch beweisen, daß morgen das Wetter wolkig, doch ohne Regen ist, und laßt uns da wieder zusammenkommen."

Hierauf fuhr der König heim zu seiner Herberge, wo er die ganze Nacht wachte und betete. Als der Tag anbrach, ging der König zur Messe, darauf zu Tische, und sodann zum Dinge. Das Wetter war so geworden, wie Gudbrand es verlangt hatte. Da erhub sich der Bischof Sigurd, der den König begleitete, in seinem Chormantel, die Bischofsmütze auf dem Haupt und den Bischofsstab in der Hand. Er vertheidigte die Sache des Glaubens vor den Bauern, erzählte ihnen manche wunderbare Dinge, welche Gott gethan hatte, und beschloß seine Rede wohl. Da antwortete der Häuptling Thord Istermage: „Mancherlei redet der gehörnte Mann mit dem Stab in der Hand, der oben zierlich gebogen ist wie ein Widderhorn; da ihr aber immer saget, daß euer Gott so manche Wunderzeichen thun kann, so sage du ihm, daß er morgen Vormittag klaren Sonnenschein werden lasse, so wollen wir wieder hier zusammenkommen, und eins von beiden thun, entweder uns über diese Sache vergleichen, oder den Streit fortsetzen." Damit schied man diesesmal von einander.

Der König hielt nun abermals die ganze Nacht an mit Gebet

und flehte zu Gott, daß er nach seiner Gnade und Barmherzigkeit diese Verwickelung lösen möge.

Als die Messe geendet war, fuhr der König wieder zur Dingstätte, wo die versammelten Landleute sich tief beugten vor dem von Gold und Silber glänzenden Bilde ihres Gottes Thor, welches man aus dem zunächst stehenden Tempel („hof") auf die Dingstätte getragen hatte. Da stund Dale-Gudbrand auf und sprach: „Wo ist nun dein Gott, König? Ich meine, daß er jetzo lieber in seinem wolkenschattigen Lande weilt; und mir scheint, daß weder du, noch der gehörnte Mann, welchen ihr Bischof nennt, und der neben dir sitzt, heute so gutes Muthes seid, wie gestern. Denn nun ist unser Gott gekommen, der über alles waltet, und blickt auf euch mit scharfen Augen; und jetzo merke ich wol, daß ihr erschrocken seid, und kaum waget, eure Augen aufzuschlagen. Lasset also nunmehr allen Widerstand fahren, und glaubet an den Gott, der euer ganzes Schicksal in seiner Hand hat."

Hierauf erhub sich der König und sprach: „Mancherlei hast du in dieser Morgenstunde zu uns geredet, und du wunderst dich höchlich darüber, daß du unsern Gott nicht sehen kannst: aber wir hoffen, daß er alsbald zu uns kommen wird. Du willst uns mit deinem Gott einschrecken, der, beides, blind und taub ist, und weder sich selbst, noch Andere schützen kann, ja nirgendwohin aus seiner Behausung zu kommen vermag. Aber nun meine ich, daß sein Unglück nahe bevorsteht: denn wendet jetzt eure Augen gen Osten, wo unser Gott mit einem großen Lichte erscheint."

Da ging die Sonne auf, und in demselben Augenblicke sahen die Landleute, wie, auf des Königs Wink, einer seiner Kriegsmänner, genannt Kolbein der Starke, ihrem Gott einen solchen Schlag mit seiner Keule gab, daß das Bild in Stücke zersprang und Mäuse, Ottern und Würmer daraus hervorliefen. Da entsetzten sich die Landleute, und Mehre ergriffen die Flucht. Der König aber sammelte sie wieder und sprach also zu ihnen: „Ich weiß nicht, was euer Lärmen und Laufen bedeutet. Jetzo könnet ihr selber sehen, was euer Gott vermag, welchen ihr neulich mit Gold und Silber gegürtet, und ihm Speise und Trank vorgesetzt habt.[1]) Sehet nun, welche Schutzgeister dieselben verzehrt haben,

[1]) Dem Abgotte wurden täglich vier große Fladen und dazu behörige Kost dargebracht. Olafs-Saga Kap. 107.



Mäuse und Würmer, Nattern und Kröten; und übel thaten die, welche auf dergleichen vertrauen und nicht von ihrer Thorheit lassen wollten. Nehmet nun euer Gold und die Kostbarkeiten, welche am Boden zerstreut liegen, und gebet sie eurem Frauenvolk, behänget aber fürder nicht Stock und Stein damit. Hier ist nunmehr nur zwischen zwei Dingen zu wählen, entweder ihr nehmet das Christenthum an, oder ihr bestehet mit mir noch heute den Kampf, und da gewinne der den Sieg über den Andern, welchem der Gott, an den wir glauben, ihn vergönnen will."

Da stund Dale-Gudbrand auf und sprach: „Wir haben hier großen Schaden genommen an unserm Gott: da er jedoch uns nicht helfen will, so wollen wir nunmehr an den Gott glauben, an welchen ihr glaubet."

Hierauf nahmen Alle das Christenthum an. Da taufte der Bischof den Dale-Gudbrand und seine Söhne. Der König und Bischof ließ Lehrer dort zurück, und Diejenigen, so zuvor Unfreunde gewesen waren, schieden als gute Freunde. Gudbrand ließ im Thale [1]) eine Kirche bauen.

Der Eifer, womit Olaf das Heidenthum auszurotten suchte, und die Strenge, womit er, ohne Ansehen der Person, auf die Beobachtung seiner Gesetze hielt, in Verbindung mit der Selbständigkeit, womit er regierte, erzeugten ihm, besonders unter den Häuptlingen, mächtige Feinde, welche sich heimlich mit Olafs altem Feinde, dem mächtigen König Knud von Dänemark und England verbanden, der nichts mehr wünschte, als Norwegen mit seinen übrigen Ländern zu vereinen. Durch Gold und große Versprechungen verführte Knud Manche, ihrem Könige abtrünnig zu werden, so daß, als Knud mit einer starken Flotte gegen Norwegen zog, Olaf von den Meisten verlassen ward, und nur begleitet von wenigen Getreuen, unter großen Gefahren und Mühseligkeiten nach Gardareich (Rußland) entfliehen mußte, wo er bei seinem Schwager König Jarisleif eine Zufluchtstätte fand. Hier war König Olaf lange ungewiß, ob er nach Jerusalem („Jorsal") ziehen und Mönch werden, oder in Gardareich ein Landgebiet annehmen sollte zu regieren und zum Christenthum zu bekehren, als Olaf Tryggvason ihm im Traum erschien und gebot, heimzukehren und sein väterliches Erbe wieder zu gewinnen.

---

[1]) Snorri's Olafs-Saga Kap. 118. 119.

Unterstützt von Freunden und Verwandten und anderm kriegslustigem Volke, rückte Olaf mit einem Heere von etwa viertausend Mann in das Nordenfjeldsche Norwegen, wo ein Heer von zehntausend Bauern sich gesammelt hatte. Bevor Olaf mit seinen aufrührerischen Unterthanen zusammentraf, musterte er sein Heer; da sich aber darin neunhundert Heiden befanden, gebot er, daß diese zuvor getauft werden sollten, indem er erklärte: „Wir dürfen nicht unsere Zuversicht auf des Volkes Menge setzen, auf Gott allein sollen wir uns verlassen; denn durch seine Kraft und Barmherzigkeit können wir den Sieg erhalten: aber ich will kein heidnisches Volk unter den Meinen." Fünfhundert wollten sich nicht taufen lassen, und verließen das Heer des Königs; vierhundert dagegen waren bereit, sich taufen zu lassen und dem Könige zu folgen, indem einer von ihren Anführern erklärte: „Soll ich an einen Gott glauben, warum dann nicht eben so gut an den heiligen Christ, als an irgend einen andern? und der König hat unsre Hülfe sehr nöthig."

Da der König indessen wenig Unterstützung bei dem Volke fand, gab sein Freund Fine Arneson ihm den Rath, er solle auf den Gehöften rauben und brennen lassen, wovon die Folge sein werde, daß das Bauernheer sich auflöse, weil ein Jeder heimeilen werde, um das Seine zu retten.

Dieser Rath fand allgemeinen Beifall: aber der fromme König erklärte, er habe wol zuvor mit Brand und Verwüstung gegen die Landleute hart verfahren; das sei aber geschehen, weil sie den Glauben verwarfen, bei ihren Opferungen beharrten, und auf sein Wort nicht hören wollten; und da habe er Gottes Recht zu vertheidigen gehabt: gegenwärtig sei es dagegen nur ein Abfall von seiner Partei, welcher von minderer Bedeutung sei; und da es nun in seiner Macht stehe zu schonen, so wolle er gegen sein Volk sanftmüthig verfahren und keine Gewaltthat begehn. —

Bei Stiklastad in Värdalen stieß Olaf auf das Bauernheer, und hier geschah die merkwürdige und blutige Schlacht, welche ihm die Märtyrerkrone erwarb, im Jahre 1030.[1]) Mit dem Schlachtrufe: „Vorwärts, Christenmänner, Kreuzmänner und Kriegsmänner!" griff Olaf mit seinen Kriegern muthig an, fand jedoch

[1]) Die allgemeine Annahme ist, daß der St. Olafs-Tag auf den 29. Juli falle: aber auf Grund der Sonnenfinsterniß, welche während der Schlacht eintrat, hat Professor Hansteen in Christiania gefunden, daß die Schlacht am 31. August Statt hatte.

tapfern Widerstand von den Bauern, deren zahlreiche Menge rief: „Vorwärts, vorwärts, Landmänner!" Der König und seine Leute stritten mannlich, mußten aber zuletzt doch der großen Uebermacht erliegen. Schwer verwundet durch einen Hieb ins Bein, lehnte der König sich an einen Stein, und indem er das Schwert von sich warf, bat er Gott um Hülfe. In dieser Stellung gab der Häuptling der Bauern Thorer Hund seinem Herrn und Könige den Todesstreich. Mit dem Könige fiel der größte Theil derer, die ihm folgten. Es war als ob der Himmel einen Trauerschleier über diese Begebenheit werfen wollte; denn mitten in der Schlacht, während das Wetter hell war und die Sonne am Himmel stand, ward es plötzlich ganz dunkel, und erst nach Olafs Tode zeigte die Sonne sich wieder. Diese merkwürdige Sonnenfinsterniß trug gewiß viel dazu bei, den Glauben zu fördern und zu beleben, der stracks nach der Schlacht sich verbreitete, daß Olaf ein heiliger Mann war. —

Es wird erzählt, daß ein armer blinder Mann sein Gesicht wieder erhalten habe, indem er des Königs Leichnam berührte; und des Königs Mörder Thorer Hund erklärte, daß, als er das Blut von des erschlagenen Königs Antlitz abtrocknete und etwas davon eine Wunde, welche er selber an der Hand gehabt, berührte, sie auf der Stelle geheilt war.

Als Olafs Leiche, die sogleich nach der Schlacht heimlich begraben war, nach einem Jahre wieder ausgegraben ward, fand man den Leichnam ganz unverändert, ja seine Haare und Nägel noch gewachsen. Da erklärte und bestimmte man allgemein, auf den Rath des Freundes des Königs, des Bischofs Grimmkell, daß König Olaf ein wahrer Heiliger sei. Seine Leiche ward in einen kostbaren Schrein auf den Hochaltar der Clemenskirche in Nidaros (Throndheim) gesetzt, wo man seitdem manche Wunderzeichen von ihm berichtete. St. Olaf ward Norwegens Schutzheiliger, und sein Ansehen sehr groß im ganzen Norden. Den 29. Juli ward sein Fest fortwährend feierlich begangen, und weit umher in der Christenheit wurden zu seines Namens Ehre Kirchen erbauet, sogar in Konstantinopel.

Sein Heilthum ward nachmals in die große und prächtige Christkirche zu Nidaros versetzt, zu welchem eine Menge Pilger aus allen Ländern wallfahrteten und reiche Gaben darbrachten.

Bei Einführung der Reformation im Jahre 1539 wurde St

Olafs kostbarer Schrein mit den übrigen Kostbarkeiten geraubt und nach Dänemark geführt.

St. Olafs Schrein ist zwar verschwunden, und seine reichen Gaben sind vergessen: aber sein Name und sein Gedächtniß ist noch heute frisch und lebendig in Norwegens Thälern, wo nicht allein der Name Ola, Ole noch der allgemeinste Mannsname ist, sondern auch noch manche Sagen leben und noch manche Spuren sich finden von St. Olafs Wunderkraft, wie auf sein Gebot ein Gespenst („trold") in einen Stein verwandelt ward, reine Quellen hervorsprangen u. s. w. Und in den Blumen des Feldes und den Spielen der Kinder lebt heut den Tag noch St. Olafs Name[1]).

Andr. Faye zu Holt in Norwegen †.

---

212. Gottschalk, der Abodritenfürst.

22. Juni.

Der Herr hat unter den Seinen stets, die er Morgens, die er Mittags, die er in der zwölften Stunde in Seinen Weinberg dingt. Und wie mit den Einzelnen Sein Rathschluß wunderbar, so nicht minder mit den Völkern. Einige, namentlich von unseren germanischen Stämmen, wurden gleich, da sie aus dem Dunkel ihrer Urzeit vor das Angesicht der geschichtlichen Welt traten, vom Christenthum ergriffen, viele Andere doch nach kurzem Schwanken nach den Kämpfen einiger Menschenalter überwunden: dagegen vor wie mancher Thür harrt das Evangelium nun schon die Reihe der Jahrhunderte! Viele waren berufen alle die guten Gaben ihrer ersten Geburt in das neue Leben hinüberzuretten, die Schätze an Sprache, Recht und Sitte, die ihre ursprüngliche Ausstattung gebildet hatten, dem Dienst des Herrn widmen zu dürfen. Anderen dagegen war als Bedingung der Aufnahme in die große ewige Reichsgemeinde der Verlust ihres gesammten natürlichen Daseins, das Opfer ihres bisherigen Lebens auferlegt.

Von den Völkern der letzteren Art dürfen uns jene Slaven, die wir sicher seit dem siebenten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung in dem Gebiet zwischen Elbe und Oder finden, am meisten

[1]) Norske Sagn samlede og udgivne af A. Faye. — Der vom König Oskar gestiftete einzige Norwegische Ritterorden trägt St. Olafs Namen.

Theilnahme einflößen. Auf dem ursprünglich ihnen angehörigen Boden, wie auf dem der Preußen, die ein gleiches Loos getroffen, steht heute die Brandenburgisch-Preußische Monarchie: sie sind wie der Stoff, der in die Erde gesenkt ward, damit ein Neues, Höheres daraus erstehe. Unser menschliches Auge wenigstens sieht nicht anders, als daß der Eingang jener Völker in das Christenthum Eins sein mußte mit dem Ende ihrer selbständigen Entwickelung, daß ihm die Verschmelzung ihrer Reste mit den als Herrn in ihr Land einziehenden Deutschen wie mit Nothwendigkeit folgte.

Ein Kampf um die Existenz dauert lang. Daher zählt man nahezu vier Jahrhunderte von jenem Feldzuge des Jahres 789, der Carl den Großen an die Mündung der Peene geführt hat, und von dem der gleichzeitige Annalist schon allzu leichten Kaufs berichten will, daß sich alle Völker jener Gegend dem König unterworfen hätten, — bis zu dem heißen St. Veitstag dem 15. Juni 1168, wo der vereinten Kraft der Dänen und Norddeutschen endlich das Heiligthum des Sviatovit auf Arkona's hehrer Stätte erlag, und auch dann vergehen noch Jahrzehende, bis man Meklenburg Pommern die Gebiete unserer Brandenburgischen Marken dem christlichen und deutschen Leben sicher und dauernd angeschlossen weiß. Als dieser lange Kampf beginnt, konnten die Wenden — (mit diesem Gesammtnamen pflegt der Deutsche seine gefährlichen Nachbarn den ganzen Lauf der Elbe entlang von den Mündungen bis zum Erzgebirge zu bezeichnen) noch ringsum auf das verwandte Element zählen, sich auf den Widerstand, den noch der ganze Norden und Osten leistete, berufen. Aber schon lange hatte sich dann um die Gebeine des heiligen Adalbert ein christliches Polen gesammelt, schon lange schmückte die von Rom her dem heiligen Stephan erworbene Krone die Könige von Ungarn: auch der hohe Norden weiß schon von heiligen Königen, Rom- und Jerusalem-Fahrern — und noch immer widersteht dies kleine Häuflein slavischer Menschen, häuft in wiederholten Empörungen und Ausbrüchen Märtyrer auf Märtyrer, um endlich wenn die deutsche Kraft dauernd ihrer Herr geworden sein wird, desto sichererm Untergang anheimzufallen.

Dürfen wir nicht begierig sein, von dem Eigenleben dieser Stämme etwas Näheres zu erfahren, und verdient es nicht in der Geschichte des Reiches Christi eine Stelle, wenn einmal dem Lauf, der zum Ziele führen sollte, gleichsam entgegen aus ihrer Mitte

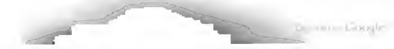
sich eine große Erscheinung erhebt — mit dem Gedanken, die Bekehrung zum Herrn im Bunde mit dem heimischen Dasein auf der nationalen Grundlage zu vollbringen? — Davon handeln wir heut.

Ein starkes Selbstgefühl spricht schon aus den Namen, die diese Völker sich beilegen. Abodriten, der Hauptname für den nördlichsten ihrer Verbände — das Volk, das ihn eigentlich trug und ihn zuweilen siegreich ausbreitete, hatte den Kern des heutigen Meklenburg-Schwerin das Gebiet von der Trave und Stepenitz bis zur Warnow inne — Abodriten erklärt der Kundige als das „Geschlecht der Wachsamen, der Tüchtigen", „Wilzen" und „Liutizen", die Namen für einen zweiten noch umfassenderen Verband, zu dessen Gliedern die im heutigen Meklenburg-Strelitz, in Vorpommern und der Priegnitz ansässigen Stämme gehören, — mögen der erste Kämpfer, der zweite Harte, Strenge bedeuten. Ungemeinen Einfluß üben die Göttervorstellungen. Auch hier begegnen die christlichen Bekehrer und Eroberer diesen fratzenhaften bald vielköpfigen, bald an Schulter und Brust Menschenantlitz zeigenden Gebilden, in denen das Heidenthum seine Angst und sein Entsetzen vor dem, was seine Macht geworden, überall — vom Aufgang bis zum Niedergang — auszusprechen pflegt. Daß diese Götter die irdischen Güter bringen und wieder entziehen, daß sie Leben und Tod in der Hand haben, daß sie dem Volke in geheimnißvollen priesterlicher Deutung bedürftigen Zeichen beim Opfer kund thun, ob das nächste Jahr Segen oder Mißwachs bringen werde, daß sie bald in erschreckender Erscheinung, bald in neckischem Gewande dem Einzelnen die Nähe der Todesstunde verkünden — wen wird das Wunder nehmen? An derlei Glauben erinnerte noch das Meklenburgische Landvolk, wenn es bis ins 18. Jahrhundert unter wunderlichen Gebräuchen bei der Ernte dem höllischen Jäger Wode Distel und Dorn für sein Roß anbot, für das andere Jahr besser Korn von ihm erforderte: wenn — vielleicht noch heute hie und da — die Smertniza, die einst furchtbare, jetzt zu einer in Lumpen gehüllten Strohpuppe herabgekommene Todesfrau in feierlichem Aufzug alljährlich über die Dorfgrenze hinausgetragen wird; der im Volke unserer Gegenden noch im Schwange gehende Aberglaube, den Kukuk um die Zahl der Lebensjahre zu befragen, rührt von dem Glauben der Wenden an die Göttin Siwa her, die alle Frühjahr in Kukuksgestalt auf dem Erdboden erschien.

Das sind Eindrücke, die noch uns geblieben. Jene Zeiten

erfuhren vorzüglich von dem Blutdurst der slavischen Götter. In Rhetra, lange Zeit dem Hauptheiligthum aller Liutizen, dessen Stätte wohl am sichersten am schönen hohen Ufer des Tollense Sees bei dem heutigen Dorf Prillwitz in Meklenburg-Strelitz gesucht wird, ging die Sage, daß zuweilen ein gewaltiger Eber aus dem Wasser auftauche, sich mit entsetzlicher Lust im Schlamme zu wälzen, seine weißen vom Schaume glänzenden Hauer wie zum Raube zu wetzen: dies bedeute oder fordere langwierigen Krieg, Erhebung vornehmlich wider die Christen. Ganz gut stimmt dazu, daß auf Arkona die Priester von Zeit zu Zeit verkünden, man habe am Frühmorgen das heilige Roß des Sviatovit wie mit Schaum und Schmutz bedeckt gefunden: der Gott habe es Nachts wider seine Feinde getummelt. Die Liutizen kennen kein weltliches Fürstenthum; der Tempelbezirk macht hier zugleich den politischen Verband; bei den großen nationalen Heiligthümern versammelt sich auch die Landsgemeinde; dort bewahrt man die Feldzeichen. Sviatovits Fahne ist allgewaltig: das Heer, dem sie vorangeht, hat damit die Befugniß, sich an Göttlichem und Menschlichem zu vergreifen; Frevel ward ihm zur heiligen That; der Gott hat selbst stets dreihundert Reisige in seinem Dienst. Siegreich heimgekehrt, bringt man den Göttern die Beute; oft fordern sie das Blut der Gefangenen. So ist Leben und Staat geistlich beherrscht; selbst bei den Abodriten, die früh unter erblicher Herrschaft stehen, sitzt der Priester neben dem Fürsten zu Gericht.

Wie schwer hatte es da die christliche Mission einzudringen! Da einer der von Otto dem Großen längs der ganzen Grenze eingesetzten Bischöfe zu seinen Parochianen hinausging, sie das Kyrie Eleison singen zu lehren, „Ukrivolsa," rufen sie höhnisch, „die Eller steht im Busch" — den gehörten Laut auf ihre Weise verdrehend — „so will Boso, daß wir singen." Bedenke man dazu, daß, sobald des Kaisers Arm schwach wurde, oder anderswo zu schaffen hatte, sogleich die hier bestellten Gewalten, die Glieder jener großen Aristokratie des Reichsamts, unter einander in Hader geriethen; der Bischof sorgte für den Glanz seines Stifts, Herzog und Markgraf für die Herrschaft, die sie erblich bei ihrem Haus zu behaupten wünschen; der Eine fordert von den Slaven Zehnt, der Andere Kriegshülfe und Frohn: das erscheint Jenen dann nur zu bald als der Inhalt der neuen Lehre und Ordnung. Danach kann es innerhalb dieser Slavenwelt an tiefen die Gemüther bald



zum Licht erhebenden, bald in die alte Nacht zurücksenkenden Kämpfen nicht fehlen. Das ganze Jahrhundert der sächsischen Kaiser geht in solch' jähen Wechseln dahin; unter Conrad II. dem ersten Salier hören wir heut von unterwürfiger Gesandtschaft und Diensterbieten der Liutizen; in einem der nächsten Jahre wieder, daß sie ein Crucifix geschändet, dem Christusbild die Augen ausgerissen, Hände und Füße abgehauen haben. Mächte aber, die dergestalt die Völker theilen, in der Geschichte mit einander ringen, pflegen in dem Leben der Herrscher und Führer, in den Geschicken der großen durch die Jahrhunderte hingehenden Fürstenhäuser ihren Kampf am gewaltigsten auszuprägen. In den funfzig Jahren von 970—1020 wissen wir von drei ohne Frage derselben Geschlechtsfolge angehörigen Abodritenfürsten; entschiedene Hingebung an das christliche und deutsche Wesen, hierauf blutige, von allem heidnischen Kriegsgräuel begleitete Empörung gegen dasselbe, zuletzt allzu späte Reue, die dann nur noch zu Verlust des Ansehens hüben und drüben, zu völliger Verzweiflung führen kann — das ist nach unserer freilich immer bruchstückartigen hie und da sagenhaften Kunde der Inhalt ihres Lebens gewesen.

Auch in der Person eines Vierten des Pribignev-Udo, der den ersten Zeiten Conrads II. angehört, zeigt sich noch derselbe Zwiespalt des Zustandes; er gilt als ein schlechter Christ, seine Grausamkeit wird einem sächsischen Ueberläufer zum Anlaß, ihn meuchlerisch zu ermorden (1031). Doch hat er seinen Sohn zu christlicher Erziehung dem St. Michaelis-Kloster zu Lüneburg anvertraut.

In diesem Sohne sollte nun der Genius des Hauses sich sammeln, der innere Kampf, der so lange sein Erbe ist, zum schönsten Siege — dem Siege des Leidens und der Verklärung — führen. Es ist Gottschalk. Seinen heimischen Namen kennen wir nicht; diesen deutschen hat er wahrscheinlich von einem Lehrer und geistlichen Pfleger, den er zu St. Michaelis gefunden, angenommen. Auf die Kunde von der Ermordung des Vaters eilt er nach Haus; sein einziger Gedanke ist Rache: bald ist er Herr von Nordalbingien; was nicht hinter den Mauern zweier fester Plätze, die sich allein halten, Schutz findet, das frißt das Schwert; viele tausend Sachsen werden erschlagen. Aber mitten im Genusse seines furchtbaren Sieges, da er das zur Einöde gewordene Land vor sich sieht, beginnt er vor seiner eigenen That zu schaudern und beschließt die

Umkehr. Von seiner räuberischen Schaar sich losreißend, allein mit diesem Gedanken geht er eines Tages einher: ein Sachse, der von dem ihm unbekannten Feind in Waffen Schlimmes fürchtet, flieht vor ihm: Gottschalk beschwört ihn, er solle bleiben, ihm solle kein Leid geschehen. Der Sachse steht, und auf die Frage des Fürsten, wer er sei, und was es Neues gäbe, antwortet er: „Ich bin ein armer Mann aus Holstein. Schlimmes hören wir alle Tage; denn Gottschalk der Slavenfürst thut unserm Volk und Land viel Böses und begehrt den Durst seiner Grausamkeit in unserem Blute zu sättigen; wahrlich es wäre Zeit, daß Gott als Richter für unsere Unbill einträte." „Schwer klagst Du den Mann an — erwiderte Gottschalk — und nicht mit Unrecht: denn er hat euch viel Qual bereitet, da er fürstliche Blutrache genommen. Aber vernimm: ich bin es, von dem Du sprichst, und laß Dir sagen: Schwer gereut es mich, gegen meinen Herrn und die Christen mich also vergangen zu haben, und gar sehr wünsche ich zu Frieden und Versöhnung mit ihnen einzukehren." Darauf fordert er den Sachsen auf, die Seinen zu einer vertrauten Zusammenkunft mit ihm, wo man über Friede und Bündniß berathen könne, zu bewegen, da wolle er ihnen die Räuberschaar, an die ihn jetzt mehr Noth als freier Wille binde, in die Hände liefern. Versteigen wir uns zu hoch, wenn wir eine große Fügung darin sehen, daß es dem Gottschalk mit diesem Anerbieten nicht gelang, die Sachsen nur gefährlichen Trug dahinter sahen? Was berechtigte ihn, die Genossen zu Opfern der Frevel zu machen, an denen er doch als der Führer die schwerste Schuld trug? Vielmehr zu längerem, schwierigerem, aber auch herrlicherem Weg war er bestimmt. Kurze Zeit darauf fiel er als Gefangener dem Herzog Bernhard von Sachsen in die Hand: der Herzog entließ ihn reich beschenkt der Haft, aber der Freiheit sowohl als dieser Ehrengabe sichtliche Bedingung war es, daß Gottschalk auf Herrschaft und Heimath verzichtete und in der Fremde Abenteuer zu suchen ging.

Er nahm, also einstweilen von seinem natürlichen Platze verdrängt, Dienste bei dem großen Sohn des Nordens, der eben Alles mit seinem Ruhm erfüllte, dem König Knud. — Knud gehört zu jenen für die Zeiten der Umwälzung geborenen Herrschern, die die wilden zerstörenden Kräfte, aus denen sich ihre eigene Größe emporgerungen, in Fesseln zu legen verstehen. Der heidnischen Wuth des Krieges, die seinem Hause England, Norwegen und Däne-

mark unterthan gemacht, ihm die Herrschaft über Nord- und Ostsee gegeben, hatte er nunmehr engen Bund mit der Kirche folgen lassen. Für die auserwählte Heerschaar, die durch den Zauber seines Namens aus allen Ländern gesammelt, ihm England in Zaum hielt, hat er Gesetze gegeben, in denen sich der Stolz und die Zucht der uralten nordischen Rechtsgedanken mit dem neu gewonnenen christlichen Besitz an Pflicht und Treue wunderbar durchdringen. Ein besseres, seiner eigenen Lage mehr gemäßes Vorbild kriegerischer und fürstlicher Waltung hätte Gottschalk nicht zu Theil werden können.

Nach etwa zehnjähriger Abwesenheit — um 1043 — mag der Letztere zurückgekehrt sein. Gerade im rechten Augenblick. Die Verwirrung, die mit dem Tode Knuds und mit dem raschen Ausgang seiner Söhne über den Norden gekommen, hatte auch Gottschalks Vaterland nicht unberührt gelassen. Der Fürst, der zuerst in Dänemark sich der höchsten Gewalt bemächtigt hatte, Magnus von Norwegen, der Sohn des heiligen Olaf, hatte seine siegreichen Waffen auch gegen die benachbarten Slaven gewandt: deren Herrscher waren in mehrfachen Niederlagen ihnen erlegen. Indem Gottschalk erschien, sein väterliches Erbe wieder sammelte, war er dem eigenen Volke der Befreier von feindlicher oder angemaßter Gewalt; dem Herzog von Sachsen konnte er nicht unbequem kommen: denn dieser tauschte zuletzt gern einen sich dem Namen nach zu seiner Oberhoheit bekennenden Slavenfürsten gegen den nach vollkommener Eigenmacht über diese Nordostgrenze Deutschlands strebenden Dänenkönig ein. Der wirklich berechtigte Erbe des dänischen Thrones, der Neffe des großen Knud, Sven Estrithson, der sich allgemach dort festsetzte, war Gottschalks natürlicher Verbündeter, bald sein Schwiegervater; Gottschalk erhielt eine von Svens Töchtern, Sirith, zur Ehe. Dann war zur selben Zeit (1045) ein glänzendes Gestirn am Himmel der norddeutschen Kirche aufgegangen — Erzbischof **Adalbert**. Wer sollte den Mann nicht kennen, der als Berather der Jugend Kaiser Heinrichs IV. auf die Geschicke des deutschen Vaterlandes von so großem Einfluß war! Unermeßliches liegt in seinem Gedanken eines nordischen Patriarchats, einer Rom angeschlossenen und doch in dem Bereich der eben sich entwildernden dem Christenthum zufallenden Reiche des Nordens nach eigenem Bedürfniß waltenden Kirche — gleichsam eine Ahnung davon, daß dieser Norden nicht für alle Zeit —

ohne eigenes Vollwort — Roms Gesetz werde empfangen können. Wie er nun weit über den kleinen Gesichtskreis des deutschen Reichsamts und seiner weltlichen und geistlichen Träger hinaus an der Ausbreitung der großen in Kaiserthum und Kirche dargestellten Gemeinschaft arbeitete, mußte ihm ein innerhalb seines Metropolitansprengels gelegenes christliches Slavenreich auf nationalem Grund von ungemeinem Werthe sein.

In dem Glücke dieser Combination faßte Gottschalk schnell Wurzel; binnen Kurzem sind ihm Abodriten und Wagrier, so wie die kleinen benachbarten diesem Verbande angehörigen Stämme, die Polaber, Linonen, Smeldinger, Warnaber unterworfen. Unter den Stämmen der Liutizen bricht über den Vorrang der Tempel Krieg aus: gerade die, denen das gefürchtete Rhetra angehört, die für dessen Ansehn streiten, die Tollenser und Rhedarier rufen von den Gegnern, den Kissinern und Circipanern besiegt, Gottschalks Hülfe an; damit werden auch diese letztern, die von den Abodriten östlich bis an die Peene reichen, ihm unterthan; seine Herrschaft umfaßt einen Theil von Holstein, den Raum der beiden Meklenburg, Vorpommern, bedeutende Theile unserer Priegnitz und Altmark: sie kann von den Zeitgenossen einer königlichen verglichen werden. Und ganz zur Ehre Christi wird sie geübt. Die Lande erfüllen sich mit Kirchen, die Kirchen mit Geistlichen. Bald reichte die Zahl der Letzteren nicht aus: man hört rings um nach Solchen fragen, die zu kommen, an der Arbeit zu helfen Lust haben. Noch weniger Genüge wird dem Bedürfniß des Volks das Wort des Heils in seiner Sprache zu empfangen. Da sieht man den Gottschalk — den Fürsten wie vergessen — vor die Gemeinde hintreten, ihr in der Landessprache predigen, ihr die liturgischen Formeln, die Bischof und Priester gebrauchen, dollmetschen. Ungemein muß der Eindruck gewesen sein, den der königliche Bekenner auf seine Völker machte; die Bekehrung hat alle Tage ihre Zahl. Nun wurden die geistlichen Pflanzstätten für die Zukunft bereitet: Mönchs- und Nonnenklöster erheben sich zu Lübeck, Oldenburg, Ratzeburg, Lenzen: von drei solchen Congregationen weiß die Ueberlieferung zu Meklenburg, der Residenz. Der Tod des Bischofs von Oldenburg gab im Jahre 1051 dem Erzbischof Adalbert die günstige Gelegenheit den bischöflichen Sprengel zu theilen; neben jener ersten Cathedrale wurden die Bisthümer zu Ratzeburg und Meklenburg gegründet. Merkwürdige Menschen fanden sich schon in dem neuen

Gottesgarten von nah und fern zusammen. Da war **Ansverus**, den als funfzehnjährigen ein Traum wider den Willen der Aeltern, begüterter Leute im Holsteinschen, ins Kloster zu jenen Benedictinern von Ratzeburg gezogen hatte, wo er dann zu ihrem Abte aufstieg; ein Schotte **Johannes**, den geistlicher Pilgertrieb in diese Gegenden geführt, war von Adalbert zum ersten Bischof von Meklenburg ersehen worden; der Bischof von Ratzeburg, **Aristo**, hatte vorher dreimalige Wallfahrt nach Jerusalem gemacht, saracenische Gefangenschaft in Aegypten bestanden.

Und welche Plane nährte wohl noch Adalbert mit diesem Patricius seines nordischen Rom! Er hatte einst den Gottschalk zu sich nach Hamburg beschieden, ihm zu dem herrlichen Anfang seines Werks Glück gewünscht, ihn zu standhaftem Ausharren darin ermuthigt, den unausbleiblichen Sieg ihm angekündigt — wenn er dennoch scheitern sollte, ihn mit der Märtyrerkrone getröstet. Bei diesem zuversichtlichen Worte ahnte er wohl kaum, daß sein eigener Fall diesem Martyrium vorangehen, dasselbe herbeiführen würde. Und doch kann dem spätern Beobachter der Ereignisse und ihres Laufes diese Verknüpfung nicht entgehen. In den Januar 1066 fällt jener berühmte Reichstag zu Tribur, wo es der Gegenpartei gelang, den Erzbischof Adalbert zu stürzen, ihn von Hof und Regiment des jungen Königs zu entfernen. Sogleich waren seine heimischen Feinde bei der Hand, „Rein ab, rein ab mit ihm" war ihre Losung: der Sohn aus dem sächsischen Herzogshause rühmte sich wohl, er sei bestimmt, die widerwärtige Kirche ganz zu vernichten. Konnte, was unter den Slaven an dem alten ungebändigten Sinn festhielt, einen bessern Zeitpunkt für den Aufstand erwarten? Unter der Führung von Gottschalks Schwestermann Blusso reifte die Verschwörung. Das Martyrium hat seine verschiedenen Akte und Formen. Am 7. Juli 1066 ward der edle Gottschalk zu Lenzen ermordet; mit ihm — am Altar — der Presbyter Yppo, danach viele Geistliche und Laien; am 15. Juli erlitten Ansverus und seine Mönche den Tod durch Steinigung (s. das folgende Lebensbild). Ein ausgezeichnetes Opfer wartete des Gottes von Rhetra: hieher ward der hochbetagte Bischof Johannes, den keine Mißhandlung zur Verleugnung Christi bewegen konnte, in höhnendem Aufzug durch die Städte des Landes geführt, um am 10. November — vielleicht einem hohen Festtag jener entsetzlichen Culte — unter unsäglicher Marter zu enden: man hieb ihm Hände

und Füße ab und warf den Rumpf in die Gasse, das Haupt ward auf einem Spieß dem Götzen dargebracht. Die Wuth der Aufrührer einmal entbrannt, kannte keine Grenzen: auch der Anstifter Blusso fiel als ihr Opfer; man schien nicht eher ruhen zu wollen, als bis alle Vesten des deutschen Grenzlandes in Trümmern lagen, jede Spur des Christenthums daheim verwischt war.

Und es dauerte, da die innere Krisis die Deutschen zu beschäftigen begann, nunmehr lange Zeit, ehe eine Wendung zum Besseren eintrat. Einer von Gottschalks Söhnen, Buthue, der unter sächsischem Schutz einen geringen Theil der väterlichen Herrschaft zu behaupten getrachtet, erlag nach wenigen Jahren. Des Märtyrers dänische Gemahlin war nackt und bloß aus dem Lande getrieben worden; beinahe dreißig Jahr nach des Vaters Fall gelang es — und nicht ohne blutigen Frevel — ihrem Sohne Heinrich wieder Fuß zu fassen, Gottschalks Macht ziemlich in der alten Weise zu erneuen, sich König der Wenden nennen zu lassen. Doch kehrten damit nicht Geist und Werk des Vaters wieder; noch manche Schwankungen erfolgten bis, wie gesagt, all' dies slavische Gebiet zu den Provinzen der abendländischen Kirche zählte. Der endliche Sieg geschah nicht wie Adalbert geträumt durch Kaiserthum und Patriarchat, nicht wie Gottschalk wohl erfleht, im Bunde mit dem nationalen Geiste. Erst da im Deutschen Staate selbst die Umbildung vollzogen, das Reichsamt in Häusern, wie der Welfen und Askanier zu wirklicher Landesherrschaft geworden war, gelangen die entscheidenden Schritte. Was sich von slavischen Dynastien behaupten wollte, mußte dieselben Formen annehmen, in die Genossenschaft des deutschen Reichs eintreten. Also thaten, wie man weiß, zu ihrer Zeit die Fürsten von Pommern und Meklenburg; jene sind seit mehr als zwei Jahrhunderten ausgestorben und haben in unserem Königshause ihre Erben gefunden. In den meklenburgischen Häusern blüht heute noch die einzige Dynastie aus slavischer Wurzel. Von dem Fürsten Niklot, dem Zeitgenossen Heinrichs des Löwen, verfolgen wir ihre Abstammung ganz sicher bis auf diesen Tag. Es ist nun wie die Tradition des späteren Mittelalters, so auch das Ergebniß der Forschungen neuerer Gelehrten, daß Fürst Niklot ein Nachkomme des Buthue, am ehesten wohl sein Enkel gewesen sei. Es geräth diese Ansicht nirgends mit Zeugnissen der Zeitgenossen in Widerspruch, und hat einen hohen Grund von Wahrscheinlichkeit für sich. So dürften wir Gottschalk

den Ahnherrn dieser Häuser nennen, und mit dem Rechte welches Namens wäre ihnen dann ihre in der europäischen Fürstenfamilie einzige Stellung erworben!

Siegfried Hirsch in Berlin †.

---

213. Ansverus, Abt zu Ratzeburg.

15. Juli.

Wo jetzt an den waldumkränzten Ufern der Schlei die Altstadt Schleswig und die ehrwürdige älteste Kirche des Landes Haddeby einander gegenüberliegen, bildete einst eine Brücke über die Schlei die Verbindung eines gemeinsamen Orts, Heitaby oder Heidebo. Dort hatte im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung einer der angesehensten Männer des Landes, Namens Oswaldus, seine großen, bis nach Holstein hinein sich erstreckenden Besitzungen. Diesem tapferen Ritter, dem viele freie Mannen folgten, und seiner frommen Gemahlin Agnes, die das Muster eines heiligen, an Werken und Zügen gläubiger Liebe reichen Lebens war, schenkte Gott um die Mitte jenes Jahrhunderts nach einander zwei Knaben, von welchen der ältere im Drange weltlicher Ehre und irdischen Ruhmes früh im ritterlichen Kampfe in die Welt hinauszog, viele Jahre fern blieb und nichts von sich hören ließ, so daß seine bekümmerten Eltern die Hoffnung, ihn wieder zu sehen, aufgeben mußten. So wurde denn der jüngere, dem sie den Namen Ansverus gaben, aus diesem Grunde schon im funfzehnten Lebensjahre zum Erben der großen Güter seiner Vorfahren bestimmt und eingesetzt. Aber seine Seele trachtete nach geistlichem Gute und nach dem Besitze der Weisheit, die himmlischer Abkunft ist, und es befriedigte ihn darum der Aufenthalt und Umgang auf den väterlichen Besitzungen nicht. Entweder auf den Rath des Bischofs von Schleswig oder durch eine wunderbare Leitung seines eigenen inneren Dranges kam er auf seiner einsamen und suchenden Wanderung zu dem um die Zeit seiner Geburt von dem frommen Slavenfürsten Gottschalk zu Ehren des heiligen Georg gestifteten Kloster vor Ratzeburg. Unterwegs hatte ihm ein Traum verkündigt, daß, wohin er wandere, er daselbst das Amt eines obersten Vorstehers bekommen und Gott bis an sein Lebensende treu die-

nen werde. Da ward der Entschluß in ihm reif, sein Leben einem stillen, Gott wohlgefälligen Wandel und Wirken zu widmen, und freudigen Muthes klopfte er an die Pforten des Klosters an. Der Abt öffnete sie und gewährte ihm seine Bitte. Er ward also Mönch nach der Regel des heiligen Benedictus und in alle Gebräuche und Lehren eingeweiht, die auf den Weg zum ewigen Leben führen. Von nun an widmete er sich, was ja gerade die Regel dieses Ordens so sehr gestattete und begünstigte, mit Eifer den Wissenschaften, aber nicht blos dem irdischen Wissen, sondern mit gleicher Sorgfalt auch der heiligen Weisheit, die vor Gott gefällt. Ein älterer Mönch wurde beauftragt, ihm Anweisung zu geben zum Gehorsam, zur Demuth und zur Mäßigkeit. Sein Eifer darin war so groß, daß er bei den wohlgesinnten Brüdern Bewunderung, bei den hochfahrenden Spott erweckte, wie es nun einmal die Natur der Sünde und der Lauf der Welt ist. Die Freundlichkeit seines Wesens, die Reinheit seiner Seele, die Beharrlichkeit seiner Lernbegierde fesselten die besseren Mönche unwillkürlich an ihn. Selbst die harten und ungerechten Anklagen einiger Brüder ertrug er mit demüthiger Gelassenheit, aber auch zugleich mit dem schönsten Erfolge, da stets seine unsträfliche Lauterkeit erkannt ward. An einen Klosterbruder Oswaldus schloß er sich mit besonderer Innigkeit an, wozu auch der Umstand wohl beitragen mochte, daß er mit seinem geliebten Vater denselben Namen führte. Aber dieser Mönch hegte auch wieder eine große und warme Liebe zu ihm und sah ihn im Geiste zu großen Dingen bestimmt, wie die oftmaligen Visionen beweisen, die er in Bezug auf ihn gehabt haben soll. Ja, die Aufmerksamkeit aller Brüder auf ihn wurde in solchem Maße erregt, daß sie, da er gern zum Gebet und zur inneren Einkehr einen einsamen Ort zu besuchen pflegte, ihm geheime Zusammenkünfte mit den Engeln und andere Dinge zuschrieben. Aber die Widerlegung erfolgte, zum Theil durch begleitende wunderbare Erscheinungen, wie durch einen plötzlichen Donnerschlag, auf eine so gründliche und vollständige Weise, daß fast bei allen der Haß und Widerwille in Liebe und Bewunderung überging. Dafür zeugen auch die mancherlei Wundersagen, die wohl in Folge dessen entstanden und weit verbreitet wurden. Als daher der Abt des Klosters gestorben war, wählten die Mönche den Ansverus einstimmig zu ihrem Oberen. Da zeigte sich schon an dem Leben des Mannes, daß alle Trübsal, die zeitlich und leicht

ist, nicht werth geachtet werden darf der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll. Ansverus leitete die seinem Herzen und Gewissen überwiesene Schaar mit Gerechtigkeit und Milde durch Lehre und Beispiel zu einem Leben im Glauben, in der Liebe und in der Geduld, so daß seine Zeitgenossen von ihm sagten: „im Glauben folge er Abraham, in der Hoffnung dem rechtfertigen Simeon und in der Liebe dem Herrn Jesu Christo selbst, welcher sich der Sünder erbarmt, ihrer Reue wartet und nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er lebe."

Aber es sollte auch die andere Hälfte der dem Ansverus zu Theil gewordenen Weissagung, daß er Gott bis an seinen Tod treu dienen werde, noch in glänzende Erfüllung gehen. Noch saßen die Slaven in Finsterniß und Schatten des Todes, ihre Herzen waren verstockt und der Same fiel auf einen dürren Felsenboden. Auch in Gottschalks Seele waren wunderbare Veränderungen vorgegangen, ehe die Wahrheit bei ihm den Sieg errang und die Oberhand behielt.

Sein Vater Udo, der von 1025—41 als Fürst der Abotriten herrschte, war dem Christenthume innerlich abgeneigt, verhielt sich aber, aus Furcht vor dem Sachsenherzoge Bernhard, ruhig und ließ sogar seinen Sohn im St. Michaelis-Kloster zu Lüneburg taufen und christlich erziehen. Als aber Gottschalk erfahren hatte, daß sein Vater Udo durch Christenhand ermordet worden sei, entfloh er aus dem Kloster, schwur seinen Christenglauben ab und verfolgte die Christen dergestalt, daß er mit einer gesammelten räuberischen Schaar verheerend in das holsteinische Land einbrach. Er gerieth aber in Bernhards Gefangenschaft, bereute seine Frevelthaten und erhielt seine Freiheit wieder. Nachdem er darauf großen Ruhm in den mehrjährigen Kriegen Knud des Großen gegen die Norweger und Engländer geerntet und eine christliche Anverwandte desselben geheirathet hatte, kehrte er in sein durch den Tod der Gewaltherrscher frei gewordenes väterliches Land zurück, und erweiterte seine Macht dergestalt, daß er als König der Abotriten, Wagrier und Polaben anerkannt ward. Mit wie großem Eifer er sich nun auch von jetzt an der christlichen Kirche und ihrer Institute annahm, so gerieth doch das für ihn entlegene Ratzeburg, ohne daß er es zu verhindern vermochte, in den Besitz des hier eingefallenen Sachsenherzogs Ordulf. Da brach ein Aufstand unter den heidnischen Abotriten aus, der zum zweiten Male das

Christenthum in diesen Gegenden fast vernichtete. Entsetzliche Grausamkeiten wurden verübt und sogar Gottschalk selbst beim Gottesdienst in der Kirche zu Lenzen an der Elbe überfallen und ermordet (s. das Lebensbild desselben, welches hier vorangeht S. 714 ff). Am 15. Juli 1066 fiel ein Schwarm von heidnischen Slaven mit unerhörter Wuth über das Kloster zu St. Georg her und „wie wilde Löwen rissen sie voll Grausamkeit den heiligen Ansverus mit seinen 28 Klosterbrüdern aus demselben und schleppten sie nach dem 2000 Schritt entfernten Riesberg", (der jetzt allerdings nicht mit Sicherheit nachzuweisen ist) damit sie dort den Steinigungstod erlitten.

Ansverus ging mit dem Muthe fester Ueberzeugung seinem Geschicke entgegen. Um sicher zu sein, daß Keiner durch die Schrecken des angedrohten qualvollen Todes sich zum Widerruf verleiten lasse, bat er, zuletzt nach allen sterben zu dürfen, was ihm auch gewährt ward, in der falschen Hoffnung er werde sich noch eines andern besinnen. Um so mehr entflammte seine unbesiegliche Standhaftigkeit die Feinde zu verdoppelter Wuth: in Einem Sturme schmetterten sie 26 Mönche mit ihren Steinwürfen nieder. Aber das weckte auch wiederum neue Früchte des Glaubens. Wunderbare Erscheinungen begleiteten die heldenmüthige Glaubensthat. Eine Frau sagte zu ihrem Manne: Siehst du nicht die leuchtende Klarheit Gottes und die Engel, welche die Seelen der heiligen Märtyrer zu der ewige Freude einführen? Bei dieser heiligen Schaar wollen wir bleiben, und es ist uns auch nicht nütze, daß wir uns von ihnen trennen, deshalb wollen wir offen bekennen, daß Christus ist der Sohn Gottes, an den wir glauben, und wir wollen sagen, daß wir Christen sind. Da antwortete der Mann, der noch nicht dasselbe Maß fröhlichen Glaubens hatte: Wir haben aber noch viele kleine Kinder zu Hause, wem sollen wir die befehlen? Und unverzagt versetzte das Weib: der Vater im Himmel ist ein Beschirmer und Helfer der Waisen, die er geschaffen hat, und zum Lobe seines Namens und zu seiner Ehre werden wir diesen Tod erleiden; Er aber wird sich ihrer annehmen und wird ihr allertreuester Hüter und Beschützer sein. — Standhaft erlitten beide den Märtyrertod.

Als aber auch die beiden letzten Mönche des Ratzeburger Klosters gefallen waren, dankte Ansverus dem Herrn für die Treue dieser Männer und gedachte im inbrünstigen Gebete vor ihm des

heiligen Stephanus, dessen Vorgang ihn zu fester Nachfolge stärken sollte. Alle Leichname wurden nun gesammelt und in der Nähe des Steinigungsplatzes begraben, Ansverus aber in einem gehauenen steinernen Gewölbe des Klosters, welches er bewohnt hatte. Und ein wunderthätiger Segen ruhte auf seinem Grabe. Als etwa hundert Jahre später ein blinder Mann zufällig an diese Gruft gelangt war und dort innig zu Gott gebeten hatte, bekam er sein Gesicht wieder. Als aber dies Wunder dem Bischof von Ratzeburg Evermodus bekannt wurde, ließ er den Leichnam des Ansverus ausgraben und mit großen Ehren in die Domkirche zu Ratzeburg bringen. In dieser Zeit mag also wohl der Märtyrer Ansverus von der Kirche heilig gesprochen worden sein (i. J. 1330 oder etwas später). Von da an war der seinem Andenken gewidmete Tag, der 15., oder statt dessen später der 18. Julius, ein allgemeiner Feiertag. Er war ein sehr geehrter und bedeutender Heiliger für die ganze Umgebung, auch noch nach der Einführung der Reformation wurde sein Fest gefeiert, und nach der lauenburgischen Kirchenordnung sollte am Sonntage nach seinem Gedächtnißfeste ein Te Deum gesungen und seiner mit Gebet und Danksagung gedacht werden. — Von den ihm gewidmeten Erinnerungszeichen hat sich noch erhalten ein steinernes Kreuz, das an der Seite des Fußweges von Ratzeburg nach Buchholz steht, und außerdem eine Bildertafel an der nördlichen Seite des Chors in der Domkirche nach dem Seitengange hin.

Die Stiftung des im Jahre 1154 von dem Herzoge Heinrich errichteten und dem Bischofe Evermodus übergebenen Bisthums zu Ratzeburg steht in keinem unmittelbaren zeitlichen und ursachlichen Zusammenhange mit dem Kloster zu St. Georg, wohl aber in einer mittelbaren und geistigen Verbindung. Denn jenes Kloster war offenbar ein vorgeschobener Missionsposten, eine zeitweilige Vorbereitung einer gleichmäßigen Wirksamkeit, die in größerem Maßstabe folgen sollte und, nachdem auch dieser Versuch in jener blutigen Verfolgung der Heiden gescheitert war, wirklich folgte. Aber von einem gleichzeitigen Bestehen des Bisthums und des Klosters ist nirgend eine Spur zu finden.

Friedrich Lübker in Parchim, später in Flensburg †.

Deutschland, erste Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Bischöfe und Glaubensboten.

214. Norbert, Erzbischof von Magdeburg.

6. Juni.

Norberts Wiege hat in der alten Stadt Xanten am Niederrhein (das die Einheimischen Santen nennen) gestanden und zwar in einem vornehmen Hause, denn sein Vater war der reichbegüterte und mit dem Kaiser verwandte Graf Herbert von Gennep, seine Mutter, welche ihn im Jahre 1082 (nach Andern 1085) gebar, stammte aus dem Hause Lothringen. Geburt und Ausstattung mit äußern Gütern wiesen dem jungen Norbert eine vor vielen Andern begünstigte Stellung im zeitlichen und weltlichen Leben an. Aber auch seine innre Ausstattung scheint eine glückliche und reiche gewesen zu sein. „Geehrt und hochgehalten" heißt es in einer Ordenschronik der Prämonstratenser, „von den Großen dieser Erde, war er in der Curie des Erzbischofs Friedrich zu Cölln ebenso geliebt und willkommen, als an dem Hofe des Kaisers; dort wegen seiner Stellung als Kleriker und mit Rücksicht auf das Maaß seiner gelehrten Bildung; hier wegen seines hochherzigen Sinnes und seines ungewöhnlich feinen Benehmens; hier wie dort wegen wohlthuender Leichtigkeit des Umgangs und ungezwungener Sitte. Hoch unter Hohen, zwischen kleinen Leuten anspruchslos und ihres Gleichen; Allen wußte er Alles zu sein und sich Jedermann in allerlei gefällig zu machen. Ein helles Gesicht, ein heiteres Auge, eine angenehme Redeweise, eine ruhig fließende Unterhaltung, eine weitherzige Freigebigkeit, dagegen im Aufrechnen und Fordern eine verschämte Bescheidenheit, ein sicherer Blick und Takt im Wollen und Handeln zeichneten ihn aus." Aber freilich schildert dieselbe Quelle den also Ausgestatteten als ein Weltkind, bei dem „talentvolle Willkühr die Stelle der leitenden Vernunft vertrat: er versagte sich nichts, er vermied nichts, was seines Verlangens und Strebens werth schien. Jeder Mahnung des Heiligen und jeder

Sammlung des Gemüths abhold, aber berauscht von dem Beifall der Menschen, wurde er ein Knecht der Ungeduld und eine Beute der Leidenschaft.“ So zum geistlichen Stande wenig geschickt, hatte Norbert doch schon in jungen Jahren als Subdiacon in Xanten ein Canonikat empfangen und bald folgte darauf die Verleihung eines noch einträglicheren Canonikats in Cölln und reicher Pfründen durch den Erzbischof Friedrich, so wie eine geistliche Stellung als Almosenier und Hofkaplan am Hofe des Kaisers Heinrich V. — Einst hatte Bischof Chrodegang von Metz (um 760) der Unwissenheit, Trägheit und Rohheit der Geistlichen dadurch zu steuern gesucht, daß er die zu einer bischöflichen Kirche gehörenden Geistlichen unter eine gemeinsame Lebensordnung stellte, von den Regeln des Mönchsstandes einige wesentliche Bestimmungen, namentlich das gemeinsame Wohnen, Speisen, Beten, Singen, Studiren u. dgl. auf sie übertrug und den so verbundenen Amtsgenossen durch eine freie, ihr Selbstgefühl erhöhende Verfassung eine größere Geltung verschaffte. Das Beispiel fand Nachahmung, und so entstanden an den bischöflichen Kathedralen und an Collegiatkirchen die Kapitel (sogenannt von den Bibellectionen in den Versammlungen) der nach einem Canon d. i. nach einer Regel lebenden Canonici, oder regulirter Chorherrn, Domherrn und Stiftsherrn. Aber bald wurde wieder der geistliche Zweck dieser mit reichen Schenkungen und Gerechtsamen ausgestatteten Körperschaften vergessen. Pfründengenuß und Befriedigung des Ehrgeizes lockte die vornehmen Geschlechter, sich der Canonikate zu bemächtigen. Man ließ sich nur die untersten geistlichen Weihen ertheilen, lebte ungebunden, wo man wollte im Genuß der Pfründe und überließ die geistliche Wirksamkeit dem niedern Klerus. In solcher Stellung haben wir auch Norbert zu denken, unbekümmert zunächst, wie so viele Andre, um den Widerspruch seines Weltsinns und seiner geistlichen Pflichten. Als er im Jahre 1110 von einer Reise nach Rom zurückkehrte, machte ihm Kaiser Heinrich V. sogar Aussicht auf den Bischofsstuhl von Cambray, er aber lehnte dies ab, vielleicht bestimmt durch seine Scheu vor dem Ernste des frommen Lebens. In der Stille aber mag wohl ein Mann von Norberts Geist und Kraft durch den Widerspruch seines Lebens in immer tiefere Zerrissenheit gerathen sein und ein Feuer mit sich herumgetragen haben, das nicht lange mehr zu dämpfen, und von dessen Durchbruch, je nach dem Ausschlage, seine Rettung oder

sein Untergang abhängig war. Gottes Gnade hatte das erstere beschlossen. —

Die Bekehrung eines Menschen von der Finsterniß zum Licht ist von allen denkbaren Wundern das größte. Aber sie ist ein innerer Hergang, den keine Beschreibung darzustellen vermag. Des Erzählers Aufmerksamkeit haftet daher nicht selten lediglich an der äußern Veranlassung, und er wendet wohl auf die Geschichte der begleitenden Begebenheit jenen Fleiß, der nicht bloß die höheren, sondern auch die niederen Seelenkräfte in Thätigkeit setzt. Diese Bemerkung soll nicht einen Zweifel erregen an der Gnadenwirkung Gottes, welche Norbert ergriff, sondern nur ein Fingerzeig für den Leser sein, wenn ihn die Aehnlichkeit der Geschichte mit der Erzählung von Pauli Bekehrung befremdet.

Es war im Jahre 1114, daß Norbert lustigen Sinnes und in ritterlichem Schmuck von Xanten hinaus sein Roß tummelte, um sich, wie es scheint zum Vergnügen, nach einem Flecken, Vreden genannt, zu begeben. Da brach ein schweres Wetter herein. Der ihn begleitende Knappe mahnte an Umkehr; aber Norbert, geängstet und doch keck, wie er war, gab dem gespornten Pferde vorwärts die Zügel. Aber der Blitz, noch schneller, fuhr krachend vor ihm in die Erde nieder; das Roß stürzte, der Reiter wurde in eine Senke geschleudert, welche der Einschlag mannstief vor ihm gerissen hatte; über eine Stunde blieb er bewußtlos liegen. „Herr was willst du, daß ich thun soll" — das soll, als er zu sich kam, sein erster Ausruf gewesen sein; und die Antwort von Oben lautete: „Laß ab vom Bösen und thue Gutes! Suche Frieden und jage ihm nach." Der etwa dreißigjährige Mann legte nun ein härenes Hemd unter sein weltliches Gewand, wendete sich zuerst in Xanten, dann in einem Kloster bei Cölln zu Fasten und geistlicher Uebung, und, was die Hauptsache, lernte jenen innern Schmerz der wahren Buße kennen, durch welchen die Liebe Gottes den Weg des Lebens öffnet und ergreifen hilft. Sein erstes Werk war ein Opfer im Sinne der Zeit, die Stiftung des Klosters Fürstenberg bei Xanten. Sein zweiter Schritt war, daß er den Erzbischof von Cölln inbrünstig bat und auch, gegen die Regel, dazu vermochte, ihm gleich nach einander die Weihe zum Diakonus und zum Priester zu geben. Bei dieser Gelegenheit legte Norbert vor voller Versammlung den reichen Schmuck des Hofmanns ab und vertauschte ihn mit einem Rocke von Schaffellen,

welchen ein Strick um seine Lenden befestigte. Nach einer vierzigtägigen Zurückgezogenheit, als er in der Stiftskirche seiner Vaterstadt die erste Messe las, richtete er schon an die Versammlung eine Rede, welche von der Eitelkeit der irdischen Güter und von den Gefahren der Welthoheit handelte, und in den Versammlungen seines Kapitels mahnte er den Dechanten daran, die verfallene Zucht des canonischen Lebens herzustellen, ja rückte Einzelnen ihre Sünden vor. Da wurde einer der rohesten Genossen nach heimlicher Abrede gegen ihn losgelassen, der ihm mit Hohn ins Angesicht spie. Hatte Norbert ein Gefühl, daß sein voreiliger und ungezähmter Eifer eine Züchtigung verschuldet, oder war der Augenblick schon gekommen, wo er den Muth zur Demuth zu beweisen vermochte — kurz er hielt sich still, trocknete den Anwurf sammt seinen Thränen vom Angesichte und bestand die Probe. „Durch Glauben und Geduld" (fide et patientia), so lautet die Ueberschrift an den Wahrzeichen, wie sie die alte Kalendergeschichte der Heiligen (Acta Sanctorum) an die Spitze von Norberts Biographie gestellt hat. Wirklich ist von jener Zeit an in ihm die Geduld dem Zorn, der Glaube der Schmach siegreich entgegengetreten.

Nach wenigen Jahren brach ein allgemeiner Sturm der Erbitterung der Geistlichen gegen ihn los, welcher eine entscheidende Wendung in seiner Berufsthätigkeit zur Folge hatte. Der Cardinal-Legat Conon, Bischof von Präneste, hielt im Jahre 1118 eine Kirchenversammlung zu Fritzlar. Die daselbst gegenwärtigen Bischöfe und Aebte reichten eine förmliche Anklage gegen Norbert ein, dahin lautend, daß er unter der Maske der Frömmigkeit das Volk aufrege, daß er unberufen zum Strafprediger und Sittenverbesserer sich aufwerfe, daß er obwohl noch im Besitz großer Güter, und der Abkömmling eines adligen Geschlechts, in der elenden Tracht eines armen Religiosen einhergehe. — Was Norbert aus der ersten Periode seines Lebens in die zweite mit herübergebracht hatte, das war die frische und schlagende Beredtsamkeit und die thatkräftige Entschlossenheit. Seine Vertheidigung auf dem Tage zu Fritzlar soll also gelautet haben: „Verdächtigt man meine Frömmigkeit, so ist des apostolischen Wortes zu gedenken: der rechte Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der, Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt erhalten. Wird meine Predigt angefochten, so sage ich, es steht geschrieben: so Jemand einen Sünder bekehrt von dem Irrthum seines Weges,

der hat einer Seele vom Tode geholfen und wird bedecken die Menge der Sünden. Handelt sich's um Berufung und Amtsrecht, so erinnere ich an die Formel der Priesterweihe: nehmet hin die Amtsgewalt und seid Verkündiger des Wortes Gottes! Will man um meine Kleidung mit mir hadern, so verweise ich zum Ersten auf Petrus, den ersten Hirten der Kirche, er hat gesagt, daß nicht Kleideranlegen köstlich vor Gott sei, sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt; zum Andern, auf Johannes den Täufer und auf dessen härenes Kleid und Ledergurt; zum Dritten, was das Meiste, auf den allmächtigen Gott, welcher den ersten Menschen Röcke von Fellen gemacht und gegeben hat!" — Diese Vertheidigungsrede, welche der Legat kühl aufnahm, hatte einen Vorwurf unberührt gelassen. Der Beklagte wußte das wohl, und schritt alsbald zu einer That, die ihn entbinden sollte. In Cölln gab er alle seine Pfründe in die Hand des Erzbischofs; in Xanten verkaufte er alle seine Güter und theilte den Kaufpreis an die Armen aus. Er wanderte mit zehn Mark Silber, mit einem Maulthier und dem nöthigsten Altargeräthe zu Fuße nach St. Gillet in Languedoc, warf sich dem dort anwesenden Papste Gelasius II. zu Füßen, bat um dessen Absolution, Segen und Vollmacht, von jetzt ab als freier Reiseprediger die Christenheit zu durchwandern, auf daß es besser mit ihr werde; und bald sah man ihn nun mitten im Winter von zwei Laienbrüdern begleitet, in bloßen Füßen, die französischen Provinzen Languedoc, Guienne, Poitou und Orleannois bei Frost und Schnee und spärlicher Fastenkost durchwandern. Seine Bußpredigten waren gewaltig; Städte schütteten sich aus ihm entgegen; die Chorherrn in den Kapiteln wurden ob seiner Rede verstürzt. Das Volk aber, wenn es ihn sah, den strengen, hohen und doch freundlichen, gesprächigen einnehmenden Mann, der den Angefochtenen Erquickung und Erledigung, den Feinden der Kirche Trutz bot, der aus den Händen der Dorfbewohner ein einfaches Gericht nahm, sich damit auf die Erde setzte, die Kniee zu seinem Tische machte und auf einen Trunk Wasser dankend Bescheid that; wenn es ihn hörte, den apostolischen Mann, der mit gleicher Begeisterung unter Wenigen wie unter Tausenden die Gnade und das Gericht Gottes verkündigte: — da ging es Allen durchs Herz, da drängte man sich auch nur sein Thier am Zaum zu fassen. Freilich das sind eben nur Wellen, von denen eine die andere stößt und begräbt. Aber auch ein treu schlagendes Men-

schenherz kam ihm um diese Zeit entgegen. Es war Hugo des Fossées, der Kapellan des Bischofs Burchard von Cambray, der sich im Jahre 1119 innig an ihn anschloß, nachmals der erste Erzähler seiner Lebensgeschichte.

Noch einmal suchte jetzt Norbert die päpstliche Gutheißung seiner Bemühungen bei Calixt II. auf der Kirchenversammlung zu Rheims. Bischof Bartholomäus von Laon nahm sich hier seiner eifrig an und suchte den Reformator für seine Diöces zu gewinnen. Zwar der Versuch des Bartholomäus, durch ihn seine verwilderten Chorherrn im Kapitel des h. Martin zu Laon zur Ordnung zu bringen, mißlang für jetzt gänzlich. Dem Norbert, der unter Verfolgung, Entbehrung und Schmach wie eine eiserne Säule auszuharren wußte, fehlte die nachgiebige Geduld der erwartenden und den kleinsten Anfang pflegender Liebe. Aber ein andres Denkmal des reformatorischen Geistes sollte des Bartholomäus Diöcese durch Norberts Schöpfung empfangen. Unterstützt von dem Bischof suchte Norbert eine Stätte, an welcher die Umwandlung in seiner eignen Seele das Erbtheil von einer großen durch Ordensgemeinschaft verbundenen Schaar werden sollte. Er fand sie in dem tiefen Walde von Coucy, westwärts von Laon, in einem dichten Waldthale, in dem eine Kapelle Johannes des Täufers stand. Hier in Premontré (Praemonstratum) entstand (1120—21) Norberts Stiftung, der Prämonstratenserorden. Seine Aufgabe sollte sein, das Amt der Predigt, der Seelsorge und Hirtenpflege unter Christen und Heiden mit der Gemeinschaft, der Zurückgezogenheit, den Uebungen und Studien des Klosterlebens möglichst zu verbinden, und einen Gesellschaftsverband um einen Mittelpunkt zu errichten, von welchem aus Befestigung, Regierung und Verwaltung des Ganzen nach allen Seiten hin möglich und gesichert wäre. Die Regeln waren zum Theil den Ordnungen des Benedict von Nursia, hauptsächlich aber denen des heil. Augustinus entnommen. Die Chorherrn tragen, angeblich auf Anweisung der Jungfrau Maria, ein weißwollenes (am Altare ein weißlinnenes) Kleid mit einem Skapulier über dem Leibrocke; beim Ausgehen einen weißen Mantel und einen runden Hut mit breiter Krämpe von gleicher Farbe. —

An Norbert schlossen sich zuerst sieben junge und begüterte Lothringer; bald waren vierzig Chorherrn versammelt. Nicht lange, so wuchs die Bevölkerung auf Hunderte an; selbst Norbertinerinnen,

durch eine Mauer gesondert, schlossen sich aus edlen Geschlechtern an. Bereits im Jahre 1124 konnten männliche Sendboten von Premontré nach Antwerpen und in die Niederlande ausgehen, um einem furchtbaren Volksabfall, welchen Tanchelin, ein schlauer, beredter aber sittenloser Verführer unter Tausenden angerichtet hatte, ein Ende zu machen. Im folgenden Jahre fand Norbert in Rom eine sehr ehrenvolle Aufnahme beim Papst Honorius II. und 1126 die Bestätigung seines Ordens durch denselben. Wie weit hin aber die fliegende Aussaat dieses Ordens sich erstreckt und eingewurzelt habe, darüber geben die Chroniken der Abtei zum heil. Michael in Antwerpen, der Propstei Cappenberg in Westphalen, der Abtei Windsberg bei Regensburg, des Klosters Ursberg in Schwaben, Steinfeld im Cöllnischen, Strahof in Prag reichliche Nachricht. Insbesondere aber verdankt auch das nordöstliche Deutschland den Stiftungen Norberts, welche in Magdeburg (s. unten) ihren Mittelpunkt hatten, viel für Gründung und Befestigung christlicher Cultur in den Wendenlanden. Palästina und Syrien wurden von Norbertinern bewohnt. Achtzig Jahre nach seiner Stiftung rechnete der Prämonstratenserorden 34 Provinzen, 1000 Aebte, 300 Pröpste und 500 Nonnenklöster.

Gewiß werfen diese Erfolge auf Geist und Leben unsres Norbert einen Glanz, der auch in umgewandelten Zeiten und Stimmungen nicht verblassen kann, auch dann, wenn man nicht außer Acht läßt, daß das tief aufgeregte elfte und zwölfte Jahrhundert solcher Stifter, Werke und Früchte noch viele andere hervorgerufen hat. In Norberts Jugendzeit fällt der erste Kreuzzug und die Eroberung Jerusalems. Um dieselbe Zeit entstanden die Orden der Mönche von Grammont, der Karthäuser und der Cistercienser, welche Norberts Freund der heil. Bernhard zum höchsten Ansehen hob. Dazu kamen im Anfange des neuen Jahrhunderts die geistlichen Ritterorden der Johanniter (1113) und Tempelherrn (1118). —

In dem Jahre, in welchem die päpstliche Bulle den Orden Norberts bestätigte, trat nun die letzte wichtige Wendung in dem Leben des Stifters ein. Einen ihm eng verbundenen Freund, den er selbst um der Verpflichtungen gegen seine Familie und Herrschaft willen vom Eintritt in seinen Orden abgehalten hatte, den Grafen von Champagne begleitete Norbert nach Deutschland zu dessen Vermählung mit Mathildis, der Nichte des Bischofs von

Regensburg. Wie im Vorgefühl einer bleibenden Trennung von den Seinen schrieb er ihnen eine nachdrückliche herzliche lateinische Ansprache, neben einer handschriftlich aufbewahrten Auslegung mehrerer biblischen Bücher der einzige schriftstellerische Nachlaß von ihm, der erhalten ist. „Geliebteste Brüder" — sagt er unter andern — „wir vermahnen euch zu emsigem Dienste des Herrn, dem ihr durch theure Gelübde verpflichtet seid. Ihr habt euch selbst und all das Eure frei dahin gegeben und verlassen, um täglich das Kreuz Christi zu tragen, das ist mitten unter allerlei Bedrängnissen und Anfechtungen dieser Welt in Geduld und Buße euer Leben zu führen. Das ist ja der schmale Weg, welcher alle, die richtig darauf wandeln, in das wahre Vaterland geleitet; das ist unser Prämonstratum, welches Christus durch Sterben und Leben, durch Werk und Wort zuvor gewiesen hat. So wandelt nun auf dem Pfade Gottes vorsichtiglich, daß ihr nicht unbereitet vom Tode übereilet werdet." Er mahnt an die mönchischen Gelübde, aber auch an die Eintracht der Liebe und den himmlischen Sinn: „wo euer Schatz ist, da sei euer Herz, und euer andächtiges Sehnen und Verlangen schwebe über den Wolken in der Gemeinschaft der vollendeten Gerechten." Er warnt vor dem bloßen Schein der Frömmigkeit. „Betet," so schließt er, „mit Inbrunst zu dem Gott der für uns Mensch geworden und der versucht worden ist, gleich wie wir, daher auch Mitleiden haben kann mit unserer Schwachheit; betet, daß er das Dichten und Trachten eures Herzens werde, mit seiner Treue euer Wächter, mit seiner Unschuld eure Gerechtigkeit sei, und euch also durch dies zeitliche Leben geleite, daß ihr das ewige nicht verlieret. Er schenke euch das, der mit dem Vater und dem heiligen Geiste lebt und regieret in Ewigkeit. Amen!"

Auf seiner Reise mit dem gräflichen Bräutigam berührte Norbert Speier, wo Heinrich's V. Nachfolger Lothar II, einen Reichstag hielt. Hier mußte er vor dem Kaiser predigen, und die Begeisterung, welche diese Rede hervorrief, brachte, wie im Sturm, seine Erhebung zur höchsten geistlichen Würde zu Wege. Der erzbischöfliche Stuhl von Magdeburg war erledigt, und bittre Zwietracht über seine Besetzung war zwischen den weltlichen und geistlichen Herrn entbrannt. Dem Kaiser und dem päpstlichen Legaten hatte nun das Domkapitel die Lösung des unseligen Streits anheimgestellt. Es hat dem König Saul nichts geholfen, daß er sich

unter die Fässer versteckte. So auch zog man den abwehrenden und verneinenden Norbert hervor an die heilige Stätte. Als Erzbischof von Magdeburg verließ er Speier, barfuß und auf einem Esel reitend; so auch hielt er, von den Bischöfen zu Brandenburg und zu Halberstadt empfangen und begleitet, der letzte in der Procession, den Einzug in das blühende Magdeburg (1126). Die Erzählung hat sich in Chroniken und im Munde des Volks erhalten, daß der Pförtner des erzbischöflichen Pallastes ihn an der Thüre fortgewiesen, weil schon gar zu viel gemeines Volk zur Ungebühr mit eingedrungen sei; und daß Norbert, als der strenge Wächter seinen Irrthum mit Schrecken erkannt, ihn mit den Worten von der Flucht zurückgehalten und getröstet habe: „Lauf nicht lieber Bruder! Du kennst mich besser als meine Wähler, die mich zu einer Würde nöthigen, deren ich nicht werth bin!" Am Tage Jacobi ertheilte ihm Bischof Udo von Zeitz die Weihe.

Norbert ging jetzt schweren Kämpfen entgegen. Denn die Abstellung eingerissener Mißbräuche, die er als seine Aufgabe erkannte, richtet Zorn an; und dazu stand er als Fremdling in seiner Umgebung. Ob nicht auch ein Maaß von Verschuldung in der Eigenart des Angefochtenen lag? Zur Antwort sei auf zwei Erwägungen hingewiesen. Zum Ersten wenn der Prediger warnt (7, 17), sei nicht allzu gerecht, daß du nicht dich selbst verderbest, so ist die Meinung nicht, daß in sittlichen Dingen die Strenge, gegen uns selbst gerichtet, das Maaß überschreiten und so zum Unheil ausschlagen könne; wohl aber scheint es dabei auf eine Mäßigung der Strenge in der Behandlung Anderer abgesehen. Zum Andern, wenn das hohe Lied (8, 6) aussagt, die Liebe sei stark, das ist, unwiderstehlich, wie der Tod, so thut man wohl, die Vorliebe nicht mit einzurechnen. Mir scheint, daß diese Fingerzeige einige Beleuchtung auf die letzten Tage des Erzbischofs werfen können.

Wie Norbert auf der Höhe, welche er erstiegen hatte, nicht um ein Haar breit von der alten Einfachheit und Selbstverleugnung wich, so schritt er auch alsbald, und zwar zu Gunsten der Armen, zu einer scharfen Revision der Hausrechnungen des Pallastes und des Domcapitels. Selbst seinen Gelübden treu bekämpfte er alsbald die Ungebundenheit, Unkeuschheit und den Sittenverfall unter den Chorherrn und dem gesammten Clerus. Aber er spürte auch unerbittlich allen Schmälerungen und Ein-

griffen in das Kirchengut nach und erzwang die Herausgabe und Wiederherstellung der dem Dom und den Klöstern entzogenen Aecker und Güter durch Rechtsstreit, durch päpstliche und kaiserliche Ordonnanzen, ja selbst durch Anwendung des Banns. Dafür aber glimmte nun auch auf vielen Seiten das Feuer unter der Asche, und einen Vorwand es zur Flamme anzublasen, schien der Umstand zu leihen, daß die noch nicht vor langer Zeit bekehrten Wenden jenseit der Elbe und Havel, erbittert über die angebliche Härte, mit welcher die erzbischöflichen Commissarien den Zehenden und andere kirchliche Abgaben eingetrieben, das Christenthum wie ein Joch von sich geworfen hatten.

Zwei Mordversuche gegen den strengen Erzbischof erreichten ihr Ziel nicht; Norbert ließ die Schuldigen unbestraft ihre Sicherheit suchen. Endlich aber kam es zu einer förmlichen Zusammenrottung. Eine häßliche Ausschweifung, welche in der Domkirche begangen worden, hatte die laute Erklärung des Erzbischofs zur Folge, daß die Kathedrale von neuem geweiht werden müsse. Die Schuldigen regten die Bürger auf, und Norbert, einen Aufstand zu vermeiden, ließ die Weihbischöfe von Meißen und Havelberg kommen, und vollzog die Reinigung bei nächtlicher Weile. Die ausgesprengte Lüge, der Erzbischof wolle die Reliquienschreine erbrechen und mit den Kirchenschätzen von dannen gehn, trieb die Bürger zum Sturm auf den Dom; sie drängten die Geistlichen auf den alten Bau, den Moritzthurm hinauf und hielten sie daselbst belagert. Am Morgen erneuerte sich der Angriff, aber Norbert trat ruhig kühn, in seiner oberpriesterlichen Tracht, dem wüthenden Haufen entgegen: da legten sich die Wellen, der Burggraf Heinrich schlug sich ins Mittel, und man schloß Frieden. Aber ein andrer Stachel wirkte noch fort. Norbert war mit besonderer Vorliebe seinen Prämonstratensern zugethan und benutzte seine Stellung, diese Gunst zu bethätigen. Nicht bloß füllte sich bald nach allen Seiten hin der Sprengel mit Chorherrn dieses Ordens an (das Kloster Gottes-Gnaden bei Calbe wurde damals von den Grafen Otto von Reveningen und Crudorf für solche gestiftet). Norbert unternahm es auch, unterstützt von dem Abt Arnold auf Klosterbergen und des päpstlichen Beistandes gewiß, das vom Abt Gero im Jahre 1016 gestiftete Unser Lieben-Frauen-Kloster zu Magdeburg, welches mit weltlichen und wie es scheint nach einer laxen Regel lebenden Canonikern besetzt war, nach an-

derweiter Unterbringung der letzteren für seine Prämonstratenser in Beschlag zu nehmen, die neuen Chorherrn unter seine alleinige Aufsicht zu stellen, und aus dem Schooße dieses Klosters fünfzehn andere zu errichten, welche den Pröpsten der Lieblingsstiftung untergeordnet waren. Die damals etwas unruhigen Bürger der Stadt Magdeburg ließen sich leicht aufstacheln, auf diese Veranlassung hin, die Marienkirche zu plündern, die Conventualen auszutreiben, ja selbst auf den erzbischöflichen Pallast loszustürmen. Norbert zog sich nach Halle zurück und nahm von da seine Zuflucht auf den Petersberg, hatte aber die Genugthuung, daß er feierlich wieder zurückgerufen, und daß das wilde Gewässer in das alte Bett zurückgeleitet wurde. Aber nicht lange sollte er diese Sammlung genießen. Noch zweimal nahm ihn die Welt in Anspruch. Zuerst sah er sich durch das Schisma zwischen den Päpsten Innocenz II. und Anaclet II. veranlaßt als Anwalt des erstern die Kirchenversammlung zu Rheims (1131) zu bereisen, und mit dem dort anerkannten Innocenz sein Premontré zum letzten mal zu besuchen, um die dort unter Hugo versammelten fünfhundert Chorherren dem heil. Vater vorzuführen. Sodann ging er mit Lothar, noch bekleidet mit der Würde eines Erzkanzlers für das italienische Reich, im Jahre 1132 nach Rom, und wohnte der Kaiserkrönung bei. Er brachte neue Urkunden und Vollmachten für seine Stiftungen, aber auch eine gebrochene Gesundheit zurück, und in den Ostertagen 1134 gab er seinen Leib in die Gruft der Marienkirche, seine müde Seele in Gottes Hände, und wurde des im Kampfe seines Lebens manchmal ausgesprochenen Wunsches gewährt: „o hätte ich Flügel wie Tauben, daß ich flöge und etwa bliebe“ (Ps. 55, 7). — Seinen Gebeinen sollte auch diese ruhige Herberge noch nicht werden. Seit der Papst Gregor XIII. im Jahre 1582 ihn heilig gesprochen hatte, wurden diese Gebeine Reliquien und der Abt Questenberg auf Strahof in Prag ruhte nicht, bis er dieses Gut den ketzerischen Magdeburgern entrissen hatte. Ein Notariatsprotokoll bescheinigt die Ausgrabung der Ueberreste am 23. November 1626. Sie wurden nach Prag transportirt und dort nach Verlauf einiger Zeit unter ein prachtvolles Mausoleum gebracht. In Magdeburg hat man in Programmen, wenn nicht bewiesen, doch zu behaupten versucht, es habe bei der Ausgrabung eine Verwechslung stattgefunden. Sein Bildniß aber, eine mächtige Gestalt von gebieterischer Haltung, mit dem Aus-

druck der Sammlung, Klarheit und unbeugsamen Entschlossenheit auf dem Antlitz ist unter den Glasgemälden im hohen Chore des Doms zu Magdeburg zu finden.

Von dem nun heilig gesprochenen Norbert werden viele und große Wunder erzählt, wie er Giftiges getrunken, das ihm nicht geschadet, Wölfe bedräut, daß sie zahm geworden, Besessene durch Gebet geheilt, Verbrecher mit einem Blicke niedergeworfen. Sehe ich recht, so ist viel Wahres darin. Ich will aber meine Leser damit nicht aufhalten. Die Erzählung nur zweier Wunder möge zum Schluß gestattet sein.

Eines Tages, da sich Norbert in Fossées aufhielt, begab es sich, daß die geängstete Einwohnerschaft ihn zu Hülfe rief, zwei wuthentbrannte Parteien im Volke zu versöhnen. Dem Häuptlinge der einen Partei, auf welchen Alle mit Fingern zeigten, fiel Norbert um den Hals und sprach: siehe, an deiner Brust liegt ein Fremder, der dir zum ersten Male begegnet; willst du ihm nicht eine Gabe geben? Und auf das bereitwillige Ja sprach er weiter: so schenke mir deinen Zorn! Und alsobald ward es Friede in den Herzen und Häusern.

Ein anderes Mal geschah es, als derselbe am Altare stand und mit leiser, niedergehaltener Stimme betete und redete, daß der zarte Ton seines Mundes, je weiter gehend, desto schwellender und gewaltiger wurde, also daß die Leute fern her aus ihren Häusern aufbrachen und zur Kirche strömten, zu hören, was das sei? — Das sind Wunder, welche heut noch wiederkehren als Siegel der Gnade zum Preise Gottes und zur Erbauung der Gemeinde. Wer solche gewahr wird der merke darauf!

F. Möller in Magdeburg †
(und W. Möller in Kiel).

---

215. Otto, Bischof von Bamberg, Apostel der Pommern.

3. Juli.

In der St. Michaelis-Kirche zu Bamberg befindet sich ein Denkmal mit dem in Stein gehauenen Bildnisse des Bischofs Otto von Bamberg. Das edle Haupt mit der hohen, ernsten Stirne und den milden, frommen Zügen macht auf den sinnigen Beschauer einen bedeutenden Eindruck. Als diese Kirche vor

vielen Jahren durch eine Feuersbrunst zerstört wurde, blieben nur der Hochaltar und Otto's Denkmal unverletzt. Und ob es damals auch in Trümmer gefallen wäre, die Jahrbücher des Bisthums Bamberg, das über ein Menschenalter von Otto's Hirtenstab geweidet, zu großer lange noch dauernder Blüthe sich erhob, würden sein Gedächtniß der Nachwelt erhalten haben. Ja selbst, schwiege Bamberg über einen seiner treuesten Hirten, — als Apostel der Pommern hat Otto selbst sich ein lebendiges unvertilgbares Denkmal errichtet.

Otto gehörte zu den hervorragenden Menschen, die gleichsam aus einem Guß, von einem großen Gedanken begeistert, der Verwirklichung desselben alle Kräfte ihres Lebens widmen. Und der Gedanke, der ihn bis an's Ende beseelte, war die Befestigung und Ausbreitung der Kirche des Herrn, die Verklärung Christi in den Herzen der Menschen. In seinem rastlosen Streben für die Verwirklichung dieser großen Aufgabe darf er Zeitgenossen, wie Bernhard von Clairvaux, Anselm von Canterbury und Norbert von Magdeburg würdig an die Seite gestellt werden.

Otto wurde in der ehemaligen Grafschaft Bregenz um das Jahr 1069 geboren, der ältere Sohn des reichsfreien Otto und der Adelheid von Mistelbach. Seine Eltern, mehr durch Adel als durch Reichthum hervorragend, widmeten ihn schon in frühester Jugend den Wissenschaften und erzogen ihn sorgfältig zum Dienst der Kirche. Den ersten Unterricht empfing er in einer Klosterschule. Kaum zum Jünglinge herangereift, durch den Tod der Eltern verwais't, überließ er das väterliche Erbe seinem Bruder Friedrich und wanderte nach Polen, wo er die Söhne vornehmer Familien unterrichtend, selbst an gelehrter Bildung zunahm, sich auch mit der dortigen Landessprache vertraut machte. Durch ungeheuchelte Frömmigkeit und Treue, Gewandtheit und Bescheidenheit, unterstützt von einnehmendem Aeußern und edlem Betragen, stand er bald in hoher Achtung. Sie bahnte ihm den Weg an den Hof des Polen-Herzog Wladislav Hermann II., der ihn zu seinem Kaplan und Geheimschreiber ernannte. Mit des Herzogs Vertrauen beschenkt, vermittelte er dessen zweite Heirath mit Judith (Sophia), Kaiser Heinrich's IV. verwittweter Schwester. Er sah den Kaiser an dessen Hoflager in Bamberg, späterhin öfter bei anderen Botschaften an denselben. In diesem persönlichen Verkehr und auch empfohlen von der Herzogin wurde Otto bald dem

Kaiser so werth, daß er ihn an seinen Hof in dieselben Aemter berief, die er bei Herzog Wladislav mit so vieler Treue verwaltet. Was aber den Kaiser vornämlich an ihn fesselte, — es spricht für Beide, war die innige Vertrautheit Otto's mit der Schrift, besonders mit dem Psalter, den der vielgeprüfte Kaiser vorzüglich werth hielt.

So kam Otto, den Winken Gottes folgend, in die Verbindungen, die ihn später, ohne sein Suchen, auf den bischöflichen Stuhl Bambergs und über Polen als Missionar nach Pommern führten.

Bei seinem Abschiede aus Polen reichlich beschenkt, begann Otto schon damals in größerem Maßstabe die Werke der Bruderliebe (Matth. 25, 34—40.), die sein ganzes Leben auszeichnen; er stiftete in Würzburg ein Spital für arme Reisende, der Anfang einer zahllosen Reihe von Stiftungen und Erweisungen der Barmherzigkeit. Der Kaiser aber, nachdem er in leichtern und größeren Geschäften ihn gebraucht, übertrug ihm die erledigte Stelle seines Kanzlers. Bei der Vollendung des Doms zu Speier, womit der Kaiser ihn beauftragte, zeigte Otto nicht blos Energie und Umsicht, sondern auch ein tiefes Verständniß für den edlen romanischen Baustyl, in welchem er später als Bischof so viele schöne kirchliche Bauwerke schuf.

Schon damals stand ihm die Wahl zwischen den erledigten Bisthümern Augsburg oder Halberstadt frei; aber in Demuth lehnte er das Anerbieten ab. Da starb im Jahre 1102 Bischof Rupert von Bamberg. Wem wird Heinrich IV. Ring und Stab dieses von seinen Vorgängern mit so vieler Liebe ausgezeichneten Bisthums anvertrauen? Der Kaiser bescheidet Bambergs geistliche und weltliche Vorstände zum heiligen Christfest nach Mainz. Am Sonntage vor Weihnachten strömt die gläubige Menge in die Kirche des Klosters Michelsberg zu Bamberg, von dem Herrn sich einen würdigen Bischof zu erflehen; da empfängt zu Mainz der Kaiser die Abgeordneten Bambergs. „Viele Hohe von Geburt strebten nach eurem Bisthum, ich aber wollte dasselbe nur einem Mann verleihen, der sich durch Eifer für die Kirche und Weisheit, durch frommen Wandel und Regierungsgabe auszeichnet.“ Und seinen Kaplan Otto bei der Hand nehmend spricht er: „Seht, dieser ist es!“ Als aber Beringer von Sulzbach, einer der Bambergischen Abgeordneten sein Erstaunen äußert, daß die Wahl einen Mann von so unbekannter Herkunft getroffen; da versetzt der Kaiser:

„Wollt ihr wissen, wo er herstammt? Ich bin sein Vater, Bamberg soll seine Mutter sein, dies Bisthum ist ihm von der Vorsehung bestimmt. Dieses unser Wort werden wir nicht ändern können.“ Und als Otto einer solchen Ehre sich für unwürdig bekennt, rühmt der Kaiser zwar seine Selbstverleugnung, setzt aber hinzu: „Ich hoffe, daß dieser durch göttliche Fügung für die Bamberger Kirche aufbewahrt ist.“ Mit diesen Worten reicht er ihm Bischofs-Ring und Stab.

Am 2. Februar 1103 hielt Otto, begleitet von mehreren Bischöfen und anderen geistlichen und weltlichen Großen seinen feierlichen Einzug in Bamberg. Alles begrüßt ihn mit hoher Freude, er aber steigt beim Eingange der Stadt vom Rosse, zieht die Schuhe ab (2 Mos. 3, 5.) und wandert an dem scharfen Wintertage über hochliegenden Schnee barfuß in die Domkirche zur Uebernahme des Bisthums.

Es war für ihn ein schwerer Gang, nicht blos, weil er seine Unwürdigkeit aufrichtig fühlte; auch Gewissensunruhe beschwerte sein Herz wegen des Streites über die Belehnung der Bischöfe mit Ring und Stab, der zwischen dem Kaiser und dem Papste herrschte. Mit den meisten Geistlichen seiner Zeit von ernsterer Richtung billigte er die Grundsätze der gregorianischen Kirchenlenkung, und betrachtete sich deshalb nicht eher als wirklichen Bischof von Bamberg, als bis er drei Jahre später in Rom vom Papste Paschalis II. die Weihe und oberbischöfliche Bestätigung empfangen hatte. Inzwischen war (1106) der unglückliche Heinrich IV. gestorben, und hatte den Kampf mit dem Papste auf seinen Sohn und Nachfolger Heinrich V. vererbt. Und es war gewiß eine schöne Frucht der Friedensliebe (Röm. 12, 18.) und Klugheit (Matth. 10, 16.) des Bischofs Otto, daß er ohne Verläugnung seiner Grundsätze mit dem Papste und Kaiser zugleich zum Wohle seines Sprengels und zur Förderung seiner Unternehmungen fast immer in gutem Verhältniß blieb.

Otto war eine reich begabte Persönlichkeit. Von hoher, edler Gestalt und einnehmenden Sitten, trug seine Erscheinung bei allem Ernste, der in seinem Wesen lag, das Gepräge herzlicher Demuth und einer tiefen Milde, die ihm bald die Herzen gewann. Sie mäßigte seinen glühenden Eifer für die Kirche, und den kühnen Muth, der ihn mehrmals dem Märtyrertode nahe brachte. Oft, wenn seine Umgebung die Standhaftigkeit verlor, stand er besonnen



inmitten der ihn umgebenden Gefahren, und flößte durch seine ruhige Würde den Zagenden neues Vertrauen ein. Was ihm an umfassender Gelehrsamkeit fehlte, ersetzte er durch hervorragende praktische Tüchtigkeit und einen reichen Schatz an Erfahrung. Als Bischof zeichnete er sich aus durch seinen Eifer für den Religions-Unterricht des Volkes in der Landessprache, und er selbst besaß in hohem Grade die Gabe, volksthümlich zu predigen; eine auf ihn gehaltene Gedächtnißrede sagt: „In seiner Predigtweise lag seine Autorität, in dieser hoher Klang, im Klange angenehme Klarheit, in der Klarheit eine wunderbare Lieblichkeit.“ Gegen Andere überaus mildthätig und leutselig, in seinem eignen Leben höchst einfach, übte er gegen sich selbst eine große Strenge, und beschränkte seine Bedürfnisse bis auf das Unentbehrlichste. Durch solche Entsagung und eine haushälterische Sparsamkeit gelang es ihm, die reichen Einkünfte des Bisthums und die vielen, ihm zufließenden Geschenke fast ausschließlich im Dienste seines Heilandes und der Kirche zu verwenden, und so große Unternehmungen durchzuführen, die den Ruf seiner Frömmigkeit unter seinen Zeitgenossen weit verbreitet und der Nachwelt überliefert haben.

Das Wort Christi: „Arme habt ihr allezeit bei euch“ schwebte seinem mildthätigen Herzen beständig vor. Einst, während der Fasten brachte man ihm einen sehr theuren Fisch zur Tafel. „Fern sei es, sprach er zu seinem Haushalter, daß der elende Otto heute allein so viel Geld verbrauche. Bring diesen kostbaren Fisch meinem Christus (Matth. 25, 40.), welcher mir theurer sein muß, als ich mir selbst bin. Bring ihn dahin, wo ein Kranker auf seinem Bette liegt. Ich, Gesunder, werde mich an diesem Brote stärken.“ Zu einer anderen Zeit ward ihm ein köstlicher Pelz zum Geschenk gesendet. „Ich will die kostbare Gabe so gut aufbewahren, rief der Bischof, daß keine Diebe sie stehlen und keine Motten sie verzehren können“ (Matth. 6, 20.), und warf den Pelz einem armen, gichtbrüchigen Mann um.

Seine Fürsorge für die Armen seines Sprengels ging so weit, daß er von allen einzelnen Kranken in Bamberg, ihren Leiden und sonstigen Umständen ein genaues Verzeichniß hielt, um so für die besonderen Bedürfnisse jedes Einzelnen sorgen zu können. Das war kirchliche Armen- und Krankenpflege um Christi willen, aus deren Verfall die meisten Uebel unserer Zeit entstanden sind, und deren Wiederherstellung eine dringende Forderung unserer

Tage ist. Otto beförderte auch insbesondere die Ausbreitung des Benedictiner-Ordens, der sich zur Zeit seiner Blüthe so hohe Verdienste um die Unterweisung der Jugend, um die Erhaltung der wissenschaftlichen Schätze des Alterthums erworben hat. Besonders trug er die schön gelegene Benedictiner-Abtei Michelsberg zu Bamberg auf dem Herzen, die er zu einer Musteranstalt klösterlicher Zucht erhob. Unter den vielen Kirchen und Klöstern, die er theils neu erbauen, theils wiederherstellen ließ, nennen wir hier nur den Dom in Bamberg, welcher noch heute in seiner Einfachheit, Zierlichkeit und Stärke von Otto's Baukenntniß und kirchlicher Kunstliebe zeugt.

So wirkte Otto, ein rechter Bischof, segensreich für die ihm anvertraute Heerde, als ihm der Erzhirte Christus noch ein weiteres Feld kirchlicher Thätigkeit anwies. Von Herzog Boleslav III. von Polen, dem Sohne Wladislav Hermann II., erging die dringende Einladung an den Bischof, die noch heidnischen, damals unter Polens Oberhoheit stehenden Pommern für die Kirche Christi zu gewinnen. Die Jugenderinnerung an den Freund seines Vaters hatte den Herzog auf den rechten Mann gelenkt. Am Schlusse des Bamberger Reichstages im Frühling 1124 eröffnete Otto dem Kaiser und den versammelten Großen seinen Entschluß, nach bereits vom Papste Calixtus II. empfangener Ermächtigung die Mission für die heidnischen Pommern zu übernehmen. Er rüstet sich zur Reise, er wählt als Begleiter den talentvollen Sefrid und fünf andere Geistliche, sorgt umsichtig und rastlos für alle Reisebedürfnisse, auch für Meßgewänder, Bücher, Kelche und andere Kirchengeräthe. Er kauft zu Geschenken für die Pommern feine Tücher und andere kostbare Gegenstände; denn er will durch Freigebigkeit den Verdacht entfernen, der früheren Missionaren in jenem Lande geschadet, als suche er nicht die Pommern, sondern das Ihre (2 Cor. 2, 14.). Er übergiebt die Leitung des Bisthums dem Abte Hermann von Michelsberg, und tritt die für jene Zeit große, beschwerliche und gefahrvolle Reise an.

Der Ruf seiner Frömmigkeit, ausgezeichneter Gaben und Wohlthätigkeit ging ihm voraus. Wo er rastete, strömte die gläubige Menge zusammen, um den verehrten Bischof zu sehen, der alle Herrlichkeit seines berühmten Sitzes verließ, um sie mit dem Dornenwege des Missionars zu vertauschen. In den Sprengeln anderer Bischöfe verlangt man von ihm die Einweihung neuer

Kirchen, das Sakrament der Firmung. Sein Zug geht über den Böhmerwald nach Prag. Hier empfängt ihn Bischof Meginhard in feierlicher Versammlung des Volkes und der Geistlichkeit und lange hat die Ueberlieferung den Tag seiner dortigen Anwesenheit aufbewahrt. Ueber das Glatzer Gebirge gelangt er, an der Gränze von Abgeordneten Boleslaus III. empfangen, nach dem damals polnischen Breslau. Von dort erreicht er Posen. Zahllos hat sich das Volk versammelt, und nimmt mehrere Wochen die Werke seines Hirtenamts in Anspruch. Barfuß kommt ihm bei seiner Annäherung an Polens Hauptstadt, Gnesen, der Herzog, die Geistlichkeit, das Volk entgegen, und bittet um seinen Segen und das Sakrament der Firmung. Er hält seinen Einzug in die Hauptkirche zu St. Jakob, wo die Gebeine des heiligen Adalbert, des Märtyrers unter den Preußen ruhen. Bereit, ihm nachzufolgen, fleht er den Herrn mit der Gemeinde an um das Gelingen seines Werkes. Nach einer mühevollen Reise, auf ungebahnten Wegen, durch sumpfige und waldige Gegenden gelangt Otto endlich an die Gränze von Pommern, zu dem Schlosse Uscz an der Netze. Hier ist die erste Zusammenkunft mit dem Herzoge des Landes, Wartislav, der durch des Bischofs Leutseligkeit gewonnen, den Boten des Heiles willkommen heißt.

Die Thüre war aufgethan, und freudigen Muthes zog der Apostel mit seinen Gefährten in das südöstliche Pommern ein. Bei Pyritz hatte ein heidnisches Fest Tausende versammelt. Hier errang Otto's Verkündigung des Herrn den ersten Sieg. Viele meldeten sich zur Taufe. Der Bischof und die Priester seiner Begleitung widmeten sich mehrere Tage dem ersten Unterrichte und am 15. Juni 1124 taufte Otto zuerst die Pommern aus jener Quelle, welche noch heute, von uralten Linden umgeben, den Namen des Ottobrunnens trägt, und durch König Friedrich Wilhelm III. 1824 mit einem sinnigen Denkmal geschmückt ward.

Otto ließ in Pyritz einen Altar errichten, stellte einen Priester an und brach nach einer kraftvollen Abschiedspredigt gen Cammin auf. In dieser damaligen Residenz Wartislavs, dem späteren Sitze der Bischöfe von Pommern, hatte bereits Haila, die christliche Gemahlin des Herzogs, dem Boten des Heils vorgearbeitet. Vierzig Tage reichten kaum hin, den vielen zum Unterrichte und zur Taufe sich Meldenden das Sakrament zu ertheilen. Der Herzog entsagte der Vielweiberei und Otto konnte den Grund zur ersten Kirche für

Pommern legen. Ungünstiger war seine Aufnahme in Wollin (Julin). Otto selbst war dem Märtyrertode nahe und mußte unverrichteter Sache nach Stettin, der wichtigsten Stadt des Landes, sich einschiffen. Auch hier Anfangs wenig Geneigtheit für die Annahme des Evangeliums. Allein Otto's glühender Eifer erkaltete nicht, er verkündigte häufig auf dem Markte das Wort, er predigte durch seine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit, durch Werke der Barmherzigkeit, er nahm sich besonders des Unterrichts der Jugend an; auch äußere Umstände wirkten ein. Und als der Bischof nach fünfmonatlichem Aufenthalte Stettin verließ, waren die heidnischen Tempel, Bildsäulen, Gesellschaftshäuser zerstört, die Mehrzahl der Einwohner getauft, zwei Kirchen gegründet, mit Priestern versehen. Jetzt nahmen die Wolliner den Apostel mit willigeren Herzen auf, so daß er hier die Erbauung zweier Kirchen anordnen, ja, den Gedanken fassen konnte, daselbst ein Bisthum zu errichten. Nachdem er noch zu Gollnow, Belgard, Naugard, Colberg das Wort des Herrn gepredigt und den Grund zu christlichen Kirchen gelegt, macht er eine Besuchsreise in den neuen Gemeinden, empfiehlt dem Herrn und den eingesetzten Priestern die junge Kirche in Pommern, und kehrt über Polen nach Bamberg zurück, wo er am 28. März 1125 mit großer Freude empfangen wurde.

In ganz Franken hatte indeß die Pest höchst verderblich gewüthet. Otto's Hirtenliebe zeigte sich hier im schönsten Lichte. Tag und Nacht besuchte er selbst die Kranken, nahm der Armen sich an, ja, versagte sich selbst alle entbehrliche Speise, damit es den Leidenden daran nicht fehle.

So arbeitete er rastlos für das Wohl der ihm zunächst befohlenen Heerde auf allen Gebieten seines weiten Amtsbezirks, — da rief ihn die Sorge für seine kirchliche Pflanzung in Pommern noch einmal in dieses Land. Die Umwandlung war zu rasch erfolgt, an einer genügenden Anzahl tüchtiger Lehrer hatte es gefehlt. Die junge Gemeinde zu befestigen, die Abtrünnigen zum Gehorsam Christi zurückzuführen, brach Otto im März 1128 wieder gen Pommern auf; diesmal den Weg durch Deutschland nehmend über Halle, Magdeburg, Havelberg. In Magdeburg sahen sich die beiden geistesverwandten Kirchenhäupter, Otto und Erzbischof Norbert.

Von Havelberg gelangte der Pommern-Apostel durch eine waldige und seenreiche Gegend diesmal an die westliche Gränze Pommerns, nach Demmin, wo das Heidenthum noch herrschte.

Der aus einem Kriege mit den Lutiziern zurückkehrende Herzog Wartislav führte, als er mit Otto hier zusammentraf, viele Gefangene mit sich. Sie waren diesmal die Erstlinge der Missionsthätigkeit des Bischofs. Die Losgekauften wurden als Christen den Ihrigen zugesendet. Zum Pfingstfeste finden wir Otto auf dem Landtage zu Usedom, wo er die Landstände bewegt, die freie Verkündigung des Christenthums in ganz Pommern zu bewilligen. Jetzt sendet der Bischof in der Regel zwei Priester vor sich her, und geht über Wolgast, wo die Götzentempel fallen, nach Gützkow. Das Evangelium errang hier einen besonders schönen Sieg, Otto konnte eine neuerbaute Kirche weihen, Werke der Barmherzigkeit üben und den Neubekehrten Christum vor die Augen malen.

Nach einem mißglückten Versuche, mit dem Evangelium auch nach der Insel Rügen vorzudringen, vertheilte Otto den größten Theil der ihn begleitenden Geistlichen nach Demmin und anderen Orten zur Fortsetzung des Missionswerkes; er selbst begab sich mit den übrigen nach Stettin.

In dieser Stadt, in der heidnische Priester die Abgefallenen zur Wuth gereizt und die meisten, noch treuen Anhänger der Kirche eingeschüchtert hatten, drohten dem Apostel Verfolgung und Märtyrerthum. Auch zagten seine Begleiter; aber im Namen des Herrn schritt Otto ihnen voran, und nahm seine Herberge in der von ihm vor der Stadt erbauten Kirche zu St. Peter und Paul. Der Ruf seiner Anwesenheit verbreitete sich in der Stadt, die heidnische Partei sinnt auf Verrath, doch führen die Gutgesinnten den Bischof in die Stadt. Er predigt auf dem Markte; das Wort entwaffnet die zu Aufruhr und Mord bereiten Gegner, Otto segnet die beruhigte Menge und weiht die durch Heiden beschimpfte St. Adalberts-Kirche wieder ein. Am anderen Tage beschließt eine Volksversammlung die gänzliche Ausrottung des Heidenthums. Otto, voll des Glaubens, der die Welt überwunden hat, predigt abermals, und die Abtrünnigen und Unschlüssigen kommen zur Reue. Der Bischof, mehrmals dem nahen Tode entronnen, hat die Freude, die Hauptstadt des Landes wiedergewonnen und fester auf den ewigen Fels gegründet zu haben. Jetzt errichtet er den Bischofssitz in Wollin, legt dem ersten Pommerschen Bischof Adalbert die Fortführung des Werkes auf's Herz und eilt nach einer Besuchsreise durch die neuen Gemeinden zurück in das ihn sehnlich erharrende Bamberg.

Hier warteten seines Eifers und seiner Einsicht zahlreiche Arbeiten als Bischof und als Reichsstand. Er widmete sich ihnen, wenngleich durch ein Leben voll Mühe und Entsagung frühe körperlich alternd, mit gewohnter Thatkraft und Geistesfrische. Er fuhr fort mit der Stiftung von Hospitälern, mit der Gründung von Kirchen, mit der Ausstattung der von ihm erbauten Klöster; er nahm sich der Verfolgten an, er blieb ein Vater der Armen, er weidete seine geliebte Heerde. Dabei wurde er vom Papste wie vom Kaiser zu wichtigen Geschäften verwandt. In dieser mannigfaltigen Thätigkeit lag ihm die junge Pommersche Kirche stets auf dem Herzen. Auch sie erfreute sich fortwährend seiner bischöflichen Sorgfalt und milden Hand. Als einst Pommersche Christen in heidnische Gefangenschaft gerathen waren, sandte er das Lösegeld zu ihrer Loskaufung. Je mehr er die Annäherung des Zieles seiner Wallfahrt fühlte, um so reger ward sein frommer Eifer, die begonnenen Werke zur Vollendung zu führen. Herbord sagt davon: „Es ist wunderbar, wie diese unerschöpfliche Quelle der Güte, die so viele Jahre reichlich geflossen war, noch in dieser letzten Zeit so viel zu spenden haben konnte." Dem siebzigjährigen, von rastloser Arbeit für die Heerde Christi müden Greise entfiel der treugeführte Hirtenstab am 30. Juni 1139.

Sein Begräbniß wurde am 3. Juli feierlich begangen, und sein Leichnam in der St. Michaelis-Kirche zu Bamberg in der Gruft beigesetzt, über der sich noch heute sein Denkmal erhebt.

H. Lengerich in Demmin.

---

216. Vicelin, Bischof von Oldenburg, Apostel der Wenden.

12. December.

Das Schwerdt Karl's d. Gr. und die Kelle Liudgers und seiner Nachfolger hatten der Kirche Christi Wohnung gemacht unter dem Sachsenvolke. Generationen starben indessen darüber hin, ehe der Sauerteig des Evangeliums das Volk so durchdrungen hatte, daß es seinen Segen weiter tragen konnte zu den heidnischen Nachbarn. Die Unternehmungen, durch welche man die jenseits der Elbe wohnenden wendischen Völkerstämme zu gewinnen hoffte, waren nur zu sehr denen der Franken im Sachsenlande ähnlich. Man kämpfte missionirend und missionirte kämpfend und beides

ohne den gewünschten Erfolg. Man kann nicht zween Herren dienen. Es schien einmal im 11. Jahrhundert als sollte das Evangelium unter den der Elbe zunächst wohnenden Stämmen festen Fuß fassen, als ein unvermutheter Sturm die zarte Pflanze wieder zerknickte. Schon die Abotritenkönige Mistui, dessen Enkel Mistiwoi und dessen Sohn Udo waren getaufte Christen, aber erst Udo's Sohn, der gewaltige und hochherzige Godschalk, der unter seinem königlichen Scepter fast alle Wendenvölker zwischen Elbe, Havel und Oder vereinigte (1045—1066) gab der Kirche Christi gegründetere Hoffnungen für ein dauerndes Gedeihen (s. S. 718 ff.). Mit so sichtlichem Erfolge aber seine Bemühungen gekrönt waren, mit desto größerer Erbitterung erhob sich bei erster Gelegenheit das gefährdete Heidenthum. Godschalk ward von seinem empörten Volke in Lenzen sammt den meisten Geistlichen seiner Umgebung erschlagen (1066). Die hell aufgegangene Sonne des Evangeliums ging nach kurzem Tage wieder unter, um der finstersten Macht des Heidenthums Platz zu machen. Der Sieg des Feindes war ein vollständiger und die Kirche jener Zeit leider schon so verweltlicht, daß sie nicht reich genug war an rechter Ueberwinderkraft, um ohne die Hülfe des weltlichen Armes das befohlene Werk wieder anzugreifen. Dennoch konnte sie ihre erobernde Natur nicht ganz verleugnen. Im Anfange des 12. Jahrhunderts umgab sie wie ein Belagerungsheer die heidnischen Wenden in Mecklenburg. Nicht blos im westlichen Sachsen, im nördlichen Dänemark und in den südlichen Marken sondern auch in dem östlichen Pommerlande hatte sie das Kreuz Christi aufgepflanzt. Da brach auch für das heidnische Mecklenburg die angenehme Zeit des Heils an. Bleibenden Grund daselbst zu legen, hatte sich der Herr sein Werkzeug in Vicelin erwählt und bereitet, dem die Geschichte in dankbarem Gedächtnisse den Namen eines „Apostels der Wenden" beigelegt hat.

Vicelin war gegen das Ende des 11. Jahrhunderts zu Quernhameln[1]) geboren, eines ehrsamen Bürgers Sohn. In jugendlichem Alter von den Domgeistlichen seiner Vaterstadt unterrichtet, gerieth er nach dem Tode seiner Eltern und dem Verluste seines väterlichen Erbes ohne rechten Halt als Jüngling in ein wüstes Leben und trieb sich längere Zeit in der Umgegend seiner Vater-

[1]) Von den vielen Mühlen (Querren) so benannt.

stadt umher. Die fromme Gräfin von Eberstein war es, deren mitleidiges Herz ihn dem sichern Verderben entriß und ihm auf ihrem Schlosse bei Polle eine Zufluchtsstätte gewährte, wo sie ihn von ihrem Kaplan unterrichten ließ. Der lieblose Mann ließ aber seine Widerwilligkeit in einem Maße und in einer Weise an dem Zöglinge aus, daß derselbe nach einer öffentlichen Beschämung eines Tages unter Thränen heimlich das Schloß verließ und sich auf den Weg nach Paderborn zu dem berühmten Vorsteher der dortigen Klosterschule, Hartmann machte. Von diesem ebenso edlen wie strengen Manne nicht blos an- sondern in sein Haus aufgenommen studirte Vicelin mit so angestrengtem Fleiße, daß er nicht nur alles Umgangs und aller jugendlichen Zerstreuungen sich enthielt, sondern auch von dem besorgten Lehrer um seiner Gesundheit willen zur Mäßigung angehalten werden mußte. Nur zu dem Chordienste in der Kirche und zum Gebete im Kämmerlein nahm er sich Zeit. Was Hartmann für seine geistige Ausbildung, das war dem ernsten Jünglinge für seine geistliche Förderung ein Oheim Ludolf, der als weithin gesuchter Beichtvater zu Fenle in großem Segen stand. Ihn besuchte er, so oft er konnte und war auch Zeuge des glaubensfreudigen Heimgangs dieses ehrwürdigen Greises. Mit einem bleibenden Eindrucke kehrte er von dem erbaulichen Sterbebette nach Paderborn zurück. Nicht lange darauf wurde er, schon hier eine zeitlang lehrend, auf Hartmanns Empfehlung an die Schule zu Bremen berufen. Vicelin war der rechte Mann, um die dortige verwilderte Jugend zu Zucht und Sitte zurückzuführen. Seine oft maßlose Strenge wurde vielen ein Anlaß von Bremen fortzugehen, andern die Schule zu einer ernstern Lebensrichtung. Unter den bessern gewann er besonders den Ditmar sich zu einem dankbaren Schüler und lebenslänglichen Freunde. Mit ihm ging er auch nach einigen Jahren zu eigner weiterer Ausbildung nach Frankreich. Drei Jahre lang genossen die innig verbundenen Freunde den Unterricht zweier Männer von Ruf, des Hofpredigers Radolf und des Scholasticus Anselm zu Laudun und kehrten, nachdem der Herr dem Ditmar auf der Freunde inbrünstiges Gebet von schwerer Krankheit aufgeholfen, vornehmlich in ihrem Lieblingsstudium, der Schriftforschung, reich gefördert nach Bremen zurück. Ditmar blieb daselbst als Kanonikus, Vicelin hatte ein andres Ziel im Auge, das ihn dort nicht bleiben ließ. Was er von den heidnischen Slavenvölkern gehört, hatte sein Herz

ergriffen und lenkte seine Schritte nach Osten. Er lehnte das auch ihm angetragene Kanonikat ab und ging zu dem eben installirten Erzbischofe Norbert von Magdeburg, dessen Sprengel sich in die Wohnsitze der Wenden hinein erstreckte. Er ging zunächst „um sich des Umganges dieses berühmten Mannes zu erfreuen", denn er trug seinen Missionsberuf nicht zur Schau vor sich her, sondern wartete, wo und wann ihm der Herr die Thür dazu aufthun werde. Norbert wies ihn zum Erzbischof Adalbert von Hamburg, um von diesem zum Wendenkönige Heinrich nach Lübeck gesandt zu werden. Vicelin suchte erstern in Bremen auf und zog dann mit zwei Begleitern und mit Briefen des Erzbischofs versehen zu Heinrich. Ein herzliches Willkommen war sein Empfang. Der König, der nur mit Wenigen seines Volkes in einem kleinen übriggebliebenen Kirchlein dem Herrn diente, lud sie ein bei ihm zu bleiben und versprach ihnen alle Unterstützung für ihr heiliges Werk. Aber die hell aufgehende Sonne hüllt sich oft schnell in dunkle Wolken. Eben in die Heimath gereist, um sich zum Umzuge zu rüsten, vernahmen sie die niederschmetternde Nachricht von der Ermordung des Königs (1126). Die Greuel eines Bürger- und Bruderkrieges zwischen den beiden Söhnen Heinrichs hielten Vicelin von Lübeck zurück. Doch eine Visitationsreise seines Erzbischofs ins Holsteinsche, auf der er ihn begleitete, brachte ihn auf den rechten Posten. Ein Christengemeinlein zu Faldera nahte dem Oberhirten mit der dringenden Bitte, ihnen einen Hirten zu senden, der sie in der Wüste versorge. Vicelin übernahm das Amt mit Freuden. Freilich sollte diese Freude sehr gedämpft und mit vielem Herzeleid gemischt werden. Er sah sich bald auf ein Feld voll Todtengebeine gestellt. Das Holsatenvolk, obwohl getaufte Christen, lebte in allen Greueln des Heidenthums ungescheut fort. Da stand der kleine Mann inmitten einer ungeheuren Arbeit, aber wohlgerüstet mit der „kleinen Kraft" des Wortes erhob er den kühnen Blick weit über die Grenzen der Gemeinde, ja des Landes hin zu den östlich wohnenden wendischen Stämmen. Die Gewalt seiner Predigt, die aus seinem beredten Munde die Gegend erfüllte, ergriff nicht blos die Herzen seiner Hörer, sondern verschaffte ihm einen Ruf, der viele jüngere Geistliche um ihn versammelte. So ward der Grund zum Augustinerkloster in Faldera (jetzt Neumünster) gelegt, welches nun der Heerd wurde, von dem aus sich das Feuer des Herrn unter den Wenden entzündete.

Uebersehen wir hier das große und schwierige Arbeitsfeld. Von Nordalbingien (dem westlichen Holstein) aus wohnten bis zu den Pommern hin die Wagrier, die Polaber, die Abotriten, die Wilzenstämme der Kyssiner und Circipaner, der Tollenser und Rhedarier und nördlich auf Rügen und dem angrenzenden Festlande die Ranen (Rügier). Durch Götzendienst und Sitte gemeinsamen Ursprungs verbunden und oft unter dieselbe Fürstengewalt vereinigt lagen sie doch in stetem Kampfe mit einander. Außer dem allen Slaven gemeinsamen Belbog (weißen) und Czernebog (schwarzen Gott) verehrten sie viele größere und geringere Untergötter, von denen einzelne ihren besonders gepflegten Cultus unter den verschiedenen Stämmen fanden; so der Prove und Podaga zu Plön bei den Wagriern, die Siva (Göttin der Fruchtbarkeit) unter den Polabern bei Raceburg, bei den Rhedariern der Radegast (Gott der Klugheit) zu Rhetra und vor Allen der hochangesehene Kriegsgott Svantevit bei den Ranen in der Tempelfeste zu Arkona auf Rügen; daneben Feld- und Waldgötter, Götter des Schmerzes, der Freude u. s. w. Außer Früchten und Thieren wurden ihnen auch Menschenopfer aus den Kriegsgefangenen dargebracht. Die Opferfeste wurden in ausgelassenster Weise doch ohne Verletzung der Keuschheit gefeiert. Dieser Zug ist neben der Heilighaltung des Gastrechts aber auch das einzig Gute an ihnen. Zornmuthig und roh im Umgange, grausam, wild, verschlagen und treulos im Kampfe, ein harter Menschenschlag, der weit mehr als die Deutschen vor keiner Gefahr und Beschwer zurückbebte, waren diese Wenden. Diebstahl, Raub und Rache schändete Niemanden in ihren Augen. Nur ein ungastliches Haus, ein Sohn, der seinen Vater nicht ehrte und ein landläufiger Bettler waren unter ihnen verachtet. Es war ein hartes Stück Arbeit, einen solchen Boden zu bestellen. Nehmen wir dazu, wie die Wenden an den unzugänglichsten Flecken ihres Wald-, Sumpf- und Seenreichen Landes sich anbauten und aufzusuchen waren, wie der volle Haß der Priester sich den Zerstörern ihres einträglichen Cultus zuwandte, wie Volk und Fürsten ihre politische Freiheit nicht ohne Grund zugleich mit ihrer Religion bedroht sahen, wie auch Satan in außerordentlichen Erscheinungen (z. B. Besessene) seine Wirksamkeit kund gab, so können wir den Glaubensmuth der Selbstverleugnung und der Ausdauer Vicelins und seiner Freunde unsre Bewundrung nicht versagen.

Diese Eigenschaften wurden aber durch die ungünstigen Zeit-

umstände noch dazu auf die schwersten Proben gestellt. Im J. 1127 noch sendet Vicelin die Priester Ludolf und Volkward nach Lübeck, wo Zwentepolk nach seines Bruders Ermordung die Alleinherrschaft inne hatte. Schon 1128 mußten sie wieder weichen, als die Rügier die Stadt überfielen. Während die feindlichen Krieger zu einer Thür in die Kirche eindrangen, entflohen die Priester aus der andern, um sich durch die nahen Wälder hindurch nach Faldera zu retten. So empfing sie Vicelin nach Jahresfrist als Flüchtlinge wieder und mit ihnen die niederschlagendsten Nachrichten. Im J. 1129 wurde der dänische Prinz Knud Laward von Kaiser Lothar zum Könige der Wenden eingesetzt. Damit flammte Vicelins Hoffnungslämplein wieder hell auf. Knud war oftmals in Faldera eingekehrt und fing an, seinen Eifer sogleich nach Antritt seiner Regierung durch einen Neubau der Kirche zu Lübeck zu bethätigen. Zum dritten Male zogen Vicelins Gehülfen am Werke in die Stadt ein. Da wurde der edle Fürst bei einer Zusammenkunft von seinem Vetter Magnus in Dänemark durch Hinterlist ermordet (1131) und in Folge dessen die junge Pflanzung aufs neue zerstört. Zwei Nachkömmlinge der alten Wendenfürsten Pribislav und Niclot „zwei wilde Bestien" bemächtigten sich der Regierung und das wendische Heidenthum glänzte noch einmal im schaurigsten Abendroth unter ihnen empor. Trauernd wandte sich Vicelin an den frommen Kaiser, da er für den Fortgang des Missionswerkes nunmehr die bändigende und schützende Macht des Schwertes als nothwendig erkannte. Er machte dem Kaiser den Vorschlag die zerstörte Burg auf dem Alberge in Wagrien wiederherstellen zu lassen. Sie erhielt den Namen Segeberg (Siegberg) und wurde der Schutz einer an ihrem Fuße errichteten Klosterkirche, welche Vicelin mit trefflichen Männern besetzte und zum Mittelpunkte einer größern Ansiedlung machte (1134). Pribislav fügte sich und nahm selbst in Lübeck den Ludolf und seine Mitarbeiter wieder auf. Den treuen Knechten war eine neue Zeit angebrochen, eine Zeit ungestörter Arbeit und freudiger Hoffnung, aber eine Zeit von nur drei Jahren! Kaiser Lothar der edle Schirmherr der jungen Pflanzung erlag 1137 den Anstrengungen eines italienischen Kriegszuges und eine unmittelbare Folge davon war ein Kampf zwischen Heinrich dem Stolzen und Albrecht dem Bären um das Herzogthum Sachsen. Die Länder an beiden Seiten der Elbe waren der Schauplatz des Krieges. Das benutzte Pribislav und

zerstörte die verhaßte Zwingburg Segeberg. Die Flammen der dortigen neuen Kirche und der umliegenden Ansiedelungen christlicher Sachsen waren der Wiederschein der neu entbrannten Wuth der heidnischen Wenden. Den Priester Volker durchbohrte ein wendischer Krieger mit dem Schwerdte, die andern Brüder entkamen nach Faldera. Mit Mühe schützte Pribislav den Ludolf und dessen Collegen in seiner Burg zu Lübeck vor der Blutgier seiner Leute. Da saßen sie unter dem zweifelhaften Schutze und in steter Angst und riefen zum Herrn um Errettung. Und sie wurde ihnen wunderbar bereitet. Während nämlich Pribislav zum Kriege ausgezogen war, segelte Race, Fürst der Rügier in die Trave ein und zerstörte Lübeck. Im Kampfgewirr waren die Priester den suchenden Blicken der Krieger entgangen und gelangten glücklich aus diesem gefahrvollen Sturme nach Faldera, dem Hafen der Rettung. Vicelin sahe nun den ganzen Kreis seiner Mitarbeiter um sich versammelt, eine von dem höllischen Hunde gehetzte Heerde, dicht um ihn den väterlichen Führer und Tröster geschaart. Man hörte dort wohl manche Klage aus tief betrübtem Herzen, aber die Schaar saß nicht da in unthätigem Kleinmuthe. Je enger der Kreis ihrer Wirksamkeit war, desto mehr verinnerlichte sich ihre Thätigkeit. Unter Vicelins Leitung „übten sie sich in der Gottseligkeit" nach den Regeln des Ordens und im Sinne der damaligen allerdings schon durch mancherlei Irrthümer (wie Anrufung der Heiligen, Büßungen) getrübten Geistesrichtung. Mit Fasten und Beten nahten sie gemeinsam dem Herrn, seine Hülfe herabzuflehen auf das arme Land und Volk, dem ihre Liebe und ihr Leben gehörte und unter den umwohnenden Holsaten gingen sie unermüdlich umher zu pflegen, was ihrer geistlichen oder ihrer leiblichen Handreichung bedürftig war. Nicht blos leiblich Kranke sondern auch viele Besessene genasen auf Vicelins Gebet und unter seiner Pflege. Das alles erfüllte die umwohnenden Heiden wie Christen mit Ehrfurcht und Vertrauen, so daß Vicelin bald unbegrenzte Macht über die Gemüther ausübte. Eine solche kam ihm für die nächste Zeit und ihre Arbeit wohl zu statten.

Im J. 1142 nämlich lichteten sich die Aussichten für das Missionswerk wiederum, da der Kampf zwischen den deutschen Fürsten damit geendet war, daß dem jungen Heinrich dem Löwen das Herzogthum Sachsen zugesprochen wurde. Graf Adolf II. von Holstein wurde dadurch wieder in sein Erbe eingesetzt, erhielt sogar

Wagrien dazu, während der bisherige Besitzer Heinrich von Badewide auf Polabien angewiesen wurde. Pribislav war verschollen. Niclot aber war König der Abotriten. Mit ihm trat Adolf in ein Bündniß und nun gings an die Arbeit. Adolf zog Colonisten aus Holland, Friesland und Westfalen in die verwüsteten Gegenden und theilte das Land in Districte zu besserer Bewachung der Wenden. Vicelin setzte seinen alten treuen Freund Ditmar, der ihm von Bremen um diese Zeit nachgezogen war, der restaurirten Kirche zu Segeberg und dem von da nach dem stillern Hagersdorf (Wendisch: Cuzalin) verlegten Kloster vor, welches unter seiner milden Hand die allgemeine Zufluchtsstätte der vielen Landesarmen bei der damals herrschenden Hungersnoth war. Auch Lübeck ward neu aufgebaut.

Da nahte ein neues Sturmeswetter, das Vicelin mit Bekümmerniß heraufziehen sah. Denn nichts anders als das war der Kreuzzug, welchen 1147 die deutschen Fürsten gegen die Wenden unternahmen. Niclot, auf den es besonders abgesehen war, kam ihnen mit einem Raubzuge gegen Lübeck zuvor. Von da zog er dem Kreuzheere entgegen und verschanzte sich am Schweriner See. Da den Fürsten aber mehr an dem Tribut als an Bekehrung oder Ausrottung der Wenden gelegen war, so erlangte Niclot bald einen Frieden. Nachdem bei Dubin dem Wendenvolke in ungeistlichster Weise die Taufe aufgedrungen war, kehrten die Kreuzfahrer zurück. Nun trat Vicelin, der auch diesen Sturm in der alten Nothhütte zu Faldera abgewartet hatte als der rechte Streiter mit dem geistlichen Schwerdte wieder ein. Da kam eine neue Anfechtung und ein Schmerz über ihn, größer als je zuvor. Der ehrgeizige Erzbischof von Bremen und Hamburg stellte auf eigne Hand die drei Bisthümer von Oldenburg, Raceburg und Miklinburg wieder her. Vicelin bestimmt er für das erstere (1149). Darüber erbittert zogen Herzog Heinrich und Adolf ihre Hand von ihm. Er ging zu Heinrich, um ihn zu versöhnen. Der stolze Löwe wies ihn ab, wenn er nicht von ihm sich belehnen lassen würde. Obwohl das dem Rechte gemäß war, schien es ihm doch gegen sein Gewissen zu sein. Er kehrte zurück und fiel in eine schwere Krankheit. Nach seiner Genesung zog er nicht als Bischof, sondern als einfacher Missionar nach Oldenburg, dessen heidnischer Häuptling ihn in seinem Werke nicht störte. Da er aber erkannte, welch' ein Hinderniß die Feindschaft der weltlichen Herren für den Fortgang

des Missionswerkes war, machte er sich abermal auf zum Hoflager des Herzogs nach Lüneburg. „Um dessenwillen der sich für uns gedemüthigt und erniedrigt hat, sprach er, bin ich bereit, des Geringsten Eurer Leute Knecht zu werden.“ Mehr wollte Heinrich nicht und er ward fortan Vicelins treuester Schützer und Helfer. Er schenkte ihm das Inseldorf Buzoe (Bosau) am Plöner See, um davon die Kosten zu seinen kirchlichen Einrichtungen zu bestreiten. Dort wohnte der Bischof ein Jahr lang unter dem Laubdache einer Buche in einer armen Hütte. Für sein ganzes übriges Leben blieb aber die Insel sein Lieblingsaufenthalt, von dem aus er das Wagrierland fleißig durchzog. Dorthin kamen auch die noch übrigen Heiden, um sich von ihm taufen zu lassen. Kein Heer und kein Schwerdt trieb sie, sondern der Geist des Herrn und die stille Liebesmacht seines treuen Zeugen.

Wer gönnte es nicht dem vielumgetriebenen Gottesmanne, in dieser stillen Arbeit sein Leben zu beschließen. Aber der Streit seines Erzbischofes mit seinem Herzoge um die Investitur zwang ihn, sich trotz seines Alters noch zu weiter beschwerlicher Reise nach Merseburg zu entschließen, wo Kaiser Friedrich I. Hoftag hielt (1152). Der Kaiser entschied, daß der Herzog in seiner Vollmacht die Investitur der Bischöfe ausübe, aber dieselben dafür auch dotire. Vicelin hatte von seinem Erzbischofe darüber viel zu leiden und kehrte betrübt über den ganzen Hergang zurück. Das Maß seiner Betrübniß voll zu machen empfing ihn in Faldera die schmerzliche Nachricht von dem Heimgange seines treuen und geliebten Ditmar, der wie keiner seinem Herzen nahe gestanden hatte. Von Faldera reiste er nach Bosau. Die dortige Kirche war zu seiner Freude der Vollendung nahe. Nach einem darin abgehaltenen Gottesdienste fiel Vicelin am Altare auf seine Knie und flehte um Segen für das Werk des Herrn an dieser Stätte und im ganzen Slavenlande. Dann nahm er Abschied von den Brüdern und kehrte nach Faldera zurück. Sieben Tage darauf traf ihn die schwere Heimsuchung Gottes, die seinen Tod herbeiführen sollte. Ein Schlagfluß lähmte ihm die rechte Seite und was allen besonders schmerzlich war, auch seine Zunge. Aerztliche Hülfe war erfolglos. Drittehalb Jahre war er an das Lager gefesselt, wo er ohne Schmerzen weder sitzen noch liegen konnte. Mit treuer Sorgfalt und Liebe pflegten ihn die Klosterbrüder und trugen ihn, wenn es sein Zustand irgend erlaubte, in die Kirche zum gemeinsamen

Gottesdienste. Seine unverständlichen Seufzer und Klagen rührten seine Umgebung oft zu Thränen über sein schweres Leiden, aus dem ihn der Herr am 12. December des J. 1154 erlöste.

Das sind in kurzen Umrissen die Lebenszüge des Mannes, dessen unscheinbarer Körper eine große Seele barg, dessen vielfach gehemmtes Wirken von der Kühnheit und Kraft seines in Liebe zu seinem Herrn und den Seelen der Verlornen entbrannten Geistes genügend Zeugniß giebt. Er mag klein erscheinen gegen seinen berühmten Zeitgenossen Bernhard von Clairvaux, der auf hoher Kanzel stand, aber vor Gott ist es groß, sich zu den Kleinen am Geiste tief herunterzubeugen und das ABC der heilsamen Wahrheit die Unwissenden zu lehren; seine Arbeit erscheint gering gegen die eines Bernhard, der im Mittelpunkte der Christenheit lehrte und gleichsam an den Zinnen und Kuppeln des geistlichen Tempels Christi baute, wovon der Glanz noch zu uns herüberschaut, aber es ist groß vor Gott, Grund zu legen, der zwar vor Menschenaugen verdeckt, dennoch der starke Träger eines herrlichen Baues ist. Die hohe Achtung und Liebe, welche ihm von seinen Zeitgenossen persönlich gezollt wurde, giebt sich in den mancherlei Sagen von Erscheinungen und Wundern, die er nach seinem Tode noch gethan, reichlich kund, die Anerkennung seines Werkes haben seine überlebenden Mitarbeiter und nächsten Nachfolger in dem Namen eines „Apostels der Wenden" auszusprechen sich gedrungen gefühlt. Wir dürfen auf ihn hinschauen mit der Zuversicht, daß ihm der Herr im Lande der ewigen Ruhe die Krone des Lebens gegeben, denn der Held, der seines Herrn Kreuzesfahne so oft hat müssen sinken sehen und immer wieder glaubensmuthig emporgehoben hat, war gewißlich ein rechter Ueberwinder.

A. Rische in Schwinkendorf bei Malchin.

---

217. Anselm, Bischof von Havelberg.

12. August.

In dem Stammlande der preußischen Monarchie hat die Kirche des Mittelalters nur wenig Bedeutendes, des allgemeinen Andenkens Würdiges hervorgebracht. — Als der kirchliche Geist der mittleren Zeiten in dem inneren, namentlich in dem rheinischen Deutschland schon eine Fülle von Blüthen getrieben hatte, zu einer

mit Erschöpfung drohenden Ueberreife gelangt war, wurden diese Marken erst dem slavischen Heidenthum abgerungen. In den wenigen Jahrhunderten, die dann der römischen Kirche hier noch beschieden waren, gedieh man zu keiner eigenthümlichen Ernte. Diese Lande sind, wie wir vertrauen, vom Herrn zu Pflanzstätten eines höheren Lebens, zu jenen Kämpfen erwählt, in denen die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit dem Menschengeschlecht unverlierbar erworben werden soll.

Um so mehr fordert uns wahre Gerechtigkeit auf, den wenigen Männern, die auf diesem Boden in der Anschauungsweise und in den Formen des Mittelalters von Dem Zeugniß gegeben haben, was alle Kirchen in Ewigkeit gemeinsam bekennen — eifrig nachzugehen und ihr Bild — auch in dem unscheinbaren Rahmen — vor unseren Augen zu erneuen. Ohne Frage gehört Anselm von Havelberg zu ihnen; das Bisthum der alten Kirche hat in der Mark Brandenburg keinen größeren Mann aufzuweisen. Schon das allein macht ihn wichtig, daß sein Leben und Wirken hier in den Moment des endlichen, nun nicht wieder in Frage gestellten Sieges des Christenthums, in die Zeit der dauernden, nunmehr unantastbaren Gründung des deutschen Staates in diesen Landen fällt. — Die Leser sind bereits bei dem Namen Otto's des Großen an den Ursprung unserer märkischen Bisthümer, Brandenburg und Havelberg erinnert worden. Aber diese erste Saat zertrat der Aufstand des Jahres 983. Die Kirchen im Wendenlande waren wieder zerstört oder zu Stätten des Götzendienstes geworden; die Bischöfe, die für beide Diöcesen durch das ganze eilfte Jahrhundert regelmäßig ernannt werden, essen am Hofe des Kaisers oder bei befreundeten Amtsgenossen im Reiche das Gnadenbrod; in ihren eigenen Sprengeln ist ihnen weder Macht noch Gut und Zins geblieben; es kommen Momente, in denen selbst die heutige Altmark, der sächsischen Kaiser erste und sicherste Eroberung, der heidnischen Barbarei anheimzufallen droht. — Erst mit dem Anfang des 12ten Jahrhunderts schreitet man wieder vor; die beiden Bischofsstädte werden, wenn auch nicht unmittelbar in Deutsche Hand, doch zu einem gewissen Grad von Botmäßigkeit zu den Reichsgewalten gebracht. Doch wie langsam baut sich die Kirche wieder auf; um das Jahr 1114 wagt ein Bischof von Brandenburg zum Erstenmale wieder jenseits aber noch sehr nahe der Elbe, zu Leitzkau, im heutigen Kreise Ziesar, seine Residenz zu nehmen, an der Stätte,

wo er dort unzählige Götzenbilder gefällt hatte, St. Peter eine Kirche zu gründen; im Mai 1128 findet der Apostel der Pommern, der heil. Otto auf seiner zweiten Missionsreise Havelberg mit allem Prunk des Götzendienstes angethan; die Stadt ist rings von Fahnen umstellt; man feiert das Fest des Kriegsgottes Gerovit; der vorsichtige Mann wagt „den Wohnsitz der Ungerechtigkeit“ nicht einmal zu betreten.

So war der Zustand, als Anselm 1129 zum Bisthum gelangte; er hat es bis 1155 verwaltet. Er ist seit anderthalb Jahrhunderten der Erste, der wieder in Havelberg hat Platz nehmen können; er weiß eigene und fremde Mittel zur Gründung des Prämonstratenserstifts zu Jericho zu vereinigen (1144); in stattlichen Bauten, da der ihm zuerst angewiesene Raum zu klein geworden, erhebt sich noch während Anselms Lebenszeit das Stift vor dem Thore des Orts. Einige Jahre darauf wird das Domkapitel, das bis in unsere Tage bestanden, gegründet. Das Leben gewinnt eine christliche Gestalt. 1149 kann in Havelberg bereits eine Zusammenkunft stattfinden, auf der ein Pommernfürst vor den brandenburgischen Markgrafen und andern sächsischen Fürsten seinen Glauben an Christum, und seinen Entschluß, denselben zu vertheidigen und auszubreiten, bekundet. 1150 ist der Bischof so weit gediehen, sich durch Kaiser Conrad III. die Privilegien Otto's des Großen und Heinrichs II. für sein Bisthum erneuen, den alten Sprengel wieder herstellen zu lassen; 1151 gewähren ihm die Markgrafen die Rückgabe Alles Dessen, was dem Stift durch ihre Vorgänger zu Unrecht entzogen worden; mit der unschätzbaren Erlaubniß, die er sich in jenem kaiserlichen Privilegium erwirbt, Colonen jedes Landes und Stammes in die verödeten Stiftsländereien zu rufen, wird er — so viel an ihm — der Urheber der Deutschen Ansiedelung, die unseren Landen eigentlich ihr geschichtliches Dasein gegeben hat.

An der großen Verwandlung freilich — die sich so innerhalb zwanzig Jahren vollzieht — hat das Schwert und die Regierungskunst unseres Albrecht des Bären, der bald nach des Bischofs Antritt — 1134 — zur Mark gelangte, großen Antheil. Mit den Kriegszügen der Jahre 1137 und 1138 hat Albrecht die letzte Empörung der Heiden im Havelbergischen, die 1136 noch einmal zur Verwüstung der Stadt geführt hatte, gerächt, und die Priegnitz, den Kern des Sprengels dauernd der neuen Ordnung unterworfen;

von ihm stammt der Erfolg des Kreuzzuges von 1147, der die letzten Gefahren von diesen Grenzen verscheuchte.

Aber Anselm steht daneben — mit dem geistlichen Schwert — an den Pforten unserer Geschichte. Dieser merkwürdige Mann gehört uns nicht durch Geburt an; er stammt sehr wahrscheinlich aus dem überrheinischen Deutschland, aus dem Süden des damaligen Herzogthums Niederlothringen — Gebieten, die heute zwischen Rheinpreußen, den Königreichen Niederland und Belgien getheilt sind. Dann war der große Norbert, mit dem er ohne Zweifel früh in Verbindung kam, sein Landsmann. Die Kräfte zu wecken, die für die völlige Erfüllung der abendländischen Völker mit dem dreieinigen Gott, für ihren Kampf mit dem Islam nöthig waren — dahin zielten alle jene großen Regungen, die seit der Mitte des eilften Jahrhunderts in den erhöhten Ansprüchen des päpstlichen Stuhls, in der kirchlichen Literatur, in der Stiftung neuer Orden und wie sonst sich zeigen. Als Gründer des Prämonstratenserordens ist Norbert einer der vornehmsten Repräsentanten dieses neuen Geistes. Es hing ohne Frage mit der veränderten Richtung, die das deutsche Königthum nach dem Ausgang des jenen neuen kirchlichen Kräften abholden salischen Hauses in König Lothars Hand nehmen sollte, zusammen, daß dieser 1126 den Norbert aus so weiter Ferne zum Erzbisthum Magdeburg berief. Wir haben den Letzteren (S. 736 ff.) dort nach der Größe, wie nach der Gefahr seiner Stellung, kennen gelernt. Er hat, wie sich leicht nachweisen läßt, eine Anzahl jüngerer Genossen, Landes- und Sinnesverwandte in die neue Heimath mitgebracht, unter ihnen unsern Anselm. Bei jenem denkwürdigen Akt, der neuen Weihung der Magdeburger Domkirche — da der Erzbischof dem gezückten Schwert der Aufrührer, im Herrn gefaßt, entgegentrat, war Anselm an seiner Seite. Norberts Plan mußte sein, die Jünger in die wichtigsten Aemter des Metropolitansprengels zu bringen, auf sie die Fortsetzung seines Werks zu gründen. Der Burggraf von Havelberg, wohl nur mit halbem Herzen Christ, hatte 1128 vor Bischof Otto den Abfall seiner Stadt mit der Strenge Norberts rechtfertigen wollen; um jeden anderen Hirten würde sich leicht die Heerde sammeln. Gerade Norberts Jünger, Anselm erhielt 1129 den zuletzt vier Jahre erledigten Havelberger Sitz. Sieht man hernach alle diese dem slavischen Heidenthum abgewonnenen Lande, die Marken, Pommern, Schlesien, Polnisch-Preußen mit den Stif-

tungen der Prämonstratenser und der ihnen dem innersten Impulse nach verwandten Cistercienser überdeckt, die Bekehrung und Cultur hier fast ausschließlich auf diese Orden gegründet — so erkennt man, wie sich Norberts Werk bewährt hat. Hier, bei Anselms Erhebung, stehen wir vor dem ersten der gesegneten Entschlüsse, die zu dem großen Ziel geführt haben.

Wunderbar freilich auf den ersten Blick, daß sich Anselm so selten zu Hause, bei seiner Kirche antreffen läßt. Schon im Jahre 1133 begleitet er Lothar auf den Römerzug; unter den Bischöfen, denen der Kaiser dort die letzte rechtliche Entscheidung zwischen Innocenz II. und seinem Gegenpapst Anaclet anvertraut, ist Anselm. Zu noch größeren Dingen wird er in den nächsten Jahren bestimmt. Lothar ist in dem Fall, eine wichtige Gesandtschaft des byzantinischen Kaisers, die ihn zu einem Bunde gegen die — Beiden unbequem genug — in Unteritalien und Sicilien erwachsene Normannische Macht aufgefordert hat, zu erwidern. Einer wahren Einigung der beiden Kaiserkronen mußte der Friede der beiden Kirchen, deren Schirmherrschaft für Jede der höchste Beruf, vorhergehen; es war beinahe ein Jahrhundert, seit — 1053 — ein Versuch dazu von der päpstlichen Curie gemacht, und zu heftigerer Feindschaft ausgeschlagen war; noch nie hatte die weltliche Gewalt des Abendlandes sich daran versucht: als es jetzt geschah, ward gerade Anselm dazu erwählt. Während sein Havelberg eben von den Heiden heimgesucht wird, hat er sich getrost auf den Weg gemacht. Am 10. April 1136 vor der Kirche der heiligen Irene im Pisanerquartier von Constantinopel begonnen, ward das merkwürdige Religionsgespräch zwischen ihm und dem Erzbischof Nicetas von Nicomedien in der folgenden Woche in der Sophienkirche fortgesetzt — auch schon die Wahl dieses Orts ein Zeichen, welchen Werth man auf die Mäßigung und den Friedenseifer des Vertreters der abendländischen Kirche legte. Zurückgekehrt muß er sogleich Lothar auf den zweiten italienischen Zug folgen. Auch hier erfreut er sich wieder hoher Ehren; an Mariä Geburt ruft ihn Innocenz II., der eben selbst die Messe celebrirt hat, zur Predigt auf. Auch der große Wechsel, der mit dem Eintritt der entgegengesetzten Partei in die höchste Gewalt, mit der Thronbesteigung Conrads III., des ersten Hohenstaufen (1137) über den Kaiserhof gekommen, berührt Anselms einflußreiche Stellung nicht. Wir sehen ihn viele Jahre hindurch im höchsten Vertrauen des neuen Königs; 1147

sendet ihn Conrad III. nach Rom, die wichtigen Nachrichten von dem eben beendeten Frankfurter Reichstag — die Wahl seines Sohnes Heinrich zum Nachfolger, und den Entschluß des Kreuzzuges — zu überbringen. Hierauf hat ihn Eugenius III., so recht seinem bischöflichen Amte gemäß, zum geistlichen Leiter und Berather des Kreuzzuges ernannt, der auf eben jenem Frankfurter Tage unter der Führung des Markgrafen Albrecht gegen die Liutizen beschlossen worden war. „Daß er für Ruhe und Frieden sorge, die Eintracht unter Euch erhalte, Euch zur Förderung der christlichen Religion ermahne", lautet des Papstes Auftrag, „daß Ihr ihn liebet und in Ehren haltet, seinen heilsamen Rathschlägen, Ermahnungen und Befehlen in Demuth gehorchet", des Papstes Forderung an die Kreuzfahrer. 1149 finden wir Anselm wieder unter des Papstes Gesandten, die bestimmt sind, Conrad bei seiner Rückkehr von dem verunglückten Kreuzzuge zu trösten. — Eine kurze Zeit der Ungnade bei König Conrad ruft ihn in die Einsamkeit seiner eben erst im Werden begriffenen Schöpfungen; aber schon mit der Thronbesteigung Friedrichs Barbarossa ist er wieder am Hof; noch einmal erscheint er — 1154 — mit königlicher Botschoft, wohl der Brautwerbung, in Constantinopel: an demselben Tag — 1155 da Friedrich aus der Hand Papst Adrians I. die Kaiserkrone empfängt, ward Anselm zum Dank für so lange Dienste an Reich und Kirche zum Erzbisthum Ravenna, damals nach der öffentlichen Schätzung dem zweiten geistlichen Sitze der Christenheit, erhoben. In jenen berühmten Lagern Friedrichs vor Mailand begegnet er uns zum letzten Male; dem Gedanken an Vergleich mit den Mailändern soll er entschiedenen Widerstand geleistet haben, „bei glattem Worte auf der Zunge tragen sie ein schwarzes Herz in der Brust. Es werde ihnen gemessen mit dem Maaße, womit sie gemessen haben. Kirchen und Städte hat Mailand verwüstet, und werde nun selber verwüstet." Den großen Erfolg dieser Mahnung hat er nicht erlebt; noch während der Belagerung — den 12. August 1158 — ward er abgerufen.

So vielfach und wechselnd war die Bühne dieses Lebens. Wer wollte deshalb leugnen, daß es nicht vorzugsweise unserm engeren Vaterlande gegolten habe! Kaiser und Papst waren in jenem Jahrhunderte die Mittelpunkte aller christlichen Geschichte; wer in ihrer Nähe lebte, hatte gerade Gelegenheit, das sonst vielleicht in die Ferne Verlorene zum Nächsten und Wichtigsten zu machen. Des

großen Meisters Herrmann von Salza Verdienste um die Gründung des christlichen und Deutschen Staats an der Ostsee wird Niemand bestreiten. Dennoch hat er nie das Preußenland betreten; indem er in den schwierigsten Unterhandlungen zwischen Friedrich II. und seinen gewaltigen Feinden hin und her ging, mit Papst und Kaiser in der Kammer saß, zu Drei geheimsten Rathes zu pflegen — sorgte er am besten für sein fernes Ordensgebiet.

Unser Anselm hat wenigstens einige Jahre, wie es scheint, ununterbrochen — von der Mitte des Jahres 1149 bis 1152 — in der Mark gelebt. Wie bezeichnend, daß ihm die Pflichten, denen er hier obliegt, erst den ganzen Ernst seines Lebens zu enthalten scheinen, daß er alles Frühere, wie ein Spiel, dessen nun genug sei, zurückweist. — In einem Briefe an den Abt Wibald von Corvey, einen höchst ausgezeichneten, für die Zeit sehr bedeutenden Mann, vergleicht er sein Havelberg der Krippe, den Stand am Hofe, den er eben verlassen, dem Richthause. Da, wo Christus in der Krippe liegt, singen ihm die Engel einen Lobgesang, wo er aber an der Gerichtsstätte vor den Fürsten steht, rufen die Juden: Ans Kreuz mit ihm! Dort gehet ein neuer Stern leuchtend auf, die Engel verkünden die Ehre Gottes: Könige bringen Gaben und Geschenke, hier verspotten Kriegsknechte den Herrn, geißeln und schlagen ihn, speien ihm ins Angesicht, fällen ihn mit dem Faustschlag spitzer Rede, den Dorn, in dem der Saft des ewigen Lebens verdorrt ist, drücken sie in sein Haupt. „Ich bin hier — berichtet er den Freund — mit meinen armen Brüdern nicht müßig. Einige bauen an dem Thurme der Befestigung vor dem Angesicht des Feindes, andere halten Wache zur Vertheidigung gegen einen Ueberfall der Heiden; Einige, ganz hingegeben an das Göttliche, warten täglich des Märtyrertodes, unterdeß andere durch Gebet und Fasten ihre Seele reinigen zur Rückgabe an Gott, und andere beschäftigt mit dem Lesen der heiligen Schrift, über heilige Gegenstände nachdenken und dem Leben und Vorbilde der Heiligen nacheifern: wir Alle aber, nackt und arm, sind bewußt, unserem nackten und armen Heilande nachzufolgen.“ Ein ander Mal ängstigt es ihn wohl, daß seine Freunde ihn hier vergessen könnten; halb scherzend wirft er dem Wibald Untreue vor.

Wisera curre retro, currat tamen Havala recte.

Ströme auch rückwärts die Weser, die Havel bleibt richtigen Laufes,

würde der Hexameter lauten, der ihm dabei in die Feder fließt.

„Glaube mir Bischof — antwortet ihm Jener, zugleich zum besten Zeugniß für die Nachwelt — wenn ich die ganze Welt besäße und nicht Dich und die wenigen seltenen Männer, die Dir gleichen, zu Freunden hätte, ich sehr sehr arm wäre; ihr seid wahrhaftig mein Schatz, an dem ich immer zehre, ohne daß er abnimmt, den kein Dieb mir rauben, weder Motte noch Rost mir verderben kann.“ Es sind die ersten Laute gebildeten, wahrhaft menschlichen Verkehrs, die sich auf diesem Boden vernehmen lassen, die ersten Zeichen, daß jener in Christo wurzelnde Verband, der das gesammte Geschlecht in eine Gemeinde versammeln soll, seine Fäden auch hieher erstreckt hat.

Und in dieser Abgeschiedenheit zu Havelberg sind auch Anselms Werke entstanden. — Zwei seiner Schriften betreffen den Streit der Mönche und Kanoniker — diese alte Fehde, die seit der Einführung jener zu gemeinsamem evangelischen Leben verbundenen Convente durch den heiligen Augustinus, sich in mancherlei Gestalten fortgezogen hatte, und nun, da ja auch Norbert ein Kanoniker, da seine Prämonstratenser die „Armen Christi“ regulirte Chorherrn sein sollten, mit neuer Gewalt losbrach. In Anselms Nähe ward der Brodneid der Mönche namentlich in einer heftigen Schrift des Abt Egbert von Huisburg fühlbar. Diesem begegnete er in seiner ersten Schrift, die zweite entwickelt die Frage vom kanonischen Leben gleichsam positiv. Von der Gehässigkeit, die bei dem Gegner waltet, hält er sich nicht ganz frei, doch versichert uns die Bewunderung, die er dem großen Mönche seiner Tage, dem heiligen Bernhard von Clairvaux zollt, daß es ein wahrhaft geistlicher Zorn ist, mit dem er das in Habsucht und Völlerei versunkene Mönchthum ergreift. Mit Genugthuung bemerken wir, daß er das Lehramt in der Kirche vor dem Dünkel, der mit den mönchischen Gelübden alle Gaben des heiligen Geistes erworben glaubt, zu bewahren weiß. „Kaum daß ein vollkommener Mönch einen guten Kleriker mache“ — an dieß Wort des heiligen Augustinus erinnert er dabei. Unser evangelischer Sinn geht freilich höher, als daß wir Anselm gestatten sollten, um des Friedens willen den Platz an Gottes Thron gleich wie unter Seraphim und Cherubim unter Mönche und Kanoniker zu vertheilen; doch hat auch die Schriftauslegung noch ihren Reiz und Werth, die in des Herrn Wandel auf Erden die vollkommene Harmonie des beschaulichen und des zugleich in Predigt und Seelsorge thätigen Lebens er-

kennt, und ihn so als den Fürsten und Führer aller wahren Kanoniker preist.

Auch Anselms Hauptwerk, die drei Bücher der Controversen — die den Bericht über sein Gespräch zu Constantinopel enthalten — haben von jenem römischen, der zeitlichen Kirche dienenden Charakter und zugleich von dem unverfälschten Zeugniß von Christo und Seinem Evangelium. Die Sprecher führen ein Gefecht darüber, ob nach der Lehre der römischen Kirche das Abendmahl mit ungesäuertem, oder nach griechischer Gewohnheit mit gesäuertem Brode zu halten sei, ob diese Kirche besser thue, zu dem geweihten Weine das ungeweihte Wasser hinzuzugießen, oder jene, an dem mit Wasser gemischten Wein die Weihe zu vollziehen. Der Leser, der es begleitet, wird bald inne, daß es Anselm nicht sowohl um die Entscheidung dieser Fragen selbst, vielmehr darum zu thun ist, für Rom das Recht zu behaupten, allein durch seine Autorität kirchliche Sitten der Art, sofern sie nicht dem Evangelium widersprechen, einzuführen. Ja, wo er das Hauptthema der Disputation — daß der heilige Geist vom Vater und vom Sohne zugleich ausgehe — durchführt, erkennen wir mit ihm, daß in die entgegengesetzte Lehre, an der der Gegner festhält, sich gleichsam der letzte Rest der arianischen Lehre geflüchtet habe. Wir sind mit ihm darin einig, daß der dürftige Einwurf der Gegner: „daß die Lehre vom Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater und vom Sohne zu der Annahme zweier Principien und damit zu der Vielherrschaft führen würde" lediglich von dem alten Unvermögen herrührt, die unauflösliche und untheilbare Einheit des Wesens in der Dreiheit der Personen zu denken. Aber freilich kann es uns nicht entgehen, daß er die vom Vater und vom Sohne ausgehende Gottheit des heiligen Geistes, die er so dem Irrthum abgerungen, alsbald selber gebraucht, auf sie den ganzen Apparat der römischen Kirche, gerade diese Form des heiligen Mahles, die hier eingeführt worden, gerade diese Hierarchie, mittelst der hier die Christenheit regiert werde, zurückzuführen; hier allein soll die ewige Wahrheit des Trösters sein, „welchen mein Vater senden wird in meinem Namen."

Doch unbefangen genug läßt er den Gegner sein rückhaltloses Urtheil über die römische Kirche aussprechen, „die je nach ihrem Gutdünken wählt und verwirft, lobt und tadelt, feststellt und verändert, niederschreibt und ausstreicht, befiehlt und verbietet, Alles ohne andere Richtschnur, als ihre eigene Autorität." „Wenn der

Römische Bischof auf dem erhabenen Throne seiner Herrlichkeit sitzend, auf uns losdonnern und von seiner Höhe herab seine Gebote uns hinwerfen, ohne uns zuzuziehen eigenmächtig nach seinem Wohlgefallen über uns und unsere Kirche richten, ja befehlen wollte — wie könnte denn da eine Brüderschaft oder eine Vaterschaft noch bestehen? Wir würden dann nicht Söhne, sondern Knechte der Kirche heißen und sein..... Was nützte uns dann die Kenntniß der heiligen Schrift, was die Gelehrsamkeit und der Unterricht der Lehrer? Welchen Werth hätten dann noch die trefflichsten Köpfe der weisen Griechen? Das einzige Ansehn des römischen Bischofs, das nach Deiner Behauptung Alles überbietet, macht ja das Alles überflüssig. Er mag der einzige Bischof, der einzige Lehrer sein, mag über Alles ihm allein Anvertraute, wie ein guter Hirt, allein Rechenschaft ablegen. Wenn er im Weinberge des Herrn Mitarbeiter haben will, so rühme er sich mit Vorbehalt seiner Oberherrlichkeit in aller Demuth, aber er verachte nicht seine Brüder, welche die Wahrheit Christi nicht zur Knechtschaft, sondern zur Freiheit im mütterlichen Schooße der Kirche erzeugt hat."

Erkläre Niemand das Wagniß, dergleichen Aeußerungen unter die Augen Papst Eugenius III. in eine auf sein Geheiß abgefaßte Schrift zu bringen, mit jener Objectivität, die auch den Gegner das Seine — wenn immer in den Wind — sprechen zu lassen beliebt, oder mit der feinen Ironie, die bei dieser Gelegenheit das sonst Verpönte anbringen will. — Recht angesehen, weiß unser Anselm bei aller seiner Hingebung an Rom doch von einer Kirche, auf die des Papstes Scepter keinen ewigen Anspruch erworben hat — von der Kirche, die mit Abel dem Gerechten begonnen, und mit dem letzten Erwählten vollendet sein wird, die als diese ewige Mutter Eines bei sich, je nach der Schwäche und Veränderlichkeit ihrer Kinder sich allem Wechsel der Formen unterwirft, die unter dem Donner und Posaunenschall am Sinai, und unter dem Erdbeben von Golgatha ihre großen Wandelungen vollbracht, das Geschlecht „wie verstohlen" von dem Götzendienst zum Gesetz gebracht, mit erziehender und heilender Hand vom Gesetz zum Evangelium geleitet habe. In den sieben Siegeln der Offenbarung Johannis sieht er die Zeitalter dieser Kirche; das weiße Pferd kündet die hell leuchtenden Tage der Apostel an; das zweite ist roth von dem Blute der Märtyrer; in dem schwarzen droht das Zeitalter der Ketzereien; das fahle spiegelt den täuschenden, vor des Herrn Wahrheit verbleichen-

den Glanz der falschen Christen ab, gegen die sich eben die heiligen Männer, wie Augustin, Benedict, Norbert und Bernhard bewaffnen mußten. Während die letzten Zeitalter dem Kampfe mit dem Antichrist und dem seligen Triumphe bestimmt sind, nimmt Anselm für seine Zeit das Geheimniß des fünften Siegels in Anspruch — da die Heiligen ruhn von ihrem Märtyrerthum, aber Angesichts der unendlichen Leiden der streitenden Kirche zum Herrn schreien, warum er im Gericht verziehe, zu rächen ihr Blut an Denen, die auf der Erde wohnen! — So sieht auch er auf eine größere, in schwerem Kampf zu gewinnende Zukunft hinaus. Dem Nicetas, der für die Beilegung der Streitigkeiten zwischen Griechen und Lateinern ein allgemeines Concil gewünscht hat, freudig beifallend ruft er: „O daß ich dieß erlebte und bei einem so heiligen Concilium gegenwärtig sein dürfte, wo Petrus das Haupt der Apostel in der Person seines Stellvertreters, des römischen Papstes, mit der ganzen versammelten Kirche, die Gott ihm anvertraut hat, sitzet und der heilige Geist, von dem wir gehandelt, über Alle herabsteigt und alle Wahrheit bis ans Ende der Welt lehrt, und Alle Eins macht in Christo mit Petrus und im Glauben Petri.“ Rom also möchte er hinübernehmen in die neue Zeit, aber nur ein solches Rom, das mit Christo eins geworden, an dem die Wahrheit des heiligen Geistes lauter und voll sich bewährt hat! — Könnte das Mittelalter unserer Lande einen besseren Vertreter in der allgemeinen Kirche haben?! Siegfried Hirsch in Berlin †.

Frankreich und England; 11. und 12. Jahrhundert.

218. Fulbert, Bischof von Chartres.

10. April.

Der Bischof Fulbert von Chartres ist in der Kirchengeschichte nicht nur als Gründer einer blühenden Schule bekannt, sondern auch als einer der eifrigsten Verbreiter der Verehrung der heiligen Jungfrau.

Wie groß auch in diesem Bezuge sein Irrthum war, so ist es doch erlaubt sein Andenken hier zu erneuen. Die evangelische Kirche freut sich das Gute anzuerkennen, das von frommen Männern aller Zeiten gewirkt worden ist, wenn auch in Einzelnem Verkehrtes, das heißt Menschliches, daran klebt. Die Zeiten sind vorüber, wo man aus blindem Unverstand das gesammte Mittelalter nur als Periode der Finsterniß, der Rohheit, des Aberglaubens betrachtete; auch während dieser Jahrhunderte hat sich Gottes Geist nicht unbezeugt gelassen; er hat, bald mehr bald weniger sichtbar fortgewirkt, um den Samen christlichen Glaubens und Lebens zu bewahren und bessere Zeiten vorzubereiten. Der neueren protestantischen Geschichtsforschung gebührt das Verdienst, zur richtigen Würdigung dieser uns so fern liegenden und in manchen Stücken unsern Anschauungen so fremden Vergangenheit das Meiste beigetragen zu haben. Wir können evangelische Christen sein, ohne schlechthin zu verwerfen, was im Mittelalter Großes in der Kirche gethan worden ist, ohne das Bestreben der Männer zu verkennen, die, obschon in mancherlei Irrthum befangen, sich dennoch als Diener Gottes erwiesen haben. Darum geben wir auch, in der Reihe der in diesem Buch erscheinenden Zeugen, eine Stelle dem Bischof Fulbert von Chartres, denn er war einer der Besten seiner Zeit.

Das geistige Leben, das unter Karl dem Großen und seinem Sohne Ludwig dem Frommen so schön aufgeblüht war, war bald wieder erstorben. Unter den Stürmen und Kriegen des zehnten Jahrhunderts schien alle höhere Bildung verloren gegangen zu

sein; eine Zeit der Barbarei war eingetreten, aus der nur spärlich einzelne strebsamere Männer hervorragen, die trotz ihrer unvollkommenen Gelehrsamkeit einen hellen Gegensatz bilden zur allgemeinen Verwilderung und Unwissenheit. Zu Ende dieses Jahrhunderts war das Gefühl der Zerrüttung aller Zustände so tief in die Gemüther eingedrungen, daß man, nach den seit Christo verflossenen tausend Jahren, mit Schrecken dem Ende der Welt entgegensah. Gerade zu dieser Zeit aber entwickelte sich aus der Dunkelheit ein neues Licht; Fulbert war einer der thätigsten Verbreiter desselben.

Von seinem Leben ist leider nur wenig bekannt; man weiß weder wann noch wo er geboren war; nach Einigen stammte er aus Italien; wahrscheinlicher ist es, daß er der Provinz Aquitanien angehörte; seine freundlichen Beziehungen zu Herzog Wilhelm V., den er sogar seinen Herrn nennt, scheinen es zu beweisen. Jedenfalls war er von niedriger Herkunft, in einem seiner Gedichte sagt er, er sei arm, ohne Hülfe von Reichthum oder angesehener Familie zur bischöflichen Würde gelangt. Seine Bildung erhielt er zu Reims, unter dem berühmten, vielgereisten, in allem Wissen bewanderten Gerbert, dem nachmaligen Papste Silvester II. Gerbert war der erste der in Frankreich das neue geistige Leben erweckte, in Italien und Spanien hatte er dazu die Keime gesammelt. Unter ihm lernte Fulbert Alles, was man sich damals von Gelehrsamkeit aneignen konnte, nicht nur Grammatik, Rhetorik und Dialektik, die die Grundlagen der Bildung waren, sondern Theologie, besonders aus den lateinischen Kirchenvätern, und daneben Astronomie und Medizin, welche letztere er lange Zeit als Arzt ausübte. Nach vollendeten Studien ging er nach Chartres, wo er als Scholasticus oder Schulherr unter die Canoniker der Kathedrale aufgenommen ward. Als solcher eröffnete er um 990 eine Schule, in der er die nemlichen Fächer lehrte, die er unter Gerbert betrieben hatte. Sein Unterricht war einfach, ohne Spitzfindigkeit. In der Theologie ging er noch nicht über das Hergebrachte hinaus: die Hauptsache war ihm die Richtung auf das Praktische, zur Bildung des frommen Lebens. Er wollte nicht, daß man über die göttlichen Geheimnisse grübelte; das Unsichtbare, sagte er, soll nicht mit dem Maaße des Sichtbaren gemessen werden; das Himmlische ist dem Verstande unerreichbar, man muß es glauben und anbeten, und nicht darüber disputiren.

Seine Schule erwarb sich bald den größten Ruf; aus allen Gegenden Frankreichs, aus den Niederlanden, vom Rheine her, strömten Zöglinge herbei; es genügte, daß wieder ein bedeutender Lehrer aufgestanden war, um das Wissensbedürfniß zu wecken und zahlreiche Jünglinge um ihn zu sammeln. Die Schule von Chartres war die erste, der die Bewunderung der Zeitgenossen den ehrenden Namen Akademie beilegte. Mehrere der Schüler Fulberts haben theologische und andere Schriften hinterlassen, an sich von geringem Werth, aber Zeugnisse des neuerwachenden Strebens. Der ausgezeichnetste unter ihnen war Berengar von Tours; an Geist seinem Lehrer überlegen, schlug er zuerst eine freiere, von dem traditionellen System sich abwendende Richtung ein, die ihn über das Dogma vom Abendmahl in schwere Streitigkeiten verwickelte.

Im Jahr 1007 ward Fulbert, großentheils auf Betreiben des Königs Robert von Frankreich, mit dem er zu Reims studirt hatte, zum Bischof von Chartres erwählt. Schon vorher hatte ihm Herzog Wilhelm von Aquitanien, der sich oft seines Raths bediente, die Würde und Pfründe als Schatzmeister der S. Hilarienkirche von Poitiers verschafft. Bei Fürsten, Bischöfen, Aebten, stand er in wohlverdientem Ansehn; man nannte ihn das Orakel Frankreichs, den Socrates seiner Zeit. Von allen Seiten ergingen Fragen an ihn; die Briefe, in denen er sie beantwortete, gehören zu den interessantesten Documenten der Geschichte des Anfangs des eilften Jahrhunderts. 1008 wohnte er einer von König Robert berufenen Synode bei, wo ihm die anwesenden Prälaten ungewohnte Ehre erwiesen. Als 1020 seine Kathedrale durch eine Feuersbrunst zerstört ward, sandten ihm, zum Wiederaufbau, nicht nur Wilhelm von Aquitanien und andre französische Fürsten, sondern selbst König Knud von England und Dänemark, reiche Gaben zu. Von dem bischöflichen Amt hatte er reinere Begriffe als viele seiner Zeitgenossen. Es war bereits nichts seltenes, Bischöfe, mit dem Schwerdt an der Seite, an der Spitze ihrer Vasallen Krieg führen zu sehen. In den trüben Zeiten des neunten und zehnten Jahrhunderts, wo Frankreich und Deutschland den Verheerungen heidnischer Völker preisgegeben waren, konnte es den Bischöfen nicht verargt werden, wenn sie für die Vertheidigung der ihnen anvertrauten Gemeinden sorgten; jetzt aber war dies nicht mehr der Fall; ohne Noth, um weltlicher Interessen willen, aus bloßer Lust am Kriegshandwerk, zogen viele Bischöfe zu Feld. Fulbert tadelte

kräftig dies Verkennen des geistlichen Berufs; solche Leute, sagte er, kann ich nicht Bischöfe nennen, um dem ehrwürdigen Namen nicht Schmach anzuthun, dem Beispiele Christi gemäß sollten sie nur durch Geduld und Sanftmuth über die Feinde siegen. Als man ihm, zur Rechtfertigung des Mißbrauchs, das Ansehn eines bedeutenden Mannes entgegenhielt, antwortete er mit den Worten des Paulus, daß auch kein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium verkündigen könne.

Dieser hohen Ansicht von dem geistlichen Amte gemäß verwaltete Fulbert seinen bischöflichen Beruf; streng gegen Unordnung und Sünde, strafte er, ohne Rücksicht auf Rang, die Laster Hoher und Niedriger; den Bischöfen der ersten Jahrhunderte ähnlich, war er ein Vertheidiger des Rechts gegen rohe Gewalt, ein Beschützer des armen, von vielfacher Noth gedrückten Volks. In seiner ächt christlichen Liebe bewahrte er noch die Grundsätze der ältern Kirchenväter über den Gebrauch des Kirchenguts; die Geistlichen sollen wissen, schrieb er einmal an einen Freund, daß das Besitzthum der Kirche nicht ihnen, sondern den Armen gehört, sie sind nur die Verwalter desselben, und dürfen es nicht zu persönlichen Zwecken eigenmächtig verwenden; es ist fromm und gerecht, es für Darbende und Gefangene zu bewahren. In Fällen dringender Noth gestattete er die Veräußerung des Kirchenschmuckes, selbst den Verkauf der heiligen Gefäße ließ er zu, nur sollten diese nicht an Laien, die sie entweihen könnten, sondern an andere Kirchen abgegeben werden.

Als Bischof setzte Fulbert die Lehrthätigkeit an seiner Schule nicht aus; er wirkte an derselben bis an sein Ende unermüdlich fort. Auch schrieb er, theils um von Auswärts kommende Fragen zu beantworten, theils ohne Zweifel für seine Schule, einige theologische Traktate, die zwar von Kenntniß der Kirchenväter und frommem Geiste zeugen, aber trotz des einfachen Haltens an der traditionellen Lehre, durch unklares Auffassen derselben oft dunkel sind. Die Trinität, die Taufe, das Abendmahl behandelte er in längern Briefen an Freunde; eine Abhandlung über das zwölfte Kapitel der Apostelgeschichte, die vielleicht einen Theil eines größern Werkes ausmachte, verfaßte er wohl für seine Schüler; ist diese Vermuthung annehmbar, so wäre es ein merkwürdiger Beweis, daß damals noch eine freilich wegen Unkenntniß des Griechischen und Hebräischen sehr mangelhafte Erklärung der Bibel zum theo-

logischen Unterricht gehörte, während sie in der scholastischen Zeit beinah völlig verschwand. Auch hat man von Fulbert einen Tractat gegen die Juden. Nicht unwichtig ist die Art, wie er sich über das Abendmahl ausdrückt, über das sein Schüler Berengar mit der Kirche in Streit gerieth. Die Lehre von der Brodverwandlung war noch nicht so bestimmt festgestellt und entwickelt, wie man sie bald nachher findet; noch waren die Meinungen schwankend, obgleich der Wunderglaube der Zeit schon anfing, in der magischen Transsubstantiation mehr Befriedigung zu finden, als in jeder andern Auffassung. Gerbert von Reims hatte diese Lehre behauptet; Fulbert scheint sich dieselbe nicht vollständig angeeignet zu haben, wenn er sich auch nicht entschieden dagegen ausgesprochen hat; in unklaren Bildern redete er von dem bewundernswürdigen Geheimniß des Sacraments, und nannte dieses bald ein heilsames Unterpfand des Leibes und Blutes Christi, bald sagte er, durch Zusammenfügen des heiligen Geistes werde der wahre Leib Christi unsichtbar unter der sichtbaren Gestalt des Brodes gewirkt. Ein andermal erklärte er, das geweihte Brod werde in den Leib Christi gleichsam übergetragen, allein der von der Jungfrau geborne und am Kreuz gestorbene Leib, dessen Andenken der Priester in dem Brode begeht, sei ein andrer als der im Geheimniß des Sacraments. Wenn man daher annehmen darf, daß in diesem Punkte Fulbert noch nicht völlig in den Aberglauben der Brodverwandlung versunken war, so stand er doch am Rande davon, und einer seiner Schüler, Adelmann, der gegen Berengar die Kirchenlehre vertheidigte, konnte sich für dieselbe, mit einigem Schein, auf Fulbert berufen. Dieser war eben, aus noch unvollkommenen Culturzuständen erwachsen, kein tiefdenkender Theolog. Nichts beweist dies mehr als sein schwärmerisches Festhalten an einem andern Aberglauben der Zeit, an der Verehrung der heiligen Mutter. Nicht nur hat er ihre Verdienste, ihre den Zorn Gottes besänftigende Barmherzigkeit, ihre von der Sage ausgeschmückte Geschichte, ihre wunderbaren Hülfleistungen in Predigten und Hymnen gefeiert, sondern auch das seit Kurzem erst aufgekommene Fest ihrer Geburt in seiner Kirche eingeführt. Wie schädlich auch in diesem Punkte sein Irrthum war, der noch jetzt der größte, das Werk Christi am meisten verdunkelnde Wahn des römischen Katholicismus ist, so bleibt uns Fulbert doch ehrwürdig als Bischof und als Lehrer in einer dunkeln Zeit, als Anfänger eines neuen

Lebens, das sich von nun an immer reger in den Schulen entwickelte. Er starb um das Jahr 1029; sein Todestag war der 10. April. C. Schmidt in Straßburg.

---

219. Lanfranc, Erzbischof von Canterbury.

28. Mai.

Lanfranc ist um das Jahr 1010 in der Lombardei geboren, in Pavia, einer Stadt, in welcher alte römische Bildung, Städteordnung und Rechtskunde nie ganz untergegangen ist. Sein Vater, der aus einer patricischen Familie stammte und als Mitglied des Richtercollegiums ein angesehenes Amt verwaltete, ließ seinen Sohn von Kindheit auf sorgfältig erziehen, damit derselbe einst sein Nachfolger werden könnte, wozu auch nach des Vaters frühem Tode der Weg gebahnt war. Aber nicht immer sind die natürlichen Gleise, die einem Menschen sich darbieten, auch die von Gott gewiesenen Wege, die er wandeln soll. Lanfranc wurde durch seine ausgezeichnete Begabung, durch seine Wahl und besonders durch göttliche Erweckung höherer Bedürfnisse in ganz anderer Richtung geführt, erst in die Normandie, dann nach England, wo er nach reichgesegneter kräftiger Wirksamkeit im höchsten Alter als Erzbischof von Canterbury gestorben ist.

Noch unbekannt mit den Keimen, die Gott in ihn gelegt, hatte Lanfranc als Jüngling sich nach Bologna begeben, wo schon damals eine Schule der Rechtswissenschaft blühte, bei welcher er eine gründlichere Bildung für das in Aussicht gestellte Richteramt suchte. Dort öffneten sich ihm aber nicht nur reiche Quellen des Wissens für die Kunde der Bibel, des heidnischen Alterthums, der kirchlichen Rechts-Ueberlieferung, sondern sein Geist wurde auch angeregt, die Masse der gelehrten Kenntnisse zu vergleichen, zu zergliedern, zu beherrschen und anzuwenden. Er war Einer der Ersten, die durch die erneuerte Bekanntschaft mit Aristoteles angeregt wurden, das geordnete Denken kunstmäßig zu treiben und sowohl für den Unterricht als für den gerichtlichen Gebrauch flüssig zu machen. Als er in seine Vaterstadt heimgekehrt war, gewann der junge Mann durch diese neue Behandlung der Rechtssachen ein großes Uebergewicht über die Richter und Rechtsanwalte, die nur die alte träge Methode kannten, und gelangte in kurzer Zeit zu

außerordentlichem Ansehn, so daß sich bald Schüler zahlreich um ihn versammelten. Jetzt breitete sich seine Forschung über alle Gebiete des Wissens aus, die seiner Zeit in Italien zugänglich waren: er machte sich zu einem Meister seines Zeitalters in altrömischer Sprache und Literatur, studirte die Kirchenväter, wie er die Rechtsgelehrten studirt hatte, und belebte Alles durch den Zauberstab der Dialektik. Zu der Theologie aber zog ihn schon damals besonders ein geheimer Zug des Herzens, der mehr suchte, als er sich selbst bewußt war.

In dem nordwestlichen Frankreich hatten in jener Zeit die Normannen Kirchen und Klöster verwüstet, aber endlich sich einen festen Grundbesitz erzwungen, den sie vom König von Frankreich zu Lehn trugen: von ihnen erhielt dieser Landstrich den Namen der Normandie. Um das Jahr 1040 war der Herzog der Normandie, Sohn des einst so gefürchteten Robert, der den Beinamen der Teufel erhielt, noch unmündig und sein Lehnsherr, der König von Frankreich, führte die Vormundschaft. Dorthin, in jenes neugepflügte Land, in die Stadt Avranches begab sich mit einer Schaar von Schülern Lanfranc, um den Samen neuer Geistesbildung daselbst auszustreuen. Während sich in kurzer Zeit eine große Menge von Lernbegierigen um ihn versammelt hatte, wurde ihm der Zudrang lästig, und das Bedürfniß der Sammlung, um für seine Seele zu sorgen, ließ ihn die Stille suchen. Er begab sich deshalb im Jahre 1042 auf den Weg nach Rouen, wo er unbekannt sich selbst zu leben gedachte. Aber als er den kleinen Fluß Risle überschritten, wurde er in einem Walde von Räubern überfallen und ausgeplündert. Da fiel ihm ein, bei Gregor dem Großen gelesen zu haben, wie einst ein frommer Mann zur Zeit der Langobardenkriege in Italien von räuberischen Langobarden überfallen, nachdem diese ihm sein Pferd genommen, ihnen auch die Peitsche gereicht habe, damit sie das Thier lenken könnten, die Räuber aber, durch seine Sanfmuth gerührt, ihm das Pferd sammt der Peitsche zurück gegeben. Schnell entschloß er sich, den Räubern auch die Kleider, die sie ihm gelassen hatten, anzubieten, in der Hoffnung, dann seine ganze Habe zurück zu erhalten. Diese Räuber aber hielten dies nur für einen Hohn, wurden erbittert, nahmen ihm wirklich auch seine Kleider, führten ihn vom Wege ab, banden ihn, die Hände auf den Rücken, an einen Baum, zogen ihm die Kappe über das Gesicht, daß er nicht sehen konnte,

und gingen bei einbrechender Nacht davon. Diese Nacht war entscheidend für Lanfrancs Herz. Er legte sich die Frage vor warum doch sein Benehmen, womit er das Beispiel des frommen Mannes, von dem Gregor erzählt, nachgeahmt, bei ihm den entgegengesetzten Erfolg gehabt hätte, und mußte sich eingestehn, daß der Beweggrund ein verschiedener gewesen, dort einfältiger Gehorsam gegen Christi Gebot, hier der Zweck, durch eine List seine Habe zu retten. Dann wollte er durch Gebet seine Noth lindern. und konnte nicht beten. Endlich erinnerte er sich, daß es Leute gebe, welche mitten im Elende Gott mit Psalmen oder Lobgesängen gepriesen hätten: aber sein Gedächtniß versagte ihm den Dienst und mit Schrecken wurde er inne, daß er kein geistliches Lied auswendig konnte. Da ward ihm recht kläglich zu Muthe und er rief aus: „So viele Zeit habe ich mit Studiren zugebracht und nun weiß ich nicht einmal, wie ich beten oder Gott preisen soll!" Und nun that er vom Grund seines Herzens das Gelübde, wenn Gott ihn aus dieser Gefahr retten wollte, sich künftig ganz seinem Dienste zu weihen. Als der Tag anbrach, hörte er Wanderer auf der Straße vorüberziehen und auf seinen Hülferuf kamen diese herbei, lösten seine Bande und führten ihn auf den Weg. Sogleich fragt er sie nun, wo das ärmste Kloster hier zu Lande wäre und sie nannten ihm das Kloster Bec, das erst vor kurzer Zeit (am 25. Februar 1040) ein frommer normännischer Ritter Namens Herluin an einem Bache in einer nahen Waldschlucht gegründet hatte. Bald stand er vor dem ehrwürdigen Greise, der selbst Abt seines Klosters war, aber sich der niedrigsten Dienste nicht schämte. Lanfranc fand ihn mit dem Bau eines Backofens beschäftigt. „Gottes Segen mit euch!" rief ihm der Fremdling zu. „Gott vergelts euch!" erwiederte Herluin, und fügte, wie er seine Mundart vernommen, hinzu: „Ihr seid wohl aus der Lombardei." „So ist's," versetzte Lanfranc. „Und was wollt ihr?" Lanfranc: „Mönch werden." Herluin läßt ihm von einem Mönch Roger, der eben bei der Arbeit half, die Regel überreichen und spricht: „Nun so lest dies Buch." Es war im Wesentlichen die Regel des heiligen Benedict, deren Grundsatz ist: Bete und arbeite! aber auf ihre ursprüngliche Strenge und Zweckmäßigkeit zurückgeführt. Lanfranc erklärte sich bereit, mit Gottes Hülfe derselben nachzukommen und erlangte den Einlaß ins Kloster. Entzückt warf er sich

dem Abt zu Füßen, umfaßte seine Kniee und gelobte den treuesten Gehorsam. Er hielt Wort und bewunderte oft das Verständniß der Schrift, welches der ungelehrte alte Ritter bewährte. „Wenn ich diesen Laien höre" — rief er wohl aus — „so weiß ich nichts zu sagen, als: der Geist wehet, wo er will." Drei Jahre blieb nun Lanfranc unter strenger Uebung des Gebetes und des Gehorsams nur mit dem Heile seiner Seele beschäftigt. Die Welt hielt den berühmten Lehrer für todt und nur Herluin wußte, welchen Schatz von Erkenntniß dieser demüthige Mönch in sich barg. Auf Bitten seines Abtes ließ er sich endlich bewegen, eine Schule im Kloster zu eröffnen; er wurde Scholasticus, und schnell verbreitete sich sein Ruf. Die Großen der Nachbarschaft schickten ihre Kinder, auch Erwachsene fanden zahlreich sich ein, um seines Unterrichts zu genießen, nicht nur Cleriker, sondern auch Laien aus dem Ritterstande. Schon im Jahre 1046 machte ihn Herluin zum Prior und übergab ihm die ganze innere Zucht des Klosters, indem er sich nur die äußere Verwaltung vorbehielt.

Eine Reise nach Rom, die Lanfranc um das Jahr 1050 unternommen, mußte seinen Ruhm noch mehr erweitern und ihn mit den ausgezeichnetsten Kirchenmännern seiner Zeit in Berührung setzen. Wir finden, daß er mit dem berühmten Berengar von Tours, der damals in Angers angestellt war, und auch mit dem allmächtigen Hildebrand, der später als Gregor VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, befreundet war. Noch höher stieg sein Ansehen, als Einer seiner Schüler, der Mailänder Anselmus de Badagio, im Jahre 1061 Papst geworden war. Auch sein Landesherr Wilhelm setzte sich in Verbindung mit dem kenntnißreichen hochbegabten Manne und bediente sich Lanfrancs zu einer Sendung nach Rom, um die päpstliche Dispensation zur Verheirathung mit einer Verwandten auszuwirken, der Gräfin Mathilde von Flandern. Die Verhandlung hatte einen glücklichen Ausgang und der Papst forderte nur zur Sühne von dem Herzog Wilhelm die Stiftung zweier Klöster, deren eines St. Stephan in Caën an der Orne war. Für dieses Kloster bestimmte der Herzog den Prior von Bec zum Abte, zu welcher Würde sich Lanfranc nur auf Befehl des Papstes bestimmen ließ. Das Priorat in Bec übergab er seinem Schüler Anselmus von Aosta und siedelte sich um 1063 nach Caën über, wo er mit gleichem Eifer wie früher klösterliche Zucht und wissenschaftlichen Unterricht beförderte. Das im Jahre

1067 ihm angebotene Erzbisthum zu Rouen lehnte er ab, so wie manches andere hohe Kirchenamt.

Ohne seinen Willen mußte er die erste Veranlassung zu der Verketzerung seines Freundes Berengar werden, der im Jahre 1049 in einem Privatschreiben ihm seine Gedanken über das Geheimniß des heiligen Abendmahles mitgetheilt hatte. Lanfranc war damals auf einer Reise nach Rom begriffen: der Brief kam in andere Hände, und auf den, an welchen er gerichtet war, fiel der Verdacht, daß er die vermeintliche Irrlehre seines Freundes theile. Er mußte sich gegen diesen Argwohn vertheidigen und that dies auf den Synoden zu Rom und Vercelli im Jahre 1050 am wirksamsten dadurch, daß er selbst das Irrige in der Lehre seines Freundes ins Licht zu setzen suchte, was ihm neuerlich von denen, die Berengars Lehre in Schutz nehmen, sehr verargt worden ist. Ein gerechtes Urtheil ist nicht leicht. Lanfranc vertrat die herrschende Kirchenlehre, theils im Gehorsam gegen die heilige Ueberlieferung, theils im Anschluß an den Buchstaben der Schrift, theils aber auch, weil diese Lehre sein Gefühl als die frömmere ansprach, welche das Sacrament in höherem Glanze darstellte. Er glaubte diese Lehre gegen die Subtilitäten eines vorwitzigen Verstandes vertheidigen zu müssen, überzeugt, daß der dialectische Verstand nicht gerade diejenige Gabe ist, die in das tiefste Wesen der Dinge einzuführen vermag. Wir freilich haben mit der Ueberlieferung, die Lanfranc in Schutz nahm, gebrochen, nachdem die römische Kirche, zum Theil gegen den wahren Sinn ihrer eigenen Lehre, sehr arge Mißbräuche hat einreißen lassen. Denn eine Anbetung des sichtbaren Brotes, als ob dieses Sichtbare der Leib des Herrn geworden wäre, wie dies doch die Praxis des katholischen Volkes ist, widerspricht dem Wortlaut des Dogma selbst, nach welchem Alles, was man am Brote sehen und schmecken kann, unverändert bleibt und als im höchsten Grade nichtig, als bloßes Accidenz ohne eigne Substanz, also als wesenlos betrachtet werden soll. Man müßte also auf alle Weise verhüten, daß dieses Wesenlose nicht mit dem Allerwesentlichsten, mit Christi Leibe, verwechselt würde, und man thut gerade das Gegentheil. Gegen diesen Mißbrauch, der allerdings in der übermäßigen Verherrlichung alles Aeußerlichen in der römischen Kirche und in der Ueberschätzung der Mitthätigkeit des Priesters seinen Grund hat, kann man protestiren, ohne die Verirrung, die der Kirche zur Last

fällt, den früheren Gründern und Vertheidigern der Kirchenlehre aufzubürden. Jedenfalls war Lanfranc so gut wie Berengar überzeugt, die Wahrheit zu vertheidigen, und zwar nicht aus Vorliebe für eine selbsterfundene neue Lehre eigenen Scharfsinns, sondern die Wahrheit, welche das Bewußtsein der Frommen in seiner Zeit ausdrückte. Er wollte, auch wo er irrte, doch nur die objective Wahrheit gegen die subjective Meinung aufrecht erhalten. Dieser Sinn entspricht ganz dem durchaus conservativen Charakter, welcher bei aller scholastischen Fertigkeit ihm sowohl wie seinem großen Schüler Anselmus eigen war. Uebrigens ging die ganze Strömung des Zeitgeistes damals nach der Seite hin, auf welcher Lanfranc mit Ueberzeugung stand, und selbst Gregor VII. mußte in jener Streitsache dieser Strömung nachgeben: Berengar mußte sich ihr wenigstens unterwerfen. Der Sieg der Transsubstantiation vollendete sich und ward nach und nach zum Kern und Centrum des ganzen römischen Cultus.

Im Jahre 1066 wurde durch die Schlacht bei Hastings England dem Normannenherzog Wilhelm unterworfen und der Eroberer suchte sich in dem Besitze der herrlichen Insel zu befestigen und die Wunden zu heilen, die der Krieg dem Lande geschlagen. Er beschloß, den Abt Lanfranc, dessen Rathschläge ihm oft nützlich gewesen waren, in das Erzbisthum Canterbury einzusetzen, und Lanfranc willigte, obwohl gegen seine Neigung, ein, diese wichtige, aber schwierige und gefahrvolle Stellung zu übernehmen. Es war besonders die Zusprache des alten Abt von Bec, Herluin, die ihn dafür entschied; denn diesem pflegte er auch jetzt noch, wie einem Vater, ja wie Christo selbst, zu gehorchen. Er fand (1070) das Land durch Krieg verödet, das Volk verwildert, die Bischöfe gegen ihn, den aufgedrungenen Fremden, erbittert, Kirchen und Klöster und alle frommen Stiftungen beraubt oder aller Zucht und Ordnung entwöhnet, einen großen Theil des Clerus roh und unwissend. Der König Wilhelm brauchte Geld und sah die geistlichen Güter als seine Domänen an, mit welchen er nach Belieben schalten und walten könnte, und die normännischen Barone waren nur zu geneigt, dem Beispiele ihres Königs, dem sie mit ihrem Blute die neue Krone erworben, hierin nachzufolgen. Die Lage war so schwierig, daß Lanfranc nach einiger Zeit gesonnen war, sein Erzbisthum aufzugeben und sich wieder in sein Kloster zurück zu ziehn. Er war aber der einzige Mann, der dieser schwierigen

Aufgabe gewachsen sein konnte und dem der König auch ein volles Vertrauen schenkte: darum bat und ermahnte ihn der Papst, sein ehemaliger Zögling Alexander II., auszuharren und vor keinen Schwierigkeiten zurück zu schrecken. Er blieb und scheute keine Anstrengung zum Schutze der Kirchen und des Kirchenguts, zur Wiederherstellung von Zucht und Bildung unter dem Clerus, zur Erneuerung einer geordneten Pflege der Seelen.

Die Schwierigkeiten mehrten sich, als nach Alexanders Tode Gregor VII. 1073 den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte: denn der König war nicht gewillt, diesem Papste sich zu unterwerfen und verweigerte den Peterspfennig, eine freiwillige Abgabe, die von den früheren Königen dem Stuhle Petri gewidmet worden und die Gregor nun als einen pflichtmäßigen Tribut ansah. Allerdings wagte er nicht, mit Wilhelm so gebieterisch zu verfahren wie mit anderen Fürsten: aber eben darum verlangte er von Lanfranc, er solle des Königs Herz, dessen Vertrauen er besaß, ganz nach des Papstes Absichten lenken. Einer seiner ersten Schritte war, daß er den Erzbischof aufforderte, persönlich in Rom zu erscheinen, und das hätte dieser nicht thun können, ohne des Königs Argwohn zu erregen. Er gehorchte nicht und zog sich dadurch von Gregor den Vorwurf zu, daß er der alten Freundschaft vergessen habe. Er gab dem Papste diesen Vorwurf zurück, und mit Grund, weil derselbe als Freund seine schwierige Stellung, die er kannte, hätte berücksichtigen müssen, und so konnte es nicht ausbleiben, daß eine peinliche Spannung in dem Verhältnisse beider Kirchenfürsten eintrat. Als aber später (1081) Gregor in die äußerste Bedrängniß gerieth und der Kaiser Heinrich IV. ihm Clemens III. als Gegenpapst entgegensetzte, da hielt Lanfranc noch an Gregor fest, ohne gerade alle seine Schritte zu billigen. Diese Stellung war eines weisen und frommen Kirchenfürsten würdig. Erfahrene Christen wissen, daß die christlichen Freundschaften, die in jüngeren Jahren in Folge gemeinsamer reformatorischer Gesinnungen geschlossen worden, großen Prüfungen ausgesetzt sind, wenn die Männer in reiferem Alter ihre Grundsätze in Beziehung auf die einzuschlagenden Wege genauer ausbilden und jeder ein bestimmtes Arbeitsfeld zu vertreten hat. Da verstehen sich oft die alten Freunde nicht mehr, wie früher, und es treten Verstimmungen ein, die oft nur der Tod völlig lösen kann. Aehnliches erlebte Lanfranc in seiner Stellung zu Berengar und zu Hildebrand, welche beide vor

ihm aus diesem Leben schieden. Auch Wilhelm der Eroberer starb vor ihm (1087), und ihm lag bei dem hohen Ansehn, das er im Lande genoß, eine besondere Mitthätigkeit für die Ordnung der Thronfolge ob.

Des Königs zweiter Sohn Wilhelm der Rothe, erst dreizehnjährig, war unter Lanfrancs Augen aufgewachsen, und der Vater hatte vor seinem Verscheiden ihn gebeten, diesem die Krone zuzuwenden und ihn zum König zu salben. Er that es, wenn auch nicht ohne Besorgniß, da er den wilden leidenschaftlichen Charakter des Knaben kannte. So lange er lebte, hielt er denselben noch in Schranken; aber nachdem er 1089 in hohem Alter verschieden war, mochte Wilhelm (II.) sich freuen, die reichen erzbischöflichen Besitzungen nach seinem Gutdünken zu verwenden und zugleich der Rücksichten sich entschlagen zu können, die er einem ehrwürdigen Haupte der immerhin mächtigen Landeskirche nicht versagen durfte. Der erzbischöfliche Stuhl blieb bis zum Jahre 1093 erledigt und erst dann folgte Anselmus in dieser Würde seinem Lehrer Lanfranc.[1])

Die Schriften Lanfrancs sind früher (1568) von einem Benedictiner gesammelt, neuerlich von einem Engländer Giles in Oxford herausgegeben worden (1844. 45 in 2 Bänden). Leider sind diejenigen Werke, die neben seinen Briefen für uns besonders werthvoll sein würden, verloren gegangen, nämlich eine Kirchengeschichte und eine Lebensbeschreibung Wilhelms des Eroberers. Er war nicht ein Mann für den Geschmack unserer Zeit; aber er war ein Christ aus Herzensgrunde, ein fester Charakter, ein Wiederhersteller der Zucht und kirchlichen Sitte für seine Zeit und ein Bahnbrecher für die Bildung und freiere Geistes-Entwickelung, die in den folgenden Jahrhunderten ans Licht trat. Sein Geburtsjahr und also auch sein Lebensalter ist nicht genau zu ermitteln; doch muß er an 80 Jahre alt geworden sein, und man kann seine strengen Fasten, die er sich auferlegte, nicht beschuldigen, daß sie sein Leben abgekürzt hätten. Sein Todestag ist (nach Hasse) der 24. Mai 1089. Sein Andenken verdient auch in der evangelischen Kirche im Segen zu bleiben. H. E. Schmieder in Wittenberg.

[1]) Vgl. Anselm von Canterbury von Hasse, das hier folgende Lebensbild.



220. Anselm, Erzbischof von Canterbury.

21. April.

Ein etwas lockerer Ritter aus der Lombardei, Namens Gundulf, hatte etwa um das Jahr 1030 zu Aosta in Piemont sich niedergelassen und ein tugendsames Fräulein der Stadt, Ermonberga, geheirathet. Aus dieser Ehe entsproß — außer einer Tochter, Richera — ein Sohn, Anselm, welcher einst ein bedeutendes Licht in Kirche und Wissenschaft werden sollte. Den Knaben schon zog es in charakteristischer Weise nach Oben. In seinen Träumen erstieg er z. B. am liebsten die Gipfel der Alpen, um die Wohnung des großen Königs aufzusuchen, von dem ihm die Mutter gesagt hatte, daß er im Himmel throne und die Welt regiere. Kaum funfzehn Jahr alt, wollte er bereits Mönch werden und fragte deßhalb bei einem ihm bekannten Abte an. Doch dieser wies ihn zurück, wenn er nicht die Einwilligung des Vaters hätte, und da bat nun der Knabe Gott, daß er ihn doch recht krank werden lassen möchte, indem er — nach dem damals herrschenden Grundsatze, Sterbenden nicht diese Bitte abzuschlagen; denn das Mönchsthum sah man als eine Pforte zum Himmel an — dann sicherlich seinen Wunsch zu erreichen hoffte. In der That erkrankte er auch. Doch der Abt wollte ihn auch jetzt noch nicht aufnehmen, und so warf sich nunmehr Anselm auf das Gegentheil: statt der Bücher und Andachtsübungen nahm er ritterliche Künste vor, und nicht lange — so that es die Welt ihm an. Nur die Mutter zügelte noch seine Lust an derselben. Allein bald verlor er auch diese, und „ankerlos trieb nun das Schifflein seines Herzens auf den Fluthen der Welt umher.“ Doch da erweckte ihm Gott einen „innern Krieg“: er entzweite ihn mit dem Vater, und unvermögend, es in dessen Nähe auszuhalten, entschloß er sich endlich das väterliche Haus zu verlassen. Drei Jahre wanderte er in Burgund und Francien umher. Endlich kam er nach Avrenches in der Normandie. Hier hörte er von dem großen Rufe, den ein Landsmann, Namens Lanfranc, in dem benachbarten Kloster Bec als Lehrer der Theologie erlangt habe. Dadurch wurde die alte Liebe zum Studiren in ihm wieder rege; er begab sich nach Bec und saß hier eifrig über den Büchern. Diese Anstrengung befreundete ihn allmählig auch wieder mit dem Mönchsthum. Was es mit dessen Beschwerden denn auf sich haben könne, meinte er, wenn er sich

jetzt schon so viel versagen müsse? Aber — wo Mönch werden? In Bec — da würde er neben Lanfranc nicht aufkommen können; in Clügny aber oder einem andern ansehnlichern Kloster noch weniger sich hervorthun können, weil da schon Alles auf's Beste bestellt sei. Denn noch war es ihm nur um einen glänzenden Wirkungskreis zu thun; „noch war ich nicht gebändigt," pflegte er zu sagen, wenn er später dieser Zeit gedachte, „noch tobte in mir die Welt." „Aber wie?" fragte er sich mit der Zeit, als er ernster die Sache zu überlegen anfing; „heißt das Mönch werden, wenn man nur seinen Ehrgeiz befriedigen will? ist nicht Demuth das erste Erforderniß eines Jüngers Christi? Und wo könnte ich mich besser in dieser Tugend üben, als gerade in Bec, wo ich Lanfranc stets über mir habe?" So beschloß er denn, hier sich nieder zu lassen. In seinem sieben und zwanzigsten Jahre (1060) trat er in das Kloster ein.

Es war dieß eines der merkwürdigsten, die es damals gab. Vor zwanzig Jahren erst hatte es ein normännischer Ritter, Namens Herluin, gegründet, den mitten im glänzendsten Hofleben auf Ein Mal die Angst um das Heil seiner Seele ergriffen, und der nun dem Drange seines Herzens nicht anders zu genügen gewußt hatte, als indem er mit zwei gleichgesinnten Genossen auf einem seiner Güter (Borneville) ein Kloster zu bauen anfing, ohne noch mit dem Mönchsleben irgendwie näher bekannt zu sein. Und bei dem tiefen Verfalle der Klöster in seiner Nachbarschaft hatte er auch keines finden können, das er sich zum Muster hätte nehmen können; er hatte daher das seine, so gut er selbst es verstand, eingerichtet. Nichtsdestoweniger traf diese Einrichtung fast ganz mit der zusammen, welche einst der heil. Benedict in seinen Klöstern eingeführt hatte, und die neuerdings in der „Congregation von Clügny" wieder aufkam. Nach drei Jahren (1040) hatte Herluin sein Kloster in Folge eines Brandes an eine andere Stelle verlegt, an den „Bach", welcher ihm den Namen gab, in einem Seitenthale der Rille; und hier ward ihm 1042 ein Gehülfe zugeführt, welcher durch die Wissenschaft, die er in das Kloster brachte, demselben noch eine andere Bedeutung verlieh. Es war dieß eben jener Lanfranc — ursprünglich ein Rechtsgelehrter in Pavia, der sich aber auch mit Dialektik beschäftigt hatte und durch diese für die Philosophie gewonnen worden war, die er nach Verlassung seiner Vaterstadt seit 1040 in Avrenches vortrug. Durch die Philosophie

aber ward er wieder zur Theologie gezogen, und die Theologie brachte ihn zur Erkenntniß der — Eitelkeit seines bisherigen Treibens, so daß er 1042 Avrenches plötzlich wieder verließ, um einen Ort zu suchen, wo er ganz in der Stille der Betrachtung der göttlichen Dinge leben könnte. Auf dieser Reise war er eines Abends in der Nähe der Rille angelangt, als ihn Räuber überfielen, die ihn bis auf die Haut auszogen und fern von dem Wege an einen Baum festbanden. Eine ganze lange Nacht mußte er in dieser peinlichen Lage zubringen, und um so peinlicher wurde diese für ihn, als er zu seinem Schrecken entdeckte, daß er trotz aller Gelehrsamkeit nicht im Stande war, durch Gebet oder durch ein geistliches Lied sich zu stärken. Als er daher am folgenden Morgen von vorüberziehenden Reisenden, die er mit seinem Geschrei erreichte, befreit ward, erkundigte er sich bei diesen nach dem ärmsten Kloster, das sie in der Nähe wüßten, und hier aufgenommen — es war Bec — verbrachte er die drei ersten Jahre in der tiefsten Zurückgezogenheit, aller Wissenschaft sich entschlagend und nur frommen Uebungen hingegeben, um die Kunst beten zu lernen. Erst als er die Eitelkeit seines Herzens hinlänglich gebrochen glaubte, wagte er wieder als Lehrer aufzutreten, und richtete nun auf Herluin's Wunsch, der ihn 1046 zum Prior ernannte, eine Schule in dem Kloster ein, die alsbald ein Hauptsitz der Wissenschaft wurde, nach dem Schüler aus allen Nachbarländern strömten.

In diese Schule und dieses Kloster nun trat, wie gesagt, auch Anselm ein, und so rasch fand er sich in den Sinn und Geist, der hier herrschte, daß, als Lanfranc im Jahr 1063 zum Abte eines neugestifteten Klosters in Caën berufen wurde, Herluin ihn an dessen Stelle zum Prior erhob. Als solcher entwickelte er die fruchtbarste Thätigkeit für die weitere Hebung des Klosters, in religiöser wie in wissenschaftlicher Hinsicht. Besonders widmete er der Jugend sein Augenmerk. Denn wie das Wachs nicht zu hart und nicht zu weich sein müsse, um ein Siegel darauf zu drücken — sei es nämlich zu hart, so nehme es den Eindruck gar nicht an; sei es aber zu weich, so verfließe derselbe gleich wieder —, so seien Menschen, die bis in ihr höheres Alter nur mit den Dingen dieser Welt sich beschäftigt hätten, schon viel zu hart, um die Geheimnisse des Himmelreichs auch nur zu verstehen; Kinder aber noch viel zu weich, als daß Eindrücke davon haften könnten; das Jünglingsalter aber, das sei die rechte Zeit, um auf das Gemüth zu wirken,

weil Selbstständigkeit und Empfänglichkeit da in glücklicher Mischung noch gleich sehr vorhanden seien. Von jener rauhen Disciplin aber, welche damals in den meisten Klöstern geübt wurde, wollte Anselm nichts wissen. Jungen Leuten müsse man, wie jungen Bäumen, ihre Freiheit lassen, wenn sie nicht verwachsen sollten. Daher pflegte er seinen Zöglingen Manches nachzusehn, um nur erst ihr Vertrauen zu gewinnen. War ihm dieses gelungen, dann wurde er ernster und strenger, bis er schließlich auch das bekämpfen konnte, was er anfangs geduldet hatte. Durch die Jugend wirkte er auch auf die ältern Klostergenossen ein, die ihm anfangs nicht sehr wohlwollten, weil sie meinten, daß er zu rasch zum Prior befördert worden sei, die sich aber zuletzt doch auch seiner Leitung anvertrauten, als sie merkten, daß ihm ein seltener Blick in das menschliche Herz verliehen war, der ihn leicht das rechte Wort für Jedermann treffen ließ. Selbst von Außerhalb wandte man sich daher mit der Zeit um „geistlichen Rath" an ihn. Man berief ihn nicht nur nach fremden Klöstern, um „Worte des Lebens zu spenden," sondern er erhielt auch fast täglich Besuche und Briefe von Personen aus allen Ständen, die um Trost, Bescheidung und Aufmunterung baten. Dazu kam ein pastoraler Eifer, welcher „eher die Andern ermüden ließ, ihn zu hören, als ihn, sie zu ermahnen und zu belehren." „Man konnte von ihm wie vom heiligen Martin sagen: Christus, Gerechtigkeit, ewiges Leben kamen ihm nicht aus dem Munde." Doch war es nicht bloß diese seelsorgerische Thätigkeit, die er außer den Stunden, welche der Unterricht erforderte, mit solchem Eifer trieb, sondern auch die leibliche Noth nahm sein Mitleid in Anspruch. Täglich besuchte er das Krankenhaus, fragte Jeden, was ihm fehle, und reichte ihm selbst die Arznei. „Den Gesunden ein Vater, war er den Kranken eine Mutter, oder vielmehr Kranken und Gesunden Vater und Mutter zugleich." Trotz der Menge von Geschäften aber, die er solchergestalt zu besorgen hatte, wußte er doch auch noch für Dasjenige Zeit zu gewinnen, was seiner Neigung am Meisten entsprach: für theologische Meditation. Der Tag zwar verging in der Regel mit jenen Geschäften; die Nacht aber war die Zeit, wo er sich dem innersten Zuge seines Geistes überlassen konnte. Denn wie ihm das Fasten nach wenigen Jahren schon so zur Gewohnheit geworden war, daß er selbst nach längerer Abstinenz kaum noch Hunger empfand: so auch das Wachen. Fast nie ging er vor dem Früh-

gottesdienste zu Bett; häufig fanden ihn die Brüder, die diesen vorzubereiten hatten, wenn sie durch das Kloster gingen, statt in dem Dormitorium, in dem Capitel auf den Knieen liegend. Auch noch nachher blieb er nicht selten auf, und dieß war nun die Zeit, wo er entweder stillen Andachtsübungen oblag, oder in der Schrift und den Vätern studirte, oder endlich der Meditation sich ergab und die großen Erkenntnißprobleme erwog, die sich ihm des Tags beim Unterrichte aufgedrängt hatten: woraus dann die Werke erwuchsen, welche ihn zum Begründer einer neuen Periode der Theologie gemacht haben — Werke, die in der That Das leisteten, was sie bezweckten, nämlich das „Verständniß des Glaubens“ förderten, indem sie einen Einblick in dessen Mysterien gewährten, wie er bis dahin in der Kirche nicht vorgekommen war.

Nach Herluin's Tode im Jahre 1078 wurde Anselm einstimmig zum Abte des Klosters gewählt. Dadurch fiel ihm nun auch die Leitung der äußern Angelegenheiten desselben zu, und wenn er auch diese zu einem großen Theile bewährten Brüdern übertrug, indem er selbst vielmehr fortfuhr das Innere zu leiten, besonders den Unterricht und die Disciplin, so konnte er doch auch jenen sich nicht ganz entziehn, sondern mußte sich oft in Person mit Dingen befassen, welche seiner Neigung ziemlich fern lagen. Dennoch stand er auch da seinen Mann. Hatte er z. B. sein Kloster auf den Gerichtstagen der Grafschaft zu vertreten, auf welchen es oft sehr tumultuarisch herging, indem die processirenden Parteien einander mit Schreien zu überbieten suchten, so pflegte er anfangs ganz ruhig dazusitzen, ja wohl mitten im Getümmel an die nächste Umgebung eine kleine Predigt zu halten, oder wollte ihn Niemand hören, sich dem Schlummer zu überlassen; nichtsdestoweniger wußte er, wenn nun an ihn die Reihe kam, zu reden, mit ein Paar Worten die Sache, um die es sich handelte, in das rechte Licht zu stellen und die Ränke und Listen der Gegner zu Schanden zu machen. Auch von den ökonomischen Sorgen, welche jetzt auf ihm lasteten, ließ er sich nicht sehr anfechten. Denn immer noch war das Kloster so arm, daß man oft nicht wußte, wovon man den folgenden Tag leben sollte. Auf alle Klagen der Küchen- und Kellermeister hatte er dann nur die Antwort: „hofft auf den Herrn, der wird schon Rath schaffen!“ Und in der That liefen, oft noch an demselben Tage entweder Almosen von reichen Nachbarn ein, oder Schiffe mit Geschenken aus England erschienen auf der Seine, oder

es trat einer in das Kloster, der ihm sein Vermögen zubrachte u. s. w. Dabei herrschte die aufopferndste Gastfreundschaft in Bec. „Spanier und Burgunder", ruft ein Zeitgenosse aus, „aber auch die nächsten Nachbarn können das bezeugen; denn die Thüre der Beccenser steht Jedem offen, der bei ihr anspricht." Hatte Anselm selbst in Angelegenheiten seines Klosters eine Reise zu machen, so benutzte er diese zugleich zu geistlicher Einwirkung auf die Klöster nicht nur, sondern auch auf die Laienfamilien, bei denen er vorsprach. Und überall hieß man ihn willkommen; denn er trat nicht im Tone des Lehrers, sondern des Freundes, des Hausgenossen auf; es waren nicht trockene Regeln, die er gab, sondern er bediente sich aus dem Leben gegriffener Beispiele, treffender Bilder, schlagender Sprüche, kurz der „Gleichnißrede". Dabei drängte er sich Keinem auf, sondern richtete sich, so weit es mit dem Gewissen vereinbar war, nach den Sitten der verschiedenen Stände, ließ lieber etwas von der Strenge des Mönchsthums nach, als daß er durch Schroffheit zurückgestoßen hätte, und „suchte mit dem Apostel Allen Alles zu werden, auf daß er Alle gewänne." Hiedurch sorgte er auch für die Interessen seines Klosters auf's Beste. Denn Jeder beeiferte sich, diesem etwas zuzuwenden. Selbst König Wilhelm der Eroberer, „dieser sonst so furchtbare Herr", gehörte zu dessen Gönnern, und ebenso bezeigten die Päpste der Zeit ihm ihr Wohlwollen; Urban II. ertheilte ihm z. B. die Exemtion von der bischöflichen Gewalt. Da nun Anselm funfzehn Jahre (1078—1093) als Abt an der Spitze des Klosters stand, wie er funfzehn Jahre (1063—1078) als Prior demselben vorgestanden hatte, so gedieh dasselbe zu einer seltenen Wohlfahrt heran. Hatte Herluin während seines vierzigjährigen Regiments 136 Mönche in dasselbe aufgenommen, so nahm Anselm während seines funfzehnjährigen 180 auf. Diesseit und jenseit des Canals galt es als das Musterkloster; nach mehreren Seiten entsandte es geistliche Colonieen, und Bischofs- und Erzbischofs-Stühle wurden aus demselben besetzt.

Eine solche Besetzung nun war es auch, die Anselmen im Jahre 1093 dem Kloster entführte. Da es nämlich mehrere Besitzungen in England hatte, so hatte Anselm auch dorthin öfters reisen müssen, und hatte auch dort Aller Herzen gewonnen. Seit 1089 nun war dort der erzbischöfliche Stuhl von Canterbury erledigt, und doch that dessen Wiederbesetzung um so dringender noth, als der Nachfolger Wilhelms des Eroberers seit 1087, Wilhelm (II)

der Rothe, die englische Kirche arg bedrückte. Nur von einem kräftigen Primas ließ sich da Abhülfe erwarten, und so hatten alle diejenigen, welchen der Nothstand der Kirche zu Herzen ging, ihre Augen schon längst auf Anselm gerichtet. Bisher aber hatte Wilhelm der Rothe von einer Wiederbesetzung der Stelle nichts wissen wollen, da er selbst die Einkünfte derselben während der Vacanz bezog. Nur dieß gab er, wie zum Hohne, am Ende des Jahres 1092 zu, daß man Gott um die Wiederbesetzung anriefe, d. h. öffentliche Gebete zu diesem Behufe anstellte; denn so, meinte er, würde er die Sache noch immer in seiner Hand behalten. Allein im Februar 1093 erkrankte er gefährlich, und in der Todesangst entriß man ihm endlich das Versprechen, der Haupt- und Mutterkirche des Reichs wieder einen Hirten zu geben. Zufällig befand sich nun gerade damals Anselm in der Nähe des königlichen Krankenlagers. Sofort berief man ihn an dasselbe und bestimmte den König auch dazu: Anselm den Hirtenstab zu überreichen. Vergebens sträubte sich dieser; man drückte ihm den Stab recht eigentlich in die Hand und kehrte sich an keine seiner Vorstellungen. Es half nichts. Anselm mußte dem allgemeinen Rufe folgen, wie klar er auch erkannte, daß die härtesten Kämpfe seiner warteten, da er die Wiederherstellung der Freiheit der Kirche als die erste Aufgabe betrachten mußte, die ihm mit dem neuen Amte zufiel.

Wirklich hoben denn auch diese Kämpfe bald nach seiner Stuhlbesteigung (am 25. September 1093) an. Kaum genesen, fiel nämlich der König in seine frühere Sinnesweise zurück und behandelte die Kirche auf das Allerschnödeste, indem er sie nur als ein Mittel betrachtete, seine (immer leere) Schatzkammer zu bereichern. „Das Brot Christi ist ein fettes Brot", pflegte er zu sagen, und: „die Krone hat die Hälfte ihrer Einkünfte an die Kirche verloren; warum soll ich sie nicht wieder einzubringen suchen?" Schon das verfeindete ihn daher mit dem neuen Erzbischofe, daß dieser ihm als Huldigungsgeschenk eine, wie der König meinte, viel zu geringe Summe bot — fünfhundert Pfund Silber — und durch keine Drohung zu bewegen war, sie zu erhöhen. Auf die selbe Weise, wie das Erzbisthum von Canterbury, hatte ferner der König alle übrigen Bisthümer und Abteien, wenn sie erledigt wurden, unbesetzt gelassen, um ihre Einkünfte zu genießen. Anselm forderte, daß sie neue Vorsteher erhielten, und drang überdieß auf die Einberufung einer Generalsynode, um Maßregeln gegen die gränzenlose

Verwilderung der Sitten, welche in der letzten Zeit eingerissen war, zu treffen. Beides schlug ihm der König rund ab, und als sich Anselm nunmehr an den Papst wenden wollte, um durch dessen Auctorität an's Ziel zu gelangen, suchte ihm der König auch diese Zuflucht abzuschneiden, indem er das Schisma, welches durch die Aufstellung eines Gegenpapstes durch Kaiser Heinrich IV. im Jahr 1080 entstanden war, benutzte, um sich die Entscheidung beizulegen, wer in England als der rechtmäßige Papst zu gelten habe. Der König selbst aber hatte sich bisher für keinen der beiden Päpste erklärt, um ungehindert mit der Kirche schalten und walten zu können, während Anselm es von Anfang an mit Urban II. hielt. Nun verstand sich zwar zuletzt (1095) auch der König zu der Anerkennung dieses Papstes, und alle Intriguen, das Ansehn desselben gegen Anselm zu benutzen, scheiterten. Allein die reformatorischen Maaßregeln, welche Anselm bezweckte, kamen doch nicht zu Stande. Denn zuerst diente die Besetzung der Normandie, welche nach dem Tode Wilhelms des Eroberers an dessen ältesten Sohn, Robert III., gefallen war, der sie aber jetzt, um an dem ersten Kreuzzuge Theil nehmen zu können, auf drei Jahre an den jüngeren Bruder, den König von England, abtrat — zuerst diente die Besetzung der Normandie dem Könige als Vorwand, um die Anträge Anselms zurückzuweisen; und dann, als er endlich nach England zurückgekehrt war (1097), hatte er einen Aufstand der Waliser zu dämpfen. Nach dessen Beendigung hoffte freilich Jedermann, daß der König dem Erzbischofe Gehör geben würde. Statt dessen bedrohte er ihn mit einem Processe wegen der angeblichen schlechten Beschaffenheit der von dem Erzstifte zu dem Kriege gestellten Truppen. Kurz: der König wollte den Erzbischof schlechterdings nicht zu Worte kommen lassen, und so beschloß denn Anselm, da der Papst jetzt wieder in England anerkannt war, persönlich diesen anzugehn, um ihn zu einem Einschreiten in der Sache zu veranlassen. Der König erklärte zwar, daß er dann Anselm als abgesetzt betrachten und das Erzstift wieder einziehn würde. Doch Anselm wollte lieber das zeitliche Gut, als die Würde und Freiheit der Kirche opfern, und trat daher wirklich im November 1097 die Reise an. In Lyon erkrankt, traf er erst im Mai 1098 in Rom ein. Hier empfing ihn der Papst sehr ehrenvoll und erließ sogleich ein Schreiben an den König, um volle Freiheit für Anselm zu verlangen. Allein eine Antwort desselben stand

sobald nicht zu hoffen; daher bat er Anselmen, einstweilen in seiner Nähe zu bleiben und den Erfolg jenes Schreibens abzuwarten, und da es in Rom zu heiß war, so folgte Anselm der Einladung eines ehemaligen Beccensers, des Abts Johannes zu St. Salvator in Telesi, welcher ihm ein Gut dieses Klosters, Namens Sclavia, zum Aufenthalte anbot, das hoch und luftig gelegen war und die freieste Aussicht auf das „glückliche Campanien“ gewährte. In dieser reizenden Einsamkeit verbrachte er den Sommer 1098 und vollendete eines seiner bedeutendsten Werke, das der Beantwortung der schwersten Frage, die der Glaube dem Denken stellen kann, der Frage: „warum Gott Mensch?“ gewidmet war. Nur Ein mal stieg er in die Ebene hinab: als ihn nämlich die normännischen Fürsten in Unteritalien, welche damals grade das aufrührerische Capua belagerten, gern kennen lernen wollten. Mitten in ihrem Lager stattete er ihnen da einen Besuch ab und machte selbst auf die Sarazenen des Herzogs Roger von Sicilien tiefen Eindruck. Im October begleitete er den Papst zu einem Concil in Bari, wo hauptsächlich durch seinen Einfluß die lateinische Lehre vom Ausgange des h. Geistes, der griechischen gegenüber, den Sieg erfocht. Von da kehrte er mit dem Papste nach Rom zurück, und hier traf nun endlich die Antwort des Königs auf das Schreiben des Papstes ein. Sie lautete ablehnend, und so kündigte nunmehr der Papst dem Könige die Excommunication an, wenn er den Erzbischof von Canterbury nicht bis Michaelis 1099 vollständig in sein Amt wieder eingesetzt haben würde. Allein noch vor Ablauf dieser Frist, am 29. Juli 1099, starb Urban II., und der folgende Papst, Paschal II., wollte nicht sogleich beim Beginne seines Pontificats den Streit mit der englischen Krone erneuern. Auch hatte Anselm bereits zu Ende April 1099 Rom verlassen und bei einem alten Freunde, dem Erzbischof Hugo von Lyon, ein Unterkommen gefunden. Im folgenden Jahre (1100) starb nun aber auch der König (auf einer Jagd in dem „Neuen Forste“ bei Winchester). Heinrich (I.), sein jüngerer Bruder, der ihm folgte, rief sogleich den verbannten Erzbischof zurück und versprach die Abstellung aller bisherigen Mißbräuche. Nichtsdestoweniger gerieth doch auch er mit Anselm in Streit, weil dieser in Folge des Beschlusses einer römischen Synode, der er selbst noch im April 1099 beigewohnt hatte, und die jede Annahme eines geistlichen Amts aus Laienhand, so wie jede Vereidung eines Geistlichen durch Laien verboten

hatte, sich weigerte, von dem Könige sich mit seinem Amte bekleiden („investiren") zu lassen und demselben den üblichen Lehnseid zu leisten, so treu er es auch mit dem Könige hielt, als der Herzog Robert (III.) im September 1100 aus dem Morgenlande zurückkehrte und die Thronfolge in England in Anspruch nahm. Denn während da die Barone nur zu geneigt waren, zu Robert (III.) abzufallen, stand Anselm mit aller Kraft für Heinrich I. ein. Allein Lehnsmann des Königs wollte er allerdings nicht werden, weil ihm dieß mit der Freiheit des kirchlichen Regiments zu streiten schien, während andererseits der König die Sicherheit des weltlichen Regiments für gefährdet hielt, wenn der Klerus nicht in jener Abhängigkeit von ihm stände. Schon zu Ende des Jahres 1100 sandte daher Heinrich einen seiner Vertrauten nach Rom, um wo möglich eine Aenderung jenes Synodalbeschlusses zu bewirken, und als dieser unverrichteter Sache zu Ostern 1101 zurückkehrte, beschloß man, von Seiten des Reichs eine zweite Gesandtschaft an den Papst, die denselben so dringend als möglich dazu auffordern sollte. Bei deren Rückkehr (im Mai 1102) ergab sich nun aber der ärgerliche Umstand, daß die päpstlichen Schreiben, die sie mitbrachte, anders lauteten, als der Bescheid, den sie mündlich von dem Papste empfangen haben wollte. Während nämlich jene dem Könige das Recht der Belehnung mit kirchlichen Aemtern durchaus absprachen, sollte Paschal II. mündlich geäußert haben, daß der König sich immerhin dieses Rechts bedienen möge, sobald er die Aemter nur würdigen Personen verleihe. Bei diesem Zwiespalt blieb nichts übrig, als eine dritte Gesandtschaft nach Rom, und diese brachte nun zwar im März 1103 die Bestätigung des früheren schriftlichen Bescheids; allein der König wollte doch nicht von seinem Rechte lassen und stellte daher an Anselm selbst das Ansinnen, nach Rom zu reisen, um eine günstigere Entscheidung herbeizuführen. Auch die Stände drangen in ihn, und da man ihm ausdrücklich gestattete, dem Papste einfach den Thatbestand vorzulegen, jeder Einwirkung auf das päpstliche Urtheil aber sich zu enthalten, so entschloß sich Anselm zu der Reise, obwohl er recht gut erkannte, daß man damit nur seine Entfernung bezwecke. Dieß stellte sich denn auch bald genug als die eigentliche Absicht heraus. Denn als der Papst dabei beharrte, dem Könige das Investiturrecht zu verweigern, so erklärte der königliche Gesandte, welcher mit Anselm nach Rom gekommen war, daß sein Herr diesem dann



auch nicht gestatten könne, nach England zurückzukehren. Anselm mußte also abermals ein Unterkommen im Auslande suchen und fand es auch dieß Mal bei seinem Freunde, dem Erzbischof von Lyon. Vergebens suchte er von hier aus brieflich, den König umzustimmen; nach dem dritten Briefe brach dieser die Correspondenz ab. Vergebens wartete er aber auch auf ein Einschreiten des Papstes. Zwar die Bischöfe, die sich von dem Könige investiren ließen, auch die Räthe des Königs excommunicirte Paschal auf einem Lateranconcil zu Anfang des Jahres 1105. Aber gegen den König selbst verschob er den Spruch von Frist zu Frist, weil dieser durch immer neue Gesandtschaften ihn hinhielt. Nachdem so anderthalb Jahre verflossen waren, beschloß endlich Anselm selbst zu diesem letzten Mittel zu greifen, um der Sache ein Ende zu machen. Er begab sich im Mai 1105 in die Nähe der Normandie, wo der König sich damals (im Kriege mit seinem Bruder Robert) aufhielt, um demselben die Excommunication anzukündigen. Vorher aber theilte er seinen Entschluß einer Schwester des Königs, der Gräfin Adele von Blois, einer alten Gönnerin des Klosters Bec, mit, und diese eilte, ihren Bruder davon in Kenntniß zu setzen. Zu diesem Aeußersten wollte es der König doch nicht kommen lassen. Er veranstaltete also im Juli 1105 eine Zusammenkunft mit Anselm (in der Burg L'Aigle) und erklärte sich bereit, auf das Investiturrecht zu verzichten, wenn er wenigstens auf den Lehnseid rechnen dürfe. Nun wollte ihm zwar Anselm auch diesen nicht zugestehn; doch der Papst, den man wieder zum Schiedsrichter wählte, trat hierin auf die Seite des Königs, und so gab Anselm nach. Auf einer zweiten Zusammenkunft im August 1106 (in Bec) verglich man sich über alle übrigen noch streitigen Punkte; und unter allgemeinem Jubel kehrte nunmehr Anselm nach England zurück. Das beste Vernehmen herrschte seitdem zwischen ihm und dem Könige; Heinrich ging auf alle Maaßregeln, die Anselm ihm vorschlug, ein; ja, er ernannte ihn sogar einmal, als er England auf längere Zeit verlassen mußte, zum Reichsverweser. Die Kirche stand wieder in Ehren, und der große Kampf, welcher damals überhaupt zwischen ihr und dem Staate geführt wurde, hatte wenigstens in England seine erste versöhnliche Lösung gefunden.

Wie nach Außen die Freiheit, so war es nach Innen die Einheit des kirchlichen Regiments, deren Wiederherstellung sich Anselm eifrigst angelegen sein ließ, und bei seiner Festigkeit wußte

er in der That die englischen Bischöfe, welche unter Wilhelm dem Rothen sich möglichst unabhängig zu stellen gesucht hatten, allmählich wieder in die rechte Unterordnung unter den Stuhl von Canterbury zurückzuführen; selbst den Erzbischof von York nöthigte er dazu.

Aber freilich war ihm die Stärkung des kirchlichen Regiments nach Innen wie nach Außen nur Mittel zum Zwecke. Denn was ihm am Meisten am Herzen lag, war die Herstellung christlicher Sitte und Zucht im Lande. Daher drang er mit solchem Eifer von Anfang an auf die Einberufung einer Generalsynode, weil nur diese allgemeine disciplinarische Maaßregeln treffen konnte, und unter Heinrich I. im Jahr 1102, sowie später noch einmal im Jahre 1108, hatte er die Freude, eine solche zu Stande kommen zu sehen. Eine Reihe der kräftigsten Beschlüsse wurden gefaßt; der Klerus wurde wieder an seinen geistlichen Beruf erinnert und der Verwilderung der Laienwelt, die besonders die Fleischessünden, und zumal unter den Normannen, eine furchtbare Höhe hatte erreichen lassen, mit den ernstesten Strafen begegnet. Aber wohl erkannte Anselm, daß mit diesen disciplinarischen Mitteln nicht viel ausgerichtet werden würde, wenn nicht die herrschende Gesinnung eine bessere würde, und da sich auf diese nur durch das praktische Beispiel, das unmittelbare Vorbild erfolgreich einwirken ließ, so ging seine Hauptsorge auf die Reformation der englischen Klöster. Denn diese sollten nach ihm die Licht- und Lebensheerde sein, die die christliche Frömmigkeit am „Vollkommensten" darstellten und durch diese Darstellung bildend und erziehend auf die „Welt" zurückwirkten. Den Klöstern widmete er daher die allergrößte Aufmerksamkeit, indem er ihnen nicht nur tüchtige Vorsteher zu verschaffen suchte, sondern auch selbst an der Leitung ihres innern Lebens Theil nahm, indem er von Zeit zu Zeit Hirtenbriefe an sie richtete, welche väterliche Ermahnungen, Warnungen, Rathschläge u. s. w. enthielten.

Mit der selben Treue, mit der er so als Primas das Wohl der englischen Kirche überhaupt — und nicht bloß dieser; denn der Primat von Canterbury erstreckte sich auch über Irland, Schottland und die benachbarten Inseln — auf dem Herzen trug: mit der selben Treue sorgte er für die Diöces, über die er zunächst als Bischof gesetzt war: für die kentische. Fast beständig war er auf Visitationsreisen, um zu sehn, wie es in den einzelnen Parochien

stände, und selbst an Ort und Stelle die nöthigen Anordnungen zu treffen. Seine Hauptthätigkeit galt aber auch hier dem Kloster, welches mit der Kathedrale verbunden und die Pflanzschule für den Klerus der Diöces war, während die ältern Mitglieder das Capitel des Erzbischofs bildeten. In diesem Kloster fand er sein Bec wieder; hier „schöpfte er Athem," wenn er von den weltlichen Geschäften, die die Administration der Güter des Erzstifts erforderte, müde war. Denn an solchen fehlte es freilich auch nicht, und diese gehörten mit zu dem Schwersten, was sein Amt ihm auferlegte, so daß er wohl zuweilen äußerte, er möchte lieber als Knabe im Kloster vor der Ruthe des Lehrers zittern, als auf dem Bischofsstuhle sitzen. Daher war es ihm eine Erholung, wenn er mit den jungen Leuten im Kloster verkehren, oder gar „in einen stillen Winkel des Zimmers sich zurückziehn" und — meditiren konnte. Denn das Nachdenken über die Wahrheiten des Glaubens blieb ihm immer die liebste Erholung, und als Frucht desselben gab er auch jetzt noch von Zeit zu Zeit ein theologisches Werk heraus.

Desgleichen blieb er fortwährend der ascetischen Lebensweise getreu, die ihm seit seiner Klosterzeit zur andern Natur geworden war. Eben diese rieb ihn aber auch mit der Zeit auf. Denn in Folge der häufigen Fasten und Wachen stellte sich allmählich eine krankhafte Schlaf- und Appetitlosigkeit ein, die zuweilen mit Fieberschauern verbunden war. Einen sehr bedenklichen Anfall erlitt er bereits im Jahre 1106, dem 73sten seines Lebens; dieser wiederholte sich im Frühjahr 1107 und schwächte ihn so, daß er seine Reisen nicht mehr zu Pferde machen konnte, sondern sich in einer Sänfte tragen lassen mußte. Eine dritte Erkrankung im Juli 1108 brach vollends seine Kraft. Alle Speisen wurden ihm zum Ekel; er mußte sich Gewalt anthun, etwas zu essen. So siechte er langsam hin, bis er endlich im Frühjahr 1109 so schwach wurde, daß er sich in die Kirche auch nicht einmal mehr tragen lassen konnte. Still lag er seitdem auf seinem Bette und richtete mit gebrochener Stimme an Jeden, der ihn besuchte, Worte frommer Ermahnung. Am Palmsonntage äußerte Einer von Denen, die um ihn waren, es scheine, daß er Ostern dießmal am Hofe eines andern als seines irdischen Königs und Herrn feiern solle. „So scheint es," erwiederte er, „und ich werde gern seinem Rufe folgen; doch würde ich es auch dankbar annehmen, wenn er mich noch eine Zeit

lang bei euch lassen und mir eine Frage zu lösen gestatten würde, die mich jetzt lebhaft beschäftigt: über den Ursprung der Seele." „Könnt' ich nur etwas genießen," setzte er hinzu, „ich würde wieder gesund werden; denn abgesehen von der äußersten Schwäche, fühle ich keinen Schmerz." Aber schon am Dienstag Abend konnte man ihn nicht mehr verstehn, wenn er sprach; so erstorben war seine Stimme. Da bat ihn der Bischof Radulf von Rochester, ob er nicht noch einmal seinen gegenwärtigen und übrigen Kindern, dem Könige und der Königin, sowie dem Volke des Landes, das unter seiner geistlichen Aufsicht gestanden, Segen und Absolution ertheilen wolle. Sofort richtete er sich auf, machte mit der Rechten das Kreuzeszeichen und senkte dann das Haupt auf die Brust. Nach Mitternacht, als die Brüder in der Kathedrale die Frühhoren anstimmten, nahm Einer von Denen, die um ihn wachten, das Evangelienbuch und las ihm daraus den Passionstext vor, der an diesem Tage zur Messe gelesen zu werden pflegte. Als er zu den Worten gekommen war: „Ihr aber seid es, die ihr beharrt habt bei mir in meinen Anfechtungen, und ich will euch das Reich bescheiden, wie mir's mein Vater beschieden hat, daß ihr essen und trinken sollt über meinem Tisch in meinem Reich" (Luc. 22, 28—30.), fing Anselm langsamer zu athmen an, und mit Anbruch der Morgenröthe, am Mittwoch vor Ostern, den 21. April 1109, entschlief er, um in das Reich einzugehn, welchem schon hienieden seine Seele angehört und sein Wirken gegolten hatte.

F. R. Hasse in Bonn †.

---

221. Hugo von St. Victor.

11. Februar.

Die Schule von St. Victor (seit d. J. 1108) war die Pflanzstätte und längere Zeit die Trägerin einer Auffassung des Christenthums und einer Weise der Lehre, die zu den edelsten Erscheinungen des germanisch-christlichen Mittelalters gehört, ja zu den reformatorischen Bestrebungen vor der Reformation gezählt werden kann. Wenn nehmlich sonst auf dem größten Theile der theologischen Arbeit dieser Zeit der Bann der entschiedensten Einseitigkeit lag, so suchte diese Schule eine tiefere Einheit. Es lassen sich die verschiedenen Richtungen, wie sie namentlich in der Zeit des wirk-

samen Eintretens dieser Schule ausgebildet waren, in der Kürze folgendergestalt zeichnen. Zuerst die rein positive Richtung, welche an aller Fähigkeit verzweifelnd die Theologie selbst zu gestalten, unverändert die — gleichsam träge — Masse der Kirchenlehre aus den gewohnten Quellen (nicht sowohl heilige Schrift, als Tradition, Conciliensschlüsse und Schriften der Väter) schöpfte, nur wiedergab, was gegeben war, und mit peinlicher, ketzerrichterischer Strenge darauf hielt, daß nichts anderes und nichts mehr gelehrt würde, als gelehrt war. Eine freiere Bewegung, ein theologisches Denken, regte sich bei den sogenannten Scholastikern. Sie faßten den Inhalt mit dem Verstande auf, suchten Einsicht, Begriff im positiven Glauben: allein es läßt sich von ihnen nur sehr theilweise sagen, daß sie wirklich in und aus dem Glauben dachten; die meisten verfielen, weil sie nur von außen an den kirchlichen Inhalt heran kamen und mit größtentheils fremden Verstandesmitteln ihn in einige Bewegung zu setzen suchten, in leere Grübeleien und Spitzfindigkeiten.

Dagegen faßten nun die Mystiker in der durch die Scholastik unbefriedigten Sehnsucht des frommen Herzens die Religion wiederum nur mit dem Gefühl und der Phantasie auf, und dadurch gehoben, meinten sie, sich der Glaubensobjekte nicht etwa nur mittelbar durch den Verstand, wie die Scholastiker, sondern unmittelbar durch Anschauung und Empfindung bemächtigen zu können. Jene scholastische Erkenntniß ist nach ihnen in Wahrheit gar nicht möglich, und darum der Versuch schädlich dem wahren Leben. Aber sie sahen nicht, daß sie sich in ihrer mystischen Versenkung meist eben so weit vom wahren Leben entfernten wie jene, nur auf andere Weise. Endlich zeigt sich noch eine vierte Richtung, die Praktiker. Sie faßten Alles mehr von der praktisch-populär-erbaulichen Seite auf, und hielten sich vornehmlich an eine Bibelerklärung in diesem Sinne. Diese Richtung war freilich erquickender Thau in der Wüste. Wenn bei den Grübeleien der Scholastiker und den Ueberspannungen der Mystiker das Volk mit seinem Bedürfniß meist leer ausging, so drang sie dagegen einfach auf Leben, That und Liebe, und gab und förderte sie. Aber auch diese schöne Blüthe verkümmerte zum Theil in der allgemeinen Einseitigkeit der Zeit; denn sie ward durch den Gegensatz verleitet, der Wissenschaft als solcher doch zu wenig Recht und Würde widerfahren zu lassen, und bei ihren Leistun-

gen allzuviel auf bloße Erbaulichkeit und biblisch-populäre Form zu geben.

In der Schule von St. Victor nun bildete sich eine Art von Vereinigung dieser auseinander gehenden Bestrebungen; und Hugo war es, der zuerst diese Ineinsbildung zu einer Macht in der Zeit erhob, auf welcher ein großer Segen ruhte und die, später mit noch anderen Elementen verbunden, bis in die Reformation hinein gewirkt hat. Wie sich Hugo diese Vereinigung dachte, spricht er am kürzesten in folgenden Worten aus: „Es giebt drei Klassen von Glaubenden. Einige glauben nur in einfach frommer Hingebung, ohne sich mit der Vernunft Rechenschaft darüber zu geben, warum etwas geglaubt oder nicht geglaubt werden müsse. Andere sind sich der Vernunftgründe ihres Glaubens bewußt (durch welche zugleich, wie an einigen Beispielen gezeigt wird, Ungläubige und Häretiker widerlegt werden können). Noch Andere fangen in Reinheit des Herzens schon innerlich an zu schmecken, was sie glauben. Bei der ersten Klasse ist allein Frömmigkeit der Glaubensgrund; bei der zweiten kommt noch die vernunftgemäße Ueberzeugung hinzu; bei der dritten giebt die Reinheit der Anschauung die volle Gewißheit. Der Geist nehmlich durch Vernunftgründe gestärkt und gehoben, gelangt zu höherer Glaubensinnigkeit; durch diese aber wird er so gereinigt und geheiligt, daß er nun im Herzen schon gewissermaßen zu kosten und zu schmecken anfängt, was er in seiner Glaubensgluth gern deutlich schauen möchte. Und so wird denn das reine Herz durch unsichtbare Zeichen und durch geheimen und vertrauten Umgang seines Gottes täglich sicherer und gewisser gemacht, so daß er ihn nun schon fast in der Anschauung gegenwärtig zu haben anfängt, und auf keine Weise mehr vom Glauben und von der Liebe zu ihm abwendig gemacht werden kann, wenn auch die ganze Welt in Wunder sich verkehrte." Man bemerkt, wie in den letzten Worten jene erstgenannten drei Klassen in das Leben Eines Individuums zusammen gehen. In demselben Sinne sagt er: „Die Wahrheit kommt nicht ohne die Tugend; und wenn sie ohne dieselbe zu kommen scheint, so kommt sie nicht aus der Gegend her, wo das Heil ist." „Wo die Liebe ist, da ist auch Licht, und der ist nicht in der Liebe, der in der Finsterniß des Irrthums umhertappt. Denn wer die Liebe hat, der sieht klar und sicher, und nimmt nicht übereilt an, was er nicht siehet. Wer aber ohne die Liebe vor-

witziger Weise sich zu weit wagt, der verliert den hellen Geistesblick, und wohin er auch gehe, es ist Alles Irrthum." „Jeder sieht nur so viel von der Wahrheit, als er selbst ist. Denn in uns liegt die Bedingung von aller Erkenntniß der Dinge, und der Verstand unsers Herzens urtheilt über das, was außer uns ist, immer gerade so wahr, als sich das Gemüth innerlich beim Vorstellen gestaltet. Wenn also die Seele innerlich verdorben und übel afficirt ist, so muß auch der Verstand sich in dem Urtheile über die Dinge täuschen." „Die Liebe zur Weisheit kommt dem vernünftigen Geiste durch eine Erleuchtung von der höchsten Weisheit, die ihn dadurch zu sich zurückführen, zurückziehen will, so daß das Studium der Weisheit eine Art Freundschaft mit der Gottheit, mit jenem reinsten Geiste selbst zu sein scheint. Daher giebt die Weisheit den vernünftigen Wesen ihre ursprüngliche göttliche Würde wieder, führt sie zur eigenthümlichen Kraft und Reinheit ihrer Natur zurück. Und daher auch alle Wahrheit der Speculation und des Denkens, und alle Reinheit und Heiligkeit des Lebens." „So wie Eine Sonne ist, die in jedes Auge strahlt, aber nicht von Allen, die durch ihre Hülfe sehen, auch selbst gesehen wird, so geht und strahlt auch das höchste geistige Licht auf Alle aus, und erleuchtet Alle: aber ein Theil erkennt nur vermittelst desselben, ein anderer erkennt es auch selbst. Die Bösen werden erleuchtet, daß sie andere Dinge erkennen, aber nicht den, durch den sie erkennen: die Guten hingegen werden so erleuchtet, daß sie auf ihn Alles, was sie erkennen, zurückführen, in ihm Alles lieben, ihn selbst über Alles lieben." Mit großem Nachdruck lenkt er dabei stets auf die heilige Schrift zurück; wie er denn auch in seinem Buch über die Lernmethode eine für diese Zeit seltene und treffliche Anweisung zum Schriftstudium gegeben hat.

Unter diesen Grundsätzen durchdrangen sich in Hugo's Lehre, gleich fern von scholastischer Verflüchtigung und mystischer Ueberspannung, die geistigen und geistlichen Kräfte zu einer Gestalt von hoher Reinheit und Schönheit. So besonders in seinem dogmatisch-moralischen Lehrsystem, seinem Hauptwerke, welchem er den Titel: „von den Sacramenten des christlichen Glaubens" gegeben hat. Aber auch seine übrigen Schriften, vornehmlich die mystischen, tragen das Gepräge der innern Einheit und Erhabenheit eines vom Christenthum wahrhaft überwundenen und durchdrungenen reichen Geistes, einer seltenen Geradheit, Lauterkeit und

Tiefe des religiösen Gedankens. Das war es auch wohl, was sein Zeitalter mit dem ihm beigelegten Ehrennamen: „zweiter Augustinus" sagen wollte.

Hugo's äußeres Leben war arm an Bewegung und That. Er lebte in seinem Lehramte und in seinen Schriften. Er war von Geburt ein Sachse, aus dem Geschlechte der Grafen von Blankenburg und Regenstein am Harzwald, geb. 1097. Frühzeitig ward er, weil er gute Anlagen zeigte, von seinen Eltern in das nahe bei Halberstadt gelegene Kloster der regulären Canoniker des heil. Augustinus, Hamersleben, in den Unterricht gegeben. Wie fleißig und vielseitig er sich hier bildete, erzählt er selbst in seiner Anweisung zu den Wissenschaften: „Ich darf von mir behaupten, sagte er, daß ich gar nichts, was zur Bildung dienen konnte, zu gering geachtet habe, sondern manches gelernt, was andern Leuten Scherz oder Possen scheinen konnte —" und führt dies dann in's Einzelne aus. Er scheint von seinen Eltern für's weltliche Leben bestimmt gewesen zu sein; blieb aber, dem Zuge zur Wissenschaft und zur Betrachtung folgend, im Kloster: auch fing er hier schon, kaum ein angehender Jüngling, an zu schreiben. Theils aber Verlangen nach höherem Wissen, als ihm in Hamersleben geboten werden konnte, theils auch Kriegsunruhen in Sachsen, bewogen ihn in seinem 18ten Jahre (1115) eine gelehrte Reise, nach Sitte der damaligen Zeit, zu unternehmen. Er reiste zunächst nach Flandern und hielt sich hier in der Gegend von Ypern einige Zeit auf; eben so weilte er später in Marseille (daher auch wohl die abweichenden Nachrichten über sein Vaterland), und ging dann erst nach St. Victor in Paris. Von der schon im Rufe stehenden Anstalt angezogen, blieb er daselbst und ließ sich unter die regulären Canoniker des heil. Augustinus von St. Victor aufnehmen. Er wurde bald Gehülfe im Lehramte und nachmals trat er in dieses Amt selbst ein. Außerdem ist er weder Prior noch Abt im Kloster, noch sonst etwas in der Kirche geworden. Er fühlte ohne Zweifel die ganze Wichtigkeit seines Berufs als Bildner und künftiger Lehrer und Vorsteher der Kirche, und wollte ihn ganz ausfüllen. — Uebrigens nahm er in der Stille seines Klosters den lebendigsten Antheil an den Erscheinungen der Zeit und suchte auf sie zu wirken. Als Beispiel kann besonders ein Brief dienen, den er an einen spanischen Erzbischof schrieb, welcher in einer harten Verfolgung durch die Araber den Glauben verläugnet hatte und

diesen Schritt öffentlich durch allerlei Scheingründe zu rechtfertigen suchte, wodurch er großes Aufsehen in der Kirche erregte und Viele irre führte. Hugo's Worte an ihn sind eines der schönsten, gewaltigsten Zeugnisse aus dem Reiche Gottes. — Hugo starb 1141, erst 44 Jahr alt. Die Anzahl seiner Schriften sollte ein höheres Alter vermuthen lassen. Wahrscheinlich hatte ihn die große Anstrengung aufgerieben. In den letzten Augenblicken seines Lebens, nachdem er das Sündenbekenntniß abgelegt und das Zeichen des gegenwärtigen, den heiligen Geist mittheilenden, Erlösers empfangen hatte, sprach er: „Nun bin ich ruhig, nun stehe ich in der Wahrheit und Reinheit, nun bin ich auf einen festen Felsen gegründet, wo ich nicht wanken werde. Und wenn nun auch die ganze Welt käme mit ihrer Lust, ich würde sie für nichts achten, nichts um ihretwillen gegen Gott thun. Jetzt erkenne ich deutlich das Erbarmen Gottes über mich, so daß mir von Allem, was Gott mein ganzes Leben hindurch an mir gethan hat, nichts so lieb und theuer ist, als wessen er mich jetzt gewürdigt hat. Gelobt sei Gott der Herr in Ewigkeit."

A. Liebner in Leipzig, später in Dresden †.

---

222. Bernhard von Clairvaux.

20. August.

Gott hat die verschiedenen menschlichen Naturen, in denen sich der Stamm der Menschheit darstellt, mit einer großen Mannichfaltigkeit von eigenthümlichen Gaben und Kräften ausgerüstet, sie darauf angelegt, daß sie von der Alles einigenden Liebe beseelt in gegenseitiger Abhängigkeit von einander sich entwickeln und einander ergänzen sollten. Und wie der Schöpfer der Natur auch der Urheber der neuen Schöpfung der Gnade ist, so gebraucht er immer sehr verschiedenartige menschliche Eigenthümlichkeiten und sehr verschiedenartige Kräfte und Richtungen derselben, um zum Aufbau seiner Kirche zusammenzuwirken. Da sehen wir Männer von rastloser feuriger Thatkraft zu einer großen Wirksamkeit nach außen hin getrieben, dort Männer von tiefer Innerlichkeit, geneigt zu stiller Versenkung in die verborgnen Heiligthümer des Innern und zu einem der Betrachtung geweihten Leben. Und die in heiligen Stunden des Gebets und der Betrachtung aus ihren von



himmlischem Feuer entzündeten Gemüthern ausströmenden Worte des Lebens, durch welche sie belebend auf Mit- und Nachwelt einwirken, sind gleich den großen Thaten der Andern. Es bedarf der Herr zu seinem Werk solcher Seelen, welche der Maria und solcher, welche der Martha mehr ähnlich sind. Denn nicht ihre nach außen gerichtete Thätigkeit hat er der Martha zum Vorwurf gemacht, sondern nur dieses, daß sie über dem Vielen das Eine vergessen hatte. Besonders ragen nun aber Diejenigen hervor, welche beide entgegengesetzte Richtungen des gottgeweihten Lebens miteinander verbunden haben. Und zu diesen gehört der Bernhard, den wir im Sinne des göttlichen Wortes, das nur Einen wahrhaft Heiligen kennt, aber Viele, in denen das wenn auch getrübte Bild des Einen Heiligen sich darstellt und die deßhalb nach ihm Heilige genannt werden, mit unsern Brüdern in der römischen Kirche einen Heiligen zu nennen uns gedrungen fühlen.

Der Erziehung durch fromme Mütter verdanken wir die größten Lehrer der Kirche. Dies gilt auch von dem Mann, dessen Leben wir näher betrachten wollen. Bernhard wurde geboren im J. 1091 zu Fontaines in Burgund ohnweit Dijon. Er stammte aus einem angesehenen ritterlichen Geschlecht. Seine Mutter Aleth, welche als das Muster einer frommen Christin galt, trug ihr ersehntes Kind, sobald sie konnte, in die Kirche und weihte ihren Sohn dem Dienst des Herrn, dem sein ganzes Leben angehören sollte. Als das Bild eines solchen Lebens erschien ihr im Gegensatz mit dem wilden Treiben der Ritter und einer vielfach verweltlichten Geistlichkeit besonders das dem stillen Gebet und der Betrachtung wie den Werken der dienenden Liebe geweihte Mönchsthum. Dazu bestimmte sie ihren Sohn, und ihre Einflüsse fanden bei ihm ein empfängliches Gemüth. Da er aber in frühen Jahren seine Mutter verlor, wurde er durch andere Einwirkungen von jener ursprünglich ihm mitgetheilten Richtung abgezogen. Doch trat ihm immer das Bild seiner verklärten Mutter, die einen unverlöschlichen Eindruck in seinem Innern zurückgelassen hatte, entgegen. Er konnte dieser Gewalt endlich nicht länger widerstehen. Er war 23 Jahre alt, als er einst einen seiner Brüder, der als Ritter ein Schloß belagerte, besuchen wollte, da übte das Andenken seiner Mutter eine solche Macht über sein Herz aus, daß er in eine am Wege stehende Kirche ging, sich im Gebet vor dem Herrn ergoß und sich ihm ganz weihte, zu der Gestalt des christlichen Lebens, für welche

ihn seine Mutter bestimmt hatte. Wie er, was er war, mit ganzer Seele sein mußte, alles Halbe ihm fern war, so wählte er nun sogleich den erst beginnenden Mönchsorden, welcher durch die größte Strenge sich auszeichnete, und dessen Strenge eben die Meisten von dem Eintritt in denselben abgeschreckt hatte, den nach dem Kloster Citeaux ohnweit Dijon so genannten Orden der Cistercienser. Sein Beispiel und die Macht der Rede, die ihn besonders auszeichnete, riß gleich mehrere seiner Verwandten und seine vier Brüder dazu fort, mit ihm die Ausführung dieses Entschlusses zu theilen. Es characterisirt jene Zeit, in welcher eine große Sehnsucht nach der Heimath des Himmels über die Menschen ausgegossen war, daß als der älteste der Brüder dem jüngsten, der als Knabe auf der Straße spielte, bei dem Abschied zurief: „Sieh, nun sind alle unsre Güter und Schlösser Dein", er antwortete: „Also euch der Himmel und mir die Erde, das ist keine gleiche Theilung!" Mit glühendem Eifer erfüllte Bernhard von Anfang an alle Pflichten des strengsten Mönchsthums; kein Opfer der Selbstverläugnung war ihm zu schwer. Die Uebertreibungen, zu denen ihn jugendliche Begeisterung fortriß, ließen ihn in Arbeit, Entsagung und mannichfacher Selbstpeinigung das rechte Maaß überschreiten. Er selbst mußte nachher bei größerer Besonnenheit bereuen, daß er dadurch seine Gesundheit zerstört und seine leiblichen Kräfte zu Vielem, was er im Dienste des Herrn sonst hätte leisten können, untüchtig gemacht hatte. Doch desto größere Verehrung gewann er in seiner Zeit, desto größern Eindruck konnte der Anblick seiner von den Opfern der Selbstverläugnung zeugenden, hagern Gestalt und die in dem schwachen, gebrechlichen Gefäß desto mächtiger sich zeigende Kraft der religiösen Begeisterung und der feurigen Rede auf seine Zeitgenossen machen. So vermochte Bernhard durch seine Erscheinung und seine Gebehrden, den Ton seiner Stimme auch in Ländern fremder Zunge, in denen man seine Worte nicht verstehn konnte, große Wirkungen hervorzubringen. Wenn er im Dienste des Klosters in Wäldern und auf dem Felde umherstreifte und arbeitete, erhob er unter den mächtigen Eindrücken der Natur, die ihm zum Tempel wurde, sein Gemüth in Gebet und Betrachtung zu Gott; und da ergossen sich in ihm die Ströme des lebendigen Wassers, aus denen er nachher immer schöpfte, seine Zeitgenossen zu erquicken, und so schrieb er einst aus eigner Erfahrung einem Gelehrten: „Glaube dem Erfahrnen, du wirst etwas mehr in

den Wäldern als in den Büchern finden. Holz und Steine werden dich lehren, was du von den Meistern nicht lernen kannst."

Durch Bernhard erhielt die Gemeinschaft, in die er eingetreten war, einen neuen großen Schwung, und schon nach drei Jahren wurde er selbst an die Spitze einer aus derselben hervorgehenden Stiftung gestellt. In einem wilden, öden, von Bergen eingeschlossenen Thale in dem Bisthum von Langres sollte ein Kloster gegründet werden, in einer Gegend, welche der Sitz einer Räuberbande gewesen war, und welche daher das Wermuthsthal genannt worden. Und da nun hier im Gegensatz mit dem Reich des Satan eine Stätte Gottes gegründet werden sollte, wurde das neue Kloster mit dem Namen des hellen Thales, wie es im Lateinischen und Französischen heißt, belegt, Clairvaux genannt. Bernhard wurde der Abt dieses Klosters. Durch die von ihm angefeuerte und geleitete schwere Arbeit der Mönche wurde das wilde Land bebaut und fruchtbar gemacht und das Kloster erhielt nach vielen Entbehrungen großen Reichthum, der zum Segen des Volks gereichte. Bei einer schweren Hungersnoth im Burgundischen, da von allen Seiten Schaaren ausgehungerter Armen zu den Pforten des Klosters hinströmten, wurden zwei Tausende unter denselben ausgewählt, durch ein ihnen aufgeheftetes Zeichen kenntlich gemacht, und diese wurden während zweier Monate mit allen erforderlichen Lebensmitteln versorgt und Andre empfingen unbestimmte Almosen. Dieses Kloster gelangte bald zu einem weitverbreiteten Ruf, und aus allen Gegenden verlangte man Mönchscolonieen aus demselben, um nach diesem Muster Klöster zu gründen. So konnte Bernhard bei seinem Tode in England, Schottland, Irland, Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Italien im Ganzen 160 Klöster hinterlassen, welche so entstanden waren. Und dies war die Veranlassung zu dem umfangreichen Briefwechsel Bernhards, der in lateinischer Sprache nach allen diesen Ländern hin geführt wurde.

Bernhard war ein Mann der innern Mission. Er nahm sich derer an, welche durch die in dieser Zeit der Rohheit so vielfältige Verwahrlosung in schwere Verbrechen gestürzt worden waren; durch seinen mächtigen Einfluß wurden Solche der Todesstrafe entzogen und es gelang ihm durch die von ihm geleitete Seelsorge in seinem Kloster durch strenge Zucht und den Einfluß der religiösen Gemeinschaft zur Buße und wahrhafter Bekehrung sie hinzuleiten. So geschah es, daß als er einst einen der Großen,

der sich in allen Wohlthätigkeitsunternehmungen von ihm leiten ließ, den Grafen Theobald von Champagne besuchen wollte, ihm eine große Schaar begegnete, welche einen Räuber, der viele Verbrechen begangen hatte, zum Blutgerüste führte. Bernhard erhielt von dem Grafen, daß ihm derselbe geschenkt wurde. Derselbe lebte noch dreißig Jahr als Mönch und endete sein Leben im Glauben und im Frieden. Ueberhaupt zeigte Bernhard große Weisheit in der Seelsorge. Manches für alle Zeiten den Christen bei ihren innern Kämpfen zu beherzigende Wort sprach er zu seinen Mönchen in Beziehung auf die Versuchungen des innern Lebens bei dem Streben nach christlicher Vollkommenheit; er warnte vor jener Richtung, welche den Menschen, indem er immerfort nur seine Sünden betrachtet und im Brüten über sich selbst sich verzehrt, nicht zur Ruhe und Freudigkeit kommen läßt. So sagt er in einer Anrede an seine Mönche: „Ich ermahne euch, meine Freunde, von der ängstlichen Erinnerung an euren Lebenswandel euch zuweilen zur Betrachtung der göttlichen Wohlthaten zu erheben, damit ihr, die ihr durch die Betrachtung eurer selbst beschämt werdet, durch den Hinblick auf Gott aufathmet. Zwar ist der Schmerz über die Sünden nothwendig, aber er muß nur kein immerwährender sein. Er werde durch das erfreulichere Andenken der göttlichen Gnade unterbrochen, damit das Herz nicht durch Trauer verhärtet werde, und durch Verzweiflung umkomme. Gottes Gnade ist größer als jede Sünde. Daher ist der Gerechte nicht immerfort, sondern nur im Anfang des Gebetes Ankläger seiner selbst, er schließt aber mit der Lobpreisung Gottes.“ In einer andern Anrede an die Mönche sagt er: „Oft kommen wir mit lauem und dürren Herzen zum Altar und geben uns dem Gebete hin. Wenn wir aber dabei beharren, wird uns plötzlich Gnade eingegossen, das Herz wird voll und ein Strom frommer Gefühle erfüllt das Innere.“ Er warnte vor den Gefahren einer einseitigen schwärmerischen Gefühlsrichtung und solchen jugendlichen Uebertreibungen, denen er selbst früher sich hingegeben hatte, indem er sagt: „Es ist euer Eigenwille, der euch lehrt, die Natur nicht zu schonen, der Vernunft kein Gehör zu geben. Ihr hattet einen guten Geist, aber ihr gebraucht ihn nicht auf die rechte Weise. Ich fürchte, daß ihr statt dessen einen andern empfangt, der unter dem Schein des guten euch täuschen wird und daß ihr, die ihr im Geiste begonnen, im Fleische endet werdet. Gott ist die Weisheit und er verlangt eine nicht blos süßen Gefühlen sich hingebende,

sondern auch eine mit Weisheit verbundene Liebe". Er wies die Menschen von dem in mannichfache Unruhen sie stürzenden Streben, ihre eigne Gerechtigkeit geltend machen zu wollen, auf die Gerechtigkeit in Christo als dem festen Grund alles Vertrauens hin. Einfacher und lichtvoller als dieses seit Jahrhunderten geschehen war sprach er diese Wahrheit, auf der das Wesen der evangelischen Kirche ruht, aus. Er sagt in einer Predigt: „Christus wird nicht blos gerecht, sondern auch die Gerechtigkeit selbst genannt und die rechtfertigende Gerechtigkeit. Du bist so mächtig im Rechtfertigen, als reich im Vergeben. Wer daher zerknirscht über seine Sünden, nach Gerechtigkeit hungert und durstet, glaube an den, welcher den Gottlosen rechtfertigt, und durch den Glauben allein gerechtfertigt wird er Frieden mit Gott haben." Und in einer andern Predigt: „Keiner ist ohne Sünde, zu aller Gerechtigkeit ist mir genug, daß mir gnädig sei der, gegen den ich gesündigt habe. Alles, was er mir nicht zuzurechnen beschlossen hat, ist, als wenn es gar nicht dagewesen wäre. Nicht sündigen ist Gottes Gerechtigkeit, Gottes Vergebung die Gerechtigkeit des Menschen." — Es war Einer durch Zweifel, die ihn quälten, in große Seelennoth gerathen, und er wagte es nicht, in einem solchen Zustande an dem heiligen Abendmahl theilzunehmen. Vergeblich hatte sich Bernhard mit ihm abgemüht; er klagte immer, daß er keinen Glauben habe und ohne Glauben doch dem Leib des Herrn sich nicht nahen könne. Nun, sprach Bernhard zuletzt mit jenem Ton göttlicher Zuversicht, wie er einem Paulus, einem Luther eigen war, so geh' nur getrost hin, und nimm in *meinem* Glauben den Leib des Herrn. Der Mönch, zu dem er dieses sprach, mußte der Entschiedenheit des Abtes weichen. Seine Zweifel nicht mehr achtend communicirte er, Ruhe und Friede kehrte in sein Inneres zurück.

Oft wurde Bernhard nach nahen und fernen Gegenden gerufen, um Streitigkeiten zwischen Fürsten, Großen und Völkern zu schlichten, Frieden zu stiften, wo wüthende Leidenschaften den Krieg entflammt hatten oder zu entflammen drohten. Von seinem Krankenlager raffte er sich auf, um einem solchen göttlichen Ruf zu folgen. Von Päpsten, Königen und Kaisern wurde er um Rath gefragt, und in wichtigen Angelegenheiten zur Hülfe gerufen; freimüthig sagte er den Mächtigen die Wahrheit und zog sich dadurch zuweilen die Ungunst des römischen Hofs zu, der seiner bedurfte. Zu ihm nahmen die Päpste Innocenz II. und Eugen III. ihre Zuflucht,



wenn sie durch den unruhigen Geist der Römer von ihrem Sitz vertrieben worden; seiner Thatkraft und der Gewalt seiner Rede verdankten sie besonders den Sieg über ihre Widersacher. Zweimal reiste er nach Italien und beruhigte die tobenden Völker. Der Eindruck, den er auf die Gemüther machte, brachte außerordentliche Erscheinungen hervor, Kranke wurden geheilt; wir haben darüber Berichte von Augenzeugen, so einfach und anschaulich, daß wir die Wahrheit zu bezweifeln nicht berechtigt sind. Wer kann die Wirkungen berechnen, welche im Namen Christi durch seine Kraft, von denen, die Werkzeuge seines Geistes sind, hervorgebracht werden! Nachdem durch ihn einmal diese göttlichen Kräfte in die Entwicklung der Menschheit eingeführt worden, läßt sich überhaupt die Grenze zwischen dem Natürlichen und Uebernatürlichen hier nicht mehr so scharf bezeichnen. Der Standpunct des echten Christen ist aber fern davon, auf solche Thatsachen ein zu großes Gewicht zu legen und davon war auch Bernhard fern, wie er sagt: „das Wort des Herrn preist nicht selig diejenigen, welche Todte erwecken, Blinden das Augenlicht wiedergeben, Kranke heilen, bösen Geistern gebieten, das Zukünftige vorher verkündigen, sondern vielmehr die geistlich Armen, die Sanftmüthigen, die um ihrer Sünde willen Trauernden, die nach Gerechtigkeit Hungernden und Durstenden, die Barmherzigen, die reines Herzens sind, die Friedfertigen, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung Leidenden."

Als im Jahr 1145 Bernhard's Schüler, Papst Eugen III., an die Spitze der abendländischen Kirchenleitung trat, schrieb ihm Bernhard, indem er ihn aufforderte, dem Verderben des römischen Hofs zu steuern: „Wer wird es mir geben, daß ich noch vor mei- „nem Tode die Kirche Gottes in einem Zustande sehe, wie sie in „alten Tagen war, als die Apostel ihr Netz ausließen, nicht um „Silber oder Gold, sondern um Seelen zu gewinnen. Wie wünsche „ich, daß Du das Wort Desjenigen erben möchtest, dessen Bi- „schofsstuhl Du erlangt hast, Dessen, der sprach: Dein Geld sei „mit Dir zum Verderben! Apostelgesch. 8, 20. O mögen alle „Feinde Zions vor der Macht dieses Donnerwortes erbeben und „beschämt zurückweichen! Das erwartet und verlangt sogar von „Dir deine Mutter. Danach sehnen sich, danach seufzen die Söhne „Deiner Mutter, Kleine und Große, daß jede Pflanzung, die nicht „der himmlische Vater gepflanzt hat, durch deine Hände entwurzelt „werde." Damit der Papst durch die Fülle der Macht in seinen



Händen und den Glanz der weltlichen Herrlichkeit sich nicht sollte verblenden lassen, erinnerte ihn Bernhard an den schnellen Tod seiner Vorgänger und schrieb: „Bei allen deinen Werken gedenke, daß du ein Mensch bist, und die Furcht Dessen, der den Geist der Regenten hinwegnimmt, sei immerdar vor deinen Augen!" Als dieser Papst im J. 1148 wieder nach Rom zurückgekehrt war, stellte ihm Bernhard in seinem Buche: „Von der Betrachtung" den Gegensatz zwischen dem, was das Papstthum seiner Bestimmung nach für die Kirche sein sollte, und dem, was es war, mit großer Freimüthigkeit vor Augen. Er sprach gegen die Verweltlichung der Kirche und des Papstthums überhaupt, erinnerte den Papst, daß er nicht zugleich Nachfolger eines Kaisers Constantinus und des Apostels Petrus sein, nicht die Fülle der weltlichen und der geistlichen Macht miteinander verbinden könne, weissagte, daß wenn die Päpste beides miteinander vereinigen wollten, sie beides verlieren würden. Versuche einmal, schreibt er ihm, beides mit einander zu verbinden, als Herrscher Nachfolger des Apostels sein, oder als Nachfolger des Apostels herrschen zu wollen. Das Eine oder das Andere mußt du fahren lassen. Wenn du beides zugleich haben willst, wirst du beides verlieren. Und er hält ihm drohend vor die Worte Hoseas 8, 4.

Was Bernhard zur Anregung des zweiten Kreuzzugs in Frankreich und Deutschland wirkte, das erwähnen wir nicht, denn wenngleich auch hier der Eifer der Liebe zu Christus den Bernhard begeisterte, so war es doch nicht das Feuer der reinen, von dem Geiste Christi ausgehenden und alle Triebe und Gefühle verklärenden Liebe, welche in diesem Werke ihn beseelte und von ihm aus viele Andere ergriff. Diese Liebe läßt die Ungläubigen nur mit dem Schwerdt des Geistes bekämpfen, sie feiert nur unblutige Siege. Aber wir müssen auch bei dieser seiner Wirksamkeit Manches hervorheben, worin sich seine tiefe, christliche Menschenkenntniß bewährt, und was ihn als den echten Jünger Christi besiegelt. Als Bernhard im Namen des Papstes zur Theilnahme an dem Kreuzzug aufforderte, und seine Worte mit ungeheurer Gewalt die Gemüther ergriffen, fühlten sich Manche, die durch ihn zur Buße gerufen wurden, gedrungen, vielmehr nach der christlichen Vollkommenheit im Mönchsthum zu streben und sich seiner geistlichen Leitung anzuvertrauen, als an jenem Kriegszug Theil zu nehmen. Und die Wallfahrt nach dem himmlischen Jerusalem durch die zu Gott sich er-

hebende Betrachtung hielt man auch sonst für etwas Höheres als die Wallfahrt nach dem irdischen Jerusalem. Aber Bernhard ließ nicht ohne Prüfung Alle zu, die sich so ihm anschließen wollten. Er wies Manche zurück, indem er erkannte, daß sie für das stille geistliche Leben noch nicht geeignet seien, der Mühen und Kämpfe des nach außen gerichteten Lebens zu ihrer gedeihlichen Entwicklung noch bedürften. Und er rieth ihnen viel mehr, jenem Zug sich anzuschließen. — In den Gegenden am Rhein war ein schwärmerischer Mönch, Namens Rudolph, aufgetreten und hatte das Volk aufgefordert zuerst mit der Vertilgung der Ungläubigen in der Nähe den Anfang zu machen, zuerst gegen die Juden ihre Waffen zu kehren Tausende der Wehrlosen wurden gemordet, oder durch die Furcht zu erheuchelter Taufe hingetrieben. Die kirchlichen Oberen, welche solche Gräuel nicht gutHießen, hatten doch nicht die Macht, die Wuth der Schwärmerei zu dämpfen. Mit heiligem Zorn erklärte sich Bernhard zuerst in einem nach Deutschland gerichteten Briefe gegen solches Treiben, er nannte es ein teuflisches. „Siegt nicht, schreibt er, die Kirche in reicherem Maße über die Juden, indem sie dieselben täglich von ihren Irrthümern überführt und sie bekehrt, als wenn sie dieselben alle auf einmal mit dem Schwerdte vertilgt?“ Er berief sich auf das allgemeine Kirchengebet für die Bekehrung der Juden, mit welchem ein solches Verfahren in Widerspruch stehe. „Es sei, sagt er, die einstige allgemeine Bekehrung der Juden verheißen. Wie könnte doch diese Verheißung erfüllt werden, wenn sie ganz vertilgt würden. Wo auch keine Juden wären, seien die wuchertreibenden Christen, wenn sie anders Christen und nicht vielmehr getaufte Juden zu nennen wären, ärgere Juden.“ Es gelang dem Bernhard, was nur ihm möglich war, da er selbst nach jenen Gegenden hinkam, den Schwärmer zum Gehorsam und zur Besonnenheit zurückzurufen, und die Wuth der aufgeregten Menge zu dämpfen. Ein Jude selbst, der von allem diesem Augenzeuge war, verdankt dem Bernhard die Rettung seines Volks, indem ohne ihn Keiner dem Blutbade würde entronnen sein.

Bernhard leuchtet hervor als Vertreter der Einfalt und Innigkeit des Glaubens im Kampf mit dem Dünkel einer Alles begreifen und erklären wollenden Wissenschaft. Er war fern davon, die Wissenschaft zu verachten oder zu verdammen, indem er auch sie als eine zu heiligende und für den Dienst der Kirche nutzbar zu machende Gabe Gottes anerkannte. Aber er verlangte, daß die



Wissenschaft auf Demuth gegründet sein und daß die Gotteserkenntniß von der rechten Selbsterkenntniß ausgehn sollte. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß man Gott auf einem andern Wege als durch die Wissenschaft suchen und finden müsse. „Gott, sagt er, wird würdiger gesucht und leichter gefunden durch Gebet als durch wissenschaftliche Untersuchung.“ Er war überzeugt, daß man zuerst vom Herzen aus zu Gott sich erheben müsse; den Glauben bezeichnet er als das Vorausnehmen einer dem Erkennen des Geistes noch verhüllten Wahrheit durch die vom Willen bestimmte Richtung des Gemüthes. „Nichts, sagt er, wird dann unsrer Seligkeit fehlen, wenn der verhüllte Inhalt des Glaubens unverhüllt dem Erkennen gegeben sein wird.“ Von diesem Standpuncte aus ließ sich nun freilich Bernhard zur Ungerechtigkeit gegen Solche, bei denen die Richtung der Wissenschaft vorherrschte, leicht verleiten. Wir sehen dies in seinem Kampf mit dem Abälard, der auch kein Ungläubiger war, der nach einer Versöhnung zwischen dem Glauben und Wissen strebte, wenngleich er von dem Zwiespalte seines ganzen Lebens aus nicht dazu gelangen konnte. Allerdings war er kein Mann so aus Einem Stück, bei dem Alles so im Einklang war wie Bernhard, in dessen Seele der kindliche Glaube den Alles bestimmenden Grundton bildete. Aber auch in diesem Kampfe zeigte sich Bernhards Eifer für den Glauben an den Erlöser, der ihm Alles war, wenngleich wir die Art, wie er kämpfte, nicht gutheißen können. Er wußte wohl zu erkennen, was Christus als Ur- und Vorbild des heiligen Lebens sei. Er sagt: „Wie schön erscheinst du mir, auch in meiner Gestalt, Herr Jesus! nicht allein wegen der göttlichen Wunder, sondern auch wegen der Wahrheit, Sanftmuth und Gerechtigkeit. Selig, wer dich so, wie du als Mensch unter den Menschen wandelst, genau beobachtet und nach Kräften so dein Nachahmer zu werden strebt.“ Aber er wußte, daß Alles nur seine Kraft habe im Zusammenhang mit dem Christus, der die Erlösung der Menschheit sei, dem Christus für uns. Er sagt: „Dreierlei kommt hier zusammen, die Demuth der Selbsterniedrigung, die Offenbarung der Liebe bis zum Kreuzestode, das Geheimniß der Erlösung, wodurch er den Tod überwand. Die beiden ersten Stücke seien nichtig ohne das dritte. Das Beispiel der Demuth und Liebe sei etwas Großes, aber es habe keinen festen Grund ohne die Erlösung.“

Wenn Bernhard von seinen großen Reisen im Dienst der Kirche, vielen Mühen und Kämpfen in sein Kloster zurückkehren

konnte und die ersehnte Ruhe der Betrachtung wieder genießen, ließ er sich in einer Laube neben seinem Kloster nieder, und verfaßte da die kleinen Schriften, durch die er mächtig auf die Erbauung seiner Zeitgenossen wirkte. Wir erwähnen insbesondere seine Schrift von der Liebe zu Gott. Er sagt hier: „Diese Liebe sucht keinen Lohn, sie hat ihn in sich selbst, das was der Gegenstand der Liebe ist, das ist der Lohn.“ Indem er nun entwickelt, wie Gott den Menschen vom Zeitlichen zum Ewigen hinziehe, durch die Hülfe in leiblicher Noth als Gegenstand der Liebe sich ihm zuerst offenbare, bezeichnet er vier Stufen in dem Entwicklungsgang der alles Selbstische immer mehr ausläuternden Liebe. Als die höchste Stufe stellt er dieses dar: Sich selbst und Alles, nur um Gottes willen, in Gott zu lieben. Zu einem solchen Standpunct könne die Seele nur in den höchsten Momenten des irdischen Lebens sich emporschwingen. Aber darin werde die Seligkeit des ewigen Lebens bestehen.

Von seinem Krankenlager hatte sich Bernhard in seinem 63. Jahre zum letzten Male mit Gewalt erhoben, um einem Ruf zur Herstellung des Friedens in den Rheingegenden zu folgen. Nachdem er durch seine Macht über die Gemüther durchgedrungen war, kehrte er zurück, schon dem Tode nahe. Er dictirte, da er nicht selbst schreiben konnte, seinen letzten Brief an einen Freund, zu dem er noch einige Worte mit schwacher Hand hinzufügt. Nachdem er seine körperlichen Leiden geschildert hat, schließt er mit den Worten: „Und bei diesem Allem, damit dem um den Zustand des Freundes besorgten Freunde nichts verborgen bleibe, ist nach dem innern Menschen der Geist stark in dem schwachen Fleisch. Betet zu dem Heilande, der nicht den Tod des Sünders will, daß er endlich meinen Abschied, zu dem es schon Zeit ist, nicht verzögere, sondern unter seiner Obhut ihn erfolgen lasse. Unterstützt durch euer Gebet den, der von keinem Verdienst etwas weiß, so daß der nachstellende Feind keinen Platz finde, an dem er mich verwunden könne.“ So entschlief er mitten unter seinen mit Liebe und Wehmuth ihn umgebenden Schülern in Frieden im Jahre 1153.

A. Neander in Berlin †.

223. Jerusalems Eroberung durch Gottfried von Bouillon.

15. Juli.

Seit alten Zeiten war es eine schöne und fromme Sitte der Christen, daß sie sich versammelten bei den Grabstätten derer, die gestorben waren im Herrn, und heiligten mit einander das Gedächtniß derselben in der Erinnerung an ihre Werke und in der Zuversicht. Denn es war nicht bloß dem Staube wiedergegeben was vom Staube war, und die Gräber schloß nicht der harte Marmor oder die kühle grüne Erde, sondern auf ihnen weilte der Glaube und die Liebe, und die Hoffnung schaute hinaus in das, was da kommen sollte. Wie das Saamenkorn in die Furche fällt, daß es keime und grüne, also wuchs aus ihnen ein neues Leben empor, nicht ein vergängliches, sondern ein zukünftiges, unvergängliches.

Vor allen Gräbern in der Welt aber war den Christen eines theuer, das gehörte nicht dem Einen oder dem Andern, vielmehr ihnen allen insgesammt, denn in ihm ruhte der Glaube und die Hoffnung Aller. Aus ihm war emporgewachsen das neue Leben der Kraft und der Herrlichkeit, welches nimmermehr aufhört bis an das Ende der Tage, und darum war es das heilige Grab. Um dieses Grabes willen war den Christen heilig geworden der Fels, da es hineingehauen war, und Jerusalem, die Stadt der Propheten Gottes, und das ganze Land ward ihnen zu einem heiligen Lande der Verheißung und des Lebens, wie es einst gewesen war das gelobte Land der Erzväter und des Volkes Israel. Denn auch die irdische Stätte war geweiht, wo der Herr die Worte des ewigen Lebens gesprochen hatte vom Reiche seines Vaters im Himmel, wo er gelebt hatte, gelehrt und gelitten, wo er gestorben war und auferstanden. Darum zog es die Christen von frühen Zeiten hin zum heiligen Grabe, dort wollten sie mit Christo sterben, um mit ihm aufzuerstehen. Von den Mächtigen der Erde war am Ersten die Kaiserin Helene ausgezogen, um an den heiligen Orten zu

beten, und in Bethlehem und auf der Höhe des Oelberges hatte sie Bethäuser errichtet. Ihr Sohn aber der Kaiser Constantin erbaute über dem heiligen Grabe eine Kirche aus glänzenden Steinen, die war geschmückt mit stattlichen Säulenhallen und mit Gold und Schnitzwerk und aller kaiserlichen Pracht. So war dreihundert Jahre nach Christi Tod eine Stätte der Anbetung und des Glanzes geworden, was einst eine Stätte der Schmach gewesen war.

Abermals vergingen dreihundert Jahr, da geschah es, daß das heilige Grab in die Hand der Völker fiel, welche nicht getauft waren im Namen Christi, und das heilige Land ward ein Schlachtfeld und Tummelplatz der Ungläubigen. Da siegten zuerst die Perser, welche das Licht anbeten, und entrissen Jerusalem dem Kaiser von Constantinopel. Nach ihnen kam über den Starken der Stärkere, und die Araber, die da rufen: „Allah ist groß und Mohammed sein Prophet!“ gewannen mit ihrem Schwerdte das Land sammt dem heiligen Grabe. Auf den Kirchen und Zinnen der Stadt, von denen das Kreuz geleuchtet hatte, richteten sie den Halbmond auf, das Zeichen ihrer Macht, und auf den Grundmauern des Tempels Salomos wurde eine Moschee erbaut. Das war ein großer Schmerz für die gesammte Christenheit.

Doch auch die Araber hielten Jerusalem heilig als eine Stadt der Propheten und nannten sie Haus des Heiligthums. Manche ihrer Chalifen waren milde gesonnen und ließen daselbst die Christen ruhig wohnen und ihre Kirchen behalten: die aber aus fernen Landen kamen, durften am heiligen Grabe beten, wenn sie zuvor einen Zins erlegt hatten. So zogen die Pilger und Wallfahrer in den folgenden Zeiten zum gelobten Lande, einzeln und in großen Schaaren, von allen Völkern und Zungen und den Enden der Christenheit. Sie scheuten nicht die Mühsal der weiten Reise, noch erbebten sie vor den Gefahren der Wüste und den Stürmen des Meeres, und rasteten nicht eher bis sie gesehen hatten wonach ihr Herz durstete, alle die Stätten der Erzväter und Propheten und des Herrn und seiner Apostel, Moriah und Zion, Nazareth und Bethlehem, Golgatha und den Oelberg. Da fielen sie nieder und küßten die heiligen Spuren, wuschen die Pforten des Grabes mit ihren heißen Thränen, und rangen in brünstigem Gebete. Da lauschten sie auf Moriah, ob der Herr sich ihnen verkünde durch die Stimme seines Engels wie einst dem Abraham, und tauchten

nieder in die Wellen des Jordan, daß der heilige Geist auf sie herabkäme, und meinten auf dem Oelberge Christum zu sehen in verklärter Gestalt. Wer im Jordan gebadet hatte, pflückte Palmen am Ufer, daß er sie als ein Wahrzeichen in die Heimath brächte, und der Priester bekleidete ihn mit dem Pilgerhemde, auf dem ein Kreuz war, dem Pilgergürtel sammt der Tasche, gab den Stab in seine Hand und segnete ihn. War aber der Pilger glücklich zurückgekehrt zu den Seinen, dann legte er die heiligen Palmen auf den Altar in der Kirche seiner Vaterstadt als Zeichen der Weihe und Erinnerung. Viele aber begannen eine solche Wallfahrt für ein treffliches Werk vor Gott zu halten, denn dort wähnten sie dem Herrn und seinem Himmelreiche näher zu sein, und leichter Vergebung ihrer Sünden zu erlangen und heiliger wieder heimzukehren. Die Priester legten die Reise als eine Buße denen auf, an deren Herzen die bittere Reue nagte, und welche dort Ruhe zu finden dachten. Noch andere zogen hin um des Handels und Wandels willen, oder weil es sie daheim nicht duldete, und sie fremde Völker und Städte sehen wollten, und Lust hatten an buntem Wechsel und Abentheuern.

Darauf kam eine neue Gefahr über das heilige Land, die war größer als alle zuvor. Die Herrschaft der arabischen Chalifen war machtlos geworden und eine Beute anderer Völker. Unter denen war keines kriegsgewaltiger als der Stamm der Türken, welche man die Seldschuken nannte, der hervorbrach aus den Hochlanden von Asien, und sich bekannte zu den Lehren Mohammeds. Ihre Sultane eroberten ein großes Reich, das erstreckte sich weit hin von den Grenzen des fernen China bis zu den Küsten des gelobten Landes. Endlich nahm einer ihrer Emire oder Fürsten, Orthok geheißen, die heilige Stadt, machte sich zum Herrscher, und schlug Alles was sich nicht zu ihm bekannte mit der Schärfe des Schwerdtes. Das geschah im Jahre 1086. Die Christen, welche daselbst wohnten, wurden verfolgt und getödtet, ihre Habe ihnen entrissen, die Altäre umgestürzt, die Kirchen zerstört, die heiligen Stätten entweiht, die Priester geschmäht und verhöhnt, die Pilger hinweggetrieben oder erschlagen, und das Haus Gottes ward zur Mördergrube.

Unter den Boten, welche diese Kunde in das Abendland brachten, war der eifrigste Peter, aus der Stadt Amiens, der lange als ein Einsiedler gelebt hatte, und darum also genannt wurde.

Er durchzog die Länder und erzählte von dem Elende, das er gesehen habe mit eigenen Augen, und predigte vor allem Volke. Da kam Trauer und Klage über die Christenheit, daß so vielen Tausenden von Pilgern das heilige Grab verschlossen sein sollte und das Heil, welches sie dort suchten. Die Fürsten und Ritter zürnten darüber, daß ein blutiger Feind des Glaubens herrschen sollte ihnen zum Hohne im Lande Christi, und schlugen an ihre Schwerdter, welche Gott ihnen nicht umsonst in die Hand gegeben habe. Damals aber herrschte zu Rom ein Papst Urbanus, der zweite dieses Namens; er war ein starker und kluger Fürst der Kirche, der mit scharfem, klarem Auge über den ganzen christlichen Erdkreis hinschaute. Als dieser sah wie der Schmerz überwallte, und in den Herzen der Männer ein zorniger Eifer pochte, und Alle mehr denn je von tiefer Sehnsucht nach dem heiligen Grabe ergriffen wurden, und wußten doch nicht wie sie helfen sollten, da beschloß er, den Strom zum Ziele zu leiten, und den Christen das gelobte Land auf immer zu gewinnen.

Um dieselbe Zeit wollte der Papst um anderer Dinge willen eine große Kirchenversammlung halten zu Clermont in Frankreich; dort gedachte er auch dieses zu entscheiden. Er ging nach jener Stadt und mit ihm viele Bischöfe, und von allen Seiten strömte zusammen, was geistlich war und was weltlich, Fürsten, Herrn, Ritter und vieles Volk. Denn schon ging die dunkle Rede, dort solle Größeres beschlossen werden, als seit Menschengedenken erhört worden. Das war eine glänzende und stattliche Versammlung; da waren 14 Erzbischöfe, 250 Bischöfe, 400 Aebte und viele andere Priester und zahlloses Volk. Als nun das Andere abgethan war, beschied der Papst Alle noch einmal zu einer feierlichen Versammlung auf den 26. Nov. des Jahres 1095. Da gab es in der Stadt keine Kirche und keinen Palast, der groß genug gewesen wäre sie Alle in seinen Mauern zu fassen, darum strömten sie hinaus auf die Straßen und den Marktplatz. Hier waren die Hunderte und Tausende beisammen Kopf bei Kopf, unübersehbar, und wogten durch einander unruhig wie die Wellen des Meeres; denn Alle waren begierig die Worte des Papstes zu hören. Er aber trat hinaus und begann zu ihnen zu reden von der Noth des gelobten Landes und der Schmach des heiligen Grabes, von den blutigen Verfolgungen der Glaubensbrüder und dem grausamen Tode so vieler frommer Pilger; wie Gott den Franken den Glauben

geschenkt, und in ihr Herz Muth, und Stärke in ihren Arm gelegt habe: sie sollten gedenken ihrer Vorfahren und der großen Thaten Kaiser Karls, der ihnen ein herrliches Beispiel hinterlassen habe; sie sollten ablassen von Haß, Streit und Krieg unter einander, und ihr Schwerdt gegen die Ungläubigen wenden. Denn die Stadt der Könige und Propheten wäre in Gefangenschaft und sehne sich befreit zu werden, und flehe ihre Hülfe an. „Brüder, also wird erzählt, habe der Papst gesprochen, erhebet euch zu dieser heiligen Heerfahrt, und seid des unvergänglichen Besitzes im Himmel gewiß! Denn wer da will, daß seine Seele gerettet werde, und seine Sünde ihm vergeben, der muß viel leiden um des Namens Christi willen. Gedenket, was uns gesagt ist durch des Herrn Mund: Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist meiner nicht werth!" Und der Papst glühte voll gewaltigen Eifers, und in seinen Worten zuckte es empor wie die Lohe heiliger Begeisterung.

Das Wort, welches der einzelne Mann gesprochen hatte, schlug wie ein Blitz in die Menge der Menschen, und es brauste dahin, und ward stärker und stärker wie Donner der Wolken im Gewittersturm. „Gott will es! Gott will es!" so riefen Tausende mit einer Stimme, und unterbrachen die Rede des Papstes, warfen sich vor ihm nieder, schlugen weinend an die Brust, und flehten, daß er sie lossprechе von ihren Sünden, und sie würdig ihres Werkes zum heiligen Grabe ziehen könnten. Damit aber alle Welt sähe, daß sie in Wahrheit das Kreuz Christi auf sich genommen hätten, und seine Kreuzträger geworden seien, hefteten sie rothe Kreuze auf ihre rechte Schulter. Es war ein großer Tag, wie er selten ist im Leben der Völker, und wer ihn gesehen hatte, vergaß ihn nimmer.

Wie vom Sturme wurde die Rede des Papstes getragen durch das ganze Abendland: Boten und Prediger des Kreuzes durchzogen alle Länder, und so ging sein Ruf von Mund zu Munde durch ganz Frankreich und Italien, und durch das deutsche Reich und England erscholl es bis zum fernen Norden hinauf. Da begann es zu wogen und zu brausen unter den Völkern, denn ein jeder wollte das heilige Grab erobern und Theil haben an der verheißenen Seeligkeit. Nicht allein die Ritter und wehrhaften Männer erhoben sich, der Ackerbauer zog seine Hand vom Pfluge, der Handwerker verließ die dunkle Werkstätte, Mönche entflohen aus ihren Zellen, und Greise und Weiber eilten herbei, um Gottes Sache zu schirmen. Doch auch solche kamen, die belastet waren mit Schuld und schwe-

rem Frevel, und hofften seiner ledig zu werden im heiligen Kampfe, und andere voll Gier nach Beute und Abentheuer, noch andere verließen die Heimath um des Hungers und Elendes willen. Manche aber, die da meinten vor den Uebrigen etwas Großes zu thun, brannten sich das Kreuz mit glühendem Eisen auf die Brust oder die Stirn. Denn in ihnen brannte wie eine dunkle unheimliche Gluth die verzehrende Flamme des geistlichen Hochmuthes und des wilden Wahnes. Mit unreinen Händen wähnten sie das Heiligste erfassen zu können, und es sei genug, wenn sie danach lechzten, ihr Leben wegzuwerfen; sie fragten Nichts nach Vernunft und Ordnung und bedachten nicht, daß Gott kein Wohlgefallen habe an solchem Wesen. Diese Schaaren ließen sich nicht zügeln; ohne Rath, ohne Zucht und Führer brachen sie auf, zogen durch die Länder der Christen, erschlugen die Juden, geriethen in Krieg mit allen Völkern und unter einander, und kamen endlich ums Leben unter den Säbeln der Türken, bevor sie noch das heilige Land gesehen hatten. So gingen sie elend zu Grunde, weil sie mit Unverstand geeifert hatten.

Unterdeß beriethen die Fürsten mit Ruhe und Ordnung, wie sie die Sache des heiligen Landes am besten führen könnten. Da war der Ruf des Papstes auch zu einem Fürsten des deutschen Reichs gekommen, der war einer der edelsten, zu Gottfried dem Herzoge von Lothringen, den man nannte von Bouillon. So hieß der Stammsitz seiner Väter, am Flusse Semoy im Ardennenwalde. Sein Vater war Eustach der Graf von Bouillon und seine Mutter Ida, eine kluge und fromme Frau, die beide aus dem Geschlechte Kaiser Karls des Großen stammten. Gottfried war der mittelste von ihren drei Söhnen, und seine Brüder waren Balduin und Eustach. Da er sich früh auszeichnete in ritterlichen Thaten, setzte ihn seiner Mutter Bruder, der mächtige Herzog Gozelo von Lothringen zum Erben seiner Güter ein. Als dieser 1076 durch einen Meuchelmörder gefallen war, belehnte König Heinrich der Vierte Gottfried mit der Mark Antwerpen, und da er den König auf dem Zuge nach Italien begleitet hatte, erhielt er im Jahre 1089 auch das Herzogthum Lothringen. Er lebte wie ein ritterlicher Mann es vermag in stürmischen Zeiten. Er kümmerte sich nicht wie andere Große um den Streit zwischen dem Papste und dem Kaiser, welcher damals die Welt erfüllte, sondern gedachte nur sein Eigen zusammen zu halten, und zog in das Feld wider seine Nachbaren, die es ihm entreißen wollten. Er strebte nicht nach hohen Dingen,

war zufrieden mit dem Seinen, der Kirche und ihren Dienern ergeben, war tapfer und furchtlos, und gab nimmer auf, was er einmal beschlossen hatte. Er war von stattlicher Gestalt und starken Gliedern, hatte eine breite Brust, ein helles Gesicht, braunes Haupthaar und Bart, und führte sein Schlachtschwerdt mit gewaltiger Hand.

Als er die Rede des Papstes vernommen hatte, erhob er sich aus seinem engen Leben, und es ergriff ihn, daß er von nun an nur ein großes Ziel vor sich habe, und seine ganze Kraft nur einer großen Sache angehöre. Darum verpfändete er sein Stammschloß, verkaufte seine Güter, um die er gestritten, und schenkte Anderes den Kirchen. Dann sammelte er seine Mannen, und schickte sich mit seinen Brüdern an zum Zuge in das gelobte Land, das ihm jetzt von Ferne herüberleuchtete wie ein hoffnungsreiches Gestade. Auch viele andere Fürsten hatten sich gerüstet, von denen waren manche mächtiger als er. Da war der prächtige Graf Hugo von Vermandois, ein Bruder des Königs von Frankreich, der kampflustige Herzog Robert von der Normandie, ein Bruder des Königs von England, der reiche und mächtige Raimund von St. Giles, der Graf war in der Provence, der gewaltige Graf Robert von Flandern, der Normannische Fürst Boemund von Tarent, voll Kühnheit und großer Verschlagenheit, und sein Vetter, der ritterliche und glänzende Tankred, und noch viele andere, deren Namen man nicht aufzählen kann. An des Papstes Statt zog mit ihnen der Bischof Ademar von Puy, der als Pilger das heilige Land schon gesehen hatte.

Endlich da die Schaaren beisammen waren, ordneten die Fürsten sie an den verschiedenen Sammelplätzen, und Alles zusammengerechnet hatten sich dreimal hundert tausend Menschen und mehr mit dem Kreuze gezeichnet, und standen mit ihren Waffen zur Heerfahrt bereit. Weil aber nicht alle eines Weges ziehen konnten, theilten sie sich dreifach. Die vom Norden Frankreichs zogen durch Italien und gingen dann zu Schiff, die vom Süden fuhren über das Meer zur Küste von Slavonien, Herzog Gottfried mit den Seinen hatte den Weg zu Lande gewählt. Im August des Jahres 1096 brach er auf, und zog die Donau hinab durch das deutsche Reich in das Land der Ungarn, dann durch Bulgarien und langte im December vor Constantinopel an, wo alle Kreuzfahrer sich sammelten. So hatten sich die streitbaren Völker der Christenheit erhoben von dem heimischen Boden, und flutheten

dahin vom Abend nach Morgen, wie Ströme, die sich gewendet haben ihre Quelle aufzusuchen.

Doch bald zeigte sich, daß es wahrlich Glauben erfordere auszuführen, was sie aufflammenden Herzens unternommen hatten, und wie schwer das Kreuz sei, welches sie trugen. Oft kam die große Menge der Menschen in Streit und Hader auch mit den Christen, durch deren Länder sie zogen, denn sie kannten deren Sprache nicht, waren des Weges unkundig, und es mangelte ihnen am Nothwendigsten. Da bedurfte es nicht allein des Muthes und der Tapferkeit, sondern auch der Klugheit und Beharrlichkeit, und vor allem der Geduld. Als nun der Griechische Kaiser zu Constantinopel alle die mächtigen Fürsten vor seiner Stadt versammelt sah, von denen er gehofft hatte, sie würden ihn schützen vor seinen Feinden, vor den Türken, da entsank ihm der Muth; denn er fürchtete, sie könnten ihn, obschon sie Christen waren, vollends um Thron und Reich bringen. Lange haderten sie mit einander, bis ihnen endlich der Kaiser versprach, er wolle ihnen Führer geben und Alles was sie nöthig hätten, und ein Heer mit ihnen senden, wenn die Fürsten einen Eid schwören würden, ihm zu allen Zeiten Treue zu bewahren als seine Lehnsmannen. Ob sie sich nun zwar lange dawider sträubten, so thaten sie es endlich dennoch um des Werkes willen, das sie vorhatten.

Darauf gingen sie in den ersten Tagen des April 1097 über die Meerenge nach Chalcedon und weiter nach Nicomedien, und wandten sich gegen Süden, um durch die große Halbinsel zu ziehen, welche wir heute Klein-Asien nennen. Vor Nicäa, der Hauptstadt des Emirs von Iconium, trafen sie zuerst mit den Türken zusammen. Hier merkten sie wie die Griechen es nicht ehrlich mit ihnen meinten, denn sie ließen sie Mangel leiden, und hätten am Liebsten gesehen, wenn die Kreuzfahrer und die Türken einander geschlagen und vernichtet hätten. Denn als die Pilger Nicäa belagert und die Ungläubigen besiegt hatten, nahmen die Griechen die Stadt, und schlossen die Thore vor beiden zu. Die Pilger aber schlugen den Emir in einer großen Schlacht, und setzten ihren Zug fort über Flüsse und Gebirge und durch feindliche Völker, und viele von ihnen kamen ums Leben, bevor sie noch die Schwelle des heiligen Landes gesehen hatten. Endlich gelangten sie nach der Provinz mit Namen Cilicien, welche am Südende des Meeres liegt, von wo es weiter hinab geht nach Syrien. Hier war ein rauhes und großes Ge-

birge Taurus genannt, wo die himmelhohen Felsen gegen einander stehen als wären es riesige Thore, und in der Tiefe drängen sich Bergströme zwischen Klüften und Hohlwegen schäumend hindurch. Oft führte der schmale Felsenpfad am Rande des schwindelnden Abgrundes vorbei, und war so steil, daß nur mühsam einer nach dem andern empor zu klimmen vermochte. Da standen sie oben verzweifelnd und konnten weder vorwärts gehen noch auch rückwärts, wußten sich nicht zu halten, und warfen die schweren eisernen Waffen von sich oder stürzten mit ihren Rossen und Lastthieren hinab in die schwarze Tiefe.

Nach solcher Pilgerfahrt warteten ihrer neue schwerere Prüfungen vor Antiochien, der Hauptstadt von Syrien. Das war im Monat October des Jahres 1097, und schon war über ein Jahr verflossen seit sie die Heimath verlassen, und sechs Monate seit sie von Constantinopel aufgebrochen waren. Abermals vergingen acht Monate, bevor sie die feste Stadt in ihre Gewalt bekamen. Erst bestürmten sie dieselbe mit aller Macht, und erlitten dabei viele schwere Verluste, denn die Türken vertheidigten sich mit großer Tapferkeit. Als sie aber endlich die Stadt gewonnen hatten, kam nach wenigen Tagen der mächtige Sultan von Mosul und belagerte die Pilger darin. Nun gab es Angriff und Ausfall, Kampf und Gegenwehr, Hunger und Durst, Noth und Elend alle Tage lang, so daß Alles was sie vorher erduldet hatten, ihnen nur wie ein Spiel erschien. Auch stritten die Fürsten um Besitz und Ehre, und manche von ihnen vergaßen, daß sie um des heiligen Grabes willen ausgezogen seien, und trachteten ein Jeder, wie er allein Macht gewönne. Vor allen zürnten heftig gegen einander der schlaue Boemund und der mächtige Raimund. Viele andere verzweifelten in ihrer Noth, fluchten dem Tage, da sie der Heimath den Rücken gekehrt, und entflohen bei Nacht und Nebel zur Meeresküste um ein Schiff zu erreichen, oder gar in das Lager der Ungläubigen. Als nun die Fürsten erkannten, daß sie nur die Wahl hatten zwischen dem Hungertode in der Stadt und dem Tode draußen im Kampfe wider die Türken, erhuben sie sich verzweifelten Muthes, brachen hervor aus den Thoren, und besiegten den Sultan in der offenen Schlacht im Juni 1098.

Da Gott ihnen also aus dieser großen Noth geholfen hatte, schöpften die Pilger wieder freien Athem, und wollten nach so vielem Elende ausruhen, und die Fürsten dachten daran wie ein Jeder

52*

sich festsetze. So wollte Boemund Fürst von Antiochien werden, und fragte nicht mehr nach dem heiligen Grabe, Raimund suchte die Stadt und das Land Tripolis zu erobern an der Meeresküste, und Gottfrieds Bruder Balduin war gar nicht vor Antiochien gekommen, sondern schon vorher weiter nach Osten gezogen, und hatte die Herrschaft Edessa gewonnen zwischen den Strömen Euphrat und Tigris. Aber Herzog Gottfried kümmerte sich um ihre Händel nicht; ihm lag nur das heilige Grab im Sinne, und wie er weiter und weiter vorwärts dränge bis nach Jerusalem, denn es zog ihn unwiderstehlich wie das starke Eisen gezogen wird von dem Magnet, der noch stärker ist. Auch das Pilgerheer begann zu murren wider die Fürsten, daß es nach so vielem Elend und allem Blutvergießen um ihres Haders willen das heilige Grab nicht schauen solle, und laut verlangten sie endlich zum Ziele der Wanderung geführt zu werden. Denn in der Zeit des Zwistes hatte sich ein neues Unheil in Jerusalem begeben. Der Sultan von Aegypten, auch ein Bekenner der Lehre Mohammeds, war dennoch ein Feind der Türken, und als er sah, wie sie von den Kreuzfahrern bedrängt wurden, hielt er es für eine günstige Gelegenheit, und sandte seinen Vezir aus, der nahm die Stadt im Sommer 1098.

Als nun der folgende Winter verflossen war, da war kein Halten mehr, und im Mai 1099 brach das Christenheer auf. Sie eilten zwischen der Küste des Meeres und dem Gebirge Libanon nach Süden hinab; Biblus und Berytus, und die alten Städte Sidon und Tyrus fielen in ihre Hand. Voll brennender Sehnsucht durchstreiften sie nun Galiläa, und ihr Herz schlug höher, daß sie endlich die geweihten Stätten sehen sollten. Dann betraten sie Samaria und Judäa, zogen durch den Eichenwald und das Gefilde von Saron, und nahmen Ramla und Emaus, wo der Herr sich den beiden Jüngern offenbart hatte. Hier waren sie nur noch eine Tagereise entfernt von der Stadt. Die Gluth ihrer Andacht und Ungeduld ließ sie nicht rasten. In ungeordneten Schaaren, eilenden Laufes, manche mit bloßen Füßen, unter lautem Gesange heiliger Lieder vollendeten sie den letzten Theil des Weges. Nur noch eine Bergwand trennte sie von der Stadt; zur Höhe drängte Alles hinauf. Da endlich lag sie vor ihnen mit ihren Thürmen und Zinnen, die Stadt Gottes, wie eine Leuchte auf dem Berge, daß durch sie erleuchtet würden alle Völker der Erde, die noch in der Finsterniß waren. Die Pilger jauchzten auf in lautem Rufe der

Freude und des Dankes, Thränen brachen aus ihren Augen, und sie fielen nieder, küßten den heiligen Boden, und vergaßen Alles, was sie bisher erduldet hatten. Laut priesen sie Gott, daß er ihnen bis hierher geholfen, und ihnen vergönnt habe zu schauen, wonach Könige sich umsonst gesehnt hatten. Das war am 7. Juni des Jahres 1099, ein hoher und herrlicher Augenblick, dessen die Menschen noch heute gedenken nach vielen hundert Jahren.

Aber es war nur ein Augenblick. Noch galt es einen heißen Kampf, denn wohl hatten sich die Aegypter gerüstet sie zu empfangen. Das große Heer der Pilger war zusammengeschmolzen wie Schnee vor der Sonne, und von so vielen die ausgezogen waren, vermochten kaum dreißig tausend die Waffen zu führen; alle andern waren ums Leben gekommen oder zurück geblieben. Darauf sammelten die Fürsten ihre Schaaren und schlossen die Stadt ein.

Wie auf drei Säulen ruhend, erhebt sich auf drei Bergen Jerusalem aus der Tiefe des Thales. Nach Osten liegt der steile Berg Moriah mit dem Tempel Salomos, der fest war wie eine Burg, im Norden davor der zweite, Akra, und gegen Süden der dritte Berg Zion mit der Burg Davids. Ueber allen dreien aber nach Norden zu liegt der Theil der Stadt, welcher Bezetha hieß und einst die Neustadt war, ebener und flacher als die andern. Die drei Berge sind umgürtet von einem engen Thale, das ist im Westen Gihon, im Süden Hinnom und im Osten Josaphat. Unten in der Tiefe dieses Thales rauscht in der Regenzeit der Bach Kidron vorüber zwischen dem Moriah und dem Fuße des Oelberges; eben da ist auch das Wasser der Quelle Siloah, das stille gehet, und ergießt sich in den Teich desselben Namens. Jenseits des Thales aber erheben sich andere Berge, welche wie eine Mauer die Stadt einschließen. Im Osten der Oelberg, der höchste und steilste von allen: hier sieht man hinab auf Jerusalem und weit hinaus in das Land auf die Gebirge von Ephraim und Juda, bis zum dunkeln Spiegel des todten Meeres hin. Auf den Oelberg folgt im Süden der Berg des Aergernisses, und gegen Westen, Zion gegenüber, der Berg des bösen Rathes, wo des Judas Blutacker war. Die Ebenen gegen Norden sind fruchtbar, sonst aber ist der Boden umher hart und wasserarm. So war die Stadt geschützt von Bergen und von einer zwiefachen Mauer umgeben mit hohen Thürmen.

Weil sie nun von der Seite des Gebirges fest war und nicht zu gewinnen, lagerten sich die Fürsten im Norden und Westen, wo

es flacher war. Im Halbkreise zogen sich ihre Zelte herum vom Bache Kidron bis zum Thale Hinnom. In der Mitte zwischen der Grotte des Jeremias und dem Wege, welchen die Pilger von Ramla her gekommen waren, stand Herzog Gottfried mit den Seinen, Golgatha gegenüber. Links von ihm nach Norden vor Bezetha standen Herzog Robert von der Normandie und Graf Robert von Flandern; rechts von ihm nach Süden, vor Zion, Graf Raimund von Toulouse.

Am sechsten Tage, nachdem sie angekommen waren, eilten sie sogleich zum Angriffe. Wild warfen sie sich auf die Mauern und Thürme, und wollten sie nehmen im ersten Anlaufe. Doch durchbrachen sie allein die äußere niedere Mauer, wenige nur erstiegen die innere, welche viel höher war, und wurden von den Zinnen hinabgestürzt, die andern aber wichen voll Schrecken zurück. Die Fürsten erkannten, daß die Stadt mit dem Schwerdte allein nicht zu gewinnen sei. Darum beschlossen sie bewegliche Thürme und andere Werke für eine Belagerung aufzustellen. Aber es fehlte ihnen an Holz, denn in der Nähe der Stadt gab es keinen Wald, und sie hatten keine hinreichenden Geräthschaften. Auch mußten sie schon nicht allein mit den Ungläubigen kämpfen, sondern ein schlimmerer Feind waren Krankheit, Hunger und Durst. Alle Wasserleitungen hatten die Feinde abgeschnitten und verstopft, der Bach Kidron war ausgetrocknet, da es hoher Sommer war, und weit und breit umher gab es nur die eine Quelle Siloah, deren Wasser trüb war und nur sparsam rann stets am dritten Tage. Der Zugang zur Quelle war eng und durch den Felsen gehauen, da drängten sich Menschen und Thiere ohne Ordnung hinzu, von heißem Durste getrieben, die Starken traten die Schwachen zu Boden, und die Letzten stießen die Ersten hinein in die Quelle, daß sie von Leichen verstopft ward. Doch aber waren alle froh, die einen Trunk eklen und schlammigen Wassers gewinnen konnten, denn andere lagen verschmachtend am Eingange der Quelle, und konnten nicht mehr sprechen, weil ihnen die Zunge am Gaumen klebte. Noch andere brachten Wasser in ledernen Schläuchen aus fernen Quellen Meilen weit herbei, das war oft mit Blut gemischt, denn die Feinde brachen plötzlich aus dem Hinterhalt hervor und trieben sie fort vom Rande der Brunnen. Dazu brannte die Julisonne glühend auf den heißen und steinigen Boden; da stürzten Hunderte nieder vor Mattigkeit und standen nicht wieder auf.

Darauf kamen Boten und zeigten an, in den Hafen von Joppe

seien Schiffe von Genua eingelaufen, mit Lebensmitteln und allerlei andern brauchbaren Vorräthen beladen. Sogleich zog eine Schaar zur Küste hinab unter Ausfällen und Kämpfen und brachten zur Stadt, was sie irgend Nutzbares in den Schiffen fanden. Vier Meilen nordwärts aber gegen Sichem zu entdeckten sie einen Wald. Da fällten sie Bäume, und kriegsgefangene Türken und die Lastthiere mußten die mächtigen Stämme zum Lager bringen. Um aber das Werk rascher zu fördern, legte jeder Hand an, und Hoch und Niedrig trugen Tage lang rastlos und unverzagt im Schweiße ihres Angesichts die großen Balken des weiten Wegs herbei. Darauf begannen sie zwei bewegliche Thürme zu erbauen, so hoch, als die Mauern der Stadt; den einen Herzog Gottfried, den anderen Graf Raimund für die Seinen.

Weil aber das Alles nur langsam von Statten ging, beschlossen sie die göttliche Hülfe gemeinsam an zu rufen. In den ersten Tagen des Juli hielten sie alle, Fürsten, Ritter und das ganze Heer einen feierlichen Umzug um die Stadt. Voran wurden die Kreuzesfahnen getragen, und die Pilger schritten mit bloßen Füßen einher, singend und in ihren Waffen, und ließen sich nicht irren von den Hohnreden und Pfeilen der Ungläubigen: so erstiegen sie die Spitze des Oelberges. Als endlich die Thürme vollendet waren, deckten sie dieselben mit Thierfellen, und führten sie gegen die Mauern, und wurden dabei überschüttet von großen Steinen, dicht wie Hagel, und mit brennenden Pfeilen, welche die Aegypter abschossen. Noch trennte sie ein tiefer Graben von der Stadt, auch den füllten sie Tag und Nacht mit Erde und Felsstücken. Am Morgen des 15. Juli rafften die Streiter ihre letzten Kräfte zusammen und schickten sich an zu einem Hauptsturme. Viele meinten, jetzt müsse das große Werk gelingen, Gott selbst habe ihnen ein Zeichen gegeben; denn von der Höhe des Oelberges winke ihnen ein unbekannter Ritter mit seinem Schilde zur Stadt hin. Da fiel die Fallbrücke nieder von dem Thurme auf die Mauer, und der Erste, der sie betrat war einer von Gottfrieds Mannen, Namens Letold, dann Herzog Gottfried selbst und sein Bruder Eustach, dann immer mehr, und endlich alle die andern von allen Seiten mit dem lauten Rufe: „Hilf Gott!“ Das war am 15. Juli des Jahres 1099 an einem Freitage, um drei Uhr Nachmittags.

Als sich die Ungläubigen überwältigt sahen, flohen sie von den Mauern und warfen ihre Waffen von sich. Die Pilger aber über-

fiel die Wuth blutiger Tapferkeit, daß sie endlich am Ziele waren nach allen heißen Kämpfen und Entbehrungen. Voll Rachedurst jagten sie die Straßen hinab und mordeten Alles hin, was ihnen vor das Schwerdt kam, und meinten ein gottgefälliges Werk zu thun, wenn sie Milde und Erbarmen vergäßen. Viele Aegypter waren auf die Zinnen des Tempels geflohen, und vertheidigten sich noch lange tapfer bis auch sie alle erschlagen wurden. Da floß das Blut in Strömen die Stufen und die Straßen hinab. Endlich ermüdeten sie in ihrem wilden Treiben und besannen sich des heiligen Bodens, auf dem sie standen, und ihrer schweren Sünden. Sie legten ihre Waffen ab und zogen voll Zerknirschung zu den geweihten Stätten, warfen sich nieder und dankten Gott, daß er sie durch Noth und Tod so weit geführt habe. Seit dem sie ausgezogen, waren aber fast drei Jahre verflossen. Wohl war nun die heilige Stadt gewonnen, doch nicht minder schwer war es die theuer erkaufte zu bewahren. Denn schon hörten die Kreuzfahrer, aus Aegypten zöge ein großes Heer herbei, sie ihnen zu entreißen. Darum bedurfte das Land zuerst eines Herrschers und Vertheidigers. Also beschlossen die Fürsten Herzog Gottfried zum Könige zu wählen; denn er war hoher Abkunft, tapfer, fromm und demüthig und hatte nicht nach dem Gewinn gefragt, der die andern abseits gelenkt hatte. Er erkannte in dem Rathe der Fürsten den Ruf Gottes, und war bereit sich des Schutzes und der Herrschaft an zu nehmen, aber voll Demuth lehnte er es ab, sich König zu nennen, und wollte die Herrscherkrone nicht tragen, wo der Herr die Dornenkrone getragen hatte. Darauf schlug er das Heer des Sultans von Aegypten, vier Wochen nachdem Jerusalem genommen war.

Seitdem blieb er stark gegen die Feinde, und stand mit seinem Heldenschwerdte wie ein Wächter vor dem heiligen Grabe. Alles Volk umher, die Christen wie die Ungläubigen ehrten und fürchteten ihn. Doch er lebte einfach, wie er immer gewesen war. Einst kamen um einer Sache willen zwei Emire der Seldschuken vor ihn. In schlichtem Gewande saß er auf der Erde auf einem Sacke mit Stroh gefüllt. Darüber wunderten sich jene, daß ein solcher Fürst, der das ganze Morgenland erschüttert habe, so gering erscheine, und statt des Thrones auf niederer Erde sitze. Er aber sagte: „Wie soll der Mensch nicht auf der Erde sitzen, wo er lebt? Wird sie doch sein Grab sein, wenn er gestorben ist!" Darüber ver-

wunderten sich jene noch mehr und sagten unter einander: „Wahrlich, dieser hätte es verdient, die Welt zu erobern, und über alle Welt zu herrschen!"

Nachher gab ihm Gott noch ein Jahr zu leben. Dann kam eine Krankheit über ihn, denn er war erschöpft von allen Kämpfen die er gekämpft hatte. Er starb am 18. Juli des Jahres 1100. Die Fürsten aber und alles Volk bestatteten ihn in der Kirche des heiligen Grabes. Also fand auch er sein Grab auf Golgatha. Darauf setzten sie die Inschrift: „Hier liegt Gottfried von Bouillon, der dies ganze Land der Christenheit gewonnen hat. Seine Seele ruhe in Christo!"

So war Jerusalem eine Stadt der Christen geworden, und wurde vertheidigt von den Königen aus dem Geschlechte Gottfrieds und seines Bruders Balduin, und blieb ein freier Wallfahrtsort für alle Völker des Abendlandes sieben und achtzig Jahre lang. Da brachen von Neuem die Schaaren mohammedanischer Völker herein, und der Sultan Saladin eroberte die Stadt, und bald darauf ging das ganze heilige Land verloren bis auf den heutigen Tag. Wiederum begann die laute Klage um das heilige Grab in der Christenheit, daß das Blut so vieler tapferer Völker umsonst vergossen sei. Dem aber ist nicht also. Jene gewaltigen Thaten sind nicht umsonst geschehen. Gott hat auch sie nach seinem Rathschlusse zum Heile der Menschen gewendet, auch wenn Jerusalem in den Händen der Ungläubigen ist. „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten?" sagte der Engel zu den Frauen, als sie am Morgen der Auferstehung zum Grabe kamen: und da sie in das Grab hineinsahen, war es leer. Nicht Stein und Erde sind die heilige Stätte, sondern des Menschen Herz, in dem der Herr stirbt und aufersteht. Ueberall ist Jerusalem wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, und überall ist die Erde des Herrn.

R. Köpke in Berlin †.

Kalendarium des zweiten Bandes.

Officin der Verlagshandlung.

